ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE WAFFEN= UND KOSTÜMKUNDE

ORGAN DES VEREINS FÜR HISTORISCHE WAFFENKUNDE



SCHRIFTLEITUNG:
PROFESSOR DR. ERICH HAENEL
DIREKTOR DES HISTORISCHEN MUSEUMS
UND DER GEWEHRGALERIE ZU DRESDEN

FÜR KOSTÜMKUNDE:
DR. PAUL POST
KUSTOS DES ZEUGHAUSES ZU BERLIN

NEUNTER BAND

MIT 12 TAFELN UND 151 ABBILDUNGEN

DRESDEN 1921—1922

VERLAG FÜR PRAKTISCHE KUNSTWISSENSCHAFT
DR. F. X. WEIZINGER & CO. / MÜNCHEN

Universitäts-Buchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn in München

INHALTSVERZEICHNIS

A. Abhandlungen und Fachnotizen

(Nach den Namen der Verfasser geordnet)

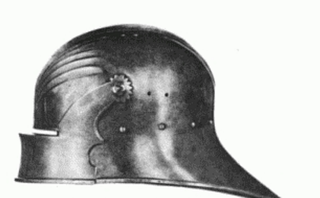


B. Literatur

C. Auktionsberichte

D. Nachrufe

REGISTER



Deutscher Stechhelm
um 1500. Zeughaus Berlin



Maximiliansharnisch
um 1520. Zeughaus Berlin



Deutsche Schallern
aus der 2. Hälfte des 15. Jahrh.
Zeughaus Berlin

ANNA KOMNENA ÜBER DIE BEWAFFNUNG DER KREUZFAHRER

[illegible]

Die interessanten Ausführungen von [illegible] dor Horwitz in seinem Aufsatze „Zur [illegible] schichte der Armbrust" (Z. H. W. K. [illegible] Veranlassung, einer Frage näher [illegible] manchen Waffenhistoriker bereits [illegible] ...ärfte.

Zum Kapitel der Armbrust [illegible] *Boeheim* in seinem „Handbuch der [illegible] (Leipzig 1890, S. 402) u. a. folgend[illegible]

Die gelehrte Tochter des byzantinischen [illegible] Anna Komnena (1083–1148), erwähnt in ihrer [illegible] Comnenae Alexiados XIX libri [illegible] ersten Kreuzzuges einer neuen Art [illegible] mit den Worten: »Die Tzagra ist [illegible] nicht kannten« — Es scheint daraus her[illegible] Armbrust, im Osten noch unbekannt, [illegible] erfundene und nur im Westen [illegible] ...dete Waffe gewesen ist."

In ganz demselben Sinne heißt [illegible] Werke von *Demmin*: „Die Kriegswaffen [illegible] Leipzig 1893, S. 99, vgl. auch S. [illegible]

[illegible] Armbrust, welche Rhodius [illegible] Griechen wiederzuerkennen glaubt, [illegible] unbekannt war, ja welche Ammianus [illegible] selbst schon die Goten führen [illegible] Ende des 10. Jahrhunderts, aber nur anfa[illegible] aufgenommen worden zu sein. Wie hatte [illegible] Anna Komnena (1084–1148) diese Waffe [illegible] können? Die Prinzessin sagt wörtlich: [illegible] Bogen, den wir nicht kannten etc.«"

Dagegen drückt sich *Jähns* in seinem [illegible] einer Geschichte des Kriegswesens von [illegible] bis zur Renaissance" (Leipzig 1880, S. 76[illegible] maßen aus:

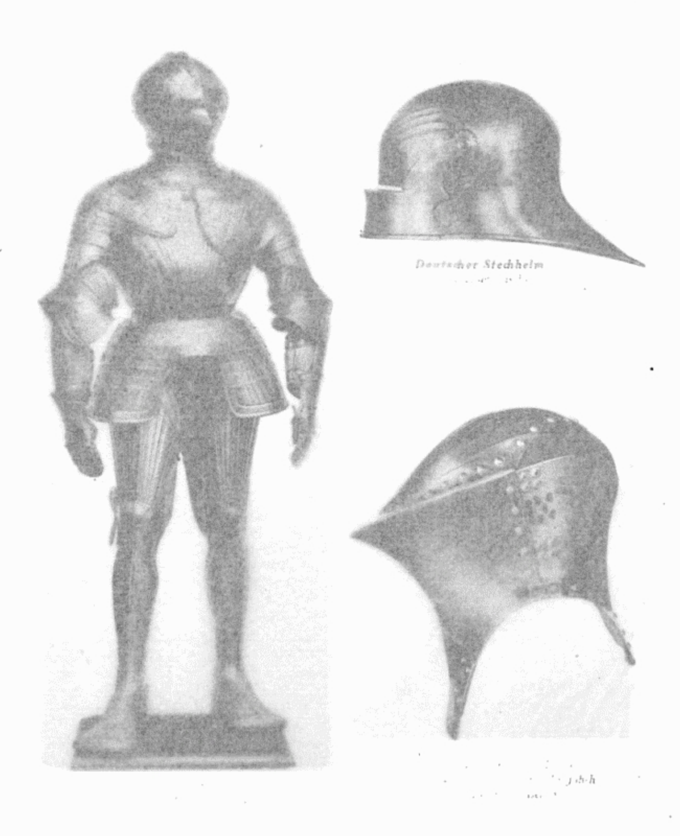
„Die Armbrust, deren sich nach Jornandes und [illegible] Marcellinus bereits die Goten bedienten, ist [illegible] der griechischen Gastraphete hervorgegangen [illegible] sie im oströmischen Reiche als Handwaffe [illegible] kommen zu sein. Denn Anna Komnena (108[illegible] sie als Waffe der Kreuzfahrer unter dem Namen [illegible] beschreibt, erklärt sie für einen ihr unbekannten [illegible]

Und ebenso des weiteren (S. 471, Anm. [illegible]

„Auffällig ist allerdings, daß Anna Komnena [illegible] Alexius [illegible] Namen »Tzagra« [illegible]

[illegible]

[illegible] Ende ihres [illegible] zurück, wo [illegible] Titel „Alexias" [illegible] in den Jahren 1069 [illegible] hervorragendsten historischen



Deutscher Stechhelm

… Jh.

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE WAFFEN- UND KOSTÜMKUNDE
BAND 9 20. JULI 1921 HEFT 1

ANNA KOMNENA ÜBER DIE BEWAFFNUNG DER KREUZFAHRER

VON WALTHER ROSE

Die interessanten Ausführungen von Dr. ing. Theodor Horwitz in seinem Aufsatze „Zur Entwicklungsgeschichte der Armbrust" (Z. H. W. K. 8, 311 ff.) geben die Veranlassung, einer Frage näher zu treten, die wohl manchen Waffenhistoriker bereits beschäftigt haben dürfte.

Zum Kapitel der Armbrust bemerkt nämlich *Boeheim* in seinem „Handbuch der Waffenkunde', (Leipzig 1890, S. 402) u. a. folgendes:

„Die gelehrte Tochter des byzantinischen Kaisers Alexius, Anna Komnena (1083—1148), erwähnt in ihrem Werke »Annae Comnenae Alexiados XIX libri« bei der Beschreibung des ersten Kreuzzuges einer neuen Aft Bogen, die sie »Tzagrae« nennt, mit den Worten: »Die Tzagra ist ein Bogen, den wir nicht kannten.« — Es scheint daraus hervorzugehen, daß die Armbrust, im Osten noch unbekannt, eine im weströmischen Reiche erfundene und nur in Westeuropa bekannte und angewendete Waffe gewesen ist."

In ganz demselben Sinne heißt es auch in dem Werke von *Demmin:* „Die Kriegswaffen" (4. Aufl., Leipzig 1893, S. 99, vgl. auch S. 896):

„Die Armbrust, welche Rhodios in der Gastraphete der Griechen wiederzuerkennen glaubt, und die den Römern nicht unbekannt war, ja welche Ammianus Marcellinus (4. Jahrh. n. Chr.) selbst schon die Goten führen läßt, scheint erst wieder Ende des 10. Jahrhunderts, aber nur anfänglich in Mitteleuropa, aufgenommen worden zu sein. Wie hätten sonst der Prinzessin Anna Komnena (1084—1148) diese Waffen unbekannt bleiben können? Die Prinzessin sagt wörtlich: »Eine Tzagra ist ein Bogen, den wir nicht kannten etc.«"

Dagegen drückt sich *Jähns* in seinem „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance" (Leipzig 1880, S. 760) folgendermaßen aus:

„Die Armbrust, deren sich nach Jornandes und Ammianus Marcellinus bereits die Goten bedienten, ist unzweifelhaft aus der griechischen Gastraphete hervorgegangen. Indessen scheint sie im oströmischen Reiche als Handwaffe außer Gebrauch gekommen zu sein. Denn Anna Komnena (1083—1148), welche sie als Waffe der Kreuzfahrer unter dem Namen »Tzagra« beschreibt, erklärt sie für einen ihr unbekannten Bogen."

Und ebenso des weiteren (S. 471, Anm.†):

„Auffällig ist allerdings, daß Anna Komnena im Leben des Alexius die Armbrust unter dem Namen »Tzagra« als eine bis dahin unbekannte Waffe beschreibt, welche den Menschen so plötzlich zu Boden strecke, daß er den Schuß nicht einmal fühle."

Wenn hiernach Boeheim und Demmin als sogen. Beweis für die Unkenntnis der Byzantiner von der Armbrust sich lediglich auf die obigen Worte der Anna Komnena: „Die Tzagra ist ein Bogen, den wir nicht kannten —" beschränken, so dürfte eine solche Schlußfolgerung eher eine bloße Behauptung, als ein wirklicher Beweis dafür sein, daß mit dieser Tzagra auch gerade die Armbrust gemeint sei, zumal in dem genannten Zitate ausdrücklich nur von einem „Bogen" gesprochen wird.

Mit vollem Recht stellt daher auch gegenüber diesem Zitate Horwitz in seinem eingangs erwähnten Aufsatze (S. 316, Anm. 4) die Frage auf: „Muß hiermit sicher die Armbrust gemeint sein?"

Daß aber in der Tat unter der Tzagra die Armbrust zu verstehen ist, geht erst aus der von Boeheim und Demmin nur mit einem „—" bezw. „etc." angedeuteten weiteren nähern Beschreibung der Anna Komnena mit voller Deutlichkeit hervor, daher denn auch die von Jähns gewählte Ausdrucksweise „der Beschreibung der Armbrust als Waffe der Kreuzfahrer unter dem Namen „Tzagra" als die richtigere erscheint.

Zum Verständnis der Persönlichkeit der Anna Komnena und der Bedeutung ihres Werkes mögen vorweg noch folgende kurze Angaben dienen: Anna Komnena, Tochter des byzantinischen Kaisers Alexios I., geboren 1. Dezember 1083, wurde nach einer gelehrten Erziehung an den reichbegabten und ehrenhaften, aber energielosen Nikephoros Bryennios vermählt, den sie und ihre Mutter Irene bei dem Tode des Alexios (1118) vergeblich aufzustacheln versuchten, mit ihrem Bruder, dem Kaiser Johannes, um den Besitz des Thrones zu kämpfen. Nach dem Tode ihres Gemahls (1137) zog sie sich in ein Kloster zurück, wo sie 1148 starb. Die von ihr unter dem Titel „Alexias" verfaßte Geschichte ihres Vaters in den Jahren 1069 bis 1118 gehört zu den hervorragendsten historischen

Werken der Byzantiner und ist insbesondere eine wichtige Quelle für den ersten Kreuzzug.[1])

Wie hierzu Oster[2]) in der Lebensbeschreibung dieser Kaisertochter hervorhebt, „sind die Quellen, aus denen Anna Komnena schöpfte, zunächst ihre eigenen Erinnerungen und Erlebnisse. Viele Begebenheiten hat sie, wie aus dem Texte selbst an vielen Stellen hervorgeht, selbst mit angesehen und ist namentlich von dem Wirken ihres Vaters Alexios in Constantinopel unverwerfliche Augenzeugin. Vermöge ihrer geistigen Begabung und wissenschaftlichen Bildung vermag sie die Facta in ihrem richtigen Zusammenhang aufzufassen."

„Ferner benutzte sie auch die Mitteilungen anderer, die als Augenzeugen und teilweise als handelnde Personen selbst den erzählten Begebenheiten nahe gestanden. Unter diesen sind besonders alte Krieger, die unter Alexios gedient hatten, genannt, von denen sich Anna Notizen über die Feldzüge, die sie mit dem Kaiser mitgemacht, geben ließ."

Nach dem deutschen Auszug in Schillers „Allgemeiner Sammlung historischer Memoires" lautet nun die hier interessierende Beschreibung der Tzagra wie folgt[3]): „Die Tzagra ist eine bei uns Griechen ganz unbekannte Art von Bogen. Sie wird nicht so behandelt, daß man mit der Rechten die Sehne spannt und mit der Linken den Bogen von sich streckt, sondern man stemmt sich mit beiden Füßen gegen den Bogen, faßt die Sehne mit beiden Händen und zieht sie straff an. In der Mitte liegt eine, in Gestalt eines halben Cylinders ausgemeißelte Röhre von der Größe eines Pfeils. In diese Röhre werden kleine, jedoch dicke Pfeile getan, welche die Sehne mit einer solchen Heftigkeit fortschnellt, daß sie nirgends abprellen. Sie dringen durch den dicksten eisernen Harnisch, ja man hat Beispiele, daß sie durch metallene Bildsäulen und Mauern von den größten Städten gegangen sind, oder sich doch tief in die Steine gebohrt haben. Kurz, die Tzagra ist ein beinahe teuflisches Mordgewehr. Sie streckt den Menschen so plötzlich zu Boden, daß er nicht einmal den Schuß fühlt."[4])

Erst aus diesem vollständigen Zitat ersieht man also, daß in der Tat unter der Tzagra die Armbrust gemeint ist, wie man dies insbesondere an der in der Mitte des Bogens angebrachten Säule (nicht Röhre, wie irrtümlich übersetzt), an der Art des Spannens, wie solche noch ohne mechanische Hilfsmittel nachweislich bis ins 12. Jahrhundert hinein gebräuchlich gewesen ist,[5]) und endlich an der Verwendung der kleineren dicken Bolzen an Stelle der langschäftigen schlanken Bogenpfeile erkennt.[6])

Und wenn auch in dieser Schilderung die schreckenerregende Wirkung der Armbrust in phantastischer Vergrößerung erscheint, und demzufolge dem Abscheu vor dieser ungewohnten Waffe Ausdruck gegeben wird, so darf nicht vergessen werden, daß auch die damalige Ritterschaft Westeuropas von Anbeginn an die Armbrust wegen ihrer außerordentlichen fernwirkenden Durchschlagskraft als eine heimtückische, unritterliche Waffe betrachtete. Das zweite Lateranische Konzil vom Jahre 1139, also noch zu Lebzeiten der Anna Komnena, verbot daher — wenn auch vergeblich — ihren Gebrauch als einen mörderischen unter Christen und gestattete ihn nur gegen Ungläubige, ein Verbot, das mit demselben Mißerfolge später von Papst Innocenz III. gegen Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich erneuert wurde.[7])

---

[1]) Ausgabe der Alexias, Buch I—IX von *Schopen* (Bonner Corpus 1839) und Buch X—XV von *Reifferscheid* (ebenda 1878). Ferner die Gesamtausgabe von *Reifferscheid:* Annae Comnenae Porphyrogenitae Alexias (2 Bände, Leipzig 1884).

Hierzu deutscher Auszug in der von *Schiller* herausgegebenen „Allgemeinen Sammlung historischer Mémoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten" (Jena 1790, I, 1—12).

Sowie *Oster:* Anna Komnena (3 Teile. Rastadt u. Tübingen 1868—1871).

[2]) *Oster* a. a. O. II. Buch, S. 33 u. 36.

[3]) Bd. I, S. 237 daselbst.

[4]) Der in dem byzantinischen Griechisch des 12. Jahrhunderts etwas schwierige Originaltext dieser Stelle lautet nach *Reifferscheid* a. a. O. (Bd. II, Buch X, Cap. 8, S. 83) wie folgt: „ἡ δὲ τζάγγρα τόξον μέν ἐστι βαρβαρικὸν καὶ Ἕλλησι παντελῶς ἀγνοούμενον. τείνεται δὲ οὐχὶ τῆς μὲν δεξιᾶς ἑλκούσης τὴν νευράν, τῆς δὲ λαιᾶς ἀνθελκούσης τὸ τόξον, ἀλλὰ δεῖ τὸν διατείνοντα τὸ ὄργανον τουτὶ τὸ πολεμικὸν καὶ ἑκηβολώτατον, ὡς ἄντις εἴποι, ὕπτιον κείμενον ἑκάτερον μὲν τῶν ποδῶν ἐνερεῖσαι τοῖς ἡμικυκλίοις τοῦ τόξου, ἀμφοτέραις δὲ ταῖς χερσὶ τὴν νευρὰν μάλα γενναίως ἀνθελκύσαι. ἧς κατὰ τὸ μέσον σωλήν ἐστι κυλινδρικὸν ἡμίτομον ἐξημμένον αὐτῆς τῆς νευρᾶς καὶ ὥσπερ τι βέλος ἀξιόλογον μέγεθος ἀπολαμβάνον διήκει ἀπ' αὐτῆς τῆς νευρᾶς ἐς τὸ τοῦ τόξου μεσαίτατον· ἀφ' οὗ βέλη παντοδαπὰ διεκπίπτουσιν. ἐν τούτῳ τοίνυν τὰ βέλη τιθέμενα βραχύτατα μεν τῷ μήκει, παχύτατα δὲ καὶ πρόσθεν ἀξιόμαχον βάρος σιδήρου λαμβάνοντα. καὶ τῇ ἀφέσει τῆς νευρᾶς μετὰ σφοδρότητος καὶ ῥώμης ἁπάσης ἀφιείσης τὰ βέλεμνα οὗ ἂν τύχῃ ἐπεισπεσόντα οὐκ εἰς τοὔμπαλιν ἀποπίπτει, ἀλλὰ καὶ ἀσπίδα διέτρησε καὶ θώρακα βαρυσίδηρον διατεμόντα ἐκεῖθεν διὰ θατέρου μέρους ἐξεπετάσθη. οὕτως ἐστὶ σφόδρα καὶ ἀκατάσχετος ἡ ἄφεσις τῶν τοιούτων βελῶν. ἤδη τοῦτο το βέλος καὶ ἀνδριάντα διεπερόνησε χαλκοῦν καὶ τείχει ἐμπεπτωκὸς μεγίστης πόλεως ἢ ἐπὶ τἄνδον προὔκυψε τοῦ βέλους ἡ ἀκμὴ ἢ ἐνδεδυκὸς κατὰ τὸ μέσον τοῦ τείχους ἀφανὲς γέγονε. τὸ μὲν οὖν τῆς τζάγγρας πρᾶγμα τοιοῦτόν ἐστιν ὡς ὄντως δαιμόνιον. ὁ δὲ πειρασθεὶς τῆς ἐκ τούτου πληγῆς ἀθλιώτατος ἀναισθήτως ἀποθνήσκων καὶ μηδὲ τῆς πληγῆς, ὁπόση τίς ἐστιν αἰσθανόμενος."

[5]) Siehe *Boeheim* a. a. O. S. 410.

[6]) Neben Anna Komnena erwähnt auch *Wilhelm von Tyrus* die Armbrust zur Zeit des 1. Kreuzzuges (1097). Siehe *Demmin* a. a. O. S. 100 und 896.

[7]) Siehe *Boeheim* a. a. O. S. 402/3, *Demmin* a. a. O. S. 100, *Jähns* a. a. O. S. 764.

Neben dieser Beschreibung der Armbrust dürften auch noch einige andere Mitteilungen über die Bewaffnung der als „Kelten" bezeichneten normannischen Ritter, sowie über die Taktik der Byzantiner diesen gegenüber von Interesse sein und für die scharfe Beobachtungsgabe und zuverlässigen Angaben der Anna Komnena Zeugnis ablegen.

So wird in der Geschichte des Krieges ihres Vaters Alexios gegen den normannischen Fürsten Bohemund von Tarent, Sohn des Robert Guiscard, Herzogs von Apulien und Eroberers von Sizilien, nach seinem erneuten Einfall in Griechenland (1108) u. a. berichtet[8]):

„Zu dem Ende schickte Alexios den berühmten Bogenschützen Pyrrhos Georgios mit einigen auserlesenen Leuten gegen Bohemund ab, doch mit dem ausdrücklichen Befehl, ihn bloß von Ferne mit dem Geschoß anzugreifen, und nicht sowohl den Reiter, als das Pferd zu erlegen. Denn der Kelte ist fürchterlich, wenn er auf seinem Roß sitzt; ist aber dieses gefallen, so scheint er gar nicht mehr der vorige zu sein. Sein Schild und die langen geschnäbelten Schuhe erschweren ihm den Gang, und machen es dem Gegner leicht, ihn gefangen zu nehmen."[9])

Desgleichen heißt es später:[10])

„Die berittenen Bogenschützen und Lanzenträger bekamen eine Menge Pfeile mit, die sie aber mehr gegen die Pferde, als gegen die Reiter zu gebrauchen hatten, welche letztere durch ihre Rüstung gleichsam unverwundbar waren. Die keltische Armatur besteht aus einem Panzerhemd, das aus lauter Ringeln zusammengesetzt und aus dem härtesten Eisen verfertigt ist, das keine Pfeile durchläßt. Zu mehrerer Sicherheit tragen sie noch einen Schild, der sehr breit anfängt, und spitz endigt, inwendig etwas ausgehöhlt ist und von außen eine glänzende Politur hat. Jeder Pfeil, ein scytischer sowohl als persischer, prallt, auch wenn er aus einer Riesenhand flöge, wieder gegen den zurück, der ihn abgeschossen hat. Das war die Ursache, warum Alexios den Befehl gab, nur immer auf die Pferde zu zielen, ohne welche die Kelten wehrlose Menschen sind, mit denen man machen kann, was man will."[11])

Diese Angaben enthalten also nicht nur eine deutliche Beschreibung des aus verflochtenen Eisenringen bestehenden Panzerhemdes bezw. des mit aufgenähten Eisenringen verstärkten Hauberts, sowie ferner der charakteristischen Form des großen und etwas gewölbten, oben breiten und nach unten spitz zulaufenden normannischen Schildes, sondern sie liefern auch den höchst bemerkenswerten Nachweis, daß die langen, den Gang erschwerenden Schnabelschuhe (à la poulaines) nicht erst, wie meist angenommen, als eine Mode vom Anfang des 14. Jahrhunderts zu betrachten, sondern schon am Anfang des 12. Jahrhunderts allgemein gebräuchlich sind. Wird doch die Erfindung dieser Mode bereits dem Grafen von Anjou, Fulco IV. (1087), und später dem König Heinrich II von England (1154—1189) zugeschrieben, der sie zum Verbergen seiner mißgestalteten Füße aufgebracht haben soll, daher auch des Königs Beiname Cornado oder Cornatus.[12])

[8]) Siehe *Schiller* a. a. O. Bd. I S. 103.

[9]) Der vollständige Originaltext lautet bei *Reifferscheid* a. a. O. (Bd. I, Buch V, Cap. 6, S. 173) wie folgt:

„καὶ ἐπεὶ ἀτέχνως τὴν φυγὴν ἑώρα ποιουμένους καὶ τὸν Βαϊμοῦντον ὄπισθεν διώκοντα καὶ ἐκείνου ὄπισθεν τὸν Βρυέννιον, μετακαλεσάμενος τὸν καλούμενον Πυρρὸν Γεώργιον ἐπὶ τοξείᾳ ὑμνούμενον καὶ ἑτέρους ἄνδρας γενναίους χωρίσας ἱκανοὺς πελταστάς ὄπισθεν. τοῦ Βρυεννίου ὀξέως ἐλαύνειν ἐπέσκηψε, φθάσαντας δὲ μὴ ἀγχέμαχον τὴν μάχην ποιῆσαι, ἀλλὰ πόρρωθεν κατὰ τῶν ἵππων μᾶλλον συχνὰ πέμπειν τὰ βέλη. ἐπίκασταλαβόντες οὖν τοὺς Κελτοὺς τοὺς ἵππους πυκνοῖς ὀϊστοῖς ἔβαλλον, ὡς ἐν ἀμηχανίᾳ τοὺς ἱππότας καθίστασθαι. καὶ γὰρ ἀνὴρ Κελτὸς πᾶς ἐποχούμενος μὲν ἀνύποιστος τὴν ὁρμὴν καὶ τὴν θέαν ἐστίν, ἐπὰν δ'ἀποβαίη τοῦ ἵππου, τὸ μέν τι τῷ μεγέθει τῆς ἄσπιδος, τὸ δέ τι καὶ διὰ τὰ τῶν πεδίλων προάλματα καὶ δρόμον ἀνεπιτήδειον εὐχειρότατός τε τηνικαῦτα γίνεται καὶ ἀλλοῖος παντάπασιν ἢ πρότερον ὀκλαζούσης οἷον καὶ τῆς ψυχικῆς αὐτῷ προθυμίας."

[10]) Siehe *Schiller* a. a. O. Bd. II, S. 41.

[11]) Der vollständige Originaltext lautet bei *Reifferscheid* a. a. O. (Bd. II, Buch XIII. Cap. 8, S. 199) wie folgt:

„ἐπεχορήγει δὲ δαψιλῆ τούτοις τὰ βέλη παρακελευόμενος μὴ φείδεσθαι τούτων ὅλως, ἀλλὰ κατὰ τῶν ἵππων μᾶλλον ἢ τῶν Κελτῶν ἐπιτοξάζεσθαι, τοῦτο μὲν εἰδὼς ὅτι ὅσον ἐπὶ τοῖς θώραξι καὶ τοῖς σιδηροῖς χιτῶσι δύστρωτοι ἦσαν ἢ καὶ παντάπασιν ἄτρωτοι. βάλλειν οὖν εἰς μάτην καὶ πάντη ἀνόητον ᾤετο. ὅπλον γὰρ Κελτικὸν χιτὼν ἐστι σιδηροῦς κρίκος ἐπὶ κρίκῳ περιπεπλεγμένος καὶ τὸ σιδήριον ἀγαθοῦ σιδήρου, ὥστε καὶ βέλος ἀπώσασθαι ἱκανὸν καὶ τὸν χρῶτα φυλάξαι τοῦ στρατιώτου. προσθήκη δὲ τῆς φυλακῆς καὶ ἀσπὶς οὐ περιφερής, ἀλλὰ θυρεὸς ἀπὸ πλατυτάτου ἀρξάμενος καὶ εἰς ὀξὺ καταλήγων καὶ τἄνδον ἠρέμα ὑποκοιλαινόμενος, λεῖος δὲ καὶ στιλβων κατὰ τὴν ἔξωθεν ἐπιφάνειαν καὶ ἐπ' ὀμφαλῷ χαλκοχύτῳ μαρμαίρων. βέλος τοίνυν, κἂν Σκυθικὸν εἴη, κἂν Περσικόν, κἂν ἀπὸ βραχιόνων ἀπορριφείη γιγαντικῶν, ἐκεῖθεν ἀποκρουσθὲν παλινδρομήσειε πρὸς τὸν πέμψαντα. διὰ ταῦτα τοίνυν ἔμπειρος ὢν οἶμαι ὁ βασιλεὺς τῶν Κελτικῶν ὅπλων καὶ τῶν ἡμετέρων τοξευμάτων ἀφεμένους τῶν ἀνδρῶν τοῖς ἵπποις μᾶλλον ἐπιθέσθαι παρεκελεύετο καὶ καταπτεροῦν αὐτοὺς τοῖς τοξεύμασι παρῄνει, ἅμα δὲ καὶ ἵνα τῶν ἵππων ἀποβεβηκότες εὐχείρωτοι γένοιντο. Κελτὸς γὰρ ἀνὴρ ἔποχος μὲν ἀκατάσχετος καὶ κἂν τεῖχος διατετρήνειε Βαβυλώνιον, ἀποβεβηκὼς δὲ τοῦ ἵππου ἄθυρμα τοῖς ἐθέλουσι γίνεται.

[12]) Siehe *Demmin* a. a. O. S. 612. Die Mode dieser sogen. Schiffsschnabelschuhe nahm bereits gegen Ende des 12. Jahrhunderts namentlich in Frankreich solche Auswüchse an, daß das Konzil von Paris 1212 eine nach dem Range der Träger abgestufte Verkürzung dieser Schuhe anordnen mußte. Ebenso war in Ungarn diese Mode zu derselben Zeit allgemein bekannt, und auch die deutsche Handschrift „Tristan und Isolde" aus dem 13. Jahrhundert zeigt die Ritter schon in Schnabelschuhen.

Siehe auch *A. von Heyden:* Die Tracht der Kulturvölker Europas (Leipzig 1889) S. 89.

Kennzeichnend ist endlich auch die wiederholt hervorgehobene Taktik der Byzantiner gegenüber den Angriffen der schwergepanzerten und daher schwerverwundbaren Reiterei des Abendlandes. In der sicheren Erkenntnis der Unbeholfenheit des vom Pferde gestürzten, durch die Schwere seiner Rüstung an der Bewegung gehemmten Reiters, nehmen die Bogenschützen hauptsächlich die Pferde aufs Ziel, um damit die Wehrlosigkeit des Reiters zu besiegeln. Und diese Kampfesweise hat dann auch während des ganzen folgenden Mittelalters unrühmliche Schule gemacht, nicht bloß in Kämpfen des Fußvolks gegen die schwergeharnischte Reiterei, sondern auch in Gefechten der letzteren untereinander, so daß durch das unerwartete Niederstechen der Pferde des Gegners öfters das Schicksal ganzer Schlachten entschieden wurde: eine Unritterlichkeit, die noch im 16. Jahrhundert in dem spanischen Sprichwort: „Muerto el caballo, perdido l'hombre d'armes!" ihren beredten Ausdruck findet.

WAFFENGESCHICHTLICHES AUS DEM WIENER JAGDTEPPICH

VON OTMAR BARON POTIER

So lang es Hofhaltungen gibt, stets erschien die Pflege der Jagd als ein Zweig des höfischen Dienstes. Freilich waren die fürstlichen Jäger nicht immer auch Weidmänner im besten Sinn des Wortes, wie etwa die Kaiser Max I. oder Franz Joseph I., welchem vielleicht die Zukunft den Ehrennamen „der letzte Weidmann" zuerkennen wird. Im günstigsten Fall waren die gekrönten oder im Schatten eines Thrones geborenen Jäger nur ausgezeichnete Schützen, wie z. B. der Erzherzog Franz Ferdinand, das Opfer von Sarajewo. Jägern dieses Schlages kam es weniger auf das weidgerechte Erlegen des Wildes an als vielmehr auf das Schießen und Treffen an sich, also auf die Tötung von Wild in Masse. Solche Jagdschützen waren nach den Flachbildereien von Kujundschik und Nimrud (König Senacherib im Wildpark — der meisterlich modellierte „Sterbende Löwe" aus dem Zeitalter Assurbanibals, der König auf der Löwenjagd) die Selbstherrscher gewesen, welche im Zweistromlande durch Jahrtausende machtvoll geboten haben.



Abb. 1. Sterbender Löwe. Relief aus Kujundschik c. 870 v. Chr.



Abb. 2. König Assurnasirpal auf der Löwenjagd. Relief aus Nimrud c. 870 v. Chr.

Von diesem Sadismus im Jagdvergnügen, der sich unter Entfaltung des größten höfischen Prunkes im auswahllosen Töten von Lebewesen auszutoben liebte und im Abschlachten von hunderten von Löwen im Circus maximus durch größenwahnsinnige Cäsaren seinen Höhepunkt erreichte, waren augenscheinlich auch die Nachfolger der babylonisch-assyrischen, der medopersischen Großkönige aus dem Geschlechte der Safiden (seit 1502 n. Chr.) angekränkelt. Chardin, welcher im 17. Jahrhundert Persien bereiste, entwirft uns in seiner „Voyage en Perse" (III, S. 390 der Ausgabe vom Jahr 1811) ein höchst packendes Bild von der Anlage, dem Verlauf einer derartigen Paradejagd am Hofe des Schahs: „Bei allen Hofjagden wird ein bestimmtes Gebiet mit Netzen

umhegt und das Wild von fünfzehn bis zwanzig Meilen im Umkreis in diesen Tiergarten hineingetrieben. Ist eine gehörige Menge von Tieren im Gehege, so erscheint der Schah mit seinem Hofstaat, und nun stürzt sich jeder auf das, was ihm gerade über den Weg läuft. Bei dem so entstehenden wüsten Gemetzel werden oft siebenhundert bis achthundert Stücke Wildes erlegt."

Die Darstellung derartiger Jagden war seit ältester Zeit ein Lieblingsvorwurf der persischen Künstler. So zeigt der sassanidische Seidenstoff aus dem 7. Jahrhundert, der bei der Eröffnung des Grabes des hl. Kunibert (623–663), Bischofs von Köln und Beraters der Merowinger Dagobert I. und Siegebert III., im Sarge gefunden worden war, wie Prinz Bahram-Gor (420–438) mit einem einzigen Pfeile einen Löwen und einen Wildesel am Erdboden festnagelt. Wir haben es hier gleichzeitig mit einer Spielart eines beliebten achämenidischen, ja babylonisch-assyrischen Ziermotives zu tun: des den Stier zerreißenden Löwen. Auch von den oben erwähnten Zerrbildern weidmännischer Lust geben zeitgenössische Bildwerke eine überaus lebenswahre Vorstellung. Freilich sind dies meist keine Kunstwerke des Pinsels und des Stiftes, sondern solche der Textilindustrie, nämlich äußerst mühsam geknüpfte Teppiche, welche man heute wegen des gewählten und im Mittelfelde dargestellten Vorwurfes „Jagdteppiche" nennt.

Den berühmtesten dieser ungemein seltenen Gattung von Teppichen hatte 1920/21 das Publikum im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie wieder einmal nach vielen Jahren Gelegenheit zu bewundern und konnte sich hier an dem Farbenspiel dieses Prachtstückes morgenländischen Geschmackes und Gewerbefleißes erfreuen.

Der 6.8 m lange, 3.2 m breite Teppich stellt sich technisch als eine Verbindung von Knüpfung (Seide), wobei 400 Knoten auf den Quadratzentimeter entfallen, mit der Wirkerei (Gold- und Silberfäden) dar.

In der Ornamentik dieses Teppichs vereinen sich zwei Formenkreise: Der ost- und der mittelasiatische. Die um das Mittelfeld gruppierten Drachen- und Phönixpaare, die stilisierten Wolkenbänke sind unzweifelhaft dem mongolisch-chinesischen Formenschatz entlehnt. Während der Drache dem Ostasiaten das Sinnbild des im Weltall allgegenwärtigen Wassers ist, welches als Dunst von der Erde zum Himmel aufsteigt, sich dort zur Wolke verdichtet, um vom Himmel in ewigem Kreislauf als befruchtender oder verheerender Regen, dann unter Blitz und Donner, wieder zur Erde herniederzurauschen, der Drache (Kurikararyo) also, eine der vielen Formen, der Gottheit Fudo, eine Verkörperung des Gesanges der Geister über den Wassern ist:

Zum Himmel geht es
Und wieder nieder
Zur Erde muß es –
Ewig wechselnd ....

erscheint dem Chinesen, dem Japaner der Phönix, der Vogel Fo-Hoo, als das Symbol der alljährlich sich selbst zeugenden und aus sich selbst wiedergebärenden Natur. Dieses Kämpferpaar erscheint auch auf persischen aus dem 15. Jahrhundert stammenden Klingen, wie solche Waffen in den Museen zu Dresden, München, Wien, in der Schatzkammer des Sultans (die Ausstellung von Meisterwerken muhammedanischer Kunst in München 1910, Bd. III, Taf. 234, 238–239) aufbewahrt werden. Der Drache allein tritt uns auf dem prächtig geschnittenen Heft eines um 1480 in Herat geschmiedeten Dolchmessers (E. v. Lenz, *Collection d'armes de l'Ermitage impérial, 1908, Taf. XI, C. 504)* entgegen. Das beliebte Wolkenband endlich ist nichts anderes als das gestreckte herkömmliche Zeichen für den heiligen Schwamm (Tschi), der dem Chinesen die Unsterblichkeit verkörpert. Die der chaldäischen Kunst – „. . . und du sollst zwei Cherubim machen . . ." (2 Mose, 25, 18) – eigentümlichen und von dieser hier entlehnten geflügelten Engelsgestalten, die Kette der Löwenmasken in der Randleiste des Teppichs, die Kleidung der aus dem allzu üppigen Blüten-, Palmetten- und zusammenhängenden, einem unterscheidenden Merkmal des „persischen" Teppichs, Rankenwalde im Innenfeld des Teppichs hervorbrechenden Reiter verraten, daß die Kartons zu diesem Teppich von einem allerdings noch unter mongolischem Einfluß stehenden persischen Künstler – Persien war ja vom 13. bis 15. Jahrhundert eine Provinz des großen Mongolenreiches – entworfen worden waren. Die Geschicklichkeit, die Grundelemente eines fremden Formenschatzes in sich aufzunehmen, sie im Sinne des eigenen künstlerischen Empfindens umzumodeln und dabei trotzdem deren charakteristische Eigenart zu wahren, ist ja so überaus bezeichnend für die persische Kunst.

Wie der ostasiatische bei dem mittelasiatischen Motivenschatz Anlehen machte, so tat dasselbe dieser bei jenem, und in ihrem Grenzgebiet, als welches wir das heutige Ostturkestan ansehen dürfen, flossen die beiden Formenkreise geradezu ineinander, wie zwei Ströme, deren Wasser im gemeinsamen Bett eine Strecke scharf getrennt voneinander herabfließen, sich aber allmählich doch miteinander vermischen und gegenseitig durchdringen. So weist die berühmte

silberne Kanne im Schatze des Tempels Horyuji zu Nara (Japan) Elemente der sassanidischen Kunst auf. Dasselbe gilt von den Jägern auf Flügelrossen und den Löwen, welche wir auf einem in derselben Schatzkammer aufbewahrten Rest eines Banners bemerken, wie von dem Bild des mittelasiatischen Bergschafes auf einem japanischen Windschirm im kaiserlichen Schatze zu Nara (O. Kümmel, *Das Kunstgewerbe in Japan*). Oder sehen wir uns die Motive auf den ostturkestanischen, den Samarkandteppichen an. Hier tritt uns im Fond des Teppichs gern das uralte morgenländische Motiv des Lebensbaumes (Thuba) entgegen. Es ist dies ein aufrechter, an der Spitze eine Blüte tragender Stengel mit symmetrisch angeordneten meist geknickten Seitentrieben. Dieses Bild des aus der Grabkammer hervorsprießenden neuen Lebens erscheint schon auf den assyrischen Denkmälern und wurde von den iranischen Persern als der Baum Allheil (Viça-taokhma) in ihre floristische Symbolik übernommen, von wo es in die der mohammedanischen Welt überging: der Wunderbaum des Lebens steht im Mittelpunkt des Paradieses, er ist der Baum der Bäume. Daneben aber erscheint auf den Samarkandteppichen gern die japanische Sonnenscheibe, einzeln oder verstreut, oder das aus zwei links und rechts gewendeten Wellenkämmen gebildete Wappen von Korea (G. Ströhl, *Japanisches Wappenbuch*, S. 150, Fig. 273a). Die Ecken und Rahmen an diesen Teppichen füllt sehr glücklich mäanderartiges ähnlich der kufischen Quadratschrift rechtwinkelig gebrochenes Streifenwerk (Kakuji), dessen Ursprung in den Zeichen der altchinesischen um 800 v. Chr. unter dem Kaiser Hsuanwang aufgekommenen Ta-tswan- und in der zeitlichjüngeren San-fan-ta-tswan-Zierschrift zu suchen ist.

Unser Jagdteppich, welcher um 1580 in einer für den persischen Hof arbeitenden Manufaktur entstanden sein dürfte und der Überlieferung zufolge 1698 vom Zaren Peter dem Kaiser Leopold verehrt worden ist, zeigt den Versuch, einen Tiergarten (Ha'ith) mit seinem Wieswachs naturalistisch darzustellen, wenn auch selbstverständlich stilisiert.

Doch nicht diesem Wunderwerke altmorgenländischer Teppichweberei an sich, sondern der Bekleidung, Bewaffnung und sonstigen Ausrüstung von Mann und Roß der auf ihm ersichtlichen vornehmen und recht realistisch aufgefaßten Jagdgesellschaft wollen wir unsere Aufmerksamkeit im besonderen zuwenden.

Seinem bildlichen Inhalt nach zerfällt der Teppich in zwei nach seiner Längsachse orientierte, im wesentlichen sich gleichende Hälften. Jede dieser Hälften scheidet sich wieder in zwei nach der Querachse des Teppichs gestellte Halbscheiden. In jedem dieser so gewonnenen Viertel sind die Jäger und die Tiere so angeordnet, daß sie dem in der Mitte des Teppichs Platz nehmenden und mit dem Gesichte der schmalen Seite zugewendeten Beschauer in jeder Hälfte in ihrer natürlichen Stellung erscheinen. Also: Die Köpfe oben, die Füße unten. Scheinbar ganz willkürlich verteilen sich die Jäger und das Wild – Antilopen, Wildschafe oder Steinböcke, Hasen, Wildesel, Wildschweine, Vögel, Schakale und Wölfe, aber auch Hyänen, Panter und der kurzmähnige persische Löwe – über das Innenfeld des Teppichs. Bei genauerem Zusehen bemerkt man jedoch bald, daß dieses scheinbar wirre Durcheinander doch ein wohlgeordnetes Neben- und Hintereinander ist. Es gliedert sich nämlich in neun zu den Schmalseiten des Teppichs parallel laufende Streifen, wobei die von dem im Stern des Teppichs stehenden Beschauer räumlich entfernteren, also „weiter hinten“ von ihm sich abspielenden Szenen übereinander angeordnet erscheinen, ohne jedoch die Gesetze der Perspektive zu berücksichtigen. Den ersten und zweiten Streifen in jeder Hälfte nehmen je zwei Reiter ein. Im dritten, vierten und fünften dringen je vier, im sechsten und siebenten je fünf Jäger auf das Wild ein. Den achten Streifen nehmen zwei Reiter ein, während im Zwickel des neunten ein Reiter sozusagen das ganze dargestellte Jagdbild krönt. Aus dem Wirrsal des Rankenwaldes heben sich mithin auf der Fläche des ganzen Teppichs achtundfünfzig Reiter und vier Fußknechte heraus.

Die Mitglieder der Jagdgesellschaft tragen durchwegs mächtige Turbane, verziert mit dem Reiherstutz oder der Straußfeder; nur ganz vereinzelt dient beides demselben Turban zum Schmuck. Die zum Knöpfen eingerichteten Schlußröcke reichen fast bis zu den Knieen der Reiter herab. Vereinzelt tritt auch eine kamisolartige Überweste auf, welche ihrer Färbung nach vielleicht aus Leder genäht war, obwohl betont werden muß, daß sich der Künstler bei der Färbung aller Jäger und Pferde die größte Freiheit gestattete, dabei nur das dekorative Moment berücksichtigte, wie man auch aus der Art der Handhabung der Waffen durchaus nicht darauf schließen darf, daß die vornehmen Perser alle Linkshänder gewesen seien. Die Oberschenkel stecken in engen Hosen, die Unterschenkel in über die Kniee reichenden Strümpfen, welche unter den Knieen von farbigen, zu einer Masche geschürzten Strumpfbändern gehalten werden. Nur ein einziger Reiter trägt eine Pluderhose. Die Füße stecken in niederen, spitz zulaufenden Schuhen.

Was die Bewaffnung anbelangt, so führen vier Reiter und zwei Fußknechte den Pallasch (Kaddara)

mit abgebogenem, von einer kurzen, nach unten gebogenen Parierstange gedeckten, offenbar vorzüglich in der Hand liegenden Griff. Die Klingen dieser Pallasche weisen eine verblüffende Übereinstimmung mit dem von W. Boeheim in dieser Zeitschrift (1., 6) vom militärisch-technischen Standpunkt aus gewürdigten sogenannten Säbel Karls des Großen in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien, mit dem von E. v. Lenz auf den Tafeln VII, 267 und IX, 264 der „Waffensammlung des Grafen S. D. Scheremetew" abgebildeten persischen Pallaschen auf, während wir bezüglich der Bauart der Griffe Anlehnung in „Eine Säbelstudie" von Lenz (Z. H.W. K. 6, 180) finden Die ordonnanzmäßige blanke Waffe der Jäger auf unserem Teppich ist dagegen der Krummsäbel (Schamschir-Löwenschweif) mit mäßig gebogener Klinge: fünfzehn Jäger säbeln mit ihm auf das Wild ein. Den messerartigen Krummdolch (Khandschar) mit der von einem kräftigen Grat durchzogenen Klinge, in einem massiven, die Hand gut füllenden Griff aus Bein oder Metall, gebrauchen nur zwei Berittene, welche damit den ihre Gefährten angehenden Löwen den Genickfang geben. Acht Reiter tragen Speere, deren rautenförmigen Stoßklingen am unteren Ende des Schaftes düllenkeltartige eiserne Schuhe entsprechen, wie man solche auch an den abessinischen Spießen (M. Jähns, *Entwickelungsgeschichte der alten Trutzwaffen,* X, 1 und 2) antrifft.



Abb. 3. Aus dem Wiener Jagdteppich. Um 1580

Vier der Weidgesellen bedienen sich der Streitkolben (Gurz). Deren birnenförmiger, deutlich von Schlagblättern gegliederter Kopf sitzt auf einem anscheinend etwas elastischen Stiel, wodurch die Schlagkraft des Kolbens wesentlich gesteigert würde, und worin wir möglicherweise den Urahn des Gummiknüttels unserer modernen Polizisten erblicken dürfen. Zwei der mit Pallaschen ausgerüsteten Fußknechte tragen ein keulenartiges geflammtes Gerät geschultert, das vielleicht eine Fackel, dessen Träger also einen Treiber vorstellen könnte. Ein Reiter zerrt an einer Wurfschlinge, einem Lasso, ein Wildschaf hinter sich her, zwei persische Simsons kommen ihren Gefährten dadurch zu Hilfe, daß sie einfach die Löwen an deren Schweifen zurückreißen, wobei das Roß des einen Reiters scheinbar durch Beißen in den Kampf tätig mit eingreift, was ja nach Herodot (V, 111) auch das Leibpferd des persischen Generals Artybios als wohldressierter Kriegskamerad seines Herrn getan haben soll. Diese Erzählung und die betreffende Darstellung auf unserem Teppich ist wohl glaublich, wenn wir uns an die isländischen Hengstdings erinnern, oder an die aufregende Episode in dem Turnier denken, welches 1521 anläßlich der Hochzeitsfeierlichkeit zu Linz abgehalten worden war, als der Erzherzog Ferdinand die Prinzessin Anna von Ungarn ehelichte. Von dem Herrn Sebastian v. Losenstein wird nämlich berichtet, dessen Turnierhengst sei dazu abgerichtet gewesen, sobald ihm sein Herr den Maulkorb abwarf, zusprach und den Zügel schießen ließ, sich in das andere Roß zu verbeißen, worauf der Losensteiner in Linz seinen spanischen Herausforderer „baß geschlagen und hart verwundet, auch gleich den Garaus hat machen wollen". General Jean Baron de Marbot erzählt (*Mémoires,* Paris, 1891) ähnliches von der bösartigen Stute, welche er am Tage von Eylau (8. Februar 1807) geritten hatte. Das Pferd wurde durch einen Bajonettstoß verwundet. Rasend vor Schmerz sprang die Stute auf ihren Schädiger zu, riß ihm mit ihren Zähnen die Gesichtshaut herunter, so daß Marbot ein lebender von Blut überströmter Totenschädel entgegengrinste. Dann warf sich das Pferd zwischen die Kämpfenden, faßte einen Offizier, den es buchstäblich zertrampelte. Hier möchte ich einschalten, daß 1897 einer meiner Studienkollegen als Strafrichter des Bezirksgerichtes in Radstadt (Salzburg) folgendes Erlebnis hatte: Zwei Bauern waren, um den Weg abzukürzen, über eine umfriedete Weide gegangen. Eine dort grasende Mutterstute erblickte darin offenbar eine Gefahr für ihr Fohlen. Sie, ein schwerer Pinzgauer, nahm einen der beiden Eindringlinge an und spielte dem Mann durch Trampeln sehr übel mit. Die Fälle zeigen, daß mit derartigen von Naturanlage kampflustigen oder kriegerisch erzogenen Pferden durchaus nicht zu spaßen ist.

Abb. 4. Persische Miniatur, 15. Jahrhundert

Alle Jäger führen ausnahmslos Pfeil (Asti) und Bogen (Jaj), die hoch in Ehren gehaltenen Nationalwaffen des Persers von alters her, für welche Wertschätzung M. Jähns in seinem oben angeführten Werke (S. 303) aus der Literatur — Herodot, Aischylos, Xenophon, Prokop von Cäsarea — eine Reihe von sprechenden Beweisen anführt. Die Bogen, wie sie uns der Teppich zeichnet, sind die typisch persisch-turkmenischen: verhältnismäßig kurz, nach auswärts gekrümmt, das heißt im sehnenlosen (abgesträngten) Zustand gegen das Ziel zu offen und stark konkav, zusammengesetzt aus einem Holzkern, welchen um diesen herumgeleimte Sehnenfasern und Hornplatten decken. Die Pfeile sind mit bärtigen, also mit Widerhaken versehenen Eisen bewehrt und in zwei Zeilen mit schwarzen Federn befiedert. Die Spannweise scheint die sogenannte Mittelmeerspannung zu sein. Das heißt: die linke Hand — der aus einem zeichnerischen Grund regelmäßig wiederkehrende zeichnerische Irrtum auf dem Teppich, daß die rechte Hand dies täte, darf uns nicht irre machen — hält bei wagrecht ausgestrecktem Arm den Bogen in dessen Mitte; Zeige-, Mittel- und Goldfinger der rechten Hand ziehen die Sehne bis zur Augenhöhe auf, wobei das befiederte Schaftende des Pfeiles zwischen Zeige- und Mittelfinger ruht. Von den Fußknechten schießen zwei die Pfeile knieend ab. Den zur Aufnahme des Bogens bestimmten Köcher trägt der Schütze, um den Leib geschnallt, an der rechten, den Pfeilköcher an der linken Seite. Die Riemen dieser Köcher sind reich mit vermutlich metallenen Rosetten besetzt.

Die Haltung der in einem ausgezeichneten Futterzustand befindlichen, ja förmlich gemästeten, dabei jedoch auffallend dünnbeinigen Jagdpferde, eine Körperbeschaffenheit, welche wir an den auf persischen Miniaturen des Schâhnâmêh dargestellten Pferden überhaupt beobachten, wodurch vermutlich die Leichtfüßigkeit, Schnelligkeit des Pferdes symbolisiert werden soll, ist im Gegensatz zu derjenigen der Vertreter der verschiedenen Wildarten bei aller scheinbaren Lebhaftigkeit durchaus schablonenhaft, von dem künstlerischen Herkommen förmlich in Fesseln geschlagen.

Als Zäumung dient die Trense. Das Gebiß ist ein sehr leichtes. Vereinzelt ist dem Kopfgestell eine



Abb. 5. Persische Miniatur. 1528

Halsquaste, ein Dscheleng, als Zier angehängt, und der Reiter dieses Rosses dadurch wohl als ein höherer Würdenträger kenntlich gemacht. Tritt ein Vorder- und Hinterzeug auf, so sehen wir, daß in der Wirklichkeit die Beriemung von reichen

Beschlägen erglänzte. Die Sättel sind Bocksättel mit hohen Stegen (Zwieseln) und tief herabreichenden Seitenblättern. Meist ist ein jeder Sattel mit einer gestreiften, gewürfelten, oder mit Sternchen, mit Rosetten bestickten Decke verhüllt. Wie groß das Beharrungsvermögen des Morgenländers auch auf dem Gebiet der Kleinkunst ist, zeigt ein Vergleich dieser Sternchen, Rosetten hinsichtlich der Formen- und Farbengebung mit der Musterung der Kaftane der Gardisten auf dem Faiencefries am Palast des Königs Dareios I. in Susa (M. Dieulafoy, *L'acropole de Susa*) und mit der 1870 vom Österreichischen Museum für Kunst und Industrie erworbenen und im Saal VIII ausgestellten Leibbinde. Die sehr kurz geschnallten Bügel sind die kleinen persischen mit schmalen gewölbten Stegen und Trittblechen, in denen im Gegensatz zu den mächtigen arabischen Steigbügeln nur der Vorfuß des Reiters Platz findet. Die langen Schweife der Pferde fallen in etwas gekünsteltem Schwung entweder frei und „fasanenartig" herab, so daß man meinen könnte, die persischen Stallburschen hätten die Pferde vor dem Ausritt nach richtiger Roßtäuschergepflogenheit „gepfeffert", oder die Schweifhaare sind ähnlich wie die oft auch eingeflochtenen Mähnenhaare ab- und aufgebunden, wohl um beim Durchbrechen durch das Unterholz sich nicht in diesem zu verfangen.



Abb. 6. Prinz Bahram-Gor auf der Löwenjagd
(Aus dem Wiener Jagdteppich)

Die auf diesem Teppich dargestellten Ausschnitte aus dem Bild einer persischen Hofjagd stimmen im Vorwurf und in seiner künstlerischen Ausführung ganz auffallend mit zwei persischen Miniaturen überein, deren eine dem 15. Jahrhundert zugeschrieben wird, während die andere von dem Illuminator Scheich Muhammed ben Fachr-ed-din Ahmed es Sultani aus Herat im Monat Scha-'ban des Jahres 934 (d. i. am 21. April 1528) in einer Abschrift vollendet wurde. Erscheint auf dem ersten Bildchen der tötlich verwundete Löwe in der Haltung förmlich dem sterbenden Löwen aus dem Palaste Assurbanipals nachempfunden, so erinnert auf dem zweiten Bild die vom Maler festgehaltene Episode auffallend an den Meisterschuß des Prinzen Bahram-Gor, wenn wir in der Raubkatze, welche hier den Esel schlägt, nicht etwa anstatt des Löwen einen Jagdleoparden erblicken dürfen.[1])

Ich bin am Schluß meiner Ausführungen angelangt. Sollte ich die eine oder die andere Einzelheit übersehen haben, so entschuldigt dies der Umstand, daß ich ja ebenfalls nur wie jeder andere Besucher der Ausstellung morgenländischer Teppiche aus ehemals kaiserlichem Besitz den hier waffengeschichtlich gewürdigten Jagdteppich aus einer gewissen Entfernung studieren konnte und darum kleinere Einzelheiten in der Bekleidung und Bewaffnung, besonders der gegen die Mitte des Teppichs gerückten Berittenen, übersehen haben mag, eine Möglichkeit, welche das blendende Glänzen der Seide im von oben einfallenden Licht, die stellenweise Ausmoderung des Teppichflores unterstützte. Das aber beweisen die Trachtenbilder auf diesem Teppich von neuem wieder: die außerordentliche Zähigkeit, mit welcher der Asiate am erprobten Althergebrachten hängt, der sich damit mittelbar zu dem Spruche Freidanks bekennt

Swâ man lobet diu alten site,
Dâ schiltet man diu niuwen mite.

[1]) Literarisch gewürdigt wurde dieser Teppich im „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen", Wien, 13. Bd., 1892. — „Orientalische Teppiche", Wien, 1892, unter Nr. 130. — F. R. Martin: „A history of oriental carpets 1908", S. 54. — „Die Ausstellung von Meisterwerken muhammedanischer Kunst", München 1912, Bd. I, Taf. 42 und 43. — W Bode: „Vorderasiatische Knüpfteppiche", Leipzig 1914, S. 9.

JOHANN GLÖCKNER VON ZITTAU, EIN NÜRNBERGER FESTUNGSBAUMEISTER 1430—1442

VON ALBERT GÜMBEL

Zu Beginn des Jahres 1430 hatten sich die Heerscharen der Hussiten raubend und mordend über die an Böhmen angrenzenden deutschen Landschaften ergossen. Auch Franken litt damals in furchtbarer Weise: Bayreuth, Kulmbach, Hof und andere Städte und zahlreiche Dörfer sanken in Asche, die Einwohner, soweit sie nicht „zu Holz", d. h. in die Wälder geflüchtet waren, wurden ermordet oder zur Erpressung von Lösegeldern fortgeschleppt. Endlich gelang es dem Markgrafen von Brandenburg und den übrigen fränkischen Herren durch Zahlung von hohen Brandsteuern, die Hussiten von weiteren Verwüstungen abzuhalten. Auch Nürnberg erkaufte die Schonung seiner Umgebung durch Erlegung von 12000 Goldgulden. Jedoch gaben sich Rat und Bürgerschaft keineswegs der Hoffnung hin, damit für alle Zeiten vor dem Angriff eines Feindes, den kaum noch religiöse Begeisterung, sondern grimmiger Deutschenhaß und zügellose Plünderungslust über die Grenzen führte, gesichert zu sein. Mit größtem Eifer wurde die schon seit einigen Jahren, insbesondere nach Ankauf der Markgrafenburg, begonnene Verstärkung des Befestigungsgürtels der Stadt fortgesetzt, wobei die gesamte, über 12 Jahre alte Bevölkerung, Männer und Frauen, zur Fron im Graben verpflichtet war, soweit sie sich nicht von diesem Dienste durch Geld loskaufte. Schon wiederholt hatte die Stadt für diese Arbeiten den Rat und die Anweisung fremder Werkleute in Anspruch genommen, unter denen insbesondere der Baumeister und Büchsengießer Hans Felber von Ulm zu nennen ist.[1]) Auch im Februar 1430, als die Lage für Nürnberg besonders drohend erschien, war dieser auf Bitten des Rates nach Nürnberg geeilt. Möglicherweise trugen sich die Nürnberger mit der Absicht, Felber dauernd oder doch auf längere Zeit für den Dienst der Stadt zu gewinnen, indessen gelang dies nicht. Dagegen finden wir gerade seit jener Zeit, da die Nachrichten über Beziehungen des Ulmer Meisters zu Nürnberg versiegen, den Namen eines anderen Baumeisters genannt, der acht Jahre lang (1430 bis 1438) sein Können in den Dienst der Reichsstadt stellte: es war dies der Lausitzer *Johann Glöckner von Zittau*. Wohl nicht ganz zufällig dürften die Augen des Rates auf jenen Mann gefallen sein. War doch seine Heimatstadt Zittau, besonders seit dem Jahre 1421, da sie das Prager Domkapitel schützend in seine Wälle aufgenommen hatte, die Vormauer der beiden Lausitzen gegen den Ansturm der ketzerischen Feinde und wurde wiederholt von den Hussiten berannt.[2]) An zwanzig Male, sagen alte Schriftsteller, seien die Böhmen auf die Stadt losgegangen und hätten sie Tag und Nacht umschwärmt, ohne sie gewinnen zu können. So durften die Nürnberger wohl hoffen, an dem Lausitzer Meister einen Mann zu gewinnen, der jedenfalls mit der Kampfweise der Hussiten gründlich vertraut war. Vielleicht hatte er auch in der Heimat schon an dem besonders starken und vielerprobten, zweifachen Mauergürtel Zittaus mitgearbeitet.

Über die Lebensschicksale Johann Glöckners vor seiner Übersiedlung nach Nürnberg konnte ich nichts feststellen. Höchst wahrscheinlich war er ein Sohn oder Verwandter des Zittauer Oberstadtschreibers *Johannes Glöckner*, der von Carpzow[3]) 1406 als Notarius (oder Unterstadtschreiber) genannt wird, 1407 Landschreiber wurde und 1411 und 1413 in der Stadtkanzlei tätig war. In Nürnberg wird der Baumeister Johann Glöckner erstmals im Sommer 1430 genannt. Damals empfing er 13 ℔ und 4 Schillinge Haller als Liebung, d. h. als Geschenk und Anerkennung für seine Anweisung bei Aufstellung der Winden und Ausführung einiger Arbeiten im Stadtgraben.[4]) Schon in diesem Jahre 1430 oder 1431 dürften bestimmte Abmachungen zwischen der Stadt und Glöckner getroffen worden sein, die den Meister an Nürnberg banden, denn in dem späteren Vertrag zwischen ihm und dem Rate vom 14. März 1432 wird von einer „alt taiding", d. h. einer älteren Abmachung gesprochen, die nun ungültig sein solle.

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Der Baumeister und Stückgießer Hans Felber von Ulm, dessen Beziehungen zu Nürnberg und Todesjahr" im Rep. f. Kunstwissenschaft, Bd. XXXIV, S. 232 ff. Auch die Augsburger sandten den Nürnbergern damals zwei Werkleute „zu trost" zu.

[2]) Pescheck, Handbuch der Geschichte von Zittau, 2. Tl., S. 508 ff.

[3]) Analecta Fastorum Zittaviensium, Zittau 1716, II, S. 301.

[4]) Vgl. Beilage I, Nr. 1 (Ich habe die uns in den Nürnberger Archivalien, besonders den Nürnberger Stadtrechnungen begegnenden Nachrichten über Glöckner in der „Beilage I, Nr. 1—30", am Schlusse des Aufsatzes gesammelt).

Dazu stimmt, daß der Meister im Mai 1431 nach Zittau eilt, um die Übersiedlung seiner Familie nach Nürnberg zu bewerkstelligen; zu dieser Reise leistete der Rat einen Zuschuß von 6 ℔ und 12 Schilling Haller.[5]) Im Juni ist er wieder in Nürnberg, zu welcher Zeit er für einige Modelle und „anweisung" 3 ℔ 4 Schillinge 8 Haller empfing.[6]) Aus dem Frühjahr 1432 besitzen wir sodann den Wortlaut des schon oben berührten späteren Vertrages, der einen früheren von 1430 oder 31 zu ersetzen hatte. Glöckner tritt auf drei Jahre vom Datum der Bestellung (14. März) an mit einem wöchentlichen solarium von 1 ℔ neuer Haller in die Dienste der Stadt. Er schwur, dem Rate dienen und alle seine „Vernunft", Wissen und Können in allen Dingen nicht verhalten, sondern nach seinem besten Verstehen mitteilen, lehren und „beweisen" zu wollen. Der Rücktritt vom Dienste solle ihm während der drei Jahre nicht gestattet sein, dagegen solle es dem Rate freistehen, ihm „aufzusagen", wann er wolle. An dem Tage seiner Vereidigung empfing er zugleich ein Geschenk von 24 fl., „wann er sich sust nicht bestellen wolt lassen".[7]) Schon im August des folgenden Jahres macht sich aber das Bedürfnis einer Neuregelung des Dienstverhältnisses geltend; es scheint fast, als ob der Meister dem Rate durch wiederholte Bitten um Vorlehen lästig geworden sei.[8]) In diesem neuen Vertrag vom 29. August 1433[9]) verpflichtet sich Glöckner der Stadt fünf Jahre lang getreulich um den bisherigen Sold zu dienen; zugleich erhielt er zu seiner großen „notdurft" aus Freundschaft ein Vorlehen von 50 fl. rheinisch, das er in diesen fünf Jahren durch jährliche Abzüge von 10 fl. an seinem Gehalt tilgen solle.

Aus den folgenden Jahren 1433—1435 besitzen wir dann besonders zahlreiche und bemerkenswerte Nachrichten über Arbeiten des Meisters für den Rat. Offenbar bilden diese Jahre den Höhepunkt seines Nürnberger Wirkens. So empfing er im Herbst 1433 eine außerordentliche Entlohnung für zwei Baumodelle („monster zum pau") *aus Eisen*, wie besonders hervorgehoben wird,[10]) kurz darauf zehn Schillinge Haller „am zeug zum abwegen".[11]) Im Sommer 1434 erhielt ein „fremder Schreiber" 1 ℔ Haller für die Abschrift eines Pergamentbüchleins, enthaltend eine von Glöckner verfaßte Ordnung, „wenn die stat belaegert würd".[12]) Wir dürfen darunter wohl eine Ordnung verstehen, wie uns eine solche aus dem Jahre 1430[13]) und eine andere aus etwas späterer Zeit, aus den Jahren des Kampfes der Stadt mit Markgraf Albrecht Achilles, überliefert ist.[14]) Insbesondere dürfte diese Glöcknersche „Ordnung" Bestimmungen über die Verteidigung der Stadt im engeren Sinne, also z. B. Zahl der Verteidiger bei den einzelnen Toren, Türmen und Zwingern, Anzahl und Kaliber der Bestückung, Bedienung der Geschütze usw. enthalten haben. Leider ist sie uns nicht mehr erhalten. Schwerer zu deuten ist jenes „monster auf ernstlich krieg", für welches Glöckner im Herbst 1434 10 fl. empfängt.[15]) Daß „monster", d. h. Muster in der Bedeutung von „Modell', zu nehmen ist, zeigen uns die Nürnberger Stadtrechnungen an vielen Stellen,[16]) im übrigen fehlt uns jeder Anhaltspunkt zur näheren Feststellung von Art und Umfang dieses „monsters". Daß es sich um das Modell irgendeines Befestigungswerkes gehandelt habe, nach welchem gebaut werden sollte, liegt bei den besonderen Aufgaben, die Glöckner in Nürnberg übertragen waren, nahe. Deutlicher sehen wir bei einem weiteren in das Jahresende 1434 fallenden Eintrag der Stadtrechnungen, nach welchem der Meister 4 ℔ Haller „für ein muster an (d. h. auf) einem gemolten tuch eines veltkriegs oder legers', erhielt.[17]) Es handelte sich also um den gemalten

[5]) Beilage I, Nr. 2.
[6]) Beilage I, Nr. 3.
[7]) Ebenda Nr. 4 und 5.
[8]) Ebenda Nr. 7.
[9]) Ebenda Nr. 9.
[10]) Ebenda Nr. 10.
[11]) Ebenda Nr. 11.
[12]) Ebenda Nr. 14.
[13]) Diese, betitelt „Ordnung ob man die stat Nüremberg belegert, wie man sich darinnen halten soll," ist heute im Germanischen Museum verwahrt (Pergament-Handschriften Nr. 23628, besprochen und gewürdigt von Köhler im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", 1871, Nr. 6 und 7). In der Vorrede zu dieser Ordnung heißt es: *Als vor ettwieviel jaren ein ordnung gemacht ward, ob das waer, daz man die stat berannt vnd ein geleger davor wölte werden, wie man denn halten vnd was ein yeglicher awßrichten sölte, also ist dieselb ordnung vernewt vnd gebessert nach der stat pewen, als hernach geschrieben steet, Michahelis anno etc. tricesimo (= 29. September 1430).* Gerade aus dem Jahre 1430 berichtet uns die „Chronik aus Kaiser Sigmunds Zeit (Nürnbg. Chroniken I, S. 376): *Item anno dom. 1400 und in dem 30. jar da ward mancherley verwandelt in Nuremberg sunder mit gepew umb dy stat mit twingern und mit abprechen etlich maur und gefutert greben, dyselben stain man widerumb vermauret*". Den neuerlichen Änderungen in „der stat pewen" seit 1430 sollte wohl die Ordnung von 1434 Rechnung tragen.
[14]) Vgl. Chroniken der deutschen Städte, Nürnberg II, S. 275 ff.
[15]) Beilage I, Nr. 15.
[16]) Z. B. Nürnberger Stadtrechnungen im Kreisarchiv Nürnberg vom Jahre 1517, Bd. VI, Fol. 10a: *Item 32 guld. landswerung haben wir geben Peter Imhof, paumaister des neuen spitals, die maister Hanns Beham fur ein erung zu geben, fur das geschnitten muster zu demselben spitalpau.*
Und weiter unten: *Item 20 guld. landsw. maister Hanns Beham fur ein geschnitzt muster zu dem rathaus fur ein erung.*
[17]) Beilage I, Nr. 16.

Abriß eines befestigten Feldlagers, wie solche ja gerade in der Kriegführung der damaligen Zeit eine hervorragende Rolle spielten. Bekanntlich waren die Hussiten Meister in der Anlage derartiger Feldbefestigungen. Zweifelhaft erscheint es, ob ein weiterer Rechnungsposten vom März 1435[18]) sich auf die gleiche Sache oder eine zweite ebensolche Arbeit bezieht. Damals erhielt unser Zittauer Meister 5 fl. „*von eins musters wegen pro labore und das auch das tuch gekost hat zu moln.*" Ähnliche Entlohnungen „*von eins musters wegen*" und „*fur ein muster*" finden sich dann auch im August 1435 und im Juli 1436 in den Stadtrechnungen vorgetragen.[19]) Im Laufe des Jahres 1436 scheinen sich aber Vorgänge abgespielt zu haben, die zu einer vorübergehenden Trübung des Verhältnisses zum Rat und zum Entschluß Glöckners führten die Stadt zu verlassen, obwohl er nach dem Wortlaut seiner am 16. November 1435 neuerdings eingegangenen Verpflichtungen gelobt hatte, der Bürgerschaft von Nürnberg noch weitere drei bzw. jetzt noch zwei Jahre zu dienen; dabei hatte er sich auch ausdrücklich verpflichtet, keinen „Urlaub", d. h. Dienstentlassung vom Rate zu verlangen, sowie diesen mit allen Anlehensforderungen zu verschonen.[20]) Gleichwohl zeigte sich letzterer nunmehr von seiner besten Seite. Er beschloß, Glöckner noch 121 fl. zu „leihen und zu geben zu seinem gewöhnlichen Sold von mancherlei Anweisung und Muster wegen der Gebäu".[21]) Am 12. Dezember 1436 nahm unser Meister „urlaub" und stellte der Stadt eine Generalquittung „umb all sach", d. h. über Befriedigung aller seiner Forderungen aus. Die Rückzahlung der früheren Anlehen zu 50 und 30 fl. schrieb man nach dem resignierten Eintrag der Stadtrechnungen als uneinbringlich ab.[22])

Glöckners Abwesenheit war aber nicht von langer Dauer. Schon im Mai 1437 finden wir unseren Zittauer Festungsbaumeister wieder in Nürnberg und von neuem bereit, seine Kräfte auf weitere zwei Jahre (gerechnet von Walburgis 1437) um die gleiche Besoldung wie vorher (1 fl neu wöchentlich) in die Dienste der Reichsstadt zu stellen.[23]) Doch schon ein Jahr später, im Sommer 1438, scheint Glöckner Nürnberg schon wieder und diesmal für immer verlassen zu haben, denn aus dieser Zeit besitzen wir eine Rechnungsbemerkung über Forderungen, die er *von auswärts* an den Rat stellte; er wurde mit Zahlung von 2 fl. abgefunden.[24])

Ob er in seine Vaterstadt zurückkehrte oder wohin er seine Schritte lenkte, vermochte ich einstweilen nicht festzustellen. Die letzte Nachricht, die wir über Beziehungen des Zittauer Meisters zu Nürnberg haben, stammt aus dem Frühjahr 1442. Damals ließ er dem Rate durch einen unbekannten Mittelsmann einige Muster (doch wohl zu Bauten) vorlegen und erhielt dafür den Betrag von 5 fl.[25])

Es entsteht nun noch die Frage, welchen Nürnberger Baulichkeiten die Tätigkeit Glöckners galt. Die uns erhaltenen Bestallungsabmachungen zwischen ihm und der Stadt bewegen sich nur in ganz allgemeinen Ausdrücken hinsichtlich der von ihm erwarteten Dienstleistungen. In dem Vertrag vom 29. August 1433 heißt es z. B. lediglich, daß er der Stadt fünf Jahre lang treulich dienen, gewarten und gehorsam sein solle, wozu sie seiner bedürfe oder begehre, und ähnlich in den andern. Klarer lassen uns hierin die Einträge der Stadtrechnungen sehen. Schon der erste vom Sommer 1430 gibt uns in dieser Hinsicht einen Wink, indem von Anweisungen die Rede ist, die Glöckner für Arbeiten „im Graben" gab. Volle Aufklärung geben uns aber sodann die sehr häufigen Rechnungsposten der folgenden Jahre über Bauvornahmen „*hinter der Veste*" und „*auf der Veste*", im Zusammenhalt mit einigen chronologischen Nachrichten.[26]) Bei der Bezeichnung „hinter der Veste" ist als Ausgangspunkt die innere Stadt selbst gedacht und gemeint ist damit das Vorterrain vor dem Vestnertor nördlich der im Jahre 1427 von der Stadt erworbenen burggräflichen Burg, bis dorthin Eigentum der Markgrafen von Brandenburg, Burggrafen von Nürnberg. Deren Umgebung entbehrte bisher eines festen Schutzes, wie er gegenüber einem so gefährlichen und entschlossenen Feinde, wie es die Hussiten waren, geboten erschien. Die Gefahr war dringend und seit Oktober 1428 wurde dort im „graben nach bey der prucken", d. h. der Schlagbrücke beim Vestnertor mit größtem Eifer gearbeitet.[27]) Schon

[18]) Ebenda Nr. 17. [19]) Ebenda Nr. 19 und 22. [20]) Ebenda Nr. 9, dritter Absatz. Er hatte damals neuerdings einen Vorschuß von 30 fl. erhalten. [21]) Ebenda Nr. 24. [22]) Ebenda Nr. 9, vierter Absatz. [23]) Ebenda Nr. 26 und 27. [24]) Ebenda Nr. 29. [25]) Ebenda Nr. 30. [26]) Ich habe die hieher gehörigen Nachrichten der Nürnberger Stadtrechnungen in der Beilage II, a) bis r) gesammelt. [27]) Vergl. Chroniken der deutschen Städte, Nürnberg, Bd. I, S. 374, in der Chronik aus Kaiser Sigmunds Zeit bis 1434: „*und in demselben jar (= 1427) hub man an in dem graben zu arbetten an sant Symon und Judas obent (= 27. Oktober). Item anno domini 1400 und 28 jar da ward der twinger umb des kunigs vesten volbracht und zugemaurt an der ailftausend maid tag (21. Oktober) in der virden or vor mitten tag. Item anno domini 1400 und 28 jar am nehsten samstag nach Symonis et Jude da hub man den graben nach bey der prucken an zu mauren umb der stat vesten, dy des marggraven von Brandenburg gewesen ist. Item anno domini 1400 und in dem 28 jar an s. Kathreyn obent in der dritten or auf den tag da hub manden dritten zwinger an unter der prucken vor dem vesten tor.*"

aus dem November gleichen Jahres hören wir von der Inangriffnahme des dritten Zwingers „unter der prucken vor dem vesten tor“. Diese Arbeiten wurden während der dreißiger Jahre ununterbrochen fortgesetzt, seit 1430, wie wir sahen, unter der technischen Oberleitung unseres Meisters Glöckner. Vom Rate waren zur Beaufsichtigung („gewartung“) dieser Bauarbeiten zuerst Konrad Eysvogel, dann Paul Stromer abgeordnet, denen, solange gearbeitet wurde, eine gewiße wöchentliche Entschädigung zustand; während dieser ganzen Zeit lag auch die Verwahrung des Vestnertores und der hier über den Graben führenden Brücke in den Händen der genannten Baukommissäre, die auch hiefür eine gewisse Entlohnung genossen. Im Sommer 1438 scheinen die Arbeiten im großen Ganzen fertiggestellt gewesen zu sein, denn damals wurde vornehmen Besuchern die Besichtigung der Veste unter Führung des letztgenannten Ratskommissärs gestattet.[28]) 1439 hören wir auch ausdrücklich von „mauern“ an der Brustwehr des Grabens „gen veld wartz“, also an der äußeren Grabenmauer, was wohl gleichfalls die Annahme eines gewissen Abschlusses der Schutzbauten erlaubt. Um Fronleichnam 1440 nahmen auch die „Älteren Herren“, d. h. die eigentlichen Staatsregenten, die neugeschaffenen Festungsanlagen in Augenschein.[29])

Von den Glöcknerschen Festungsbauten ist heute nichts mehr vorhanden; sie mußten seit 1538 den auf italienische Manier errichteten Bastionen Antonio Fasonis[30]) weichen.

BEILAGE I

AUSZÜGE AUS DEN NÜRNBERGER STADTRECHNUNGEN, JOHANN GLÖCKNER VON DER SITTAU BETREFFEND, 1430—1442

No. 1 bis 30

No. 1. 1430, 14. Juni bis 12. Juli: Item dedimus 13 ℔ 4 sh. hl. dem Johanni Glöncker von der Sitaw zu liebung von anweisung wegen etlicher winten und gepeu im graben das ertreich auszufüren und sust anderer gepeu unterweisung (Nürnberger Stadtrechnungen, Große Register Bd. III, Fol. 476a).

No. 2. 1431, 2.—30. Mai: Item dedimus 6 ℔ 12 sh. hl. Johanni Glöker von der Sittaw zu liebung, als er heimzoch und sein weib meinet herzupringen. (Ebenda Bd. IV, Fol. 9b).

No. 3. 1431, 30. Mai bis 27. Juni: Item dedimus 3 ℔ 4 sh. 8 hl. Johanni Glökner von der Sittaw von etlicher muster und anweisung wegen. (Ebenda Fol. 11b.)

No. 4. 1432, 5.—22. März: Item dedimus 12 ℔ hl. und 12 guld[ein] Johanni Glökner für sein dinst, die er den burgern mit anweisen etlicher peu getan hat, die man im ainzigen geben hat, und mer 24 fl. voraus, als man in auf dreu jar bestellet, unum pro 1 ℔ 2 sh. hl., faciunt in hallensibus 51 ℔ 12 sh. hl. (Ebenda Bd. IV, Fol. 19a).

No. 5. Johannes Glöckner von der Sittaw: Man hat Johannem Glöckner von der Sittaw bestellt und hat darauf gesworen ein aid, daz er dem rate und der stat zu Nüremberg getreulichen dienen und gewarten und sein vernunft, können und wißen in allen dingen nicht verhalten, sunder nach seinem besten versteen furderlich mittailn, leren und beweisen sol on alle argliste und geverde dreu jar die nehsten nacheinander nach datum diser schrift und daz er denselben dinst dieselben zeit nicht aufzusagen hat, würd aber dem rate sein dinste dazwischen nicht gefellig oder füglich [sein], so mügen sie im wol aufsagen, wenn sie wöllen.

Und darumb sol man im alle wochen 1 ℔ n. hll. ze lon geben, dieweil er also in der burger dinst ist und die alt teiding ist mit der jetzigen taiding ab und tritt also an den dinst auf den nehsten mittwochen act. fertia VIa post Gregorii anno etc. (14) 32o (= 14. März 1432).

Item man hat im 24 guld. landswerung zu liebung geben, als er swur, wann er sich sust nicht bestellen wolt laßen; und die sind vers[chriben] im 31 register.

Nota man hat ein ander teiding mit im getroffen, ut patet folio 48o. (Reichsstadt Nürnberg, Amts- und Standbücher No. 269, Fol. 62a [49a]).

---

[28]) Stadtrechnungen, Große Register, Bd. IV, Fol. 294 a, 1438, 11. Juni bis 9. Juli: *Item dedimus 7 sh. 4 hlr. um wein, domit Pauls Stromeir den bischof von Rewsen und sein diener eret, als er die vesten beschauet.*

Ebenda, Fol. 295 a, 1438, 9. Juli bis 6. August: *Item dedimus 1 ℔ hlr. um wein und obs, domit Pauls Stromeir herr Caspar Sligken eret, als er auf der vesten was.*

[29]) Ebenda, Fol. 383 a, 1440, 22. Juni bis 20. Juli: *Item dedimus 2 ℔ hlr. Hansen Weigel zu erung fur kost und wein domit er die eltern erte, als sie um corporis Christi auf der vesten warn und da allerlai beschauten.*

[30]) So oder „Fasani“ (vereinzelt auch „Fasuni“) nennt sich der welsche Baumeister selbst in den für die Stadt ausgestellten Quittungen.

No. 6. 1432, 22. März bis 1433, 24. März: Hanns Glökner.

Summa 50 ℔ hl., das man Hannß Glökner von der Sittaw, dem anweiser der stat pau, das vergangen jahr zu solar[ium] geben hat. (Ebenda Fol. 70a).

No. 7. 3.–31. Dezember: Item dedimus 14 ℔ hl. meister Johan Glökner von der Sittaw, dem anweiser des gepeus im graben, die im der rate hieß geben, als er begeret im 20 guld[ein] zu leihen zu seiner notdurft, dafür man im dieselben 14 ℔ hlr. gab, daz er dester williger war. (Ebenda Fol. 50b).

No. 8. 1433, 24. März bis 1434, 6. März: Johan Glokner.

Summa 51 ℔ hl. daz man meister Johan Glökner von der Sittaw, dem anweiser der stat pau, das vergangen jar pro salario geben hat. (Ebenda Fol. 109b).

No. 9. 1433, 29. August: „Johannes Glöckner von der Sittaw. Als unser herren des rats zu Nüremberg Johannsen Glökner von der Sittaw, der vor auch ir diener ist, ut patet folio XLIX°, zu seiner großen notdurft in freuntschaft jetzunt par gelihen haben fünfzig guld[ein] landswerung, also hat er in widerum gelobt und versprochen dies[elben] 50 guld[ein] in den nehstkünftigen jaren wider zu geben und zu bezalen nemlich jeds jars dazwischen X guld[ein] on geverde, und dies[elben] L fl. ist man der stuben schuldig.

Er hat sich auch verpunden und ein[en] gelerten aide zu got und den heiligen gesworn, daz er dem rate und der stat zu Nür[mberg] die nehstkünftigen fünf jar getreulich dienen, gewarten und gehorsam sein süll und well, warzu sie bedürfen oder begern, daz er in sein dienst dazwischen nicht aufzusagen hat; wol möchten sie im den dienst aufsagen, ob sie wölten und er sol dieselben zeit iren nutz und frumen mit guten treuen werben und fürdern und iren schaden wenden und warnen, als verren er kan und mag, on alle argliste und geverde; und darum sol man im alle wochen 1 ℔ n. haller ze lon geben, dieweil er also in der burger dinst ist. act. sabato ante Egidü (= 29. August) anno domini 1433.

Item conceßimus dem obg[enanten] meister Johan Glökner iterum jussu consilii 30 guld. landswerung und er hat sich auch begeben, daz er den burgern die dreu jar, die er in noch verpunden ist, aufgerecht ausdienen und kein urlaub dazwischen von in vordern noch umb kein lehen mer pitten wöll. actum feria 4a post Martini anno etc. 35° (= 16. November 1435).

Item er hat urlaub genommen feria IVa an[te] Lucie virg. anno etc. 36° (= 12. Dezember 1436) und hat die stat umb all sach quitirt, als des ein brief vorhanden ist, ligt bei andern quitbriefen sub scampno und man hat sich der obge[schriben] schuld verwegen und die verschri[ben] im 36. register fol. 76."

Kreisarchiv Nürnberg, Reichsstadt Nürnberg, Amts- u. Standbücher, Rep. 52B No. 269, Fol. 61a.

No. 10. 1433, 28. Oktober bis 25. November: Item dedimus 4 ℔ 18 sh. hl. meister Johan Glökner um zwei monster zum pau, die sind eisnein (Nürnberger Stadtrechnungen Große Register Bd. IV, Fol. 86a).

No. 11. 1434, 17. Februar bis 6. März: Item dedimus 10 sh. hl. meister Johan Glökner um zeug zu abwegen. (Ebenda Fol. 88b.)

No. 12. 1434, 6. März bis 1435, 22. März: Johan Glögkner.

Summa 54 ℔ hl. das man meister Johan Glogkner von der Sittaw das jar pro salario geben hat von anweisung und anschikens wegen der stat pau. (Ebenda Fol. 151a.)

No. 13. 1434, 31. März bis 28. April: Item dedimus 17 sh. 4 hl. meister Johan um etwas notdurft zum pau. (Ebenda Fol. 118b.)

No. 14. 1434, 23. Juni bis 21. Juli: Item dedimus 1 ℔ hl. von einer schrift in pergamen einem fremden schreiber, die meister Johan Glökner gemacht hat, von einer ordnung wegen, wenn die stat belaegert würd. (Ebenda Fol. 121a.)

No. 15. 1434, 15. September bis 13. Oktober: Item dedimus 14 sh. 4 hl. Johanni Glökner von eins musters wegen. (Ebenda Fol. 123b.)

Item dedimus 11 ℔ hl. an 10 fl. meister Johan Glökner zu schankung von eins monsters wegen auf ernstlich krieg (Ebenda).

No. 16. 1434, 8. Dezember bis 1435, 5. Januar: Item dedimus 4 ℔ hl. meister Johan Glögkner für ein muster an einem gemolten tuch eins veltkriegs oder legers, und mer 11 ℔ hl. an 10 fl. gab man im zu liebung von etlicher anweisung wegen, jussu consilii (Ebenda Fol. 126b).

No. 17. 1435, 2.–22. März: Item dedimus 5½ ℔ hl. an 5 guld[ein] Johanni Glögkner von der Sittaw von eins musters wegen pro labore und das auch das tuch gekost hat zu moln. (Ebenda Fol. 128b.)

No. 18. 1435, 23. März bis 1436, 13. März: Johann Glögkner. Summa 51 ℔ hlr., daz man Johann Glögkner von der Sittaw das jar pro salario geben haben (!) von anweisung und anschickens wegen der stat pau. (Fbenda Fol. 189b.)

No. 19. 1435, 10. August bis 7. September: Item 10 sh. hl. meister Johan Glögkner von eins musters wegen. (Ebenda Fol. 164a.)

No. 20. 1435, 16. November siehe No. 9.

No. 21. 1436, 13. März bis 1437, 8. März: Johan Glockner. Summa 43 ℔ hl. daz man Johan Glockner

von der Sittaw daz jar pro salario geben haben (!) von anweisung und anschickens wegen der stat pau. (Ebenda Fol. 230b.)

No. 22. 1436, 4. Juli bis 1. August; Item dedimus 15 sh. hl. meister Johan Glockner fur ein muster. (Ebenda Fol. 200b.)

No. 23. 1436, 12. Dezember siehe No. 9

No. 24. 1436 (19. Dezember) — 1437 (16. Januar). Item dedimus 121 guld[ein] und 9 sh. haller, daz man meister Johann Glockner von der Sittaw jussu consilii einzingen gelihen und geben hat zu seinem gewonlichem sold von mangerlei anweisung und muster wegen der gepeu und anders, als das verschr[iben] ist in dem roten puch cum januis volii 48 und in dem soldnerschuldpuchlein volii 23, die guld[ein] gerechent unum pro 1 ℔ 2 sh. hlr., facit im hallensibus 142 ℔ 2 sh. hlr. (Ebenda Fol. 204b/205a.)

No. 25. 1437, 8. März bis 1438, 22. März.

Johann Glöckner von der Sittaw.

Summa 44 ℔ hl. n. daswir das jar Johan Glockner von der Sittaw pro salario geben haben von anweisung und anschickens wegen der stat pew. (Ebenda Fol. 282a.)

No. 26. 1437, 13. Mai: Item dedimus 7 ℔ 14 sh. an siben guld[ein] meister Johannß, die man im schankt, als man in wider zu diener aufnam auf des rats absagen. act. feria 2a pest Nerei et Achillei. (Ebenda Fol. 242a.)

No. 27. 1437, 1. Juni: „Johann Glögkner von der Sittaw. Item man hat meister Johann Glögkner bestellt, daz er sich verpunden und einen gelerten eide zu got und den heiligen gesworn hat dem rate und der stat zu Nüremberg von sant Walburgentag nehstvergangen zwei jar die nehsten nacheinander schirstkomende getreulichen zu dienen, zu gewarten und gehorsam zu sein, warzu sie sein bedürfen oder begern, iren nutz und frommen mit guten treuen zu werben und zu fürdern und iren schaden zu warnen und zu wenden und auch sein vernünft, können und wißen in allen dingen nicht verhalten sunder nach seinem pesten versteen fürderlich mitzuteiln und zu beweisen und soll auch des dinsts in derselben zeit nicht aufsagen den burgern; wol mügen sie im den dienst aufsagen, wenn sie wöllen, so er in nicht mer füglich wer. und darumb sol man im alle wochen 1 ℔ n[ovi] h[aller] zu sold geben, dieweil er also in der burger dinst ist. act. sabato ante Erasmi anno etc. 37mo“ (= 1. Juni 1439).

Kreisarchiv Nürnberg, Reichstadt Nürnberg, Amts- und Standbücher, Rep. 52B, Fol. 51a.

No. 28. 1438, 22. März bis 1439, 12. März:

Johanni Glockner von der Sittaw.

Summa 22 ℔ hlr., das wir Johann Glockner von der Sittaw das jare geben haben von anweisung und anschickens wegen der stat peu. (Ebenda Fol. 326a.)

No. 29. 1438, 9. Juli bis 6. August: Item dedimus 2 flor. Johann Glockner, als er dem rate geschr[iben] hette, jussu consilii. facit 2 ℔ 4 sh. hlr. (Ebenda Fol. 295a.)

No. 30. 1442, 4. April bis 2. Mai: Item 5 guld[ein] meister Hanß Glockner zu erung von etlicher monster wegen, die er dem rate fürbringen ließe. (Ebenda Fol. 453a.)

BEILAGE II

AUSZÜGE AUS DEN NÜRNBERGER STADTRECHNUNGEN,[1] DIE BAUTEN „HINTER DER VESTE“ BETREFFEND, 1428—1440

a) bis r)

a) 1428, 28. Juli bis 25. August: Item dedimus 57 hlr. neu dem Eysvogel zu liebung von des zuwartens wegen des gepeues und des türleins auf der vesten auf- und zuzesperren von 57 wochen. (Bd. III, Fol. 396a.)

b) 1428, 20. September bis 17. November: Item dedimus 52 ℔ hlr. neu dem Jacoben Topler für sein müwe (!), die er ein jar gehabt het von des gepeues um die stat und hebt wider an am montag vor Symonis et Jude anno 1428 (= 25. Oktober). (Ebenda Fol. 399a.)

c) 1429, 20. Juli bis 17. August: Item dedimus 52 ℔ C[onrat] Eysvogel von seiner müe wegen, die er gehabt hat von des paus wegen hinter der vesten und auch von des tors wegen auf der vesten auf- und zuzesperren ein jar um Oswaldi. (Ebenda Fol. 439b.)

d) 1429, 12. Oktober bis 9. November: Item dedimus 52 ℔ Jacoben Topler ein jar zu liebung von des zusehens und anweisens wegen des paus im graben. jussit consilium. (Ebenda Fol. 442b.)

e) 1430, 29. März bis 19. April: Item dedimus 10 ℔ hlr. dem C[onrat] Kraftzhofer für sein mue, die er het, als die nachpaurschaft der landschaft hieumb uns gedint hat im graben. (Ebenda Fol. 473b.)

f) 1430, 12. Juli bis 9. August: Item dedimus 52 ℔ hlr. C[onrat] Eysvogel von seiner mue wegen, die er ein jar gehabt hat mit dem pau hinder

[1]) Große Register.



Schaube mit [illegible]
Dresden [illegible]



[illegible] [[illegible]n]iem] gerechent [illegible] pro 1 ft 2 sh. [illegible], facit un hallensibus 142 ft 2 sh. hlr. (Ebenda Fol. 204b/205a.)

No 25. 1437, 8. März bis 1438, 22. März.

Johann Glöckner von der Sittaw.

Summa 44 ft hl. n. das wir dem Johann Glockner von der Sittaw pro salario geben [illegible] anweisens und anschickens wegen der [illegible] (Ebenda Fol. 282a.)

No. [illegible] 1437, 17. [illegible] 14 sh. an [illegible] Johann [illegible] die man in schickt, als man [illegible] diener aufnam auf des rats aissagen [illegible] 2a post Nerei et Achilei. (Ebenda Fol. 212a.)

No. 27. 1437, 1. Juni: „Johann Glögkner von der Sittaw. [illegible] Johann [illegible] bestellt [illegible]

[illegible] stat zu Nüremberg von sant Walpurgen [illegible] vergangen zwei jar die nehsten nachkomende getreulichen zu dienen, zu [illegible] gehorsam zu sein, warzu sie sein [illegible] bedarfen begern, iren nutz und frommen mit [illegible] treuen zu werben und zu fürdern und iren [illegible] zu warnen und zu wenden und auch sein [illegible] kunst, können und wißen in allen dingen nicht verhalten sunder nach seinem pesten versteen fürderlich mitzuteiln und zu beweisen und soll auch des [illegible] in derselben zeit nicht aufsagen den burgern [illegible] wol mügen sie im den dienst aufsagen, wenn sie wollen, so er in nicht mer füglich wer. und darumb sol man im alle wochen 1 ft n[ovi] h[aller] zu sold geben, dieweil er also in der burger dinst ist. act. sabato ante Erasmi anno etc. 37mo" (= 1. Juni 1437).

Kreisarchiv Nürnberg, Reichstadt Nürnberg, Amts- und Standbücher, Rep. 52B, Fol. 51a.

No. 28. 1438, 22. März bis 1439, 12. März:

Johanni Glockner von der Sittaw.

Summa 22 ft hlr., das wir Johann Glockner von der Sittaw das jare geben haben von anweisung und anschickens wegen der stat peu. (Ebenda Fol. 326a.)

No. 29. 1438, 9. Juli bis 6. August: Item dedimus 2 flor. Johann Glockner, als er dem rate geschr[ieben] hette, jussu consilii. facit 2 ft 4 sh. hlr. (Ebenda Fol. 295a.)

No. 30. 1442, 4. April bis 2. Mai: Item 5 guld[ein] [illegible] Hanß Glockner zu erung von etlicher [illegible]n, die er dem rate furbringen ließe. [illegible] 453a.)

II

[illegible]R STADTRECHNUNGEN,1)

[illegible]STE" BETREFFEND, 1428–1440

[illegible]

[illegible] von des paus wegen hinter der vesten [illegible] des tors wegen auf der vesten auf- und [illegible] jar um Oswaldi. (Ebenda Fol. 439b.)

[illegible] Oktober bis 9. November: Item de[dimus] [illegible] Topler ein jar zu liebung von [illegible] anweisens wegen des paus im [illegible] (Ebenda Fol. 442b.)

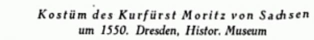
[illegible] März bis 19. April: Item dedimus [illegible] Kraftzhofer für sein mue, [illegible] die nachpaurschaft der landschaft [illegible] im graben. (Ebenda Fol. 473b.)

[illegible] Juli bis 9. August: Item dedimus [illegible] Eysvogel von seiner mue wegen, [illegible] gehabt hat mit dem pau hinder



Schaube mit dem Kreuz des Calatravaordens
Dresden, Histor. Museum





Kostüm des Kurfürst Moritz von Sachsen
um 1550. Dresden, Histor. Museum

[illegible]

[illegible] [ein] gerechent [illegible] pro [illegible], facit in hallensibus 142 ῶ 2 sh. hlr. (Ebenda Fol. 204b/205a.)

No. 25. 1437, 8. März bis 1438, 22. März.

Johann Glöckner von der Sittaw.

Summa 44 ῶ hl. n. das wir dem [illegible] Johan Glockner von der Sittaw pro salario [illegible] und ausschickens wegen der [illegible] (Ebenda Fol. 282a)

[illegible] 1437, [illegible] 24 sh [illegible] dem man [illegible] als man [illegible] diener aufnam auf des rats [illegible] pest Nerei et Achillei (Ebenda Fol. 242a)

No. 27. 1437, 1. Juni: „Johann Glögkner von der Sittaw. [illegible] Johann [illegible] bestellt [illegible]

[illegible] der stat zu Nüremberg von sant Walpurgstag nächstvergangen zwei jar die nehsten nachainander künftig und [illegible] fürstkomende getreulichen zu dienen, zu [illegible] und gehorsam zu sein, warzu sie sein [illegible] oder begern, iren nutz und frommen mit [illegible] zu werben und zu fürdern und iren [illegible] zu warnen und zu wenden und auch sein vernunft können und wißen in allen dingen nicht verhalten sunder nach seinem pesten versteen fürderlich mitzuteiln und zu beweisen und soll auch des diensts in derselben zeit nicht aufsagen den burgern; wol mögen sie im den dienst aufsagen, wenn sie wollen, so er in nicht mer füglich wer. und darumb sol man im alle wochen 1 ῶ n[ovi] h[aller] zu sold geben, dieweil er also in der burger dinst ist. act. sabato ante Erasmi anno etc. 37mo" (1. Juni 1439).

Kreisarchiv Nürnberg, Reichstadt Nürnberg, Amts- und Standbücher, Rep. 52B, Fol. 51a.

No. 28. 1438, 22. März bis 1439, 12. März:

Johanni Glockner von der Sittaw.

Summa 22 ῶ hlr., das wir Johann Glockner von der Sittaw das jare geben haben von anweisung und ausschickens wegen der stat peu. (Ebenda Fol. 326a.)

No. 29. 1438, 9. Juli bis 6. August: Item dedimus 2 flor. Johann Glockner, als er dem rate geschr[iben] hette, jussu consilii. facit 2 ῶ 4 sh hlr. (Ebenda Fol. 295a.)

No. 30. 1442, 4. April bis 2. Mai: Item 5 guld[ein] [illegible] Hanß Glockner zu erung von etlicher [illegible], die er dem rate fürbringen ließe. [illegible] 453a.)

II

[illegible] R STADTRECHNUNGEN,[1])

[illegible] STE" BETREFFEND, 1428—1440

[illegible])

[illegible] hat von des paus wegen hinter der vesten [illegible] des tors wegen auf der vesten auf- und [illegible] jar um Oswaldi. (Ebenda Fol. 439b.)

[illegible] Oktober bis 9. November: Item de[illegible] Topler ein jar zu liebung von [illegible] anweisens wegen des paus im [illegible] consilium. (Ebenda Fol. 442b.)

[illegible] März bis 19. April: Item dedimus [illegible] [Conrat] Kraftzhofer für sein mue, [illegible] die nachpaurschaft der landschaft [illegible] im graben. (Ebenda Fol. 473b.)

[illegible] Juli bis 9. August: Item dedimus [illegible] Eysvogel von seiner mue wegen, [illegible] gehabt hat mit dem pau hinder



Schaube mit dem Kreuz des Calatravaordens
Dresden, Histor. Museum



Kostüm des Kurfürst Moritz von Sachsen
um 1550. Dresden, Histor. Museum

[illegible]
[illegible]
(Ebenda [illegible])

No. [illegible]
[illegible]
(Ebenda [illegible])

No. 2[illegible]

No. 24 [illegible]

[illegible]
man [illegible]
jussu [illegible]
seinem [illegible]
und [illegible]
verschu[illegible]
und in dem [illegible]
[ein] gerechent [illegible] pro [illegible], facit in hallensibus 112 ᵃ 2 sh. hlr. (Ebenda Fol. 204b/205a.)

No. 25. 1437, 8. März bis 1438, 22. März.

Johann Glöckner von d[er] Sittaw.

Summa 44 ᵃ hl. n. daz wir dem [illegible] Johann Glockner von der Sittaw pro salario geben [illegible] anweisens und anschickens wegen der [illegible] (Ebenda Fol. [illegible] 282a.)

No. 26. 1437, [illegible] 14 sh. [illegible] als man [illegible] diener aufnam auf des rats absetzen [illegible] 24 post Nerei et Achillei. (Ebenda Fol. 242a.)

No. 27. 1437, 1. Juni: „Johann Glögkner von der Sittaw. [illegible] Johann [illegible] bestellt [illegible]

[illegible] der stat zu Nürenberg von sant Walburgen tag [illegible] nestvergangen zwei jar die nehsten nacheinander [illegible] kumende getreulichen zu dienen, zu [illegible] und gehorsam zu sein, warzu sie sein [illegible] oder begern, iren nutz und frommen mit [illegible] treuen zu werben und zu fürdern und iren [illegible] schaden zu warnen und zu wenden und auch sein vernunft können und wißen in allen dingen nicht verhalten, sunder nach seinem pesten versteen fürderlich mitzuteiln und zu beweisen und soll auch des dinsts in derselben zeit nicht aufsagen den burgern; wol mögen sie im den dienst aufsagen, wenn sie wöllen, so er in nicht mer füglich wer, und darumb sol man im alle wochen 1 ᵃ n[ovi] h[aller] zu sold geben, dieweil er also in der burger dinst ist. act sabato ante Erasmi anno etc. 37mo" (1. Juni 1437)

Kreisarchiv Nürnberg, Reichstadt Nürnberg, Amts- und Standbücher. Rep. 52B, Fol. 51a.

No. 28. 1438, 22. März bis 1439, 12 März:

Johanni Glockner von der Sittaw.

Summa 22 ᵃ hlr., das wir Johann Glockner von der Sittaw das jare geben haben von anweisung und anschickens wegen der stat peu. (Ebenda Fol. 326a.)

No. 29. 1438, 9. Juli bis 6. August: Item dedimus 2 flor. Johann Glockner, als er dem rate geschr[ieben] hette, jussu consilii, facit 2 ᵃ 4 sh. hlr. (Ebenda Fol. 295a.)

No. 30. 1442, 4. April bis 2. Mai: Item 5 guld[ein] [illegible] Hanß Glockner zu erung von etlicher [illegible], die er dem rate fürbringen ließe. ([illegible] Fol. 453a.)

II

[illegible]R STADTRECHNUNGEN[1])

[illegible]STE" BETREFFEND, 1428–1440

[illegible] r)

[illegible] hat von des paus wegen hinter der vesten [illegible] von des tors wegen auf der vesten auf- und [illegible] ein jar um Oswaldi. (Ebenda Fol. 439b.)

[illegible] Oktober bis 9. November: Item de[dimus] [illegible] Topler ein jar zu hebung von [illegible] anweisens wegen des paus im [illegible] consilium. (Ebenda Fol. 442b.)

[illegible] März bis 19. April: Item dedimus [illegible] [m]rat] Kraftzhofer für sein mue, [illegible] die nachpaurschaft der landschaft [illegible] im graben. (Ebenda Fol. 473a.)

[illegible] Juli bis 9. August: Item dedimus [illegible] Eysvogel von seiner mue wegen, [illegible] gehabt hat mit dem pau hinder



Schaube mit dem Kreuz des Calatravaordens
Dresden, Histor. Museum





Kostüm des Kurfürst Moritz von Sachsen
um 1550. Dresden, Histor. Museum

[illegible]

(Ebenda [illegible])

No. 23 [illegible]

No. 24 [illegible]

[illegible] *[ein] gerechent [illegible] pro [illegible], facit in hallensibus 112 ℔ 2 sh. hlr. (Ebenda Fol. 204b/205a.)*

No. 25. 1437, 8. März bis 1438, 22. März.

Johann Glöckner von der Sittaw.

Summa 44 ℔ hl. n. das wir [illegible] Johann Glockner von der Sittaw pro salario geben [illegible] anweisens und anschickens wegen der [illegible] (Ebenda Fol. [illegible])

No. 26. 1437, [illegible] Item [illegible] 24 sh. [illegible] man [illegible], als [illegible] diener aufnam auf des rats [illegible] pest Nerei et Achilei. (Ebenda Fol. 212a.)

No. 27. 1437, 1. Juni: „Johann Glögkner von der Sittaw. [illegible] Johann [illegible] bestellt [illegible]

[illegible] der stat zu Nüremberg von sant Wal[illegible] [illegible] nechstvergangen zwei jar die nehsten nach[illegible] [illegible] künftkomende getreulichen zu dienen, zu [illegible] und gehorsam zu sein, warzu sie sein [illegible] oder begern, iren nutz und frommen mit [illegible] zu werben und zu fürdern und iren [illegible] zu warnen und zu wenden und auch sein [illegible] können und wißen in allen dingen nicht verhalten, sunder nach seinem pesten versteen fürder[illegible]lich mitzuteiln und zu beweisen und soll auch des [illegible] in derselben zeit nicht aufsagen den burgern; wol mögen sie im den dienst aufsagen, wenn sie wollen, so er in nicht mer füglich wer, und darumb sol man im alle wochen 1 ℔ n[ovi] h[aller] zu sold geben, dieweil er also in der burger dinst ist. act. sabato ante Erasmi anno etc. 37mo" (= 1. Juni 1439).

Kreisarchiv Nürnberg, Reichstadt Nürnberg, Amts- und Standbücher, Rep. 52B, Fol. 51a.

No. 28. 1438, 22. März bis 1439, 12 März:

Johanni Glockner von der Sittaw.

Summa 22 ℔ hlr., das wir Johann Glockner von der Sittaw das jare geben haben von anweisung und anschickens wegen der stat peu. (Ebenda Fol. 326a.)

No. 29. 1438, 9. Juli bis 6. August: Item dedimus 2 flor. Johann Glockner, als er dem rate geschr[i]ben] hette, jussu consilii. facit 2 ℔ 4 sh. hlr. (Ebenda Fol. 295a.)

No. 30. 1442, 4. April bis 2. Mai: Item 5 guld[ein] [illegible] Hanß Glockner zu erung von etlicher [illegible], die er dem rate fürbringen ließe. [illegible] 453a.)

II

[illegible]ER STADTRECHNUNGEN,[1]) [illegible]ESTE" BETREFFEND, 1428—1440

[illegible] *r)*

[illegible] hat von des paus wegen hinter der vester [illegible] des tors wegen auf der vesten auf- und [illegible] ein jar um Oswaldi. (Ebenda Fol. 439b.)

[illegible] Oktober bis 9. November: Item de[illegible] [illegible] Topler ein jar zu liebung von [illegible] anweisens wegen des paus im [illegible]stiium. (Ebenda Fol. 442b.)

[illegible] März bis 19. April: Item dedimus [illegible] [maist] Kraftzhofer für sein mue, [illegible] nachpaurschaft der landschaft [illegible] im graben. (Ebenda Fol. 473b.)

[illegible] bis 9. August: Item dedimus [illegible] Eysvogel von seiner mue wegen, [illegible] gehabt hat mit dem pau hinder



Schaube mit dem Kreuz des Calatravaordens
Dresden, Histor. Museum



Kostüm des Kurfürst Moritz von Sachsen
um 1550. Dresden, Histor. Museum

der vesten und auch von dem tor auf der vesten auf und zu zesperren, die man gibt Oswaldi. (Ebenda Fol. 477a.)

g) 1430, 4. Oktober bis 1. November: Item dedimus 40 ℔ haller Hannsen Wolntzhofer zu liebung von seiner mue wegen, die er 35 wochen gehabt het mit zusehen des paus im graben. (Ebenda Fol. 480a.)

h) 1430, 27. Oktober: Item dedimus 52 ℔ hl. Jacoben Topler ein jar zu liebung von des zusehens und anweisens wegen des paus im graben. act. in vigilia Symonis et Jude. (Ebenda.)

i) 1431, 7.—21. März: Item dedimus 6 sh. hlr. von etlicher heimlicher nachtwach wegen des grabens abmeßens. (Bd. IV, Fol. 8a.)

k) 1431, 7. September: Item dedimus 30 ℔ hlr. C[onrat] Eysvogel von der gewartung wegen des paus hinder der vesten von 20 wochen her und ist also seiner mue von des paus wegen bis auf disen heutigen tag ganz verricht; und desselben gelts hat man 10 ℔ hlr. geben, dass er das außer tor und pruken auf der vesten ein jar her pis auf exaltacionis s. crucis schirst auf- und zu hat gesperrt. act. in vigilia nativitatis Marie [1431]. (Ebenda Fol. 13b.)

l) 1432, 13. August bis 10. September: Item dedimus 26 ℔ hl. C[onrat] Eyßvogel von zuwartens wegen des gepeus hinder der vesten und um die vesten von einem vergangen jar. (Ebenda Fol. 48a.)

m) 1434, 23. Juni bis 21. Juli: Item dedimus 40 ℔ hlr. Paulsen Stromer von seiner mue wegen zu liebung, die er gehabt hat mit dem steinprechen und gepeu hinder der vesten zugewarten funf virt[el] jars, des man bei 12 wochen gefeirt hett, und auch von dem tor auf der vesten auf- und zuzesperren dreu virt[el] jars, davon im nach markzal gepüret 7½ ℔ hl. act[um] 4a ante Kiliani. (Ebenda Fol. 121a.)

n) 1435, 15. Juni bis 13. Juli: Item dedimus 30 ℔ hl. Paulß Stromeyr zu liebung de labore suo; der gepüren im 10 ℔ hl., daz er das tor auf der vesten ein jar auf- und zu hett gesperrt; und die andern 20 ℔ gab man im, daz er des stainpruchs, als[man] 37 wochen hinder der vesten gearbeit hat, gewart und zugesehen hat. (Ebenda Fol. 162b.)

o) 1436, 4. Juli bis 1. August: Item dedimus 34 ℔ hl. Paulß Stromeir zu liebung de labore suo; des gepürt im 10 ℔ hl. vom tor auf der vesten ein jar auf- und zuzusperren und die andern 24 ℔ gab man im von zuwartens wegen, als man 14 wochen stain geprochen und 31 wochen auf der vesten gepaut hat, nemlichen alle wochen ½ ℔ hl.; und die übrigen 1½ ℔ hlr. schankt man im darzu. (Ebenda Fol. 200a.)

p) 1437, 19. Juni bis 24. Juli: Item dedimus 22 ℔ hlr. Paulus Stromer; der gepüren im 10 ℔ hlr. vom außern tor auf der vesten ein jar auf- und zuzesperren und die 12 ℔ hlr. gab man im fur sein mue von zuwartens wegen, als man einzigen bei 24 wochen auf der vesten gepaut hat. act. ferin 3a post Kiliani. (Ebenda Fol. 244a.)

q) 1438, 3. Juni bis 1. Juli: Item dedimus 22 ℔ hlr. Paulsen Stromer; der gepurten im 10 ℔ hlr. vom außern tor auf der vesten ein jar auf- und zuzusperren und die 12 ℔ hlr. gab man im zu liebung fur sein mue von zuwartens wegen, als man einzigen bei eim halben jare an der brustwere dez grabens gen veld wartz, auch an pfeilern und brucken gemauert hette. (Ebenda Fol. 337b.)

1440, 25. Mai bis 22. Juni: Item dedimus 12 ℔ n. hlr. 4½ sh. Paulsen Stromeir von 45½ wochen, das ist von Kiliani anno 39° bis auf Urbani anno 40° vom aussern tor auf der vesten, davon man ein jar gibt 10 ℔ hlr. n., und vom türlein am perkfrid, davon man ein jar gibt 4 ℔ n., auf- und zuzusperren.

r) Item dedimus et 9 ℔ hlr. novi von Fabiani bis auf Urbani beds nechstvergangen von zuwartens wegen des paus, den man bisher dieser zeit um die vesten und da allenthalben getan hat. (Ebenda Fol. 381b.)

WAFFE UND KOSTÜM

BEZIEHUNGEN ZWISCHEN HARNISCH UND BÜRGERTRACHT

VON PAUL POST

Waffen- und Kostümkunde reichen sich, wie der neue Titel unserer Zeitschrift belehrt, hier zum ersten Male die Hand. Viele unserer alten Leser wird dieser Gedanke zunächst befremden. Ja, wenn sich in Zukunft in diesen Blättern neben dem klirrenden Eisenschritt des Ritterharnisches hier und da das Rauschen seidener Damenschleppen vernehmen läßt, mag mancher gar geneigt sein, in das homerische Gelächter der Götter einzustimmen, das sie beim Anblick des Mars in den Armen der Venus anhuben.

Mag nun jener heiteren Episode der griechischen Götterwelt eine tiefere Bedeutung innewohnen oder nicht, die Beziehungen zwischen Waffe und Kostüm fußen auf durchaus realer Grundlage und sollten zu ernstem Nachdenken anregen.

Wir wollen uns für diese Auffassung nicht mit der Berufung auf den Begriff der Trachtenkunde begnügen, die in ihren weitausgereckten Armen alles umfaßt, was an beweglichem Gut der Mensch am Körper trägt, denn in den zahlreichen Trachtenwerken,

in denen Kostüm und Bewaffnung gemeinsam be- handelt werden, pflegt dies in loser Aufeinanderfolge zu geschehen, ohne daß auch nur der Versuch gemacht



Abb. 1. Paris, Bibl. Nat. ms. lat. 8886. 12. Jahrh. Anfang

wird, beide Teile durch Hervorhebung des Gemein- samen organisch miteinander zu verknüpfen. Und doch gehen diese Berührungspunkte wenigstens dort, wo



Abb. 2. Teppich von Bayeux, 11., Anfang 12. Jahrh.

dem Kostüm und der Waffe ähnliche Aufgaben zu- fallen, über das rein Begriffliche der Tracht weit hinaus. Die Bestandteile der Tracht, die wir dabei im Auge haben, sind vor allem die den männlichen Körper deckende Bekleidung auf der einen Seite, und der ihn schützende Harnisch auf der anderen. Sie schlagen zwischen Kostüm und Bewaffnung die Brücke gemeinsamer Gestaltung und durch die engen Be- ziehungen zwischen dem Kostüm von Mann und Frau wird mittelbar auch letztere mit einbezogen.



Abb. 3. Grabstein des Jean de Pluvinage († 1376) Arras

Eine Reihe solcher Beziehungen namentlich aus der letzten Phase der Harnischentwicklung sind der Forschung nicht entgangen, ohne darin indessen viel mehr als Zufälligkeiten zu erblik- ken. Durcheilen wir im schnellen Fluge die gleichzeitige Entwick- lung beider Trachtge- biete seit dem frühen Mittelalter, nur an den wichtigsten Etappen halt machend! Der Vergleich wird genügen, uns da- von zu überzeugen, wie dauernd und innig ihre Beziehungen zueinan- der tatsächlich sind.



Abb. 4. Aus dem Ms. des Guillaume de Machaut, v. 1370

Zur männlichen Klei- dung gehören seit dem frühen Mittelalter bis ins 14. Jahrhundert als Hauptbestandteile ein bis zum Knie reichen- der oder noch längerer Ärmelrock und als Kopfbedeckung die aus der Antike übernom- mene Kragenkapuze, die sogen. Gugel (Abb. 1). Ganz die gleichen Ele- mente treffen wir als wichtigste Bestandteile beim mittelalterlichen Harnisch dieser Periode an: das Panzerhemd, mag es nun ein mit Plättchen oder Ringen verstärkter Leder- rock sein oder ein regelrechtes Kettenhemd, und die

Kopf und Hals schützende Panzerkapuze, die sogen. **Brünne**, die unter dem Helm getragen wird (Abb. 2). Doch die Übereinstimmung macht sich über das Elementare hinaus auch im Schnitt geltend. So beachte man bei unseren beiden etwa gleichzeitigen Darstellungen die fast gleiche Länge des Rocks und der Ärmel, die nur den halben Arm bedecken und am Unterarm das Untergewand sichtbar werden lassen. Während der folgenden Jahrhunderte beschränken sich die Veränderungen der bürgerlichen-, wie der Kriegstracht im Schnitt hauptsächlich auf die im allgemeinen übereinstimmende wechselnde Länge des Rocks.

Bei den angeführten, immerhin sehr allgemeinen Beziehungen der besprochenen Periode dürfte schwer zu entscheiden sein, wie weit diese Übereinstimmungen auf Einwirkungen von einer oder der anderen Seite zurückzuführen sind. Dies wird anders um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als sich sowohl in der Ziviltracht wie beim Harnisch eine einschneidende Wandlung vollzieht, die in ihren äußeren Erscheinungsformen auffallende Übereinstimmungen zeigt.

Denn nicht lange nach der Mitte des 14. Jahrhunderts sehen wir ziemlich unvermittelt Ritter und Bürgersmann, diesen in einem kurzen, knapp bis zu den Beinansätzen reichenden Kettenhemd und Waffenmantel darüber, jenen in einen ebenso kurzen, prall den Rumpf umspannenden Rock eingehen, die hier wie dort mit einem tief um die Hüften liegenden Gürtel abschließen (Abb. 3, 4). Beim Harnisch ist diese radikale Änderung im Schnitt und Tragweise die notwendige Folge seiner technischen Entwicklung, der ersten Etappe auf dem epochalen Wege zum Plattenharnisch. Arm und Beine sind bereits der ganzen Länge nach in Eisen geschlagen, die Verkürzung der Rumpfpanzerung um die Länge des Oberschenkels, dessen Deckung durch die Oberschenkeldecken überflüssig wird, ist also zunächst die logische Folge davon. Aber auch der enganliegende Rock über dem Kettenhemd und die tiefe Lage des Gürtels haben ihren technischen Zweck. Denn dieser Rock ist ein Bestandteil des Harnisches. Er pflegt namentlich am Unterkörper auf der Innenseite, wie später die Brigantine, mit schuppenartig angeordneten Plättchen verstärkt zu werden und muß daher bis zum unteren Rande prall am Körper liegen, wozu der tiefliegende Gürtel dient.



Abb. 5. Conrad v. Seinsheim † 1369

Der völlig übereinstimmende neue Schnitt der bürgerlichen Tracht und seine Tragweise, dessen Entstehen jeder inneren Notwendigkeit oder Beziehungen zur vorangehenden Tracht entbehrt, ja von den zeitgenössischen Moralpredigern wegen seiner angeblichen Unsittlichkeit heftig bekämpft wird, steht also augenscheinlich hier ganz und gar unter dem Einfluß des Harnisches. Wir erleben die Überraschung, daß

der Kleiderschnitt, der die Tracht vom Zwange des mittelalterlichen Hängegewandes befreit und für die Entstehung der modernen Männerkleidung mit Rock und Hose bahnbrechend wird, als Frucht des Plattenharnisches anzusehen ist.



Abb. 6. Aus dem Schnitzaltar des Jacques de Beaze, Museum zu Dijon um 1390



Abb. 8. Aus einem Schnitzaltar in Haekendover 1400—1405

Die Abhängigkeit des Rocks macht sich auch auf jeder weiteren Etappe in der Entwicklung des Plattenharnisches geltend. Als das Aufkommen der selbstständigen Harnischbrust nicht lange danach zur Taillengliederung des Harnisches führt (Abb. 5), spiegelt sich diese alsbald auch in der Tragweise des Rocks wieder, den man in der Taille zu gürten beginnt (Abb. 6). Der tiefliegende Gürtel verschwindet, nachdem er beim Harnisch infolge Einführung der Bauchreifen um die Wende des Jahrhunderts überflüssig geworden ist, alsbald auch endgültig aus der Ziviltracht.

Die Beziehungen zwischen Harnisch und Kleidung in dieser interessanten Periode sind damit noch keineswegs erschöpft. Aus der technischen Bedingtheit des Eisenschuhs entwickelt sich anscheinend auch der bekannte Schnabelschuh, der für die Ziviltracht in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts so charakteristisch ist. (Vgl. Abb. 4, 5.) Endlich noch eine Einwirkung des Harnisches dieser Zeit auf die Tracht da, wo sie gewiß am wenigsten zu erwarten ist. Bekanntermaßen wird um die Wende des 15. Jahrhunderts in völliger Reaktion gegen die lange Haartracht der vorangehenden Zeit das Haar plötzlich allgemein so kurz getragen, daß der Nacken und gelegentlich sogar das Haar um zwei Fingerbreit über den Ohren wegrasiert wird. Es ist die gleiche Zeit, in der sich die Beckenhaube seitlich und im Nacken tief senkt und die ersten Versuche gemacht werden, zwischen Helm und Harnisch eine unmittelbare Verbindung herzustellen (Abb. 7). Bei dieser Entwicklung ist für langes Haar, das sich in störender Weise zwischen Helm und Harnisch klemmen mußte, kein Platz. Die Richtigkeit unserer Vermutung, den kurzen Haarschnitt als Folge der Helmgestaltung anzusehen,



Abb. 7. Von dem Grabmal des Simon de Leval 1407 Basècles, Hennegau

wird durch die Weiterentwicklung bestätigt. Der hartnäckig über ein halbes Jahrhundert bewahrte kurze Haarschnitt entfaltet sich erst wieder in den sechziger Jahren zu alter Länge, als die Einführung der Schallern mit ihrem nach hinten heraus gebogenen Nackenschirm seiner Fülle Raum gibt. (Tafel I).

Es kann nicht wundernehmen, wenn der starke gestaltende Einfluß des Harnisches auf die bürgerliche Tracht des Mannes in dieser Periode seine Kreise bis in den Bereich der Frauentracht zieht. Im straffen Sitz der Kleidung, für die der Harnisch tonangebend war, folgt sie der männlichen Tracht in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Abb. 4) und nimmt in den neunziger Jahren vereinzelt auch den Taillengürtel an (Abb. 6), der im 15. Jahrhundert zum wesentlichsten Bestandteil des Frauenkleides wird. Sogar der verkürzte, unter dem Einfluß des Helmes entstandene Haarschnitt um die Wende des Jahrhunderts wirkt unverkennbar auf die Frisur der Frau. Das Haar, das bis dahin von den Schläfen über die Wangen in zwei Flechten herabfiel (Abb. 4), wird jetzt vorn aufgenommen und entwickelt sich zu der bekannten Hörnerfrisur (Abb. 8).

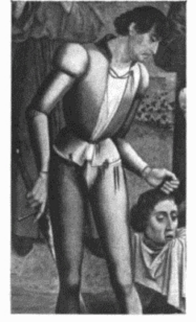


Abb. 9. Aus dem Gemälde „Das Gottesurteil" von Dirk Bouts, 1468, Gallerie Brüssel

Mit der Vollendung des gotischen Plattenharnisches gelangt unsere Wanderung in bekannte Regionen; wir können uns bei unseren Vergleichen kürzer fassen und ohne Vorführung von Beispielen auf die Anschauung unserer Leser verlassen. Allgemein läßt sich sagen, daß der Harnisch mit seiner technischen Vollendung und in dem Maße, wie er an praktischer Bedeutung verliert, mehr und mehr unter den Einfluß der bürgerlichen Tracht gerät. So entspricht der ausgereifte gotische Harnisch der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit seiner eingezognen Taille und dem kurzen Schurz durchaus dem Schnitt der gleichzeitigen Bürgertracht, ja die häufig begegnenden strahlenförmigen Riffelungen am Rücken sind unmittelbar der Fältelung des zusammengeschnürten Rocks entlehnt. Als eine letzte Rückwirkung des Harnisches auf die Ziviltracht, sind die eigentümlichen Schwellungen an den Ärmelansätzen anzusehen, die um die Mitte des Jahrhunderts namentlich in den romanischen Ländern in Mode kamen. Sie werden durch kugelige Wülste am Untergewandsärmel bewirkt, die ursprünglich als Polster unter dem Armzeug des Harnisches zum Schutz für die exponierten Schultern bestimmt sind [1]) (Abb. 9). Zu Beginn des 16. Jahrhunderts geht bekanntermaßen die Abhängigkeit des Harnisches zuweilen bis zur völligen Nachahmung der bürgerlichen Tracht mit ihren Schlitzen und weit ausladenden Schössen, wofür unsere Waffensammlungen zahlreiche Beispiele liefern. (Vergl. den Harnisch des Wilh. v. Roggendorf in der Wiener Sammlung, des Herzogs v. Liegnitz im Berliner Zeughaus.)

Von diesen Sonderfällen abgesehen äußert sich die Parallelität zwischen Harnisch und Bürgertracht namentlich in der bekannten Entwicklung der Schuhform vom spätgotischen Schnabelschuh über das „Kuhmaul" zum sogen. Entenschnabel in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und in der charakteristischen Taillen- und Brustbildung der bürgerlichen Mode der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, die der Harnisch in allen Phasen ihrer Entwicklung bis zum sogen. Gansbauch am Ende des Jahrhunderts getreulich mitmacht. Im letzten Stadium seiner Gestaltung endlich zu Beginn des 17. Jahrhunderts rückt die Taille am Harnisch ganz der bürgerlichen Tracht des Barocks entsprechend, hoch hinauf und an die kurze, flache, leicht nach außen gebogene Brust schließen sich weit ausladend die Oberschenkeldecken, um den gebauschten Pluderhosen darunter Raum zu geben.

Der in großen Zügen durchgeführte Vergleich von Harnisch und Bürgertracht dürfte trotz notgedrungener Lückenhaftigkeit eine ausreichende Vorstellung von ihrer ununterbrochenen, weitgehenden Konformität und dem oft nicht reizlosen Spiel der Wechselbeziehungen vermitteln. Es soll uns genügen, wenn der Überzeugung der Weg gebahnt ist, daß das wirkliche Verständnis für die eine Entwicklungsreihe nicht ohne Kenntnis der anderen möglich ist. Diese Erkenntnis allein würde den erweiterten Rahmen unserer Zeitschrift rechtfertigen und ihr zugleich eine wichtige Aufgabe zuweisen.

[1]) König René gibt in seinem Turnierbuch hierüber eine Anweisung mit Abbildung. Les Tournoys de roi René usw. publiés par Champollion Figeas. Paris 1826, S. 7. Taf. VI.

Von den Übereinstimmungen zwischen Harnisch und Bürgertracht ließ sich eine ganze Reihe auf den unmittelbaren Einfluß rein technischer Konstruktionen des Harnisches zurückführen, andere machten ein umgekehrtes Verhältnis wahrscheinlich. Für lange Strecken ihres formalen Einklangs wird ein solcher Nachweis nicht möglich sein. Hier macht sich eine gestaltende Kraft geltend, der beide gleichzeitig unterworfen sind, und die man bei der Tracht Mode, in der hohen Kunst Stil zu nennen pflegt. Im Grunde sind es nur zwei verschiedene Bezeichnungen für denselben Begriff, den Zeitgeschmack. Er wirkt in allen Schöpfungen der menschlichen Hand, und leiht die höhere künstlerische Einheit auch den beiden in ihren Eigenarten so verwandten Gestaltungszweigen, die sich in unserer Zeitschrift zusammengefunden haben. Möchte ihre gemeinsame Erforschung an dieser Stelle in fruchtbringender Wechselwirkung auch zur Erkenntnis und zum Genuß dieser höheren künstlerischen Einheit beitragen!

DER TOPFHELM VON KÜSSNACH

VON EDUARD A. GESSLER

Seit einigen Jahren werden durch die schweizerische Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler[1]) in der sogen. „Geßlerburg" ob Küßnach (Kanton Schwyz) systematische Ausgrabungen unternommen, welche sowohl kulturgeschichtlich wie waffengeschichtlich wichtige Ergebnisse zeitigten. Die durch die Kriegslage bedingten mißlichen Finanzverhältnisse ließen jedoch weitere Ausgrabungen nur mehr mit längeren Unterbrechungen zu und damit fällt auch in absehbarer Zeit eine gemeinsame Veröffentlichung der Ergebnisse dahin. Da alle Fundstücke dem Schweizerischen Landesmuseum überwiesen wurden,[2]) ist der Verfasser in der Lage, diejenigen Funde, welche das Gebiet der Waffenkunde angehen, soweit ihre Publikation zur Zeit möglich ist, in dieser Zeitschrift vorzuführen. Dr. Robert Durrer-Stans, Staatsarchivar von Nidwalden, welcher die Grabungen leitete, hat bereits die Geschichte der Burg gründlich erforscht.[3]) Die Gründungssage der Schweizerischen Eidgenossenschaft und die Chronisten des 16. Jahrhunderts brachten die Burg in Zusammenhang mit dem Landvogt Geßler, dessen Sitz sie gewesen sein soll. Durrer weist nun überzeugend nach, daß diese Veste bereits 1302 im Besitz des österreichischen Vogtes Eppo von Küßnach war; sein Geschlecht war edelfreien Ursprungs. Auf der Burg saß 1347 sein Sohn Ritter Hartmann von Küßnach, welcher 1352 aus den Urkunden als der letzte seines Stammes verschwindet. Seine Schwester Margaritha heiratete einen Herrn Johann von Kienberg aus dem Buchsgau, welcher der Burg den Namen Kienberg gab, und seine Tochter Elisabeth einen Eglin von Randenburg. Die ersteren traten von ihrem Erbe 1369 dem Freien Gerhard von Utzingen Küßnacher Güter ab, der dann auch das Erbe Elisabeths von Randenburg an sich brachte. Des Utzingers Besitz ging 1384 an Walther von Tottikon über, von diesem an die Herren von Hunwil und von jenen durch Heirat an die Herren von Silinen, welche seit Anfang des 16. Jahrhunderts das Schloß allmählich zerfallen ließen, da die beiden letzten Herren von Silinen als Hauptleute (Obersten) der päpstlichen Schweizergarde in Rom lebten und auch in Italien starben. Eine frühere gewaltsame Zerstörung des Vogtschlosses um die Mitte des 14. Jahrhunderts ergab sich aus den Ausgrabungen mit völliger Sicherheit. Sie fällt zeitlich genau mit dem Erlöschen des Geschlechts derer von Küßnach zusammen und auch mit der neuen Benennung „Kienberg". Durrer führt darüber das Folgende näher aus. „Die Zürcher Chroniken (Ausgabe von J. Dierauer S. 160) erzählen, daß im Kriege Zürichs und der Eidgenossen gegen Herzog Albrecht, am 1. Mai 1352 vierhundert Österreicher das Dorf Küßnach „bi Lucern" und andere umliegende Ortschaften verbrannten. Die Tatsache, daß der letzte Küßnacher, dem als Schwiegersohn des Zürcher Bürgermeisters Rudolf Brun dieser Angriff galt, gerade seit 1352 nicht mehr vorkommt, legt es nahe, die Katastrophe der Burg, die durch Verträge mit Zürich von 1343 und mit Luzern von 1347 der Eidgenossen „offenes Haus" war, mit diesem Ereignis in Verbindung zu bringen." Sollte die Burg nicht durch die Feinde zerstört worden sein, so wäre nach Durrer die Zerstörung durch einen lokalen Aufstand sehr wahrscheinlich, denn „die Küßnacher standen von alters her in schlechtem Verhältnis zu ihren Vogtleuten und diese hatten dem Vogte Eppo,

[1]) Grabungen und Erhaltungsarbeiten auf der Burgruine Küßnach, (Kanton Schwyz). Jahresbericht 1911. S. 66 obiger Gesellschaft. [2]) Vergl. Jahresbericht des Schweiz. Landesmuseums 1911. S. 39 (dort die Ausführungen des Verfassers). [3]) Anzeiger für Schweizergeschichte N. F. B. 13. 1915. S. 169. Zur Geschichte der „Geßlerburg" von Dr. R. Durrer.

dem Vater Hartmanns, schon 1302 die Burg »überlaufen« wollen."

Die Burg ist wohl vor 1384 wieder hergestellt, aber zum größten Teil umgebaut worden. Dabei blieb der untere Teil des Hauptturms zugeschüttet; „in diesem Brandschutte fanden sich lauter Fundstücke, die nicht viel über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinunter reichen können, also die Zeit der Zerstörung ziemlich genau fixieren." Von den Funden stammen die meisten aus dem 14., nur wenige aus dem 15. Jahrhundert. Hier sei nur angeführt, was an Waffen zutage trat, ohne jedoch näher darauf einzugehen, da diese kleineren Funde im Rahmen einer Gesamtveröffentlichung nach völliger Beendigung der Grabungen behandelt werden sollen. An Trutzwaffen wurden vor allem zwei Turnierspießeisen für eine „Stechstange", sogen. „Krönlein", gefunden, neben einem Exemplar im Historischen Museum in Basel die einzigen, welche in der Schweiz vorhanden sind; ferner kamen eine große Anzahl Wallarmbrust- und gewöhnliche Armbrust-Bolzen sowie Pfeileisen ans Licht, verschiedene Messerbruchstücke, desgleichen Reste eines Dolchmessers und einer Schwertklinge von dachförmigem Querschnitt.

Bedeutend wichtiger erscheinen die ausgegrabenen Schutzwaffen. Im Jahre 1914 wurden zutage gefördert: eiserne Radsporen, ein Pferdestangengebiß und Bruchstücke von solchen, eine Anzahl Hufeisen, eine messingvergoldete Zierscheibe von einem Pferdegeschirr, ein Glied eines Schuppenhandschuhfingers aus vergoldetem Bronzeblech und ein zusammengeschmolzener Eisenklumpen, in dem die Überreste eines feinmaschigen Panzerhemds erkennbar waren. Das Hauptstück jedoch bildeten die Bestandteile eines ritterlichen Spangenharnischs von allergrößter Seltenheit. Leider war es bis heute nicht möglich, das Stück so zu rekonstruieren, daß eine bildliche Wiedergabe möglich wäre, immerhin wird später der Versuch unternommen werden; hier sei nur erwähnt, daß die Hauptteile aus je fünf faßreifenartigen Brust- und Rückenstreifen aus geschmiedetem Eisen bestehen, welche mit Nieten und Nietlöchern versehen sind. Zu diesen ehemals geschobenen Spangen gehören eine ganze Anzahl Eisenplättchen, gleicherweise mit Nieten und Löchern. Das Ganze war jedenfalls nach der Art eines Korazins, die Spangen blank nach der Außenseite gekehrt, auf Stoff oder Leder aufgenietet. Die Form weist auf die Übergangszeit vor der Einführung der Brustplatte hin, also ungefähr auf 1340/60. Sie ist durch verschiedene Grabdenkmäler auf deutschem, englischem und französischem Gebiet belegt. Im Original, dem Küßnacherstück entsprechend, finden wir nur noch eine solche Rüstung, welche von Ausgrabungen der Burg Tannenberg im Odenwald stammt[4]) (jetzt im Museum zu Darmstadt). Gehört dieser Spangenharnisch im allgemeinen zu




Topfhelm von Küßnach

[4]) Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen, von J. Hefner von Alteneck & S. W. Wolf. Frankfurt a. M. 1850. Taf. 10. Text S. 95. Vgl Waffen etc. von J. V. Hefner von Alteneck, Frankfurt a. M. 1903. Taf. 16 nebst Text dazu.

den Unica, so brachten die nach längerer Unterbrechung wiederaufgenommenen Ausgrabungen von 1917 eine ebenso große Überraschung durch den Fund einer Anzahl völlig flachgedrückter Eisenplatten und Plättchen verschiedener Form, leider teilweise von sehr schlechtem Erhaltungszustand und vielfach stark verrostet. Sie lagen im Sodbrunnen der Burg. Ein Teil derselben wies Spuren von Silberplattierungen auf, und diese Stücke dürfen mit ziemlicher Sicherheit einem Rittergürtel, einem sogen. „Dupsing" angehört haben. Nach genauer Prüfung wurden in den andern Bruchstücken die Bestandteile eines Helmes entdeckt, und zwar eines Topfhelmes, der für die Schweiz ein Unicum ist, denn seine Form gehört zu den seltensten, die erhalten geblieben sind. Glücklicherweise gelang es im schweizerischen Landesmuseum, nachdem alle diese Platten und Plättchen sorgfältig gereinigt und konserviert worden waren, den Helm in seiner ursprünglichen Gestalt wieder zusammenzusetzen, wobei er auf ein seiner Form entsprechendes Kupferdrahtnetz montiert wurde. Wenn auch einzelne Stücke fehlen, ist doch die typische Helmform aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts erhalten geblieben. Die Glocke besteht aus einzelnen, in zwei Reihen untereinander zusammengenieteten Eisenplatten. Das Vorderstück bis zum Augenschlitz und die Fortsetzung nach oben sind aus je einem zusammenhängenden Stück geschmiedet, ebenso das Scheitelstück. Der ganze Aufbau des Helmes zeigt eine ovale Form. Der untere Rand ist hinten und auf den Seiten gerade abgeschnitten; vorne jedoch leicht geschweift, reicht er mit runder Ausladung auf die Brust herab. Die Seitenflächen steigen vorne bis zum Augenschlitz völlig gerade hinan, hinten und auf den Seiten etwas schräg. Von da an biegt sich die Wölbung vorn und auf den Seiten etwas stärker als hinten gegen das Scheitelstück, das einen kugelförmigen Gupf bildet; der Sehspalt ist mit einem schmalen erhabenen Rändchen eingefaßt. Das untere Vorderteil zeigt einen scharfen Mittelgrat, der nach oben in einen rautenförmigen Lappen übergeht und in der Mitte des wagrecht liegenden Sehspalts nach dem Oberteil des Helmes übergreift und durch Nieten mit ihm verbunden war. Die Wände des ganzen Vorderteils sind dicker und stärker gehalten als die der Seiten, da sie die Hauptangriffsfläche boten.




Topfhelm von Tannenberg

Die rechte Seite des untern Vorderteils wird von runden Luftlöchern und einem kleinen Kreuz durchbrochen; auch in der Ohrengegend befinden sich solche runde Luftlöcher. Das Kreuz hat keine Beziehungen zum Schweizerkreuz, denn man trifft es an den meisten Topfhelmen und es ist als allgemein christliches Symbol aufzufassen. Daneben tritt noch seine praktische Bedeutung als größeres Luftloch. Vor allem diente es zur Aufnahme des, mit einer Kette an der Brust befestigten Knebels, wie z. B. auf dem Grabstein des Heinrich von Seinsheim († 1360) im Kreuzgang des Domes von Würzburg zu sehen ist. Der Ritter trug im beginnenden 14. Jahrhundert unter dem Helm noch eine eiserne Hirnhaube von runder Form.

Diese war innen völlig ausgepolstert. An ihren durchlöcherten Rändern war die Halsberge aus Maschenpanzergeflecht befestigt. Sie deckte Schultern und Hals, ließ dagegen das Gesicht frei. Der Topfhelm wurde erst bei Beginn eines Kampfes über die Hirnhaube gestülpt. Dann lag das Scheitelstück des Helms auf dieser auf, während die Seiten ihren Halt auf den Achseln fanden. Verschiedene Nietknöpfe über dem Sehspalt deuten auf eine Fütterung im Innern, um eine zu starke Reibung mit der Hirnhaube zu vermeiden. Nietlöcher befinden sich auch hinten und in der Scheitellinie oben. Auf der Wölbung der Glocke ist ein Verstärkungsstück in der Gestalt eines doppelten Schwalbenschwanzes aufgenietet und in dessen Mitte ein viereckiger Klotz, der mit einer rechteckigen Öffnung durchlocht ist. Er zusammen mit den Doppellöchern dahinter diente wohl zur Befestigung der Helmzierde, des Zimiers. Von einer Ergänzung der fehlenden Stücke dieser überaus interessanten Schutzwaffe aus der Zeit der Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft wurde abgesehen, da ihr heutiger Zustand völlig genügt.

Die Maße der Rekonstruktion dürften mit den ehemaligen des noch unverletzten Helmes ziemlich genau übereinstimmen. Sie mögen hier folgen:

Scheitelhöhe vom Unterrand seitlich	29 cm
„ „ „ vorne	34 „
„ „ „ hinten	28 „
Breite unten seitlich quer	22 „
Länge von hinten nach vorn, in der Mitte	36 „
Umfang am Rand unten	31 „

Gewicht einschließlich des nicht abnehmbaren Drahtgeflechts 1 kg. 805 gr.

Die Entstehungszeit des Topfhelms (Kübel-, Stech-, Faßhelm, Helmfaß) von Küßnach muß vor 1352 angesetzt werden, also vor der Zerstörung der Burg. 1302 saß Ritter Eppo auf der Veste, 1347 bis 1352 urkundet sein Sohn Hartmann; einem von diesen beiden wird wohl diese ritterliche Kopfbedeckung gehört haben, denn man wird kaum annehmen dürfen, daß ein Dienstmann oder Knecht dieser Herren einen Helm trug, den nur solche führten, die berechtigt waren, ein Zimier aufzusetzen, also Ritterbürtige. Wir gehen daher nicht fehl, wenn wir den besprochenen Helm als im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts gefertigt betrachten. Seine Form mit dem gewölbten Gupf sticht von dem im 13. Jahrhundert üblichen Topfhelm mit flachem oder nur schwach von einem Bekrönungsband ansteigenden Dach ziemlich stark ab, so daß wir in dieser Schutzwaffe doch schon eine Form vor Augen haben, die mit den authentischen und datierbaren Helmen aus der zweiten Hälfte und dem Ende des 14. Jahrhunderts nah verwandt ist und eine ausgebildete Schutzwaffe darstellt, die gegen den früheren Helm konstruktiv im Aufbau verschieden ist. So bildet der Helm von Küßnach ein Mittelglied in der Entwicklung der Helmform vom Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts bis zu den erhaltenen Stücken aus der zweiten Hälfte.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit, die Entstehung und Entwicklung des Topfhelms im 13. und 14. Jahrhundert darzustellen, zudem ist neuerdings von Sir Guy Francis Laking diese Frage in klarer Darstellung gelöst worden.[5]) Die sonstige Literatur in den Handbüchern und Werken über Waffenkunde, sowie die hauptsächlichsten Beschreibungen in Katalogen der Sammlungen und seltenen Auktionen, darf wohl im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden. Sichere authentische Topfhelme, die durch ihre Konstruktion als wirkliche Kriegswaffen erwiesen werden und die dem von Küßnach entsprechen, sind vor der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts dem Verfasser nirgends bekannt. Laking läßt sich darüber im folgenden aus: (S. 266 ff.)

„It is a strange fact that, notwithstandig the survival of a certain number of conical helmets of the XIth and XIIth centuries, and of a fair series of bascinets of various years of the XIVth century, not a single genuine specimen of the large helm is known to us that can be dated anterior to about 1370, and that of these late XIVth century helms we can instance five known examples only." Wenn man die Überreste des Helmes von Küßnach in ihrem Fundzustande sah, begreift man, warum so wenige Topfhelme auf uns gekommen sind. Ein Topfhelm, welcher aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt ist, geht natürlich schneller zu Grund als eine Beckenhaube, die aus einem Stück getrieben oder nur aus zweien zusammengeschmiedet ist. Je früher zeitlich die Topfhelme fallen, aus je mehr Stücken bestehen sie. Die Zusammensetzung verschiedener Eisenplatten durch Vernietung erleichtert natürlich bei Bodenfunden den Zerfall ganz bedeutend. Bei der Schwere der Platten brechen bei der Verrostung die Nieten leichter. Wenn eine zerstört wird, folgen die andern bald nach, die Form löst sich in die einzelnen Platten auf und wird, besonders noch durch den Druck der Erdmassen, unkenntlich.

[5]) A. Record of European Armour and Arms through seven Centuries, by Sir Guy Francis Laking, Bart C. B., M.V.O., F. S. A. Late Keeper of the Kings Armoury, with an introduction by the Baron de Cosson, F.S.A. Vol. I. London, Bell and Sons. Ltd. 1920 (erschienen B. 1. bis 3. Weitere zwei in Vorbereitung) 329 Illustrationen nach Photographien. S. S. 266—86.

Vergleichen wir unsern Küßnacher Helm mit den als sicher echt bekannten Topfhelmen der gleichen Form, also ohne abgeplattetes Dach, so erkennen wir, daß seine Konstruktion weit einfacher, unbeholfener, primitiver ist als die der anderen Helme, unter denen hier natürlich nur wirkliche Kriegs- und keine Prunk- und Grabhelme verstanden werden.[6]) Der erstere ist aus einer ganzen Reihe von einzelnen Platten zusammengenietet, die späteren jedoch aus zwei, drei oder vier bis acht Platten. Er ist daher früher entstanden, während die anderen erhaltenen Stücke frühestens in den Beginn des dritten Viertels des 14. Jahrhunderts zu setzen sind. Echte Kriegshelme sind die folgenden:

1. Helm des Prinzen Eduard von Wales, des „Schwarzen Prinzen" gest. 1376, in der Kathedrale von Canterbury über dessen Grabmal aufgehängt.[7])

2. Helm des Sir Richard Pembridge, gest. 1375, ehemals in der Kathedrale von Hereford über dessen Grabmal aufgehängt, nachher in Privatsammlungen (Meyrick und Paton) jetzt Royal Scottish Museum, Edinburg.[8])

3. Helm, gefunden in der 1399 zerstörten Burg Tannenberg, bei Jugenheim, Hessen. 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts.[9])

4. Helm gefunden in der Traun, bei Linz, Oberösterreich, Museum Francisco-Carolinum, Linz. 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts.[10])

5. Helm, früher über dem Grab der Familie Pranckher von Pranckh in der Kathedrale von Seckau in Steiermark aufgehängt. Kaiserliche Waffensammlung Wien. 3. Viertel des 14. Jahrhunderts.[11])

Von allen diesen Helmen hat der aus der Ruine Tannenberg[12]) in Form und Aufbau am meisten Ähnlichkeit mit dem Küßnacher. Ganz die gleiche Vorrichtung zur Befestigung des Zimiers zeigt der aus der Traun. Vollkommen gleich ist jedoch keiner der fünf erwähnten Helme. Nach dem Ausgeführten dürfte nun der Helm von Küßnach als der älteste in diese Reihe treten, das einzige in der Schweiz gefundene Exemplar seiner Gattung.

GIBT ES BESCHAUMARKEN AUF KLINGEN?

VON PAUL POST

„Ist die Frage der Marken auf Klingen im allgemeinen noch nicht über das Anfangsstadium der Untersuchung und Klärung hinausgediehen, so dürfte doch die Bedeutung und Bewertung des Passauer Beschauzeichens, der Wolfsmarke, von seinem ältesten Auftreten bis ins 17. Jahrhundert genügend festgestellt sein." Diesen Schlußgedanken, den W. M. Schmid in seiner umfangreichen und äußerst verdienstvollen urkundlichen Veröffentlichung in dieser Zeitschrift[1]) über „Passauer Waffenschmiede" am Ende des Abschnitts III über „Klingenbeschau und -marken" (S. 332) entwickelt, vermag ich in einer, wie mir scheint, grundsätzlichen Frage nicht beizustimmen. Denn wie Schmid an der zitierten Stelle und auch sonst ausdrücklich ausspricht, bezeichnet und hält er den Passauer Wolf für eine Beschaumarke. Dieser Auffassung widerspricht aber, wie mir scheint, nicht nur das beigebrachte urkundliche Material, wir glauben auch, daß Schmids eigene sehr treffende Interpretation und seine eingehenden technischen Erläuterungen zu dieser Frage nur einen und zwar äußerst wichtigen Schluß zulassen, vor dem Schmid, anscheinend in der herkömmlichen Anschauung befangen, zurückgewichen ist. Wir können uns daher bei Darlegung unseres abweichenden Standpunktes im wesentlichen Schmids eigener Ausführungen bedienen.

[6]) Solche sind noch erhalten (Laking, B. I. S. 286. Pag. 329) Francisco-Carolinum in Linz. Musée d'Artillerie, Paris. Museum Kopenhagen (No. 579). Sammlung Lord Astor, Hever Castle.

[7]) Laking, A record etc. Bd. 1. S. 275. Fig 322. W. Boeheim, Waffenkunde S. 29. Fig. 10.

[8]) Laking, ib. Fig. 324. S. 279. W. Boeheim, ib. S. 30. Fig. 11. (Fig. 12 gehört wohl einer späteren Zeit an, Turnierhelm.) V. L. Robert, le Musée d'Artillerie, T. 1. Paris, 1889. P. 168. H. 10.)

Abbildung und Beschreibung von alten Waffen und Rüstungen, welche in der Samlung von Llewelyn Meyrick zu Goodrich-Court in Herefordshire aufgestellt sind. Übersetzung v. Gustav Fincke, Berlin, 1836. S. 5. Pl. XI (genaue Zeichnungen davon).

[9]) Laking, ib. P. 281. Fig. 325. — Hefner-Alteneck, Waffen. S. 3, Anm. A. Demmin, die Kriegswaffen, Leipzig, 1893. S. 507. Fig. 37.

[10]) Laking, ib. P. 282. Fig. 326. — Hefner-Alteneck, Waffen, ib. S. 13. Taf. 15.

[11]) Laking, ib. P. 282. Fig. 327. — Kunsthistorische Sammlungen d. A. H. Kaiserhauses, Waffen-Sammlung. Album mit erl. Text v. W. Boeheim, Wien, 1894. Taf. XLIX. 1. S. 28. — F. G. v. M. (Franz, Graf von Meran) Der Pranckher-Helm aus Stift Seckau. Graz, 1878. (Als Manuskript gedruckt.)

[12]) Dank der Liebenswürdigkeit des Hofmarschalls Graf Hardenberg, Darmstadt, ist der Verfasser in der Lage, die erste Photographie des Helms zu veröffentlichen.

[1]) W. M. Schmid, Passauer Waffenwesen. Z. H. W. K. 8, 317 ff.

In dem bereits zitierten Abschn. III über „Klingenbeschau und -marken" heißt es an anderer Stelle: *„Es liegt in der Natur des Erzeugnisses, daß die Beschaumarke nicht wie bei Werken der Goldschmiede, Zinngießer usw. erst angebracht wurde, nachdem das Stück in der Beschau gut befunden war. Die Klinge wurde vielmehr schon mit Marke versehn zur Beschau gebracht! Daraus erklärt sich die Vorschrift, daß schlechte Stücke vernichtet werden mußten; man hätte ja sonst bloß die Marke nicht anbringen brauchen, dann wäre die Klinge nicht verkaufsfertig gewesen. Deswegen wurde auch den einzelnen Klinger das Recht auf die Marke verliehen, damit er sie vorher schon anschlagen konnte. Das besagt die Ordnung von 1368 ganz deutlich: »daß unsere Klinger denselben Schaidtmösseren das march den Wolf auf all ihre Klingen schlachen«."* Hier wird also ausdrücklich festgestellt, worüber ja auch die Urkunde keinen Zweifel läßt, daß die Wolfsmarke an die Meister verliehen und vor der Beschau eingeschlagen wurde. An späterer Stelle wird außerdem von Schmid durch sehr genaue und treffende Beschreibung der Technik beim Markenschlagen und Tauschieren bewiesen (S. 333), warum es gar nicht anders sein kann, als daß die Marke schon beim Schmieden und vor der Beschau auf der Klinge angebracht werden mußte. Auch was die Bestimmung der Wolfsmarke betrifft, so kann man nach den beigebrachten Urkunden Schmids Ausführungen nur beipflichten, wenn er sagt: *„Das Recht der Wolfsmarke war der Genossenschaft der Messerer insgesamt verliehen; sie verlieh es weiter an jeden Klingenschmied zu Passau, der ihr Klingen lieferte".*

Und besonders bedeutsam scheint mir die unmittelbar sich anschließende Mitteilung für unsere Frage: *„Diese Auffassung, daß mit der Erwerbung des Meisterrechts der Gebrauch der Wolfmarke noch nicht erlaubt sei, sondern eigens bewilligt werden müsse, hat sich bis ins 17. Jahrhundert erhalten; 1614 erklärt der Schwertschmied Thom. Stantler den Vorgang bei der Aufnahme als Meister folgend: »1. Erwerbung des Bürgerrechts, 2. Ablegung des Meisterstückes, 3. Verleihung des Meisterrechts oder Übergabe einer schon bestehenden Gerechtsame, 4. Aufnahme in die Zunft, 5. Verleihung des Wolfs, d. h. des Rechts, den Wolf einzuschlagen«."* Die Verleihung des Wolfs stand also bei der Aufnahme in die Zunft an fünfter und letzter Stelle und zwar noch hinter der Verleihung des Meisterrechts. Im Gegensatz zu Schmid halte ich es daher durchaus für möglich, daß auch der Meister, der die Wolfsmarke noch nicht besaß oder sie verwirkt hatte, das Recht erwarb bezw. behielt, seine Klingen auch ohne die Marke der Beschau vorzulegen. Aber sei dem wie ihm wolle, soviel ist jedenfalls gewiß, daß zahlreiche Klingen, obwohl sie den Passauer Wolf trugen, von der Beschau verworfen wurden. In welcher Weise aber diese Beschau gehandhabt wurde, darüber läßt jene bereits zitierte Urkund von 1368 unter Nr. 5 auch keinen Zweifel. *„welche klingen . . . nit recht pereit weren . . . die sullen sy uns auswerfen und die sullen vertilgt werden."* Angesichts des ganz klaren Sachverhalts bei der Verleihung und Anbringung der Marke vor der Beschau und der Handhabung der Beschau selbst, dürfte kaum ein Zweifel mehr möglich sein, daß der Passauer Wolf weder praktisch noch rechtlich den Charakter einer Beschaumarke beanspruchen kann und daß er mit der eigentlichen Beschau nicht das geringste zu tun hat. Vielmehr handelt es sich, wie Schmid ganz treffend an anderer Stelle sagt, lediglich um „ein Herkunfts- und Qualitätszeichen", für das der Waffenkunde bisher der Begriff fehlt, und die man vielleicht als lokale Zunftmarke bezeichnen könnte.

Daß wir hier nicht Silbenstecherei treiben, mag man an einigen nicht unwichtigen Folgerungen ermessen, die sich aus unseren Ermittlungen ergeben. Was zunächst die Passauer Waffenschmiede betrifft, so scheint Schmids irrige Einschätzung des Passauer Wolfs ihn auch in einer anderen Frage, die sehr eingehend behandelt wird, auf eine falsche Fährte geleitet zu haben. Gemeint ist die Rolle, die die Messerer in den Anfängen der Passauer Schwertfabrikation gespielt haben, die ja den eigentlichen Ruhm der Passauer Klingenindustrie ausmacht und die in später Zeit nach Schmids Feststellungen in der Hand der sogen. Klinger lag. Hatte Schmid in einem früheren Aufsatz die Ansicht vertreten, daß Messerer und Klinger ursprünglich identisch seien,[2]) so glaubt er diesen Standpunkt in seiner neuen Abhandlung auf Grund des erweiterten Quellenmaterials völlig preisgeben zu müssen. Nicht nur nimmt er von vornherein eine strenge Scheidung zwischen beiden an, ja er spricht den Messeren jeden Anteil an der Passauer Schwerterindustrie und ihrem Ruhm ab. Ihre Mitwirkung wird, abgesehen vom Schmieden kurzer Wehren, beim Schwerte im wesentlichen auf die Griffe und den Vertrieb der fertigen Schwerter beschränkt. Diese Scheidung dürfte nun in der Tat für einen fortgeschritteneren Zeitpunkt, etwa seit dem 15. Jahrhundert zutreffen, aber für den Zeitabschnitt, der den eigentlichen Ruf der Passauer Klingen

[2]) W. M. Schmid, Passauer Waffenwesen. Z. H. W. K. 7, 312 ff.

begründete, das 13. und das 14. Jahrhundert, möchte ich wenigstens bis zu einem gewissen Grade Schmids alten Standpunkt gegen den neuen in Schutz nehmen, und zwar vor allem unter Verwertung unserer Ergebnisse über den Passauer Wolf.

In dem von den Passauer Messerern erwirkten Verbot Herzog Albrechts von Österreich von 1340, außerhalb Passaus den Wolf zu schlagen, heißt es nach Schmids Zitat anfangs: „*um das march, den Wolf, den die mösserer vor passaw an Ire mösser und klingen schlachent, usw.*" Da nun nach Schmids eigenen Ausführungen die Wolfsmarke bereits beim Schmieden der Klinge eingeschlagen wurde, so scheint die zitierte Stelle doch zu besagen, daß zu jener Zeit wenigstens das Schmieden nicht nur der Messer, sondern auch der Schwerter in der Messerer Hand lag. Auch in der weiteren von Schmid zitierten bischöflichen Urkunde von 1368[3]) scheint zum mindesten noch ein recht beträchtlicher Einfluß der Messerer auf die Schwertindustrie zu Passau zum Ausdruck zu kommen, wenn ihnen in Ziffer 4 ausdrücklich die Beschau über die Klingen zugesprochen wird und es weiter heißt: „*das kain kling nicht verkauft noch mit demselben march genutzt soll werden, sy (die Messerer) haben dan dieselben vor gesehen und zu guet gesagt angever.*" Aus diesen letzten Sätzen der Verfügung und der Ausübung des Beschaurechts durch die Messerer geht, sollt ich meinen, mit aller Deutlichkeit hervor, daß zu jener Zeit noch die Messerer die eigentliche Verantwortung für die Qualität der Klingen trugen und vom Klingenschmieden zum mindesten ebensoviel verstanden wie die Klinger; wir vermögen daher Schmid nicht recht zu geben, wenn er zu dem Schluß gelangt: „Die Messerer von Passau haben sich nicht mit der Erzeugung von Klingen (gemeint sind Schwertklingen) befaßt, haben also auch auf die technische Vervollkommung, welche den Passauer Klingen ihre Berühmtheit verschaffte, keinen Einfluß gehabt." Denn in der Zeit, der die zitierten Urkunden angehören, war der Ruf der Passauer Waffenschmiede längst begründet, wie ja aus den Urkunden selbst hervorgeht, die dem Schutz des Passauer Wolfs dienen sollen. Mögen sich nun auch, wie Schmid mitteilt, die Klinger im 15. Jahrhundert verselbständigt und eine eigene Beschau erlangt haben, an der Begründung des Rufs, den der Passauer Wolf genoß, dürften die Messerer ihren Anteil, wenn nicht den Hauptanteil haben; wie hätten sie sich auch sonst einen so dauernden Einfluß auf diese Industrie sichern können, der in der Ausübung der Beschau und im Vertrieb lag.

Die Schwerterindustrie in Passau wird sich, wie es ja ganz naturgemäß ist und auch aus Schmids Veröffentlichungen hervorzugehen scheint, allmählich erst aus der Messerfabrikation entwickelt haben und mit der gesteigerten Nachfrage und Erhöhung der Produktion zur Spezialisierung und schließlich zur Verselbständigung in der Herstellung der beiden Klingengattungen, der Messer und der Schwerter, geführt haben. Zu welchem Zeitpunkt der Hauptanteil an der Fertigung der Schwerter von den Messerern auf die Klinger übergegangen ist, wird schwer zu ermitteln sein. Mag auch die Zeitansetzung der ersten Zunftordnung der Klinger um 1330, wie sie Schmid annimmt, zutreffen, der Messerer blieb nach den angeführten Urkunden noch mindestens bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts der eigentliche verantwortliche Fabrikant, der seine Marke herlieh und in dessen Auftrag und unter dessen Aufsicht der Klinger arbeitete.[4])

Doch über diese lokalen Verhältnisse hinaus gewinnen die Ergebnisse von Schmids Veröffentlichungen bezüglich des Passauer Wolfs grundsätzliche Bedeutung für die Gesamtfrage der Klingenmarken überhaupt. Vor allem aus den wertvollen Feststellungen über die technische Herstellung der Wolfsmarke, auf die wir bereits hinwiesen, und die ohne weiteres für jede Klingenmarke gilt,[5]) ergibt sich ganz allgemein, daß bei der Klingenschmiede überhaupt nicht und nirgends von Beschaumarken die Rede sein kann.[6]) Wie in Passau

---

[3]) a a. O. S. 319, Sp. 1. [4]) Ganz ähnliche Verhältnisse treffen wir bis ins 19. Jahrhundert bei der Schußwaffenindustrie, deren Herstellung ja noch eine viel weitergehende Spezialisierung erfordert in Laufschmiede, Schloßschmiede, Schäfter und Garniturlieferanten. Der Vertrieb lag in der Hand der Büchsenmacher, der alle die genannten Spezialzweige beschäftigt, die Gewehre p. p zusammensetzt und seine Fabrikmarke einschlägt. [5]) Mit denen Schmid einer von mir geplanten Darstellung, die zu dem gleichen Ergebnis führe, zuvorkam. [6]) Bei Marken an der Schwertangel, von denen Schwietering kürzlich an dieser Stelle eine interessante Zusammenstellung brachte (S. Meistermarken auf Schwertern des 14. und 15. Jahrh., 8, 250 f.) fällt allerdings das technische Bedenken gegen eine nachträgliche kalt eingeschlagene Beschau weg, da die Angel nicht mitgehärtet wurde. Dennoch dürfte der Charakter dieser Marken Schmids Auffassung recht geben, der sie als Meistermarken anspricht. Auch Schmids Vermutung scheint nicht von der Hand zu weisen zu sein, daß hier ein von den zahlreichen Händen ihre Marke einschlug, die an der Fertigstellung der Klinge mitbeteiligt waren. Schmid denkt an die Zainer (a. a. O. S. 335), auch die Schleifer kämen vielleicht in Frage. Ich werde in dieser Vermutung bestärkt durch eine in der Zeughaussammlung befindliche allerdings wohl ziemlich moderne spanische Klinge (Nr. 7359), die den Namen des Schwertschmieds auf der einen Seite, die des Schleifers auf der anderen Seite trägt. Die Inschrift lautet: „SEBASTIAN BARZI AMOLADOR (SCHLEIFER) EN TOLEDO — MANUEL FERNZ FORJADOR (SCHMIED) EN TOLEDO". Wie dem auch sei, jedenfalls dürfte es sich bei Angelmarken um eine Markierung handeln, die ihre eigentliche Bedeutung nur innerhalb des Werkstattbetriebs hat, da sie mit der Montierung dem Auge entzogen wurde.

wird überall die Beschau in der Weise gehandhabt sein, daß die verworfenen Klingen zerschlagen und vernichtet werden. Es ist daher beispielsweise ebenso unrichtig wie beim Passauer Wolf, wenn Böheim an spanischen Klingen die bekannte Toledaner Marke T als „behördliche Beschau" bezeichnet.[7])

Wir haben es hier anscheinend ähnlich wie beim Passauer Wolf um eine lokale, vermutlich gleichfalls verliehene Zunftmarke zu tun.

Es ist also ein grundsätzlicher Unterschied zu machen zwischen der Markierung von Klingen und den anderen Produkten der Waffenschmiedekunst, wie namentlich der Plattner, oder der Büchsenmeister. Bei diesen letzteren ist das kalte Einschlagen einer Beschau- oder Beschußmarke nach Fertigstellung durchaus möglich und in der Tat angewandt. Denn bei Harnischen und Helmen lehrt der Augenschein, daß die Beschau, ja auch die Meistermarke erst nach dem Schleifen kalt eingeschlagen ist. Bei Schußwaffen liegt der Fall insofern anders, als die Meistermarken an Lauf und Schloß wie bei den Klingen beim Schmieden warm eingeschlagen zu werden pflegen. Die amtliche Beschuß-Revisionsmarke hingegen wird, wie es ja nicht anders sein kann und heute noch gehandhabt wird, nachträglich kalt eingeschlagen.

ZU DEN TAFELN

I. MEISTERWERKE DER WAFFENSCHMIEDEKUNST Tafel I

Wenn heute die Sammlung mittelalterlicher Helme im Zeughaus jeden Vergleich mit den Beständen in Madrid, London und Wien aushält, so ist das einer Reihe glücklicher Neuerwerbungen zu danken, von denen ein paar Stücke hier abgebildet werden sollen.

1. Eine deutsche Schallern aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit aufschlächtigem Visier. Das formal sehr elegante Stück hat eine Höhe von 22,3 cm, ein Gewicht von 2,930 kg und mißt von der Mitte des Visiers bis zur Mitte des spitz zulaufenden Nackenschirms 40,7 cm Hier ist auch die Beschau- und Meistermarke eingeschlagen. Das Wahrzeichen der Stadt Augsburg, der sogen. Stadtpyr, ein mit der Spitze





nach oben aufgestellter Pinienzapfen; als Marke eines leider unbekannten Waffenschmieds zwei konzentrische Kreise.

2. Ein deutscher Stechhelm um 1500. A. Dürer in seiner bekannten Handzeichnung hat uns ein getreues Abbild des Stücks mit allem Riemenzeug und den Nestelschleifen der eingebundenen Kappe hinterlassen. Das Gewicht beträgt 7,0 kg, das Maß von Visiermitte bis zur größten Ausladung am Hinterkopf der Glocke 39,3 cm.

3. Ein sogen. Maximiliansharnisch um 1520. Die in allen Teilen zusammengehörige und trefflich geschlagene Rüstung ist neu aufgestellt Mit der alten Tradition, Harnische möglichst groß wirkend aufzubauen ist gebrochen worden und versucht, das Stück so zu zeigen, wie es sich am Körper des Bestellers präsentierte. Wenn auch zugegeben werden muß, daß manches Stück in der alten Aufstellung romantischer und imposanter aussah, so glaubten wir doch im Hinblick auf die historische Treue alle malerischen Rücksichten fallen lassen zu müssen. *Binder*

II. ALTE TRACHTEN, Tafel I

A. Kostüm aus gelbem Atlas, mit schwarzem Sammetband besetzt. Bestehend aus dem mit gelber Seide gefütterten Wams, das mit zehn Knöpfen geschlossen wird, den zugebundenen, geschlitzten Hosen, mit gesteiftem Latz und gelbledernen Strümpfen, der Schaube aus gelbem Seidendamast mit großem Granatapfelmuster, breitem Kragen und gepufften Ärmeln.

Nach dem Inventar der Inventions-Cammer 1711 hat das guterhaltene Kostüm dem Kurfürst Moritz gehört. Der Stil des Kostüms, mit dem außerordentlichen Umfang der Oberhosen, die man „spanische Heerpauken" oder „tonneaux" nannte, weist auf die Zeit um 1550 hin.

(Dresden, Histor. Museum.)

B. Schaube (Mantel) mit dem Kreuz des Calatravaordens. Schwarzer Sammet, mit schmalen Sammetbändern besetzt, durch welche Atlasbänder gezogen sind; breiter Liegekragen, kurze, an den Achseln geschlitzte Ärmel. Futter aus schwarzem Plüsch. Das rote Lilienkreuz ist aus Tuch geschnitten und aufgenäht.

Nach dem Inventar von 1711 durch Kurfürst Moritz als Beute von Innsbruck gebracht. (Am 23 April 1532 hatte Moritz in der Verfolgung Karls V. die Tiroler Hauptstadt besetzt.) — Ursprünglich ist der Mantel des 1158 durch Sancho III, König von Castilien gestifteten Ordens weiß, das Kreuz rot; später wurde das Kreuz blau (Weiß, Kostümkunde II, 721), obwohl Gritzner (Ritter- und Verdienstorden S. 540) Kreuz und Band als grün bezeichnet, während das Lilienkreuz des Alcantara-Ordens rot war. (Dresden, Histor. Museum.)

[7]) Böheim, Meister der W. vom 14.—18. Jahrh. 1897 S. 3, 126 usw.

FACHNOTIZEN

Wie die Wiener Lanze des heiligen Mauritius wirklich aussieht. Durch Wilhelm Erbens Studie (Z. H.W. K. 8, 367) über die in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien aufbewahrten Waffen wurde das geschichtlich merkwürdigste Stück aus diesem kleinen Arsenal um so mehr in den Vordergrund des Interesses der Freunde alten Gewaffens gerückt, als Erben betont, daß Boeheim in seiner „Waffenkunde" nicht nur die Wiener mit der Krakauer Lanze des heiligen Mauritius verwechselt, sondern auch von der Wiener Lanze ein gänzlich falsches weil unvollständiges Bild gibt, und dieses falsche Bild sich in der Fachliteratur – ich verweise nur auf Jähns „Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen", Tafel X, 9 – wie ein ewiger Fluch forterbt.

Weil die großen Werke über die Kleinodien in der Wiener Schatzkammer ebenso wie der so gut wie vergriffene „Führer" durch diese den meisten Gliedern unserer Gemeinde unzugänglich sind, so ist es vielleicht willkommen, wenn ich versuche, das von Boeheim gegebene offenbar auf eine Nachlässigkeit des Zeichners, wozu sich ein Übersehen Boeheims gesellte, zurückzuführende falsche Bild hier richtig zu stellen. Die Zeichnung selbst lehnt sich an ein dem oben genannten „Führer" (S. 68) entnommenes Bild an. Hinsichtlich der Beschreibung verweise ich auf Erbens Aufsatz. Ich erinnere nur daran, daß der dort erwähnte geschiente Sprung sich an der vom Beschauer rechts gelegenen Hälfte des Speereisens befindet, etwas unterhalb des angeblichen Nagels vom Kreuze Christi.

Otmar Baron Potier

Lanze des Hl. Mauritius Wien, K. Schatzkammer

Aus dem Zeughause der Stadt Braunschweig. Ein Vortrag im Braunschweigischen Geschichtsverein über das „Tagebuch eines fürstlichen Reiseapothekers im 17. Jahrhundert" brachte eine kleine Nachricht ans Licht, die ich den Freunden der historischen Waffenkunde nicht vorenthalten möchte. Es handelte sich um die in der Landesbibliothek zu Wolfenbüttel unter „Extravaganten 267,1" aufbewahrte Handschrift: „*Wageners Eigen Reisbeschreibung. Kurtze Verzeichnung meiner geringen Reise, angefangen anno 1652.*"

Wagener war gebürtig aus Holstein. Der Herzog Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern hatte ihn kennen und schätzen gelernt und ihn veranlaßt, ihn auf vorhabenden Reisen zu begleiten. Wagener kam so weit umher und nutzte die Gelegenheiten, sein Wissen zu bereichern, gut aus. Im Jahre 1658 war er mit dem Herzoge in Wolfenbüttel, von wo aus er die benachbarte Stadt Braunschweig besuchte und darüber unter anderem folgendes aufschrieb:

„*Anno 1658 den 21. März, nachdem die Pest ein wenig aufgehört, spazierte ich von Wolfenbüttel hinüber nach Braunschweig .... Wir gingen, nachdem wir in der Kirche zu den Brüdern gewesen, zuerst in das Zeughaus.*" (Das Zeughaus der Stadt war in dem früheren Refectorium der Brüdern-Kirche eingerichtet.) .... „*Auch zeigte man uns ein Rohr von Messing gemacht, mit zwei Läufen, zweimal daraus zu schiessen, und hatte die Stadt erstlich noch ein gut Theil neuer Musketen bringen lassen, die vorn auf dem Lauf ein klein Keulchen, darinnen man ein wenig Pulver thun könnte, welches man abbrennete. Man schiesst, die Gegenpartei damit zu verführen, welche alsdann meint, als wenn er fehlte. Wenn er aber gleich darauf eindringen will, giebt man Feuer und wird so der Gegenteil betrogen. – Es hatte ein ehrbarer Rat selbiger Stadt die Anordnung gemacht, dass, wenn ein Bürger ohne männliche Erben stirbt, sein Feuerrohr und Degen in's Zeughaus geben musste, da denn etliche Tische voll von Röhren lagen von den Bürgern, so in der Pest gestorben waren ....*"

Diese letzte Nachricht ist zwar weniger wichtig, ich bringe sie aber doch, weil sie zeigt, wie „ein ehrbarer Rat" bemüht war, eine Art Kontrolle über die Waffen der Bürger zu behalten und gleichzeitig den Bestand des städtischen Zeughauses zu vermehren. Sehr bemerkenswert aber erschien nur die Nachricht von den Musketen mit den „kleinen Keulchen" (wohl verhochdeutscht von Kaule, Kuhle) und wichtig vielleicht auch zur Beantwortung der Frage Z. H.W. K. 8, 349, nach dem Zwecke jener kleinen Näpfchen oder Pfännchen auf einigen Falkonettrohren der Veste Coburg. Ob diese kleinen Pfannen wirklich Anfänge einer Wasserwage vorstellen, ob ihre Lage bald unmittelbar vor oder hinter einer Art von Visierkimme von Wichtigkeit für die Zweckerklärung sein kann, das zu entscheiden, muß ich Berufenern überlassen. Mir schien es nur denkbar, daß diese Pfännchen auch schon zu dem gleichen Täuschungszwecke angebracht gewesen sein könnten, wie später bei unseren Musketen. Herr Oberst von Loßnitzer lehnt diese Deutung ab, auch aus dem Grunde, weil bei den Falkonetten das Pfännchen weit hinten liegt, bei den Musketen aber vorn gesessen haben soll. Meine Annahme mag ja falsch sein, aber die Nachricht von den Musketen von 1658 möchte ich nicht unterdrücken, denn diese Flinten scheinen nicht sehr verbreitet und noch weniger erhalten zu sein. Es will mir auch sehr begreiflich scheinen, daß diese schlaue Erfindung nicht viel Erfolg und Dauer gehabt hat, denn sie war doch wertlos, sobald der Gegner den Schlich erkannt hatte. Darum wäre es wohl denkbar, daß die gleiche Erfindung 150 Jahre früher schon angewendet, aber wegen Untauglichkeit bald verlassen und vergessen und doch nach so langer Zeit noch einmal aufgegriffen wurde.

Robert Bohlmann

Steigbügel mit Sporen. Forrer bildet in seinem Werk über den Steigbügel (Berlin 1896, Taf. 17, Fig. 17) eine Vereinigung von Steigbügel und Sporen des 17. Jahrhunderts ab. Der Sporn ragt unter der Sohle nach hinten hinaus. Einen orientalischen Bügel, dessen Sporn seitlich herausragt, zeigte ich hier (7, 343).

Jüngst sah ich im Nationalmuseum in München ein Paar reich vergoldete Bügel mit ansitzenden, nach hinten ausragenden Sporen, die von Herzog Christoph in Bayern stammen sollen, also aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. stammen würden (Saal 21). Auch möchte ich auf eine reichhaltige Sammlung zur Entwicklung der Steigbügel aufmerksam machen, die das Staatliche Museum für Völkerkunde in Hamburg angelegt hat.

F. M. Feldhaus

Wie alt ist das Salutschießen? Mit allen meinen alten Nachschlagewerken konnte ich mir keine Auskunft über das Alter des Salutschießens verschaffen. Jetzt finde ich in der Reisebeschreibung des süddeutschen Ingenieurs Furttenbach (Furtenbach, Itinerarium Italiae, 1627; ich benutze die Ausgabe Frankfurt 1691, S. 198) Nachrichten über das Salutschießen im Hafen von Genua:

„*Die Gebräuch auff dem Meer seindt Heroisch / dann wann ein / oder mehr Galleren in diesen Meerhafen einfahren wöllen / muß jede .3. stuck Geschütz loß brennen / vnd zum ersten die Statt gleich an der Einfahrt dess Porto salutieren / Alssbald darauff / thut man sie auff dem obangedeuten Thurn* (gemeint ist der Molenturm) */ mit .2. Stuck Geschütz / wiederumben empfahen / den gruess rendieren / vnnd sie für Freundt acettieren / wann aber ein Cardinal / oder Fürst auff dem Meer erscheint / so thut man ihne mit allem Geschütz / sampt noch mit .20. Mascol empfahen / welches sonderlichen bey Nachtzeiten trefflich schön zusehen ist / wann die frembde Galleren besser / vnnd in mitten dess Porto hineingefahren / da schiest sie zum andern mal / vnnd salutiert den Stendardo der Genoveser Galleren auch / wo anderst selbige im Porto ligt / darauff die Genoveser Galleren den gruss wiederumben mit Lossbrennung .2. ander Stuck Geschütz Rendieren / oder sie widerumben freundtlich willkommen seyn heissen / vnnd wirdt täglich allda dergleichen gethön sehr offt gehört / was aber die Nauen vnd grosse Schiff anbelangt / die müssen nicht weniger am hineinfahren in den Porto auch mit .2. Stück Geschütz die Statt salutieren / darbey verbleibts / die Statt aber Rendierts nit mehr.*"

Eine Galeere grüßt also die Stadt mit 3 Schuß und wird mit 2 Schuß wiedergegrüßt.

Ein Kardinal oder Fürst wird mit allen Stücken des Molenturms (die Zahl derselben nennt Furttenbach nicht) empfangen.

Innerhalb des Hafens grüßt jede eingefahrene fremde Galeere, falls genueser Schiffe dort liegen, diese wieder mit 2 Schuß und sie wird dann von jeder Galeere mit 2 Schuß wieder gegrüßt.

Große einfahrende Schiffe grüßen bei der Einfahrt in den Hafen mit 2 Schuß, werden aber nicht wieder gegrüßt.

F. M. Feldhaus

Ein Flammenwerfer. In dem Roman: „Le philosophe sans prétention" von de la Folie (Paris 1775), der 1781 zu Frankfurt a/M. unter dem Titel: „Der Philosoph ohne Anspruch oder der seltene Mann, ein Physikalisches Chymisches, Politisches und Moralisches Werk" in deutscher Sprache heraus kam, lese ich:

„*Ormasius hatte wirklich eine Art von Pistol ohne Hahn aus seinem Gürtel gezogen, sie war etwas dick, und das Rohr war am Ende etwas erweitert. Denke nicht, dass das Rohr mit Pulver oder Bley geladen sey; es dient nur als Dünstenleiter. In diesem Untertheil, der etwas dick ist, ist eine Scheidewand, in dem einen Rohr ist eine Vermischung von einem Essential Gyacöhl, mit phlogisticirten Kohlenstaub, in dem andern, der mit Gas gefüttert ist, ist ein sehr concentrierter Salpetergeist. Zwischen dieser Scheidung ist eine Öfnung mit einen goldenen Schieber versehen. Sobald ich diesen Knopf rücke, so ist die Gemeinschaft eröfnet, der Salpetergeist fällt auf die Vermischung, und plötzlich entflieht eine Wolke von Flammen und Rauch, welche alle diejenige zu Boden wirft, gegen die sie gerichtet worden ist. Daraus entsteht gemeiniglich ein unempfindlicher Schlaf von zwey oder drey Stunden auch weniger, nachdem das Wetter feucht oder trocken ist. Mit solchem Gewehr, mein werther Nadir, habe ich mich öfters auf meinen Reisen vertheidigt, es hat mich immer gut beschützt. Wenn diese arme Schlucker zu Boden lagen, that ich in ihre Tasche einige Zechinen, damit sie doch bei ihrem Erwachen etwas zu leben fanden, und alsdann gieng ich meinen Weg mit mehrerem Vergnügen fort, als wenn ich ihnen das Leben genommen hätte.*"

F. M. Feldhaus

Kostümgeschichtliche Ausstellung in der Kostümbibliothek Lipperheide, Berlin. In den lichten Räumen der Kostümbibliothek Lipperheide in der Prinz Albrechtstraße, über deren Organisation und Schätze die Leser unserer Zeitschrift im nächsten Heft aus der berufenen Feder ihres hochverdienten und unermüdlichen Leiters, Professor Dr. Doege, Genaueres erfahren werden, findet zur Zeit eine äußerst lehrreiche Ausstellung statt, deren Besuch auch von dem Kostümfragen ferner Stehenden nicht versäumt werden sollte. Die nicht leicht wiederkehrende Gelegenheit wird geboten, an der Hand glücklich gewählter und übersichtlich angeordneter Beispiele aus dem reichen Abbildungsmaterial der Sammlung, sich in großen Zügen über die Entwicklung der europäischen Tracht von der Antike bis in die Gegenwart zu unterrichten. Auch den Kostümkundigen kann diese gedrängte Übersicht zu allerhand neuen Gesichtspunkten anregen.

Das klassische Gewand der Griechen macht den Anfang, beginnend mit der schönen Eurydikestele der Phidiaszeit, an die sich bekannte Rhetorenstatuen mit ihren langwallenden Gewändern und Mänteln anschließen. Daneben gestellt sind die weniger schönen als lehrreichen Kostümtafeln des Amelungschen Werks, die über Anordnung und Farbe unterrichten sollen. Über Denkmäler der Kaiserzeit und der spätrömischen Epoche führt das interessante Elfenbeindiptychon mit dem Reichsverweser Stilicho und seiner Familie in die Völkerwanderungszeit. Miniaturen, Grabsteine und kirchliche Bildwerke suchen die kostümlich noch wenig erhellten Jahrhunderte der romanischen Stilepoche zu veranschaulichen. Es folgt die Gotik. Die schönen langwallenden Gewänder der Naumburger Skulpturen zeigen, wie eng auch diese Zeit noch an die antike Tradition gebunden ist. Der eigentliche Einschnitt ist um die Mitte des 14. Jahrhunderts zu machen, die in der ganzen Kunst, aber wohl nirgends markanter als in der Tracht, eine neue Zeit einleitet. Diese wichtige Periode ist durch ein Elfenbein nicht ganz befriedigend illustriert. Das mittelalterliche, lange über den Kopf gezogene und gegürtete Hängegewand des Mannes ist ziemlich unvermittelt gegen einen eng am Leibe „sitzenden Anzug" vertauscht, der zugeknöpft oder geschnürt wird. Seine Kürze zwingt dazu, die strumpfartigen Beinlinge, wie sie bisher getragen wurden, zu der den Unterleib umschließenden Hose auszubilden, die am Untergewand befestigt wird.

Diese Zusammensetzung und Anordnung der männlichen Kleidung ist von jetzt ab feststehend und verbindet die spätgotische Tracht ebenso eng mit dem modernen Herrenanzug, bestehend aus Rock, Weste und Hose, wie es beide trennt vom antik-mittelalterlichen Gewande der vorangehenden Zeiten. Deutlicher als auf irgendeinem anderen Gebiet künstlerischen Gestaltens wird uns hier bewußt, daß nicht das Wiedererwachen der Antike, die Renaissance, die Neuzeit einleitet. Ja, es ließe sich über die kostüm- und kunstgeschichtlich gleich interessante Frage diskutieren, ob und inwieweit die spätgotische Kleidung des 14. Jahrhunderts, die die Körperformen so bewußt zur Geltung bringt, um nicht zu sagen entblößt, das Interesse am nackten Körper, ein Hauptproblem der Renaissance, angeregt oder vorbereitet hat.

Vom 15. Jahrhundert ab verdichtet sich das Anschauungsmaterial und das Bett der Darstellung wird breiter. Etiketts mit Zeitangaben, die in übersichtlicher Weise jeden Zeitabschnitt einleiten, die Antike, dann das Mittelalter, zeigen jetzt kürzere

Perioden an. Zunächst von 50 zu 50 Jahren, im 16. Jahrhundert gar von 25 zu 25 Jahren kann der ständige Wechsel der Kleiderformen im Wandel der Zeiten und Stile verfolgt werden. Zugleich ist der Versuch gemacht, die Hauptzentren der Tracht in deutschen, niederländischen, italienischen und französischen Bildnissen, kostüm- und sittengeschichtlichen Darstellungen in Bild und Stich vor Augen zu führen. Die reiche Fülle des gebotenen Materials ladet hier zu eingehendem Studium ein und zu anregenden Vergleichen zwischen den einzelnen Ländern, zwischen einst und jetzt.

Haben sich auf unserem kurzen Gange durch die Ausstellung namentlich Gedanken über das männliche Kostüm eingestellt, so liegt das nicht nur daran, daß bei der Auswahl der Blätter das weibliche Kostüm etwas vernachlässigt erscheint (ohne mit dieser Feststellung den Veranstalter der Unritterlichkeit zeihen zu wollen). Tatsächlich lehrt die Kostümgeschichte, so sehr wir gewöhnt sind den Begriff der Mode mit dem schönen Geschlecht zu verbinden, daß die Kleidung des Mannes den Wandel der Trachtformen, abgesehen von der Haartracht, am markantesten zum Ausdruck bringt und nicht selten das Kostüm der Frau in ihre Gefolgschaft zwingt. *Post.*

Wie ein Stuck zu vernageln, und ein vernageltes wiederum brauchbar zu machen. Wie dies zu geschehen, darüber gibt uns ein Buch Auskunft (im 4. Kapitel der 3. Abteilung), das diesen Titel führt: „Kleines Hand-Buch für neu angehende Büchsenmeister und Feuerwerker in Frag und Antwort zum zweytenmal vorgetragen und verbessert von Johann Baptist Veit Koch, Artilleriemajor, Ingenieur und Architect." Bamberg und Würzburg; in der Göbhardtischen Buchhandlung. 1770.

Zuerst erschienen ist das Buch im Jahre 1765. Daß es zu einer zweiten, verbesserten Auflage nach fünf Jahren kam, spricht unzweifelhaft dafür, daß das Handbuch Anklang gefunden hatte. Wie eigenartig und absonderlich muß uns heute gegenüber den gewaltigen Fortschritten der Technik im Laufe von anderthalb Jahrhunderten dieses Frag- und Antwortbuch erscheinen! Ein Stück vernageln und wieder brauchbar machen?! Wie war das doch? Das Buch des Würzburgischen Artilleriemajors mag es uns sagen.

Erste Frage: Wie soll man ein Stuck vernageln und unbrauchbar machen, welches öfters geschiehet, wann man die Canons in der Eil dem Feind überlassen muß, auch bey einem Ausfall auf feindliche Batterien, wo man dieselbige in der Geschwindigkeit nicht fortbringen kan, auch bey Stürmung der Vorwerker, die man allenfals wiederum verlassen muß, damit der Feind die Canons bey Eroberung derselbigen nicht sogleich umwenden und gebrauchen kan?

Antwort: Man nimmt einen Stählernen aufwärts gerichteten Nagel, den der Büchsenmeister allezeit aus dieser Absicht soll bey sich tragen, schlägt denselbigen stark in das Zündloch biß es dem Metall gleich ist, daß man solchen mit keinem Instrument anfassen und herausziehen kan, sollte er nicht ganz hineingehen, so wird solcher oben abgeschlagen.

Zweite Frage: Wann er aber allenfalß keinen solchen Nagel bey sich hätte, wie soll er hernach das Stuck unbrauchbar machen?

Antwort: Man schlägt die Speichen entzwey, so wird das Stuck mit der Achse herunterfallen.

Dritte Frage: Es könnte sich aber fügen, daß man nur auf eine Zeitlang die Batterie verlassen müste und also hofnung



Relief vom Tauentzien-Denkmal, Breslau
(Zeichnung von Gottfried Schadow)

hätte, sein Stuck selbst wiederum zu erobern, folglich würde man sich selbst die Stücke unbrauchbar gemacht haben, könnte man sich nicht dieserwegen auf eine bessere Art helffen?

Antwort: Wann man Ketten und Schlösser bey sich, und hofnung hat, die Stuck wiederum zu erobern, so ist dieses das beste Mittel, daß man alle Stuck auf der Batterie mit Ketten zusammenhänge und verschließe, diese würde der Feind so leicht nicht umwenden, noch weniger fortbringen können.

Vierte Frage: Wie soll man den Nagel wiederum lößen, und ein vernageltes Stuck brauchbar machen?

Antwort: Wann der Nagel eckigt, so kan man darzwischen etwas Baumöhl lauffen lassen, dann ladet man das Stuck mit Pulver ohne Vorschlag, streuet etwas Pulver von hinten im Lauf, biß vornen am Mund, zündet hernach das Pulver vornen an, wann dieses einige mahl geschehen, so wird sich der Nagel heben, daß er ganz herausgehe, oder wenigstens so weit, daß er mit einer Zange kan angefasset werden.

Solte er aber auf solche Art sich nicht geben, so ist nicht anderst zu helffen, als daß das Zündloch frisch ausgebohret werde.

Nur als ein Beispiel habe ich aus obigem Buche vorstehendes wiedergegeben. Der Verfasser, den der Würzburgische Hof- und Staatskalender im Jahre 1747 als Artillerie-Feuerwerker, 1756 als Artillerie-Stuckhauptmann anführt, ist, wie aus der Widmung an seinen gnädigsten Fürsten und Herrn, den Bischof und Grafen Adam Friedrich von Seinsheim, und aus der Vorrede hervorgeht, überzeugt, ein nützliches Buch geschrieben zu haben. Veit Koch hat eine hohe Meinung von seiner Waffe und spricht das offen aus: Es erfordert der Artillerie-Dienst Herzhaftigkeit, Stärke und Wissenschaft. Für den gemeinen Mann, weniger für den Offizier, ist sein Buch bestimmt.

„*Unterdessen dienen doch diese Blätter*" — so schließt er seine Vorrede — „*einen hinlänglichen Begrif von der Artillerie, und denen Anordnungen, die dabey vorzunehmen sind, zu erlangen, und es wird mir zum Vergnügen gereichen, wann einsichtsvolle Kenner und Kriegsleute meine Bemühung billigen, deren Urtheil ich mich gerne unterwerffe.*" Max Jähns hat sein Urteil über Kochs Buch in seiner Geschichte der Kriegswissenschaften III § 233 abgegeben: Es lautet günstig. —

Auf dem Denkmal für Tauentzien in Breslau von J. G. Schadow sieht man die Darstellung eines auf einem Kanonenrohre rittlings sitzenden Artilleristen, im Begriff das Geschütz zu vernageln.

Franz Weinitz

Der Diebstahl des Westgotenschmuckes in der Armeria zu Madrid. Am 4. April d. Js. wurde in der Königlichen Armeria in Madrid, kurz nach der Öffnung dieses berühmten Zeughauses der Diebstahl kostbarster Kleinodien festgestellt, deren Verlust materiell wie ideell fast unschätzbar ist. Es handelt sich um die hauptsächlichen Reste des Gotenschatzes, soweit er noch in Spanien geblieben war, jener Westgotenarbeiten, die 1860 in Guarragar gefunden worden sind. Weder vom Dieb noch von den Stücken hat man bis zur Stunde keine Spur — mit Ausnahme einer beschädigten Perle und einem kleinen Stückchen Gold, das man bei der zertrümmerten Vitrine fand. Wahrscheinlich hat der Dieb in beispiellosem Unverständnis die Weihekrone zusammengedrückt und mit den übrigen Dingen in die Tasche gesteckt, das Gold eingeschmolzen und so ein Zeugnis westgotischer Kunst und Kultur von höchstem Rang schmählich zerstört, um einige Taler zu gewinnen.

Das Hauptstück, das gestohlen wurde, ist die Weihekrone des Königs Swintila. Sie ist gebildet aus zwei halbkreisförmigen Bogen aus doppeltem Goldblech, verbunden durch Scharniere. Der so gebildete Reif hat einen Durchmesser von 22 cm und eine Höhe von 6 cm. Das innere Goldblechband ist glatt, das äußere ist mit Perlen und polierten Saphiren geschmückt, das Zentrum betont durch Rosetten, die durchbrochen gearbeitet sind und durch gefaßte Saphiren bereichert werden. Vom unteren Rand hängen ein Kreuz und 22 Buchstaben herunter, welche die Weihinschrift ergeben

Suinthilanus rex offeret.

Jeder dieser Buchstaben war ein kleines Wunderwerk, gefüllt mit farbigem Glasfluß, unten mit gefaßten Edelsteinen geziert, von denen Perlen herunterhingen, an diesen wiederum hingen rundgefaßte Saphire. In der Krone setzen vier Ketten an, jede aus vier Gliedern bestehend, die die Form von durchbrochenen Birnbaumblättern haben. Sie vereinen sich in einer prachtvollen künstlichen Blumenzier, gebildet aus zwei goldenen Lilien, die getrennt sind durch ein facettiertes Stück Bergkristall. An einer der Ketten hängt ein Kreuz, aus Stücken von zwei anderen gebildet, die wohl zu zwei weiteren Kronen ursprünglich gehörten.

Weiterhin wurden gestohlen: eine blumenartige Zier einer großen Weihekrone, sehr ähnlich jenem Gebilde an der Spitze der Swintilakrone. Ferner das Fragment einer dritten Weihekrone, die etwas anders als die Swintilas im einzelnen gebildet war.

August L. Mayer

AUKTIONSBERICHTE

London. Christies waren gelegentlich der Versteigerung der Morgan Williams Waffensammlung stark besucht; der erste Tag brachte rund Pf. St. 19000 ein. Das Hauptstück des Tages war das berühmte Colman-Panzerkleid aus dem 16. Jahrhundert, das nach heftigem Kampfe von Ernest Duveen eingeheimst wurde. Preis: 4600 Guineen; Bestimmungsort: die Vereinigten Staaten. Dieser Koloman Colman-Panzer stellt dem großen deutschen Schmied das beste Zeugnis aus; es war früher in der bekannten Beardmore'schen Sammlung enthalten und in einem Privatkatalog des Jahres 1844 heißt es, daß das Stahlkleid vom Grafen Oberst von Barfus, Nachkommen eines Ritters vom Deutschen Orden und ansässig im Rheinland, gekauft worden sei. Das französische Panzerkleid in der Williamsammlung, vermutlich für einen Prinz de Guire gemacht, ging gleichfalls an Duveen (950 Guineen); ein gotisches Panzerkleid v. J. 1480 an Fenton (480 Guineen), und ein deutsches v. J. 1490 an Duveen (880 Guineen).

Dr. Dean vom New Yorker Metropolitan-Museum kaufte einen schottischen Degen, der dem Nationalheld William Wallace gehört haben soll, für 190 Guineen, während Herr Fenton zusammen 580 Guineen für zwei weitere Stücke dieser Art für einen amerikanischen Liebhaber zahlte. Gleichfalls nach New York ging die Axt, die Thomas Qué in seinem Duell mit de Lalain in Brügge handhabte, wie auch drei weitere Turnierstücke v. J. 1520 zu 620 und ein venezianischer Helm v. J. 1480 zu 600 Guineen.

LITERATUR

A. F. Geßler, Die Entwicklung des Geschützwesens in der Schweiz von seinen Anfängen bis zum Ende der Burgunderkriege.

Diese Abhandlung, in den „Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich", Jahresklasse 1918, 1919, 1920 erschienen, ist eine großangelegte, inhaltreiche, urkundlich begründete Arbeit, die in knapper, lichter Darstellung auf dem Gebiete der Feuerwaffen in der Schweiz eine sichere Grundlage geschaffen hat für alle weiteren Einzelforschungen. Bei dem innigen Zusammenhange aller wirtschaftlichen Beziehungen von Südwestdeutschland mit der damals großenteils zum Deutschen Reiche gehörigen Schweiz sind die Ergebnisse von Geßlers Forschungen auch für die Deutsche Waffengeschichte von besonderem Werte.

Geßler hat es verstanden, die das Geschützwesen betreffenden Urkunden der Archive zu erschließen, stellt deren Nachrichten in sachlich-richtiger Auffassung mit den in den Sammlungen der Schweiz noch in reicher Zahl vorhandenen Geschützen der ältesten Zeit in abwägenden Vergleich und kommt so zu ganz bestimmten Ergebnissen. Seine Arbeitsweise zeigt sich auch schon äußerlich. In einer ersten Abteilung werden die schriftlichen Quellen behandelt, das amtliche Material, Rechnungen, Inventare, Urkunden, dann die Geschichtsquellen, die Chroniken. Geßler entwickelt aus ihnen alle das Geschützwesen betreffenden technischen Fragen, vergleicht sodann diese Ergebnisse einmal mit den bildlichen Quellen des 15. Jahrhunderts, den Schweizer Bilderchroniken, und dann besonders eingehend mit den erhaltenen Geschützen des 14. und 15. Jahrhunderts in allen Einzelheiten bezüglich Gebrauch und Handhabung, Schußleistung, Schußweiten und Wirkung. Die Arbeit schließt ab mit einem Vergleiche der eigenen Forschung über das Aufkommen der Feuerwaffen mit der ausländischen Orts-, Namens- und Sachverzeichnis ermöglichen, dem Verfasser in seinen Ausführungen zu folgen, alle die unzähligen Einzelheiten in Zusammenhang mit diesen zu bringen. Mit dem Wortlaute der Urkunden, mit den in größter Zahl gegebenen bildlichen Darstellungen aus der Zeit, den photographischen Wiedergaben der erhaltenen Geschütze, ist ein Jeder im Stande, sich ein eigenes Urteil zu bilden, das Geschützwesen von damals in vollem Umfange vor seinen Augen, unabhängig von dem Verfasser, erstehen zu lassen, dessen Ausführungen kritisch zu folgen. Bei einem hundert Jahre umfassenden Zeitraume, bei Tausenden von Einzelangaben kann man dann wohl in nebensächlichen Dingen auch einmal zu einer abweichenden Auslegung gelangen, aber bei allen Haupt- und Grundfragen wird wohl auch der strengste Beurteiler ganz dem von Geßler vertretenen Standpunkte beipflichten müssen. Es ist hier für die Schweiz durch den Nachweis aller Quellen ein „Urkundenbuch" geschaffen, und mehr als das, es sind nicht nur einzelne Bausteine für die Erkenntnis des Anfanges der Dinge zusammengetragen, es ist der Bau selber für das engere Heimatsgebiet in seinen Hauptteilen bereits fertig aufgeführt. Der enge Rahmen der Zeitschrift zwang — wenn auch 282 Seiten Groß-Quart zur Verfügung gestellt wurden — zu einer Beschränkung des Umfanges der Veröffentlichung. Möge eine Buchausführung bald die weitere Verbreitung der Arbeit ermöglichen und in dieser dann sämtliche auf das Geschützwesen bezüglichen Angaben der Rechenbücher und der Inventare gänzlich unverkürzt in vollem Wortlaute bringen. Nur dann ist es möglich, allen Zusammenhängen auch in fremden Orten nachzugehen: es ist das gewissermaßen eine historische Verpflichtung, der sich niemand in ähnlichen Lagen entziehen darf. Auch läßt es sich zur Erforschung des Tatsächlichen nicht vermeiden, auf die jetzt noch nicht berücksichtigten Geldverhältnisse einzugehen. Der Goldgulden hatte einen internationalen stets ungefähr gleichbleibenden Wert. Die Landesmünze läßt sich fast immer mit leidlicher Sicherheit auf den Gulden zurückführen. Dieser kann dann sehr wohl bei allen Rechnungen als Maß zur Feststellung von Anzahlen, Maßen und Gewichten der Büchsen, der Geschoße, der Pulvermengen oder der für das Pulver beschafften Bestandteile dienen. Damit werden weitgehende Vergleichsmöglichkeiten geschaffen. Von Geßler ist die Trennung des Geschützwesens wie Feld- und Belagerungs-Geschütz durchgeführt worden, trotz des vielfachen Ineinandergehens dieser Geschützarten Die Handfeuerwaffe ist ganz ausgesondert. Es wäre aber sehr erwünscht, diese Beschränkung fallen zu lassen und die Untersuchung auf das doch eine sachliche Einheit bildende Gesamtgebiet der Feuerwaffe überhaupt zu erstrecken.

Die Feuerwaffe kam verhältnismäßig spät nach der Schweiz, nach Basel vor 1371, wohl kaum vor 1361, Bern vor 1377, Luzern vor 1383, nicht vor 1354, Zürich vor 1386, Biel vor 1390 und Zug vor 1405. — Das „Wann" ist nicht festzustellen, ebensowenig wie das in den umliegenden Ländern auch nur mit annähernder Sicherheit möglich ist. Die älteste Nachricht ist aus Basel mit 1371 erhalten, doch tritt sie ebenso wie die jeweiligen Angaben bei den übrigen Orten in einer Form auf, die mit Sicherheit auf ein schon früheres Vorkommen deutet. Die Stadtrepubliken von damals, die jetzt zur „Schweiz" zusammengeschlossen sind, gehörten großenteils zum Deutschen Reiche. Sie blieben auf lange Zeit von Deutschland beeinflußt, standen in regem Handelsverkehr mit den großen Handelsorten Südwestdeutschlands, vor allem mit Straßburg, mit Nürnberg, mit Rottweil, dem Sitze des Reichsgerichtes. Von Nürnberg kauften Basel und Bern fertige Geschütze, aus diesen Städten holte man sich die Büchsenmeister Das Ortsverzeichnis erläutert schon auf einen Blick diese Verhältnisse, ebenso das Namensverzeichnis. Von den genannten etwa 150 Büchsenmeistern sind 21 Fremdländer — 5 scheinbare Burgunder kommen nicht in Betracht, denn bei ihnen handelt es sich um Deutsche in burgundischen Diensten —, von diesen 21 stammt 1 aus den Niederlanden, die übrigen 20 sind Deutsche, darunter 12 Schwaben und 3 Elsässer. — Also aller äußere Einfluß kam von Deutschland, irgend eine Befruchtung der Schweiz durch Frankreich, Burgund, Italien, von romanischen Ländern hat nicht stattgefunden. Der italienische — Venediger — Salpeterhandel nahm seinen Weg zu dem Rheintale, der Welthandelsstraße, zwar über die Schweiz, aber auf die Entwickelung der Feuerwaffe hat hier Italien keinen Einfluß ausgeübt, konnte das auch kaum, da Italien, trotz seiner frühen Nachrichten über das dortige Vorhandensein der Feuerwaffe, in deren Ausbildung weit hinter Deutschland zurück stand. Das Wurffeuer aus dem Feuerrohr, dem „mörsal", ist in der Schweiz mit dem Jahre 1405 weit früher als wie bisher für Deutschland und alle anderen Länder nachgewiesen. Es kommt dieses Geschütz, vereint mit dem „böler", der blide mit dem beweglichen Gegengewicht

zufällig zusammen, in der gleichen Rechnung von St. Gallen vor. Die Blide blieb neben den Feuergeschützen noch bis über den von Geßler besprochenen Zeitraum hinaus in der Schweiz ganz allgemein im Gebrauch. Das Drehkraftgeschütz — der Springolf — findet sich 1431 neben den Pulvergeschützen auf den Türmen Freiburgs i. Ue.

Sehr wertvoll sind auch die dokumentarischen Feststellungen über tatsächlich erreichte Schußweiten und die Angaben über die Schußgeschwindigkeiten der großen Büchsen, die mit 1000 m und mit 18 Schuß in 8 Stunden weit über das gewöhnlich angenommene Maß hinausgehen. Letztere hängt nun wohl zum Teil mit der schon sehr frühe aufgekommenen Verwendung fertiger Kartuschen zusammen. Bilder und Rechnungen geben davon eine deutliche Vorstellung. Dann haben sich kaum anderwärts irgend so eingehende Nachrichten über das Brescheschießen erhalten wie in den Berichten über die Beschießung des „Stein" im Jahre 1445. Der 13 Fuß dicke, aus festen Quadern gefügte Rundturm wurde auf 100 m Entfernung aus 4 großen Büchsen beschossen. Ein Schuß wurde neben den andern gesetzt. Nach 30 Schuß fielen die ersten Steine heraus. Von den Enden der gewollten Breschelänge wurden dann von unten anfangend die Schüsse senkrecht nach oben verlegt, so erst ein „Horizontalschnitt" und dann je ein „Vertikalschnitt" ausgeführt, bis die Mauer niederbrach. 1436 bei der Belagerung von Zürich ist sogar auf 500 m Entfernung Bresche geschossen worden, eine Tatsache, welche die große Treffähigkeit der damaligen Büchsen und die Sachverständigkeit der Büchsenmeister in einem sehr günstigen Lichte erscheinen läßt.

Die Schicksale einzelner Büchsen lassen sich an der Hand der Eintragungen in den Bestandsbüchern und der sonstigen Nachrichten genau verfolgen. 1428 gießt der Meister Oswald Klein aus Rottweil zu Basel zwei große Büchsen im Gesamtgewichte von 115 Zentnern. Über diese Büchsen sind folgende Einzelheiten bekannt. Es wog die größere Büchse 6800 Pfund, deren Geschoß 206, die Ladung 23 Pfund, die kleinere Büchse 4700 Pfund, deren Geschoß 210, die Ladung 19 Pfund. Es entsprach also das Gewicht des schwereren Rohres 30 Geschossen zu je 9 Ladungen, das des leichteren Rohres 22¹/₂ Geschossen zu je 11 Ladungen. Die beiden Büchsen hatten das gleiche Kaliber von 45 cm. Der geringe Gewichtsunterschied der beiden Geschosse erklärt sich durch eine ganz geringfügige Verschiedenheit der spezifischen Gewichte der beiden gewogenen Kugeln. Die schwerere Büchse hieß der „Drache", die leichtere die „Rennerin". Über den Lebenslauf der letzteren liegen genaue Nachrichten vor. 1444 bei der Belagerung von Fahrnsberg ging sie an „die von Falkenstein" verloren. Diese verkauften sie für 500 Gulden an „die von Rheinfelden". Bei der Belagerung des „Stein". 1445 befand sich der „Drache" unter den beiden Hauptbüchsen von Basel, die mit zwei anderen von Bern zusammen die Breschbatterie bildeten. Die „Rennerin" stand im „Stein", wurde durch die einstürzende Mauer verschüttet, gelangte aus dem „Stein" in den Besitz der Baseler zurück. 1476 war sie bei der Belagerung von Blamont, 1477 vor Blaiche tätig, 1491 verfiel sie als ein Opfer der Neuzeit, wie es stets das Los aller aus Bronze gefertigten Geschütze war, dem Umgusse. Mehr als 60 Dienstjahre waren ihr beschieden. Den immerhin handlichen Ausmaßen von 42 Zentner Rohrgewicht und der noch ausreichenden Breschwirkung des 2 Zentner schweren Geschosses verdankte das Geschütz seine vielfache und langdauernde Verwendung.

Die berichteten Tatsachen bieten reiche Belehrung und erweitern wesentlich unsere Kenntnisse von dem Geschützwesen in den Anfangszeiten der Feuerwaffe. Ganz besonders anerkennenswert und wohltuend ist das durchaus Sachgemäße in den Deutungen, das sich freihält von philologischer Wortklauberei und von kunsthistorischen Betrachtungen. Für die Beurteilung der Feuerwaffen ist das Pulver das ABC; an das „Schießen" allein, an die Geeignetheit hierfür muß man sich halten. Diesen Grundfragen ist Geßler dankenswerterweise nachgegangen. Mißverständnisse bei den Lesenden entstehen meist dadurch, daß der Autor viel zu viel von seinen eigenen Anschauungen bei ihnen voraussetzt. Falsche Vorstellungen geben dann falsche Bilder. Will man klar und überzeugend wirken, dann darf man sich auch nicht vor Wiederholungen scheuen. Geßler hat mit einfachen Worten klar zu schildern verstanden.

Schließlich stellt Geßler die Frage, ob sich über Zeit und Ort der „Erfindung" des Pulvers und der Feuerwaffe auf Grund der bisher bekannt gewordenen Tatsachen eine Entscheidung fällen lasse. Er verneint sie. Zwei verschiedene Anschauungen über den Ursprung, die Erfindung, stehen sich gegenüber. Eine, die romanische, sucht den Ursprung in maurisch-spanischen Einflüssen, — in Deutschland vertreten durch General Köhler — die andere, die deutsche, — vertreten durch Max Jähns — sieht ihn in Berthold Schwarz, nicht im Sinne einer historischen Persönlichkeit, aber als Verkörperung des deutschen Büchsenmeisters. Aus der Zahl und der Zeit der Nachrichten über das Vorkommen der Feuerwaffen hat man über diese Frage eine Entscheidung zu treffen gesucht. Und da fällt der Stand der Erforschung der Archive sehr ins Gewicht. Die meisten Länder sind hierin Deutschland weit voraus. Napoleon-Favé standen alle Archive Frankreichs offen, Angelucci hat planmäßig die oberitalienischen Archive durchforscht, Henrard hat für Belgien, Geßler jetzt das gleiche für die Schweiz geleistet. In Deutschland hat Essenwein aus dem zerstreut veröffentlichten Material die „Quellen" geschaffen, hat sich dabei hauptsächlich auf den leider ganz unzuverlässigen Würdinger gestützt. Planmäßige Forschung in den Archiven liegt allein der höchst anerkennenswerten Studie von Jacobs über das Aufkommen der Feuerwaffe am Niederrheine zu Grunde. Aber auch er gibt nur einzelne Daten, nicht das gesamte Material und er baut seine Schlüsse auf der irrigen Annahme auf, daß in einem im Reichsmuseum zu Amsterdam erhaltenen dickbauchigen, kurzen Eisenrohr mit einer kleinen engen Kammer die älteste Steinbüchsenform im Original erhalten sei. Tatsächlich kann man aber in diesem Geschütz nur einen ganz späten minderwertigen Mörser erkennen. — Altmann, auf den Geßler bei seiner abwägenden Betrachtung hinweist, ist über die ersten Anfänge seiner Untersuchung am Oberrhein nicht hinausgekommen. Das Fehlen von Archivnachrichten in von Kriegen durchfurchten Gegenden wie gerade am Oberrhein ist leicht erklärlich. Ein Beweis „ab nihilo" ist an sich aber überhaupt kein Beweis. Trotzdem begründete Köhler gerade auf der Spärlichkeit der für Deutschland vorliegenden Nachrichten seine der romanischen Anschauung entsprechende Ansicht, daß Deutschland als Ursprungsland der Feuerwaffe anzunehmen „auch nicht der Schatten einer Berechtigung" vorläge, 1346 werde erstmalig für Trier der Ankauf einer Eisenbüchse nachgewiesen und dann klaffe bis 1356 eine Lücke, bis zu dem Jahre, in dem für Nürnberg erst wieder eine Nachricht auftauche. — Geßler hat die Reihe der über das früheste Vorkommen der Feuerwaffen allgemein genannten Nachrichten, angelehnt an Sixl und an Feldhaus, aufgeführt. In dieser Reihe stehen Trier und Nürnberg an der 25. und an der 40. Stelle. — Eine

Durchsicht der im Archive zu Frankfurt a. M. vorhandenen Stadt Frankfurter Rechnungen, die vom Jahre 1348 ab in geschlossener Reihenfolge bis zur Neuzeit erhalten sind, stellt aber die Köhler und dessen Nachfolgern unbekannt gebliebene Tatsache fest, daß in dieser Stadt schon vor dem Jahre 1348 und augenscheinlich schon längere Zeit vorher, die Feuerwaffe in größerem Umfange im Gebrauche gewesen ist. Diese Waffen waren von Frankfurter Meistern aus Bronze gegossen und es wurden von ihnen gleiche Feuerwaffen in der Folge dauernd weiter aus Bronze hergestellt. Die Nachrichten hierüber sind so zahlreich, daß sich auch die Entwicklung der Waffe an ihnen schrittweise verfolgen läßt. Ferner enthalten die Rechenbücher der kleinen Stadt Naumburg a. d. Saale, die ebenfalls vom Jahre 1348 an erhalten sind — wenn auch nicht in ganz geschlossener Reihenfolge — schon in diesem ersten Jahre und dann in der Folge weiter ganz bestimmte Angaben über Feuerwaffen im städtischen Besitze. Die Annahme Köhlers, daß in Deutschland für die Zeit von 1346—1356 Feuerwaffen überhaupt nicht nachweisbar waren, ist mit den Rechenbüchern von Frankfurt und von Naumburg bündig widerlegt. Die Veröffentlichung einer abgeschlossenen Untersuchung hierüber ist bei deren Umfange durch die Zeitumstände, die der Kosten wegen eine Drucklegung verbieten, jetzt nicht möglich, auch nicht die einer beweisführenden Berichtigung der Liste der Orte, für welche die Feuerwaffe als in bestimmten Jahren nachgewiesen angesehen wird. Kurz sei nur auf einzelne Angaben in der Reihenfolge von Geßlers Anführungen hingewiesen, die gerechte Bedenken gegen die Richtigkeit bisheriger Annahmen aufkommen lassen.

Zu 5. Die Handschrift des Milimete 1326. Erste bildliche Darstellung einer Feuerwaffe. Es müßte der Nachweis geliefert werden, daß auch die Zeichnung am Schlusse der Handschrift, die mit dem Inhalte derselben in gar keinem Zusammenhange steht, tatsächlich ebenfalls aus diesem Jahre entstammt.

Zu 6. England 1397. Die „Krakys of war" sind in Nichts als Donnergeschütze nachgewiesen. Sie sind als Donnergeschosse anzusprechen.

Zu 7. Die Nachricht über datierte Geschütze von 1330 in Ingolstadt ist so allgemein gehalten, leidet an solcher innerlichen Unwahrscheinlichkeit, daß sie als unrichtig anzusehen ist.

Zu 12. Es ist keinerlei Anhalt für die Gleichzeitigkeit des Pulverrezeptes und der Münchener 1338 datierten Handschrift gegeben. Der Wortlaut des Rezeptes, das von zwei Kohlensorten spricht und das Abfeuern der Büchse mit einem Loseisen erwähnt, deutet mit Sicherheit auf eine weit jüngere Zeit als auf 1338.

Zu 14. Brügge 1339. Die mit Armbrüsten bewehrten Karren führten ebenso den Namen „ribaude" wie später die mit Büchsen bewehrten Karren. Der Name allein beweist also nichts für das Vorhandensein von Feuerwaffen.

Zu 18. Das Freskobild zu St. Leonardo di Lecetto soll eine Büchse aus dem Jahre 1340 darstellen. — Die Quittung über ein in diesem Jahre gefertigtes Bild ist erhalten. Aber sie kann sich nur auf ein inzwischen verschwundenes älteres Bild an gleicher Stelle beziehen. Es läßt sich an den Einzelheiten der auf dem Bilde dargestellten Rüstungen nachweisen, daß diese einer Zeit um etwa 1450 angehören. Das Geschütz selber ist eine Steinbüchse mit einer Fluglänge wie sie keinesfalls vor 1430 vorgekommen sein kann. Das Bild ist also an 100 Jahre jünger wie die erhaltene Quittung und hat für Feuerwaffen um das Jahr 1340 keinerlei Beweiskraft.

Zu 21. Algesiras 1342 ist durch Romoczkis Ausführungen als Geschütz widerlegt; es handelte sich um Donnergeschosse.

Zu 25. Petrarca vor 1344. Die Abhandlung „de remediis utriusque" ist erst in der Zeit zwischen 1353 und 1365 ge schrieben. Sie hat also mit der frühesten Zeit nichts zu tun.

Zu 29. Crecy 1346 ist das Musterbeispiel einer allgeglaubten Mythe.

So bleiben denn von den 24 vor Aachen 1346 genannten einschließlich der schon von Geßler angezweifelten Zeugen nur 8 als glaubwürdig übrig. Und von 1348 ab ist Deutschland durch eine ununterbrochene Reihe von Nachweisen vertreten — durch die Frankfurter und die Naumburger Rechnungen — wo bei den übrigen Ländern nur mehr oder weniger vereinzelte Zeugnisse vorliegen. Wichtig ist auch für die in Deutschland ganz allgemein verbreitete Kenntnis der Wirkung der Feuerwaffe die unter 31 eingeführte Handschrift des Conrad von Megenberg aus dem Jahre 1349, die in Deutschland für Deutsche geschrieben, das blitzschnelle Herabschiessen der Schlangen auf ihre Opfer mit dem Schusse aus der Büchse vergleicht. — Wenn sich auch nicht aufrecht erhalten läßt, daß die Feuerwaffe in Deutschland erfunden worden ist, so geht doch das älteste sichere Zeugnis für die Feuerwaffe von 1331 auf die deutschen Ritter zurück und kein anderes Volk hat soviel für die Ausbildung der Feuerwaffe getan, wie das Deutsche, vertreten durch seine Büchsenmeister. — Eine artilleristische Literatur ist bis zum letzten Viertel des 15. Jahrhunderts einzig und allein in Deutschland vorhanden Bis zum Beginne des 19. Jahrhundert schreiben — von vereinzelten Ausnahmen abgesehen — alle Schriftsteller des Auslandes Deutschland die Erfindung der Feuerwaffe zu. Dann erst macht sich die von Frankreich ausgehende Schulmeinung von dem maurisch-spanisch-italienischen Ursprunge der Feuerwaffe geltend. Sie ist bis jetzt ebenso unbewiesen und wohl auch unbeweisbar wie der Satz, daß Deutschland allein als Geburtsstätte der Feuerwaffe anzusehen sei. Nach dem heutigen Stande unseres Wissens läßt sich nirgendwo ein erster Anfang mit Sicherheit feststellen. Wie Pest, Judenverfolgungen, Veitstanz, Flagelanten in einzelnen Jahren — wie 1348 — in ganz Europa zu gleicher Zeit auftreten, so erscheint auch scheinbar ohne jeden vorbereitenden Übergang die Feuerwaffe allerwärts in denselben Jahren. Derselbe Vorgang wiederholt sich später bei dem Aufkommen der Steinbüchse. — Gohlke hat wohl den richtigsten Ausdruck dafür gefunden „die Feuerwaffe kam, als ihre Zeit erfüllet war, d. h. als die Wissenschaft sie vorbereitet hatte und die Technik imstande war ihren Winken zu folgen." Aber trotzdem gilt es, diesen Fragen dauernd weiter nachzugehen, und das ist die Aufgabe der Einzelforschung. Vielleicht gelingt doch, so wenig es auch wahrscheinlich ist, noch eine Klarstellung dieser Frage. Die geschichtliche Wahrheit fordert aber außerdem auch die gegenseitige Beeinflussung aller Orte und Länder bei der Entwicklung der Feuerwaffe in ihrem langen Werdegange nachzuweisen. Was die Einzelforschung für schöne, reiche Erfolge erzielen kann, zeigt die so mustergültig durchgeführte Arbeit Geßlers, mit der er um die Schweizer-Landesgeschichte sich gleiches Verdienst erworben hat wie um die Klärung vieler Fragen der Waffengeschichte.

Bernhard Rathgen

Martin Jahn, Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwickelung; Mannus Bibl., herausg. v. G. Kassinna Nr. 21, Verlag von Curt Kabitzsch, Würzburg.

Der von mir Z. H. W. K. 8, 93 besprochenen großzügigen Arbeit M. Jahns über die Bewaffnung der Indogermanen

ist nunmehr als Ergänzung davon eine nicht weniger treffliche Arbeit über den Reitersporn gefolgt. Den Ausgangspunkt seiner Entwickelung bildet ein bei den Kelten innerhalb der Spät-, vielleicht sogar schon Mittel-Latènezeit (300—125 v. Chr.) auftretender einfacher Sporn mit dünnem rundstabigen Bügel, der zunächst nur einen flachen, noch nicht halbkreisförmigen Bogen bildet, und auf dessen beiden Enden als Halt für den Befestigungsriemen je ein großer flachgewölbter Knopf von 1—2 cm Durchmesser angebracht ist. Der Stachel ist bei ihnen ebenso dünn wie der Bügel und wird zur Basis hin kaum stärker. Noch während der SLT-Zeit entwickelt sich diese alte Form, die noch innerhalb dieser Periode von den Germanen übernommen wird, weiter und führt zu drei verschiedenen Typen, deren jeder auf das Gebiet einer bestimmten Völkergruppe beschränkt bleibt und daher wie die Waffen, die Fibeln usw. zu einem wichtigen ethnischen Unterscheidungsmerkmal wird. Bei den Westgermanen bildet sich der Stuhlsporn heraus, dessen Vorform der am Schlusse der LT-Zeit und in der frühesten Kaiserzeit auftretende, aus einem breiten flachen Eisenbande bestehende Bügelsporn darstellt. Durch Geradbiegen und Verkürzen des Bügels dieses Bügelsporns entsteht der frühe Stuhlsporn, dessen Stuhlplatte daher fast flach und einfach rechteckig ist. Die Stacheln sind meist schlank, die beiden Zinken liegen infolge Aufgabe der Bügelkrümmung fast senkrecht nach unten. Im ersten Jahrhundert nach Christi verbreitern sich nun die Enden der Bügelplatte mehr und mehr zu zwei selbständigen, beiderseits vom Stachel sitzenden Flügel; der konische Stachel ist noch wenig hoch (2 cm) und sitzt zunächst noch unmittelbar auf dem Stuhl auf, wird dann aber später von diesem durch eine Halsabschnürung abgesetzt, doch bleiben daneben auch noch die Stuhlsporen mit nicht abgesetztem Stachel weiter bestehen. Beide Gruppen entwickeln sich dann im zweiten und dritten Jahrhundert noch weiter und namentlich wachsen die bisweilen aus Edelmetall hergestellten oder mit solchem tauschierten Stuhlsporen mit abgesetztem Stachel zu klassischen Formen aus. Aber noch innerhalb des dritten Jahrhunderts starben die Stuhlsporen aus und nur im Nordteil der mittelgermanischen Zone, in Nordschleswig und Dänemark wird er durch eine Lokalform, den Plattensporn fortgesetzt, bei dem der seitherige flügelartige Stuhl durch eine zunächst kreisförmige, dann viereckige Platte ersetzt wird, auf der der konische Stachel unmittelbar aufsitzt. Damit ist die Entwickelung des Stuhlsporns zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt.

Erheblich einfacher gestaltet sich die Entwickelung bei den Ostgermanen, die den alten latènezeitlichen Knopfsporn in ziemlich reiner Form beibehalten. Etwas stärkere Veränderungen erleidet nur der Bügel, der eine halbkreisförmige Gestalt und, um sich dem Fuß enger anzuschmiegen, eine flache Innenseite erhält, während die Außenseite gewölbt, bisweilen auch kantig ist. Der Stachel ist anfangs meist vierkantg, später konisch und an den Ansatzstellen öfters verziert. Im zweiten Jahrhundert verflacht sich der Bügel wieder, die Schenkel verkürzen sich, werden ganz gestreckt und stoßen in stumpfem Winkel zusammen; der ziemlich starke konische, an der Basis von zwei Wülsten begrenzte Stachel nimmt die ganze Bügelbreite ein. Eine andere Form entsteht dadurch, daß sich in der verbreiterten Bügelmitte beiderseits vom Stachel eine Querkante entwickelt, die schließlich zu einer eckigen Ausladung der Bügelmitte führt. Nur eine Abart dieser ostgermanischen Knopfsporen bilden die am Ende des zweiten Jahrhunderts auftauchenden ziemlich seltenen Knebelsporen, die an Stelle der Kugel oder speichenförmiger Knöpfe jener querstehende Knebel tragen. Noch seltener sind die im dritten Jahrhundert aufkommenden Hakensporen, bei denen die Knöpfe oder Knebel durch eine hakenförmige Umbiegung der Bügelenden ersetzt werden.

Die dritte Entwickelungsreihe bildet der im Wesentlichen auf die früheren keltischen Länder beschränkte provinzialrömische Sporn, bei dem an Stelle der Knöpfe der keltogermanischen Knopfsporen Ösen treten, die in den verbreiterten Bügelenden angebracht werden und die zur Befestigung der Haltriemen dienen. Aus diesen Ösensporen entwickelt sich der provinzialrömische Nietsporn, der sich vom Ende des dritten Jahrhunderts ab nach dem Absterben der beiden anderen germanischen Sporentypen über das gesamte germanische Gebiet ausbreitet.

Die mit einem sorgfältig ausgewählten Abbildungsmaterial reich ausgestattete Arbeit zeichnet sich wie die übrigen des Verfassers durch große Klarheit und strenge Methodik aus. Die verschiedenen Sporentypen und ihre Abarten sind mit wenig Worten scharf gekennzeichnet und ihr Alter, soweit die Fundverhältnisse dies gestatteten, sicher bestimmt, sodaß die Sporen künftig ein wertvolles Hilfsmittel für die Zeitbestimmung neuer Funde bilden werden. In einem Anhange sind sämtliche dem Verfasser bekannt gewordene Sporen gruppenweise zusammengestellt, und da der Verfasser bei jedem Einzelfunde eine genaue Angabe über die Begleitfunde bringt, so bietet sich dem Leser die Möglichkeit, sich selbst ein eigenes Urteil über die Zeitstellung zu bilden. Zum Schluß ist noch eine Bildertafel hinzugefügt, auf der man mit einem einzigen Blick, auch ohne daß es eines erläuternden Textes bedarf, die Entwickelung der drei Hauptformen aus den alten keltogermanischen Knopfsporen übersehen kann. Wir beglückwünschen den Verfasser zu seinem gediegenen Werke und hoffen, daß er die Forscher auf dem Gebiete der germanischen Altertumskunde bald mit einem neuen Werk erfreuen werde.

G. Wilke

VEREINSNACHRICHTEN

PROTOKOLL

der außerordentlichen Mitgliederversammlung des Vereins für historische Waffenkunde zu Berlin am 5. Dezember 1920.

Die Verhandlung findet statt um 10 Uhr vormittags im Direktionszimmer des Zeughauses zu Berlin. Herr Major Dr. Dreger eröffnet in Vertretung des I. Vorsitzenden die Versammlung und begrüßt die Erschienenen. Den von außerhalb gekommenen Mitgliedern spricht er den besonderen Dank für ihr Kommen aus. Ebenso bittet er den anwesenden Custos des Zeughauses Herrn Dr. Post, an den Direktor Herrn Dr. Binder für Überlassung des Zimmers den Dank zu übermitteln.

Die Prüfung ergibt, daß die Einberufung vorschriftsmäßig erfolgte.

Es sind erschienen: 18 Mitglieder persönlich, darunter von Vorstandsmitgliedern die Herren Dreger, Funck, Haenel, Michelly, Rose und Sterzel. Von Pflegern die Herren Bohlmann und Weinitz (siehe Anwesenheitsliste).

35 Mitglieder haben ihre Stimme an die Herren Dr. Rose und Prof. Haenel übertragen. In Summa sind also 53 Stimmen vorhanden, die Versammlung ist demnach beschlußfähig.

1. Es erfolgt Besprechung der Notwendigkeit der Erhöhung des Mitgliederbeitrages von 15 M. auf 30 M. jährlich, sowie des Gründer-Beitrages von 250 M. auf 750 M. Major Dreger erörtert alle Versuche, die zur Vermehrung der Geldmittel angestellt wurden, aber teilweise gänzlich erfolglos blieben. Er kommt zu dem Schluß, daß nichts anderes übrigbleibt, als die Beiträge zu erhöhen, damit namentlich die Zeitschrift erhalten bleibt, denn mit ihr steht und fällt der Verein!

Der Schatzmeister Herr Michelly liest den Kassenbericht vor. Hieran anknüpfend erläutert er seine Bemühungen betreffs Vermehrung der Geldmittel, von denen sein Rundschreiben über freiwillige Erhöhung der Beiträge für die nächsten Jahre nur zum Teil erfolgreich war.

Professor Haenel bespricht den bisherigen Vertrag mit Herrn Hiersemann, der für den Verein günstig war, aber dazu führte, daß Hiersemann in dem letzten Jahre 20—25 000 M. zusetzte. Er schlägt deshalb einen Zuschuß von jährlich mindestens 12 000 M. über den Vertrag hinaus zur Zahlung an Hiersemann vor, da dieses das mindeste sei, um mit Rücksicht auf die fabelhaft gestiegenen Unkosten die Weiterführung der Zeitschrift zu ermöglichen. Trotz der größten Schwierigkeiten der letzten Jahre habe sich die Zeitschrift erhalten und wurde ausgebaut, so daß der 8. Band an Umfang fast wieder den letzten (6.) Band der Vorkriegszeit erreicht hat. Der Platz, den die Zeitschrift im Rahmen der kulturgeschichtlichen Forschung einnimmt, ist somit gesichert und die Hoffnung ist berechtigt, daß wir über den Berg hinweg sind. Besondere Kosten verursachen immer die Abbildungen; um jede Abbildung muß mit dem Verleger gekämpft werden, ein für den Schriftleiter sehr peinlicher Zustand. Der Zuschuß, den Herr Hiersemann bekommen soll, ist daher das allernotwendigste, was geschehen muß.

Aus der Versammlung werden Einwendungen gegen Haenels Ausführungen nicht gemacht, die Erhöhung der Mitgliederbeiträge sowie des Gründerbeitrages wird einstimmig angenommen und Herrn Haenel der Dank für seine opferwillige Arbeit als Schriftleiter in anerkennenden Worten durch den Herrn II. Vorsitzenden ausgedrückt.

2. Zu dem Antrag der Erhöhung der Mitgliederbeiträge liegen Anträge von den deutsch-österreichischen Mitgliedern vor, die die schlechte österreichische Valuta der Krone zu berücksichtigen bitten. Die Berechtigung dieser durch das Gutachten des Schatzmeisters Michelly unterstützten Anträge wird allgemein anerkannt und deshalb vorgeschlagen, den 1. Absatz des § 4 der Satzungen folgendermaßen zu fassen:

> „Die Mitglieder sind zur Zahlung eines Jahresbeitrages von 30 Reichsmark, zahlbar an den Schatzmeister im Laufe des Monats Januar eines jeden Jahres verpflichtet. Ausländer haben bis auf weiteres den Beitrag nach dem Stande der Mark im Juli 1914 zu zahlen."

Auch dieser Vorschlag wird einstimmig angenommen und weiter beschlossen, allen Mitgliedern von der genehmigten Satzungsänderung durch gedruckte Karten Kenntnis zu geben. Dem Vorstande soll es überlassen bleiben, Herren, die auf Grund dieser Abänderung des § 4 ausscheiden wollen, zu gestatten, noch ein Jahr zu dem bisherigen Beitrage Mitglied zu bleiben und dann auszuscheiden.

Ferner wird der weitere Abänderungsvorschlag zu § 14 der Satzungen, die Worte „bei einer Sparkasse" durch „bei einer Bank oder Sparkasse" zu vervollständigen, einstimmig angenommen.

Herrn Schatzmeister Michelly und Frau Gemahlin wird der Dank der Versammlung für ihre große Mühewaltung der Kassenführung ausgesprochen. Die Entlastung des Schatzmeisters in der Kassenführung wird der nächsten ordentlichen Hauptversammlung überlassen.

3. Professor Haenel trägt die Organisation der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" (Dr. Wildhagen) vor und beantragt, daß der Verein als Mitglied beitritt. Es wird beschlossen, daß der Vorstand die Anmeldung hierzu übernimmt.

4. Professor Haenel wird ersucht, in erneute Verhandlungen mit Hiersemann behufs Weiterführung der Zeitschrift für historische Waffenkunde einzutreten. Ein weiterer Antrag des Professor Haenel über Bereitstellung eines besonderen Postens für den Schriftleiter, damit dieser auch außerhalb des Rahmens des Vertrages mit Hiersemann in besonderen Fällen die Aufnahme von Beiträgen für die Zeitschrift ermöglichen kann, wird besprochen. Die Versammlung erklärt sich hiermit grundsätzlich einverstanden. Die weiteren Vereinbarungen hierüber sollen nach den vorhandenen Mitteln direkt zwischen Professor Haenel und dem Vorstande stattfinden.

5. Dr. Post beantragt, die Zeitschrift weiter auszubauen, so daß sie auch auf Uniform- und Trachtenkunde näher eingehen kann (vergl. hiezu Z. H. W. K. 8, 96, 11. Hauptversammlung, wo der gleiche Antrag schon einmal gestellt wurde). Eine Fusionierung der Zeitschrift mit der Zeitschrift des Major Deiß wird erörtert. Professor Haenel wird gebeten, sich in diesem Sinne mit Deiß in Verbindung zu setzen.

Geheimrat Rose teilt das Entschuldigungsschreiben des I. Vorsitzenden Herrn von Cranach wegen seines Nichtkommens mit und übermittelt dessen und Herrn von Loßnitzers Grüße an die Versammlung.

7. Zu einem Vorschlage des Herrn Konczakowski, hervorragende Stücke privater Sammlungen, gegebenenfalls auf Kosten der Besitzer, in der Zeitschrift zu veröffentlichen, verspricht Haenel Berücksichtigung.

8. Herr Major Dreger widmet dem von Berlin zu allgemeinem Bedauern scheidenden I. Schriftführer, Geheimrat Dr. Rose beifällig aufgenommene Abschiedsworte und hebt besonders hervor, wie Rose stets die Seele der geselligen Vereinigungen des Vereins gewesen sei und stets reiche Anregungen geboten habe. Er wünscht für ihn alles Gute in Baden-Baden (Fremersbergstr. 64). Rose dankt ebenso warm und verspricht weiteres Werben in Süddeutschland. Hierauf verliest er den Z. H. W. K. 8, 397 veröffentlichten Geschäftsbericht.

Zur Ehrung der in ihm genannten Verstorbenen des Vereins erheben sich die Anwesenden von ihren Sitzen.

Besonders zu begrüßen ist die Vermehrung des Vereins auf 220 Mitglieder. Hierzu betont Herr Major Dreger nochmals die große Wichtigkeit der Werbung neuer Mitglieder. Jedes Mitglied habe eigentlich die Pflicht, jährlich dem Verein ein neues Mitglied zuzuführen.

Nachdem Herr Oberstleutnant Funck noch mitgeteilt, daß der nächste „Waffenabend" zu Ehren unsers lieben scheidenden Mitglieds Rose am Mittwoch, den 8. Dezember 1920 stattfinde, wird die Versammlung geschlossen.

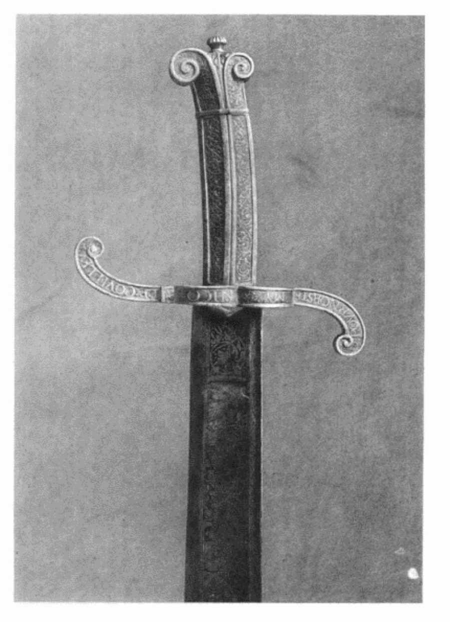
Ein Teil der Mitglieder vereinigte sich hierauf zu einem einfachen gemeinsamen Mittagsmahl im Theater-Restaurant in der Charlottenstraße, gegenüber dem Schauspielhaus.

M. Dreger, II. Vorsitzender. W. Rose, I. Schriftführer.

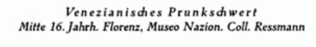
Für die Richtigkeit des Protokolls:

H. Sterzel, Protokollführer.

Berlin, 5. Dezember 1920.



Französisches Prunkschwert
Mitte 16. Jahrh. Florenz, Museo Nazion. Coll. Ressmann



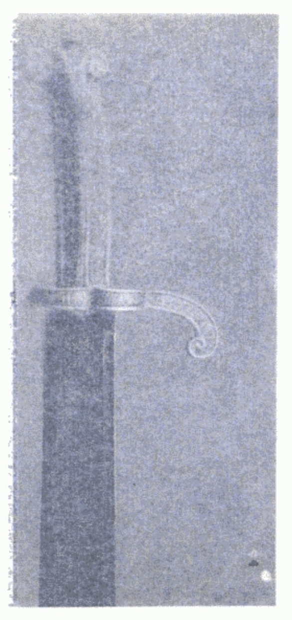
Venezianisches Prunkschwert
Mitte 16. Jahrh. Florenz, Museo Nazion. Coll. Ressmann

EIN FUND RÖMIS... BE...

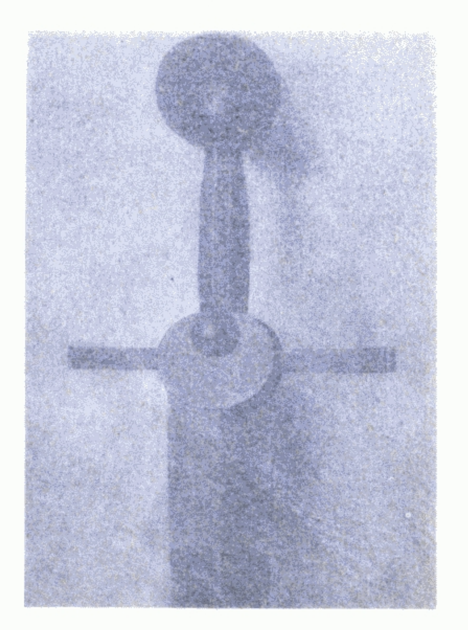
Im „Anzeiger für ...sische Altertum... Nr. 37/40, Mai 1919, h... ich unter d... „Römische Mühlen", Töpfere... und Handel... Metallwerkstätten und Waffen... in S... (p. 988–1078) auf 26 Seiten ... Straßburg bekannt gewordenen ... funde zusammengestellt und ab... und Schwerterteile, Dolche und ... Schildbeschläge, Lanzen, Pfeilbolzen, ... geschirr, Pioniergerät, Geschützka...

Kaum war diese Zusammenstellung ... fertig, als 1919 die Notstandsarbeiten ... hofen unseren Besitz an römischen W... in unerwarteter und eigenartiger Weise ... Bei ausgedehnten Erdabhebungsar... breiterung der Bahnanlagen fanden s... allerlei antike und merowingische ... auch, zerstreut über eine größe... sich dann herausstellte, an einer röm... kreuzung gelegen, zahlreiche römische ... nische Waffen und Rustungsteile, die ... mit jenen Gräbern in keinem direkten Zu... hang standen und ebensowenig eine... entstammen können. Alle Indizien w... darauf hin, daß es sich hier um S... handelt. Ich habe im Anzeiger Nr ... diese Entdeckung eingehend beha... (p. 1158–1174) unter Beigabe von ... und Planskizzen dargetan, daß es ... um Überreste eines Kampfes handelt, ... anläßlich des Germaneneinfalls von 2... abspielte und der für die Römer nicht ... lich verlaufen zu sein scheint.

Zu einem schon früher in der Nä... T-Kreuz eines römischen Feldzeichens ... da eine Feldzeichenplaquette mit ... Jupiters und der Umschrift OPTIME ... CON (nach anderen Funden zu ergän... vatoris numerum omnium milita... Dann die bronzene Schuppe eines ... panzers, aber von den aus Carnuntum ... ...m ...en ...m, ... abgebildeten ... befindet sich, ... Wiesbaden, ein ...h, im Museum zu Zürich.



Französisches Prunkschwert
Mitte 16. Jahrh. Florenz, Museo Nazion. Coll. Ressmann



Venezianisches Prunkschwert
Mitte 16. Jahrh. Florenz, Museo Nazion. Coll. Ressmann

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE WAFFEN- UND KOSTÜMKUNDE
BAND 9 15. SEPTEMBER 1921 HEFT 2

EIN FUND RÖMISCHER WAFFEN IN KÖNIGSHOFEN BEI STRASSBURG

VON ROBERT FORRER

Im „Anzeiger für elsässische Altertumskunde" Nr. 37/40, Mai 1919, habe ich unter dem Titel „Römische Mühlen-, Töpferei- und Handelsbetriebe, Metallwerkstätten und Waffenfunde in Straßburg" (p. 988–1078) auf 26 Seiten speziell die mir aus Straßburg bekannt gewordenen römischen Waffenfunde zusammengestellt und abgebildet, Schwerter und Schwerterteile, Dolche und Teile von solchen, Schildbeschläge, Lanzen, Pfeilbolzen, Rüstteile, Pferdegeschirr, Pioniergerät, Geschützkugeln u. dergl. m.

Kaum war diese Zusammenstellung im Satz druckfertig, als 1919 die Notstandsarbeiten in Koenigshofen unseren Besitz an römischen Waffenstücken in unerwarteter und eigenartiger Weise bereicherten. Bei ausgedehnten Erdabhebungsarbeiten zur Erbreiterung der Bahnanlagen fanden sich nicht bloß allerlei antike und merowingische Gräber, sondern auch, zerstreut über eine größere Fläche und, wie sich dann herausstellte, an einer römischen Straßenkreuzung gelegen, zahlreiche römische und germanische Waffen und Rüstungsteile, die ersichtlich mit jenen Gräbern in keinem direkten Zusammenhang standen und ebensowenig einem antiken Lager entstammen können. Alle Indizien weisen vielmehr darauf hin, daß es sich hier um Schlachtfeldfunde handelt. Ich habe im Anzeiger Nr. 41/44, Mai 1920 diese Entdeckung eingehend behandelt und dort (p. 1158–1174) unter Beigabe von Abbildungen und Planskizzen dargetan, daß es sich jedenfalls um Überreste eines Kampfes handelt, der sich hier anläßlich des Germaneneinfalls von 233/34 n. Chr. abspielte und der für die Römer nicht sehr glücklich verlaufen zu sein scheint.

Zu einem schon früher in der Nähe gefundenen T-Kreuz eines römischen Feldzeichens gesellte sich da eine Feldzeichenplaquette mit dem Adler Jupiters und der Umschrift OPTIME MAXIME CON (nach anderen Funden zu ergänzen conservatoris numerum omnium militantium). – Dann die bronzene Schuppe eines Schuppenpanzers, aber von den aus Carnuntum etc. bekannten abweichend durch die Doppelform dieser Schuppen und auch durch Konstruktionsdetails (Abb. 1 B). – Ein Schildgriff besteht aus einer Eisenstange, die die Schildfläche der Länge nach durchzog und in der Mitte sich zu einem Griff verbreiterte (Abb. 2 E). Ähnliche Griffe sind bereits bekannt, neu ist daran aber eine Vorrichtung, die erkennen läßt, daß der Schild durch Querstangen verstärkt war. Das hatte vor allem den Zweck, zu vermeiden, daß der Schild sich durch einen von oben geführten Hieb in der Richtung der Holzfaserung der ganzen Länge nach spalten konnte (vgl. die Rekonstruktion). – Unter den Hufeisen nimmt eines durch eine eiserne Blecheinlage eine besondere Stellung ein (Abb. 3 N); es ist gewissermaßen eine Vereinfachung der bekannten Hipposandalen für Pferde mit krankem bezw. empfindlichem Huf. Auch hier hat sich eines der ganz einfachen Bandhufeisen gefunden, wie ich deren im Anzeiger Nr. 37/40 zwei aus der römischen Fundstelle bei der Thomasschule beschrieben habe (ebd. Abb. 104 A u. B). Überhaupt haben die Schlachtfeldfunde von Königshofen unsere Kenntnisse von den römischen Hufeisen wieder um ein wesentliches erweitert.

Andere Objekte, wie Reste von Pferdegeschirr, Beile und Spießeisen bieten keine waffengeschichtlich bedeutsamen Sondereigenschaften. Dagegen ist neben einer breitblättrigen Pfeilspitze von 9 cm Länge und 3,6 cm Blattbreite (Tüllenweite 1,1 cm), die wohl für eine schwere Armbrust oder Balliste bestimmt war (Abb. 2 D), die Wurflanzenspitze (Abb. 1 M) hervorzuheben. Sie hat 132 gr Gewicht und eine 8,7 cm lange Hakenspitze, die hinten in einem schleuderbleiartig geformten 6½ cm langen Bleiknopf sitzt. Dieser Knopf ist hinten hohl (1 cm weit) und ersichtlich zur Aufnahme eines leichten hölzernen oder eisernen Schaftes bestimmt. Demmin, „Waffenkunde" 1891, p. 268, bildet einen ähnlichen Wurfpfeil ab. Ein ganz verwandter befindet sich, aus Heddernheim, im Museum zu Wiesbaden, ein dritter, von Windisch, im Museum zu Zürich.

Man hat diese Pfeile bis jetzt für ausschließlich spätrömisch gehalten. Unser Fund im Rahmen der Königshofener Schlachtfeldfunde beweist, daß diese Waffe bereits im ersten Drittel des dritten Jahrhunderts n. Chr. bekannt war. Vielleicht ist sie damals zu uns aus dem Orient gekommen, denn Alexander Severus führte damals zahlreiche orientalische Truppen und gerade auch solche, die vielleicht für diese Waffe in Betracht kommen können, mit sich, nämlich (nach Herodian) viele orientalische und speziell oströmische Bogenschützen. In diesen Zusammenhang ist wohl auch der Bronzestiefel

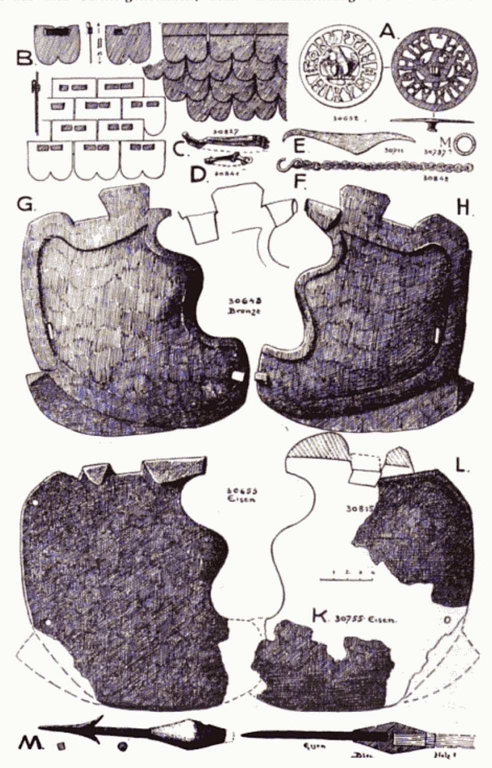


Abb. 1. Panzerschuppen, Helmwangenklappen, Signumabzeichen und Wurfpfeil aus dem römischen Schlachtfeldgelände von Königshofen bei Straßburg

eines Pfeilköchers zu stellen (Abb. 2 T), der ebenfalls im Königshofener Schlachtfeldgelände zum Vorschein kam.

Wenn ich sage „Schlachtfeld“, so will ich damit natürlich nicht gesagt haben, daß es sich doch vielleicht eher nur um ein „Gefecht“ als um eine „Schlacht“ handelte. Die Anwesenheit von Feldzeichen (signa) läßt immerhin auf Anwesenheit einer nicht allzukleinen Truppe schließen. Auf die Anwesenheit von Reiterei, mindestens auf römischer Seite, weist das Vorhandensein von Resten von mindestens zwei, wenn nicht gar drei römischen Reiterhelmen.

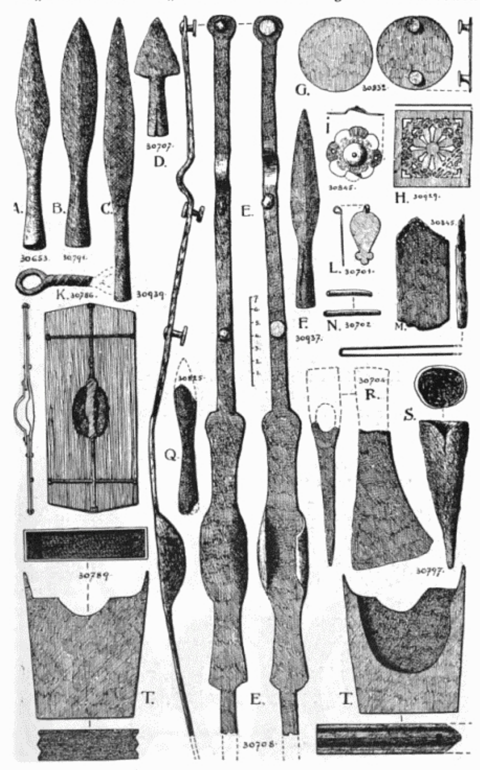


Abb. 2. Eisenlanzen und -Pfeilspitzen, Schildbeschläge und bronzene Beschläge für Köcher, Gürtel etc. aus dem römischen Schlachtfeldgelände bei Königshofen

Es sind zwei vollständig und vorzüglich erhaltene bronzene Wangenklappen, eine verbogene eiserne solche und Bruchstücke einer zweiten und dritten eisernen Wangenklappe gleicher Form (Abb. 1 G, H, K, L, M). Was diese Wangenklappen hier uns besonders wertvoll macht, ist der Umstand, daß sie nicht bloß die Wangen decken, sondern visierartig auch das Kinn umschließen und in der Gegend der Backenknochen so stark nach vorn vor- und übergreifen, daß sie auch den Augen einen gewissen Schutz



Abb. 3. Hufeisenfunde, Eisenbeil, Lanzenstiefel etc. vom römischen Schlachtfeld bei Königshofen

boten. In ersterer Hinsicht bilden sie gegenüber dem bekannten Helm von Niederbieber (Forrer, „Reallexikon“ Taf. 90, Fig. 5, 5a) eine noch etwas vorgeschrittenere Form, insoferne nämlich, als dort der Kinnschutz zwar eng zusammentritt, aber nicht wie bei unseren Bronzeklappen von Königshofen sich ineinanderlegt. Bei diesen greifen die beiden Kinnlappen übereinander und eine Öse schiebt sich in das im anderen Stück ausgeschnittene viereckige Loch; ein senkrecht durchgesteckter kleiner Pflock (der aber nicht erhalten ist) hält dort die beiden Wangenklappen in der geschlossenen Lage fest. Ein kleinerer Schlitz am hinteren Rande der Wangenklappen diente jedenfalls zum Durchziehen eines Riemens und zu noch besserer Sicherung des Verbandes mit dem Helm. (Den letzteren habe ich im Mainzer Museum nach dem Exemplar von Niederbieber in Gips ergänzen lassen, um daran die Klappen in ihrer natürlichen Lage aufzuhängen (Abb. 4). Die eine der eisernen Wangenklappen vom Königshofener Schlachtfelde ist soweit erhalten, um erkennen zu lassen, daß ihre Form mit den beiden bronzenen annähernd gleich ist. Sie zeigt aber am hinteren Rande statt des einen Schlitzes zwei kleine Rundlöcher, die wohl dem gleichen Zwecke dienen sollten (Abb. 1 L 30655).

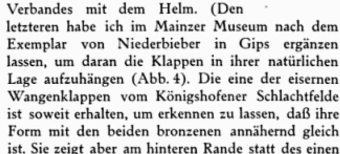
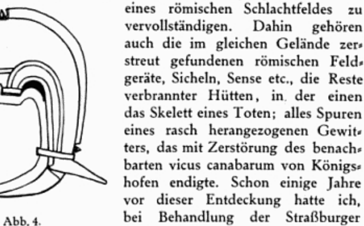
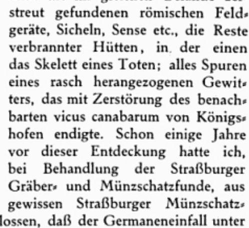




Abb. 4.
Reiterhelm von Königshofen

Was sonst an Waffen- und Ausrüstungsstücken gefunden worden ist, bietet waffengeschichtlich geringeres Interesse, ist aber geeignet, das Bild eines römischen Schlachtfeldes zu vervollständigen. Dahin gehören auch die im gleichen Gelände zerstreut gefundenen römischen Feldgeräte, Sicheln, Sense etc., die Reste verbrannter Hütten, in der einen das Skelett eines Toten; alles Spuren eines rasch herangezogenen Gewitters, das mit Zerstörung des benachbarten vicus canabarum von Königshofen endigte. Schon einige Jahre vor dieser Entdeckung hatte ich, bei Behandlung der Straßburger Gräber- und Münzschatzfunde, aus gewissen Straßburger Münzschatzfunden geschlossen, daß der Germaneneinfall unter Alexander Severus von 233/34, den man bisher nicht lokalisieren konnte, in der Straßburger Gegend stattgefunden haben müsse. Der Königshofener Schlachtfeldfund von 1919 hat diesen Schluß nicht nur glänzend bestätigt, sondern auch unsere Kenntnisse von jenem Ereignis um einen guten Schritt vorwärts gebracht.

LAUFENDE KNECHTE

VON BERNHARD ENGEL

Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, klagt Bd. II S. 186 mit Recht darüber, daß wir über „die Rüstung der gemeinen Soldaten (im Gegensatz zu derjenigen der Ritter) recht schlecht unterrichtet“ sind. Er hat dabei insbesondere die Schilderungen der Dichter im Auge; die Klage trifft aber auch auf die bildlichen Darstellungen zu. Wo insbesondere auf Miniaturen nichtritterliche Krieger erscheinen, was selten genug der Fall ist, sind sie zumeist nur flüchtig behandelt. Noch seltener aber finden wir plastische Wiedergaben solcher Krieger; und es ist gewiß wünschenswert, daß alle vorhandenen derartigen Bildwerke bekannt gegeben werden. Z.H.W.K. 2, 228 habe ich zwei solche Krieger aus Breslau behandelt, die man wohl ihrer Ausstattung nach als hergelaufene Knechte bezeichnen kann. Heute bringe ich nun einige „laufende Knechte“, wie man im Mittelalter die bewaffneten Stadtknechte nannte. Sie alle finden sich als Wächter an (zum Teil umgebauten) „Heiligen Gräbern“ im Elsaß. Se. Exzellenz Herr Generalleutnant z. D. Rathgen, hatte die Güte, mich auf diese Figuren aufmerksam zu machen und mir das von ihm zumeist an Ort und Stelle gesammelte Material einschließlich der photographischen Aufnahmen zur Bearbeitung zu überweisen. Dafür spreche ich auch hier meinen ergebensten Dank aus.

Die Abbildungen umfassen drei Heilige Gräber: im Straßburger Münster, in Hagenau und in Ober-Ehnheim. Es sind im Elsaß noch mehrere andere solche Gräber erhalten, z. B. in Ruffach. Diese Ortschaften liegen[1]) jedoch im Sperrgebiet, so daß gegenwärtig ein Hinkommen überaus erschwert, ein Photographieren fast unmöglich ist. Vielleicht läßt sich dies aber nach Friedensschluß nachholen.

[1]) Dieser Aufsatz ist noch während des Krieges geschrieben.

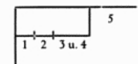
Zugleich betrachte ich meinen Aufsatz als eine Anregung für unsere Vereinsmitglieder, auch in ihren Gegenden nach derartigen Darstellungen zu fahnden und diese zur Veröffentlichung zu bringen.

I. SRASSBURGER MÜNSTER

Unter den heute vorgeführten drei Heil. Gräbern zeigt das in der St. Katharinenkapelle des Straßburger Münsters die bei weitem größte Anlage. Leider waren die Figuren sowie das ganze Grab zum Teil arg verstümmelt; jedoch waren außer den Resten der Figurenplatten auch noch die übrigen Bauteile, Wimperge usw., zum großen Teil erhalten, und ebenso in der Wand der Kapelle die Aussparungen, in welche diese Bauteile genau hineinpaßten, so daß eine Wiederherstellung der ganzen Anlage möglich war. Zugleich war dadurch der Beweis erbracht, daß die uns interessierenden Figuren tatsächlich dem Heil. Grabe in der genannten Kapelle angehören. Von diesem Grabe aber wissen wir bestimmt, daß es der prunkliebende Bischof Berthold v. Buchek errichten ließ, ja selbst das Jahr der Errichtung wird uns in den Quellen genannt: in der Hauptquelle 1349, in einer anderen 1340. Somit haben wir das Alter der Bildwerke genau festgelegt; vermutlich haben wir 1349 als richtig anzunehmen, die 0 beruht wohl nur auf einem Lesefehler für 9, jedenfalls ist das Grab nicht jünger als 1349 und nicht älter als 1340. Diese Feststellung ist von besonderem Werte, wenn man bedenkt, daß selbst für ritterliche Trachten und Waffen eine so sichere Zeitbestimmung fast niemals vorliegt; denn auch die Jahreszahlen der Grabsteine (Sterbejahre) sind nicht immer beweisend, da oftmals diese Grabsteine erst lange (zuweilen Jahrhunderte) nach dem Tode der Dargestellten angefertigt worden sind, andererseits aber auch vereinzelt bereits zu ihren Lebzeiten, wie sich daraus ergibt, daß in den im übrigen vollständigen Inschriften nur das Todesdatum fehlt, dessen Ausfüllung später erfolgen sollte, aber aus irgend welchen Gründen unterlassen worden ist. In vielen anderen, nicht mehr feststellbaren Fällen ist aber gewiß die spätere Ausfüllung geschehen.

Heiliges Grab in der St. Nikolauskirche zu Hagenau

Unser Heil. Grab nun ist in eine Ecke der Kapelle eingebaut, so daß die Darstellungen der Wächter an einer Längs- und einer Stirnseite erscheinen, und zwar gegenwärtig in folgender Anordnung:



Die ursprüngliche Anordnung dürfte aber 2, 3 und 4, 1–5 gewesen sein. Das erscheint symmetrischer und entspräche auch der Anordnung der Figuren an dem Heil. Grabe in Hagenau (s. u.). Nach der zeitlich nicht feststehenden Zerstörung waren die Reste des Münstergrabes lange unbeachtet geblieben, in den 1890er Jahren wurden sie im Chor gefunden und endgültig vor etwa zehn Jahren wieder aufgebaut, wobei auch die abhanden gekommenen Teile der Steinfiguren in Gips ergänzt wurden, und zwar – wie man anerkennen muß – im allgemeinen zutreffend; einzelne Beanstandungen werden bei der Schilderung der betreffenden Figuren besprochen werden. Die Ergänzungen sind an den Abbildungen im wesentlichen durch die hellere Farbe erkennbar. Die Höhe der Platten, außen am Rundstab gemessen, beträgt 73 cm, ihre Breite 92–93 cm, diejenige der Doppelplatte 130 cm. Diesem großen Maßstabe entsprechend zeigen die Darstellungen alle Einzelheiten der Bewaffnung auf das genaueste. Dabei ist auch

die Wiedergabe von fünf verschiedenen Stellungen sehr wertvoll.

Der Krieger Abb. 1 trägt ein Ringhemd mit halb-langen Ärmeln und Stehkragen, über dessen oberen



Straßburg 1. Relief von dem Heiligen Grab zu Straßburg

Rand derjenige des Untergewandes, in halbkreis-förmige Zacken geschnitten, herübergeklappt ist, wie wir dies bei gleichalterigen Darstellungen nicht selten finden. Darüber trägt er ein faltiges, also aus Stoff gefertigtes Gewand, das statt der Ärmel nur beiderseits einen breiten faltigen Lappen be-sitzt. Der rechte Unterarm ist ergänzt, der linke läßt ein bis an die Hand reichendes Untergewand erkennen, über welches eine offenbar lederne, durch (aufgenietete) eiserne Längsschienen verstärkte Unterarmröhre geschnallt ist. In gleicher Weise sind die Unterschenkel bewehrt, ebenso bei Abb. 4, wo wir auch die rückwärtige Schnallung sehen. Die Füße selbst erscheinen ungeschützt. Die Oberschenkel da-gegen stecken in Hosen aus zwei Lagen Stoff oder wohl richtiger Leder, zwischen welche — dicht neben-einander liegend — eiserne Längsschienen oder Ketten eingesteppt sind, Streifen von halbzylindrischem Querschnitt bildend.[1]) Das Knie ist durch einen ein-fachen Kniebuckel mit Längsgrat geschützt. Rings um den Rand laufen kleine Nietköpfe, durch die wohl nur das (lederne) Futter festgehalten wurde; von letzterem hängen blattförmige Läppchen hervor. [Bei Gimbel, Rekonstructionen, Taf. X, sind diese Läppchen anscheinend aus Eisen geschnitten. Das ist aber offenbar unrichtig. Daß es sich nur um das verlängerte Lederfutter der Kniebuckel handeln kann, zeigen deutlich die Figuren bei Hefner-Alteneck, Trachten, alte Ausgabe Bd. II, Taf. 15 u. 24, wo die Zaddeln einfach geschnitten sind, ferner Taf. 87, wo sie den unserigen gleichen und völlig mit denen des ledernen Obergewandes übereinstimmen. Eben-solche Zaddeln auch Taf. 27, 133 u. 146; auch im Text werden diese Unterlagen als aus Leder bestehend bezeichnet. Über diese Rekonstruktion Gimbels werde ich noch in einem besonderen Aufsatze sprechen.]

Ein größerer Nietkopf hält den Riemen fest, mittels dessen der Buckel in der Kniekehle geschnallt ist. Unterhalb der Kniekehle ist die Unterschenkel-röhre nach unten hin im Bogen ausgeschnitten. Eine Verbindung des Kniebuckels mit Ober- und Unter-schenkelschutz ist nicht anzunehmen, vielmehr wurde der Buckel nach Anlegung der beiden letzteren be-sonders übergeschnallt. Ebenso wurde, wenn das ganze Bein lediglich durch Ringgeflecht geschützt wurde, der Kniebuckel nicht etwa auf dieses auf-genietet, sondern nur aufgeschnallt. Frhr. v. Mans-berg, wâfen unde wicgewaete des deutschen Ritters des Mittelalters (Dresden 1890) bildet zwar Taf. III Fig. 3 einen vollständigen Ringharnisch des 14. Jahr-hunderts ab, bei welchem die eisernen Verstärkungs-platten, auch die kleinen Kniebuckel, unmittelbar auf das Ringgeflecht aufgenietet sind. Mansberg gibt



Straßburg 2. Relief von dem Heiligen Grab zu Straßburg

aber der Mutmaßung Raum, daß dieses Aufnieten erst in der Neuzeit erfolgt ist. Über dem rechten Oberschenkel sehen wir einen Eisenhut, von dem

[1]) Hefner-Alteneck, Waffen, bringt Taf. 25 den Grabstein des 1365 gestorbenen Peter Kreglinger, dessen ganzer Waffen-rock (Lendner) aus solchen dicht nebeneinander liegenden Reihen gerundeter Vorsprünge besteht; nach dem Text bestand dieser „aus starker Leinewand mit reihenweise eingesteppten Ketten."

aber nur der Rand alt, die Glocke dagegen ergänzt ist. Die Kreuzspangen passen nicht in diese Zeit, derartige Verstärkungen sind mir bei Eisenhüten nicht bekannt, sondern nur Längsspangen, wenn der Helm aus zwei Hälften hergestellt ist, z. B. Hefner-Alteneck, Trachten, Bd. I, Taf. 5 (13. Jahrh.).

Als Vorbild für diese Ergänzung hat vermutlich ein Spangenhelm gedient, der sich an Knechtsfiguren einer Ölbergdarstellung im Straßburger Münster befindet. Aber abgesehen davon, daß es sich dort nicht um einen Eisenhut, sondern um eine Kappe ohne Krempe handelt, müssen die Helme dieser Ölbergknechte zumeist als phantastisch bezeichnet werden, wie auch vielfach diejenigen der mittelalterlichen Bilderhandschriften. Vgl. Elsaß-Lothringer Kunstdenkmäler, herausgeg. von Hausmann, Bd. I, Blatt 11, 28, 50, und Schricker, Kunstschätze in Elsaß-Lothringen, Blatt 9, 10, 11.

Sehr selten für diese Zeit ist der runde, etwas konvexe Schild, welcher auch bei Nr. 3 und 5 erscheint, überall von der Innenseite mit seinen zwei Handhaben gezeigt. Bei 3 sehen wir auch, daß er nach außen gewölbt ist. Hier ist auch die über die rechte Schulter gehende Schildfessel vorhanden; zwar ist deren größter Teil ergänzt, aber der kleine Riemenansatz am Schilde selbst läßt wohl keine andere Deutung zu. Bei 1 führt über die rechte Schulter des Kriegers ebenfalls ein Schnallriemen, der bei der Wiederherstellung als Tragriemen für das Schwert ergänzt ist. Da aber alle anderen Krieger das Schwert an einem Hüftgurt tragen und da das ganze Querstück dieser Figur einschließlich des oberen Schildteils ergänzt ist, so könnte es sich wohl auch um eine Schildfessel handeln.

[Bekanntlich hatte das Schild des späteren Mittelalters fast ausschließlich Dreiecksform; immerhin lassen sich vereinzelte Beispiele an Rundschilden nachweisen, z. B. Bilderhandschrift von 1294 (Böheim, Waffenkunde, Fig. 365), desgl. 14. Jahrh. (daselbst, Fig. 396), Wandmalerei vor 1235 (Demmin S. 386), Anfang des 15. Jahrh. (Demmin, I. Ergänzungsband, S. 76), ferner Schultz, Höfisches Leben, 2. Aufl., II., Fig. 15, 27, 86, 87. Jedoch ist es unrichtig, wenn Schultz S. 220 behauptet, daß die Fußsoldaten „gewöhnlich" einen kleinen runden Schild geführt hätten, im Gegenteil zeigen die Darstellungen sie in den überwiegend meisten Fällen mit den gleichen Schilden wie die Ritter. Umgekehrt sehen wir ausnahmsweise einen Ritter mit Rundschild auf einem Grabstein des 13. Jahrh. bei Gimbel, Tafeln zur Entwickelungsgeschichte der Waffen, Taf. III, Fig. 21. Dieser Ritter führt auch einen Streithammer, für jene Zeit ungewöhnlich. Man könnte annehmen, daß es sich hier um Beutewaffen aus dem Orient handele, jedoch begegnen wir im altfranzösischen Epen mehrfach Rittern mit runden Schilden. (Victor Schirling, Die Verteidigungswaffen im altfranzösischen Epos, S. 6). In Deutschland ist der kleine runde Schild vornehmlich bei Zweikämpfen in Gebrauch (San Marte, Waffenkunde, S. 90, 91)].

Bei unserer Darstellung nun können wir wohl nicht zweifeln, daß der Bildhauer wirklich vorhandene Krieger als Modelle genommen hat. Als solche standen ihm sicher Kriegsknechte des Bischofs oder Stadtknechte zur Verfügung. Diese waren also offenbar mit Rundschilden ausgestattet; vielleicht ist darin französischer Einfluß zu erblicken.

Von dem Schwerte unseres Kriegers Nr. 1 ist nur die obere Hälfte des scheibenförmigen Knaufes mit der Angelmutter alt und außerdem die Spitze mit ihrem Scheidenbeschlag. Wir erkennen daran, daß es sich um einen sogen. Fauchon handelt, ein einschneidiges, nach der Spitze zu verbreitertes Schwert, wie es bereits in den Bilderhandschriften des 13. Jahrhunderts vorkommt.

Nr. 2 trägt ebenfalls ein Ringhemd, von dem jedoch nur Reste am linken Oberarm alt sind; die beiden Arme und Hände sind ergänzt, ihre ursprüngliche Ausstattung ist daher zweifelhaft. Über diesem Ringhemde liegt ein wohl ledernes Wams, das wir als Lendner ansprechen müssen, darüber noch ein drittes Gewand, welches am Halse und unter den Armen weit ausgeschnitten und auf der Brust durch einen Senkel geschnürt ist. Zwischen dieser Schnürung und in den Armausschnitten sehen wir Querreihen von Nietköpfen und dazwischen leichte Querfalten, ein Kennzeichen, daß hier auf die Innenseite des Lendners eiserne Querschienen genietet sind. Auch der oberste Teil der Brust zeigt in der Mitte noch Nietköpfe, an den Seiten dagegen liegen die Schienen nicht unter, sondern über dem Leder, ebenso auf den Schultern, und zwar liegen die Schienen, sich teilweise deckend, übereinander, während die außen vernieteten Schienen nur mit ihren Rändern aneinander stoßend zu denken sind. Vgl. Hefner-Alteneck, Trachten, Bd. II, Taf. 87. Ob dieser Schulterschutz mit dem Lendner ein Ganzes bildet oder gesondert gearbeitet ist, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Wolfram v. Eschenbach (1205—10) kennt bereits das durch eingenähte Eisenschienen verstärkte Wams, welches er Kasagan nennt. „*Von samît ein casagân. Ein pfellel drunde was getân, Iser unde palmât Dazwischen gesteppet und genât.*" (Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger,

Bd. II, S. 32.[3]) Ferner erwähnt Niethart Wämser (wambesch) mit Einlagen von Eisen (daselbst, Bd. I, S. 244, Anm. 6) und Kettentroien mit Einlagen von Ketten. (San Marte, Zur Waffenkunde des älteren deutschen Mittelalters, S. 40.)

Das oberste Gewand hat auf der Brust rechts und links je einen halbkreisförmigen Einschnitt; die so gebildeten Lappen machen den Eindruck, als ob auch dieses Gewand aus Leder besteht. Durch diese Einschnitte sind Ketten gezogen, die von dem unteren Lendner ausgehen und links zum Schwerte, rechts zum Dolche führen. Der Schwertgriff ist neu und nicht stilgemäß ergänzt. Der ganze Dolchgriff nebst Mundblech und Ortband ist alt und sehr hübsch; der Griff ist rahmenförmig mit beiderseits aufgelegten Platten. Der Dolch steckt in einer Ledertasche, welche an dem Leibgurt hängt.[4]) Dieser ist doppelt, d. h. er besteht aus zwei übereinander liegenden Riemen mit einer einheitlichen Schnalle. Der Zweck dieses doppelten Riemens ist nicht ersichtlich, falls nicht etwa anzunehmen ist, daß an dem zweiten Riemen der untere Teil des obersten Gewandes hängt. Vgl. Gimbel, Rekonstructionen, Taf. X. Dieser untere Teil ist faltig, wie das noch erhaltene alte Stück beiderseits des Dolches zeigt. Dem unteren Gewande hat der Wiederhersteller einen bogenförmigen Abschluß gegeben, doch wissen wir nicht, ob es ursprünglich wirklich so weit herabgereicht hat. Die Beine stecken in Ringhosen, ob auch ursprünglich die Füße, bleibt ungewiß. Auf dem Kopfe trägt der Wächter eine Beckenhaube mit einem frei herabhängenden, nicht mit dem Kettenhemde zusammenhängenden Halsschutz aus Ringgeflecht. Dieser ist mittels einer gelochten Schiene auf die an der Beckenhaube befindlichen Ösen (Kloben) gestreift, und durch die Ösen ist ein Draht oder Lederstreifen gezogen, der Helm und Gehänge zusammenhält. So gut dieser Helm ergänzt ist, so schlecht ist der zweite, moderne Helm gelungen, auf den sich der Mann mit seinem rechten Arme stützt; es ist ein Phantasieprodukt. Der linke Arm hält eine Streitaxt, von der jedoch nur das in der Abbildung nicht sichtbare, durch die Beine verdeckte untere Stielende und das auf dem Rundstabe der Umrahmung aufliegende zackige Stückchen der oberen Spitze alt ist. Ich kann diese Wiederherstellung nicht als eine glückliche bezeichnen, wenngleich ich zugeben muß, daß ich zur Zeit eine bessere, in die das zackige Stückchen passen könnte, auch nicht zu geben vermag.



Straßburg 3 und 4. Relief von dem Heiligen Grab zu Straßburg

Bei Nr. 3 ist der Oberkörper größtenteils ergänzt, jedoch nicht der Kopf. Dieser trägt eine Beckenhaube mit Visier. Die Beckenhaube hat nahe dem unteren Rande kleine rechteckige Vorsprünge, die man als Kloben zur Befestigung eines (nicht

[3]) 2. Aufl., S. 39.

[4]) Vgl. das Glasgemälde von ca. 1320 bei Alwin Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrh., Große Ausgabe, Taf. II, 7, ferner Fig. 290, 291.

vorhandenen) Gehänges aus Ringgeflecht, wie bei Nr. 2, ansprechen möchte, jedoch sind sie dafür zu platt und besitzen keine Querlöcher, durch welche der Draht gezogen werden könnte. Vielleicht sind daher diese Rechtecke als die außen sichtbaren Teile eines Riemens anzusprechen, der durch kleine senkrechte Schlitze □ □ □ der Beckenhaube gezogen ist und auf diese Weise das Futter festhält.

Auf der linken, in der Abbildung nicht sichtbaren Kopfseite der Beckenhaube befindet sich eine Längsnaht, die andeutet, daß der Helm hier zusammengesetzt ist. Quer über der Naht liegt (unterhalb des Visiers) ein rechteckiges Plättchen (Klammer), welches offenbar auf die beiden Teile aufgenietet ist und sie so zusammenhält. Auf der rechten Kopfseite ist eine entsprechende Naht nicht vorhanden. Ob hier nur eine Nachlässigkeit des Bildhauers vorliegt, ist nicht zu entscheiden.

Das um einen Nietbolzen drehbare, nicht absteckbare Visier hat zwei Augenschlitze mit dazwischen liegender rautenförmiger Verstärkung, so daß das ganze einem Topfhelm ähnelt, zumal da das Visier verzeichnet ist. So wie es hier ist, könnte es niemals heruntergeklappt werden; der Drehbolzen sitzt zwar an der Haube an richtiger Stelle, müßte aber am Visier viel höher sitzen.

Alt ist ferner der linke Unterarm nebst Hand; jener ist mit einem auf der Innenseite durch zwei Riemen zusammengeschnallten Lederschutz versehen. Ob dieser wie der ergänzte rechte Arm durch Längsschienen verstärkt war, ist nicht ersichtlich; jedoch ist dies anzunehmen wie bei Nr. 1. Der Lederhandschuh ist samt dem kurzen Stulp auf der Außenseite durch Eisenblech verstärkt, die Finger geschuppt; auf der Innenseite des Handgelenks sehen wir einen Schnallriemen; dieser ist nicht an das Stulpenblech angenietet, sondern auf die Außenseite des Lederhandschuhs aufgenietet und beiderseits durch einen Schlitz des federnden Eisenblechs, dieses zusammenziehend, durchgeführt. Die Ergänzung des rechten Handschuhs ist offenbar insoweit unrichtig, als hier der Stulp zu lang und auch auf der Außenseite faltig, also aus Leder gefertigt dargestellt ist, während der Handrücken zweifellos Eisenblech zeigt.

Weiter ist der faltige Gewandschoß alt und ebenso der darüber liegende Leibgurt, dessen durchgeschlungenes Ende mit einem fast kreisförmigen Beschlag versehen ist. Unter dem Gewande schaut ein Stückchen Ringhemd hervor; zwar sind nur die Querstreifen eingemeißelt, und es fehlt die Andeutung der Ringe, jedoch soll es offenbar ein Ringhemd sein. Die Beine stecken in Hosen, die Oberschenkel noch in einer Art Überhosen, welche nach unten – oberhalb des Knies – größere, nach oben hin – unterhalb des Ringhemdes – kleinere Zaddeln und außerdem einen rechteckigen, in seiner Bestimmung unklaren Lappen aufweisen.

Dieser Krieger weckt den neben ihm schlafenden Nr. 4 und zeigt ihm den erstehenden Heiland. Nr. 4 hat wiederum eine Beckenhaube mit Kloben und Ringgehänge, die Haube ist aber acht- (oder sechs?) kantig. Vgl. Demmin, Kriegswaffen, 3. Aufl., S. 388, ähnliche kantige Beckenhauben.

Den Oberkörper deckt ein faltiges Gewand; zwar ist der größte Teil des Rückens ergänzt, oberhalb der rechten Achselhöhle ist aber noch der Ausläufer einer offenbar vom Rücken ausgehenden Schrägfalte erhalten, so daß man der hier stattgehabten Ergänzung zustimmen muß. In der Taille sehen wir auf der erhaltenen rechten (und der ergänzten linken) Hälfte einen Querstrich, den wir als Naht bezeichnen müssen. Vgl. dazu Hefner-Alteneck, Trachten, alte Ausg., Bd. II, Taf. 46 u. 159. Der noch viel faltigere Schoß ist also an den oberen Teil des Wamses angesetzt; dagegen sind die gefältelten kurzen Ärmel mit dem Oberteil aus einem Stück gefertigt. Hiernach ist dies ganze Wams als aus Tuch, allenfalls aus weichem Leder gearbeitet, anzusehen. Über den Hüften liegt ein mit Ziernägeln ausgestatteter Ledergurt mit eckiger Schnalle und eckigem Endenbeschlag. Der rechte Unterarm zeigt wieder die Schienenauflage wie bei Nr. 1, darübergezogen den langen, auf der Außenseite des Handgelenks faltigen Handschuhstulp. Der Handschuh selbst ist (ebenso wie der linke) ergänzt und zwar falsch; denn da der Stulp im Gelenk faltig ist, besteht er aus Leder, dann kann er aber nicht unvermittelt in einen offenbar eisernen Handrücken übergehen, vielmehr war entweder der ganze Handschuh ledern, oder die Platte des Handrückens mußte als solche gekennzeichnet werden. Vgl. den linken Handschuh von Nr. 5.

Die Oberschenkel stecken in ledernen Hosen, die auf der Innenseite durch eiserne Längsschienen verstärkt sind; die großen Nietköpfe liegen auf der Außenseite. Die Unterschenkel sind durch hinten geschnallte Röhren geschützt wie bei Nr. 1, die Kniee durch Buckel, die nicht einfach kugelig herausgetrieben sind, sondern außer dem mittleren Grat noch zwei seitliche aufweisen, welche die Kanten je einer Seitenabflachung bilden (von denen nur die linke sichtbar ist), wie bei der Grabplatte Günthers v. Schwarzburg. Ich selbst besitze einen solchen Original-Kniebuckel aus Bronze, den ich gelegentlich veröffentlichen werde.

Nicht ganz klar ist der obere und untere Abschluß des Buckels; wir sehen je ein Querband (das obere ist mit Nietköpfen besetzt), das anscheinend sowohl über dem unteren Rande der Hose bezw. dem Oberrande der Unterschenkelröhre als auch über dem Buckelrande liegt, während sonst der Kniebuckel immer zu oberst liegt. (Hefner-Alteneck a. a. O., Taf. 22, 27, 133.) Die Füße stecken in Schuhen mit abgenähter Sohle.



Straßburg 5. Relief von dem Heiligen Grab zu Straßburg

Der rechte Ellbogen stützt sich auf einen Topfhelm, von dem so viel erhalten ist, daß die Ergänzung als zutreffend anzusprechen ist. Nur sind bei Originalen Luftlöcher meistens nur an der rechten Gesichtshälfte angebracht. Alt ist die rechte (vom Beschauer linke) Kante der Vorderplatte; diese zeigt in der oberen kreisförmig abgeschlossenen Ecke einen Nietkopf, der offenbar ein Drehbolzen ist, so daß die Vorderplatte als aufklappbares Visier zu bezeichnen ist, andernfalls müßten auch die senkrechte Kante herunter Nietköpfe vorhanden sein, d. h. die Vorderplatte müßte auf die Hinterplatte aufgenietet sein.

Nr. 5 ist stark ergänzt. Alt ist der schon zu 1 besprochene Rundschild, ferner ein kleines Stück der Beckenhaube und des auf dem Rücken hängenden Topfhelms. Der Wiederhersteller hat es verabsäumt, die über die linke Schulter hinaufgehende Kette mit ihrem Knebel in das zu diesem Zwecke bestimmte (hier auch ergänzte) kreuzförmige Loch des Helmes einzuhängen. Alt ist an dem Topfhelm auch das obere aufgenietete Ende der auf der vorderen Mittelkante sitzenden Verstärkungsspange. Dies beweist, daß die Ergänzung mit Recht einen vollkommenen Topfhelm angenommen hat und nicht einen topfhelmähnlichen Klappvisierhelm wie bei Nr. 4.

Die erhaltenen Reste beweisen ferner das Vorhandensein eines Halsgehänges an der Beckenhaube, weiter eines Ringpanzerhemdes mit langen Ärmeln. Darüber liegen — nur am Oberkörper erhalten — wie bei Nr. 2 zwei Gewänder, nur ist das oberste bei Nr. 2 auf der Brust, bei Nr. 4 an den Seiten geschnürt. Schoß, Schwert, Oherschenkel, Kniebuckel[5]) und Unterschenkel sind neu; nur die in Ringgeflecht steckenden Fußspitzen scheinen alt zu sein.

Endlich ist noch der linke Handschuh und geringe Reste des rechten alt. Der Handschuh hat langen weichen Lederstulp; nur der Handrücken (nicht auch der Stulp) scheint durch ein (geschobenes?) Blech verstärkt zu sein, ebenso die einzelnen Fingerknöchel durch dachförmige Blechstücke doch können dazwischen bezw. darunter auch die Fingerglieder durch Schienen gedeckt sein.

II. HAGENAU

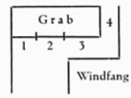
In der St. Nikolauskirche zu Hagenau ist das Heil. Grab als solches bis heute erhalten. Es ist, wie das Straßburger, in eine Ecke eingebaut, so daß nur eine Längs- und eine Stirnseite mit drei bezw. einem Wächter ausgestattet sind. Leider ist der dritte und vierte durch einen neuen Windfang verdeckt. Immerhin war es möglich, mit dem Weitwinkelinstrument ganz schräge in den Spalt hinter dem Vorbau hineinzuphotographieren, und so wenigstens



Hagenau 1. Relief von dem Heiligen Grab zu Hagenau

[5]) Als Vorbild für diese Ergänzung diente offenbar der Kniebuckel mit durchgezogenem Lederriemen des Kriegers Nr. 1 des Heil. Grabes in Hagenau (s. u.).

von Nr. 3 ein, wenngleich verzerrtes Bild aufzunehmen; die Längsseite erscheint wesentlich gekürzt, das Bein und die nach dem auferstandenen Christus weisende



rechte Hand des eben erwachten Kriegers sind unnatürlich vergrößert. Von dem vierten Wächter ließ sich dagegen eine Aufnahme überhaupt nicht machen.[6])

Die Figuren sind in Stein lebensgroß ausgeführt und geben in bewundernswerter Genauigkeit Bewaffnung und Ausrüstung wieder; jede Figur kauert in einem besonderen Rahmen.

Nr. 1 ist ein Armbrustschütze; er ist gerade in dem Augenblick eingeschlafen, als er die Armbrust zu spannen im Begriffe war. Zu diesem Zwecke ist er mit dem linken Fuße in den Steigbügel der Armbrust getreten, mit der linken Hand hat er den Spannhaken[7]) erfaßt und dessen einzige Klaue unter die Sehne gehakt. Letztere war ursprünglich ihrer ganzen Länge nach frei ausgearbeitet, jetzt sind nur noch die beiden Schlingen an den Bogenenden und je ein Rest zu beiden Seiten des Schaftes erhalten. Dieser zeigt seine Rückseite mit dem Abzugsbügel. Der Schütze hat mit der rechten Hand den Schaft umfaßt, der Daumen liegt zwischen Schaft und Bügel und muß letzteren nach vorwärts drücken, damit dessen Fortsatz in die Rast der Nuß zu liegen kommt. (Vgl. Boeheim, Waffenkunde, S. 410 und die Abbildungen bei Demmin S. 902 und 903, sowie bei Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrh., Große Ausgabe, Fig. 629.) Der Spannhaken hängt mittels einer hier nicht sichtbaren kurzen Schnur oder eines Riemens an dem Leibgurt; dieser ist in der Mitte durch das Spannen zu einem Winkel nach unten gezogen. An dem Gurt hängt ferner auf der rechten Hüfte der Bolzenköcher. Es ist ein sogen. Rauchköcher, d. h. er ist mit Rauch (Fell) bezogen; er ist mit Bolzen so voll gefüllt, daß die Verschlußklappe nicht ganz zugegangen ist, doch wird sie wenigstens mittels eines Senkels gehalten, welcher je zweimal durch die Klappe und durch die Vorderwand des Köchers gezogen und hier verschlungen ist. An der linken Hüfte ist eine Vorrichtung zum Anbringen des Schwertes zu denken, das jetzt — um den Raum zu füllen — schräge in der Ecke lehnt. Es ist entsprechend seinem Verhältnis zum Träger von der Rückseite dargestellt, wie die Naht der Scheide beweist, die noch durch zwei eingepreßte Doppellinien verziert ist. Über die etwas abwärts gebogene Parierstange hängt ein dreieckiger Lederlappen, Tasche, herab, der ein Hineinlaufen von Regenwasser in die Scheide verhindern sollte. (Vgl. Boeheim a. a. O., S. 249, 250.) Ursprünglich diente dem gleichen Zwecke eine nach oben über die Parierstange greifende dreieckige Verlängerung der Scheide selbst. (Ebenda Fig. 286.) Den Knauf bildet eine große platte Scheibe mit mittlerer kreisförmiger Erhebung.

An Schutzwaffen trägt dieser Mann zunächst ein Panzerhemd aus Ringgeflecht mit langen Ärmeln. Darüber, den unteren Saum des Ringhemdes noch freilassend, ein ärmelloses Gewand, das wir als Lendner ansprechen müssen. Die Brust ist kugelig herausgetrieben, ganz glatt, dagegen der (mit gezaddeltem unterem Rande versehene) Schoß etwas faltig. Schnürung ist weder auf der Brust noch an den Seiten angedeutet, also auf dem Rücken anzunehmen. Die über die Schultern herabhängenden Lappen gehören wie bei Fig. 3 zum Lendner, dessen oberer Teil durch das mittels Kloben und Draht an der Beckenhaube befestigten Halsgehänge aus Ringgeflecht verdeckt wird. Die Hände stecken in Lederhandschuhen, deren Finger mit Ringgeflecht benäht sind, während der Handrücken durch ein aufgelegtes, nach vorn mehrmals ausgebogtes Eisenblech geschützt ist; daran schließt sich der geschobene eiserne Stulp. Dieser ist ebenso wie bei Straßburg Fig. 3 mit einem durch Schlitze geführten Riemen zusammengezogen, dazwischen legt sich das weite Handschuhleder in etliche Falten. Aus diesen hervor geht eine Lederschlaufe. Auf der Abbildung macht es den Eindruck, als ob die Schlaufe an dem Schaftende der Armbrust säße; jedoch kommen derartige Aufhängevorrichtungen an Armbrüsten niemals vor,

[6]) Die photographischen Aufnahmen verdanke ich Herrn Dr. Cromer, damals Kriegskonservator des Museums in Hagenau. Ferner hatte der damalige Konservator der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß, Herr Münsterbaumeister Knauth in Straßburg sich gütigst bereit erklärt, nach Beendigung des Krieges Gipsabgüsse aller vier Hagenauer Wächter fertigen zu lassen, so daß auch von Nr. 3 und 4 gute Photographien hätten hergestellt werden können. Das ist ja nun leider nicht mehr möglich. Beiden Herren sage ich für ihre Mitarbeit herzlichen Dank.

[7]) Gewöhnlich zeigen die Spannhaken zwei Klauen. Boeheim, Waffenkunde, bildet einen solchen S. 410, Fig. 487, nach einem Original aus Pierrefonds ab. Im Führer durch das Schweizerische Landesmuseum in Zürich von 1908 werden als Inhalt von Vitr. 52 der Waffenhalle „Armbrüste, Spanngürtel und Armbrustwinden, 15. und 16. Jahrhundert" aufgeführt, es scheinen also mehrere Gürtel dort vorhanden zu sein. Bei der Seltenheit solcher Stücke wären Abbildungen sehr erwünscht.

weder an Originalen noch an Abbildungen, letztere zeigen vielmehr die Armbrust immer mit dem Bügel nach oben auf zwei Knaggen hängend. Der mir



Hagenau 2. Relief von dem Heiligen Grab zu Hagenau

zugegangene Gipsabdruck zeigt denn auch deutlich, daß das untere Ende dieser Schlaufe hinter dem Querriemen des Handschuhstulps verläuft, also an dem faltigen Leder befestigt ist. Daß die ledergefütterten Eisenhandschuhe des 14. und 15. Jahrhunderts tatsächlich solche Aufhängeschlaufen besaßen, zeigt insbesondere deutlich Hefner-Alteneck, Trachten, alte Ausgabe, Taf. 87 (Demmin, I. Ergänzungsband, S. 76), wo die Handschuhe zu Häupten des Ritters aufgehängt sind, und Taf. 35, 165, 180, wo sie über dem Schwert bezw. Dolchgriff hängen. Wenn bei unserer Figur an dem linken Handschuh die Schlaufe nicht auch sichtbar ist, so ist das wohl dadurch zu erklären, daß dieser Handschuh tiefer sitzt und die Schlaufe durch die rechte Hand und den Armbrustschaft verdeckt ist.

Ober- und Unterschenkel stecken in Röhren, die Kniee sind durch (nach oben und unten hin je zweimal geschobene) Buckel mit festen Muscheln geschützt. Durch letztere sind ebenso wie durch den Handschuhstulp Schnallriemen durchgezogen, nicht angenietet. Diese Riemen sind wohl an die untere Leder- oder Stoffhose angenäht zu denken. Die Füße tragen nicht Ringgeflecht, wie es auf den ersten Blick scheint, sondern sie sind mit dicht nebeneinanderliegenden halbkugeligen Nietköpfen besetzt, was dem Fuße gewiß eine größere Beweglichkeit gewährte.

Der zweite Krieger ist von der Rückseite dargestellt, wobei der Raum wiederum in künstlerischer Weise ausgefüllt ist. Irgendwelche Trutzwaffen sind dem Manne nicht beigegeben. Er trägt ein Ringhemd mit langen Ärmeln, darüber ein Gewand, welches auf dem Rücken ganz leichte, im unteren Teile dagegen größere Falten zeigt. Unterhalb des Randes guckt der Saum eines zweiten Gewandes hervor, welches aber wohl nichts anderes als das Ringhemd ist, nur hat der Bildhauer es unterlassen, die Ringe anzudeuten. Von den Achseln hängen nach hinten sorgsam gefältelte Lappen herab, die — wie an dem Ende der einen Falte an der linken Achsel deutlich zu ersehen ist — mit dem Obergewande aus einem Stück geschnitten sind. Die in eine Spitze auslaufende Beckenhaube zeigt hier deutlich die Befestigung des Gehänges auf der Rückseite. Die Hände sind bloß. Die Beine sind, wie bei Fig. 1, bewehrt, von den Füßen sieht man nur die eine Sohle. Der Schluß des Obergewandes ist nicht sichtbar, liegt also auf der Brust, vgl. Fig. 3.

Der dritte Wächter ist barhäuptig, er trägt ein Ringhemd mit Stehkragen, über den der gelappte Rand des Untergewandes (oder Futters?) herübergelegt ist wie bei Straßburg Fig. 1, und mit langen



Hagenau 3.
Relief von dem Heil. Grab zu Hagenau

Ärmeln, darüber ein Obergewand. Dieses ist wiederum am Oberkörper prall anliegend und auf der Brust

geschnürt, während der weite Schoß faltig herab- hängt; auf den Schultern Lappen wie bei Fig. 1. Die (Leder-) Handschuhe sind gefingert und auf den Außenseiten mit Ringgeflecht benäht, außerdem ist der Handrücken durch eine schildförmige Blechplatte verstärkt. Einen besonderen, ganz außergewöhnlichen Schutz haben die Handgelenke, nämlich ein etwa 8 cm breites (Leder-) Band, auf das eine Anzahl von mindestens 16 hohlen eisernen Halbzylindern mit je einem Niet an jedem Ende aufgenietet sind. Es ist deutlich zu sehen, daß es sich um hohle Bleche, also Halbröhren und nicht etwa um feste Körper handelt. Das Lederband ist auf der Innenseite des Hand- gelenks mit nur einem Schnallriemen geschlossen; das ganze Schutzstück ist also abzunehmen. Ein zweiter auf der Abbildung nur schlecht erkennbarer Riemen hat eine Öse (Schlaufe) und ist wohl als Tragriemen anzusprechen, wie bei dem Handschuh des Armbrustschützen Fig. 1. Die Beine sind eben- falls wie bei Nr. 1 bewehrt, insbesondere sind auch die durch die Muscheln der Kniebuckel durch- gezogenen Riemen erkennbar.

Als Angriffswaffe trägt der Krieger nur eine kurz- gestielte Streitaxt. Das Eisen ist an dem Stiel mittels zweier Federn befestigt; sein Bahnende bildet einen vierkantigen Stachel, das Blatt ist nach oben und unten geschwungen und hier nach innen eingerollt. Ein Schwert ist nicht vorhanden, nur liegt um die Hüfte, wie bei Nr. 2, ein Gurt, der hier aber auf der linken Seite geschlungen ist; das herabhängende Riemenende zeigt einen lilienförmigen Beschlag.

Von Nr. 4 kann leider eine Abbildung nicht ge- geben werden, Herr Dr. Cromer hat jedoch bei Ableuchten in der engen Nische festgestellt, daß sich dieser Krieger ebenfalls in zusammengekauerter Stellung befindet, hinter der Hüfte trägt er einen Dolch, in beiden Händen einen nicht erkennbaren Gegenstand. Auf dem Rücken hängt an einem um den Hals gehenden Riemen ein Helm. Herr Dr. Cromer setzt zu diesem Worte ein (?), doch kann nach dem Vorgange von Straßburg Nr. 5 wohl kein Zweifel an der Richtigkeit dieser Annahme bestehen. Zu- treffend bezeichnet Herr Dr. Cromer diese Figur als besonders interessant; und es ist sehr zu bedauern, daß wir keine Abbildung von ihr haben. Übrigens besteht sehr wohl die Möglichkeit, daß die entgegen- gesetzte Schmalseite des Grabes ursprünglich eben- falls mit einem Wächter ausgestattet war, wie in Ober-Ehnheim.

Was nun die Zeitbestimmung betrifft, so fehlen sichere Überlieferungen. Mündel, Vogesenführer, nennt das Jahr 1426, jedoch ohne Angabe von Belegen. Der berühmte Kunstgelehrte Kraus sagt: 14.—15. Jahrh. Hiermit ist nichts gewonnen. Die Jahreszahl 1426 ist aber jedenfalls zu verwerfen, denn die Hagenauer Figuren sind in vielen Einzelheiten den Straßburger Kriegern so ähnlich, daß beide etwa in die gleiche Zeit fallen müssen. Man vergleiche z. B. die von rückwärts gezeigten Krieger Hagenau Nr. 2 und Straßburg Nr. 4. Die Hagenauer besitzen einen schon ausgebildeteren Beinschutz und könnten daher wohl ein wenig jünger sein, ohne daß deshalb ange- nommen werden müßte, daß ihnen die Straßburger als Vorbild gedient haben. Dagegen spricht jedenfalls das Fehlen von Schilden in Hagenau. Immerhin bliebe die Möglichkeit, daß beide auf ein drittes, uns noch unbekanntes Urbild zurückgehen, das aber, wie die ganze Bewaffnung zeigt, auch der Mitte des 14. Jahr- hunderts nahe gestanden haben muß.

III. OBER-EHNHEIM

Wesentlich jünger als die beiden vorbesprochenen ist das, jetzt in einen Altar umgewandelte Heil. Grab in Ober-Ehnheim i. Els. Es trägt[*]) die Inschrift 1504; und dieser Zeit entspricht auch Tracht und Aus- rüstung der Wächter. Deren erscheinen hier zwei auf der Vorderseite und je einer auf den beiden Stirnseiten. Die vier Felder sind durch schlanke stabartige Säulchen von einander geschieden und oben durch einen sich mit jenen überschneidenden gleich starken Querstab abgeschlossen. Die Breite aller Felder beträgt je 88 cm, die Höhe der vorderen Felder je 77 cm, diejenige der seitlichen Felder ein- schließlich der unteren Abschrägung etwa ebensoviel; jedoch ragen die Figuren zum Teil über die Felder hinaus. Das ergibt, da die Wächter sitzend bezw. knieend dargestellt sind, einen Maßstab von etwa zwei Drittel Lebensgröße, so daß alle Einzelheiten genau wiedergegeben werden konnten. Auch die Gesichter, besonders der beiden vorderen Krieger erschienen so ausdrucksvoll, daß man annehmen muß, der Bildhauer habe nach wirklichen Modellen gearbeitet. Als solche sind wohl die städtischen Ratsboten oder Torwächter anzusehen. Beides sind schon ältere Leute, der linke hat Schnurr- und Backen- bart mit ausrasiertem Kinn, der rechte ein faltiges, ganz rasiertes Gesicht. Die beiden seitlichen Krieger sind jünger und ebenfalls ganz rasiert.

Alle Figuren sind jetzt bunt bemalt, ob auf Grund älterer Reste, ist nicht festzustellen, jedoch wohl wahrscheinlich.

[*]) oder trug. Vgl. J Ph. Meyer: Ober-Ehnheim S. 32 und Kraus: Kunst und Alterthum im Unter-Elsaß, Nachträge S. 677

Der erste Wächter auf der Stirnseite links vom Beschauer trägt einen faltigen Rock, der durch einen schmalen Riemen zusammengehalten wird. Die langen Ärmel werden in ihrem unteren Teile durch Lederhandschuhe verdeckt, die nur auf dem Handrücken eine Verstärkung aus Eisenblech tragen. Diese ist zu Unrecht an ihren beiden Rändern mit einem Querstreifen bemalt. Im Handgelenk sehen wir bei dem linken Handschuh einen Schnallriemen. Die Beine stecken in losen Hosen. Den Kopf, Hals und die Schultern deckt eine Gugel aus Ringgeflecht. Darüber trägt der Mann eine Schallern mit hochgeklapptem Visier. Letzteres ist etwas verzeichnet.



Ober-Ehnheim 1. Relief von dem Hl. Grab zu Ober-Ehnheim



Ober-Ehnheim 2. Relief von dem Hl. Grab zu Ober-Ehnheim

Als einzig sichtbare Angriffswaffe trägt er einen Spieß mit breitem Eisen, der aus einer wagerechten Scheibe erwächst. Letztere soll wohl ein zu tiefes Eindringen des Eisens verhüten, wie die Knebel an den Sauspießen. (Vgl. Z. H. W. K. 3, 345.) Auch dieser ganze Spieß macht mit seinem breiten Eisen den Eindruck eines Sauspießes. An der nicht sichtbaren linken Seite ist wohl entsprechend den übrigen Wächtern ein Schwert zu denken. Der vierte Wächter, auf der entgegengesetzten Stirnseite, ist ebenso ausgestattet und bewaffnet. Nur trägt er eine Schallern ohne Visier; das nach unten gerichtete Eisen des Spießes ist auf dem Bilde nicht sichtbar, dagegen haben wir hier das Schwert. Sein Griff hat die sonst bei den einschneidigen Schwertern des späteren Mittelalters übliche Form, nämlich statt Angel und Knauf eine breite Zunge, die am oberen Ende verbreitert und auf beiden Flächen mit aufgenähten Holz- oder Hornplatten versehen ist. Aber wie unser Beispiel zeigt, kommt diese Griffform auch bei zweischneidigen Schwertern vor. Daran läßt die Scheide keinen Zweifel. Die Scheiden entsprachen immer genau den Klingen; unsere Scheide hat einen ausgesprochenen Längsgrat in der Mitte, wie wir ihn nur bei zweischneidigen Schwertern finden. Die sich so ergebenden beiden Längsflächen der Scheide weisen ein vermutlich eingepreßtes (oder geschnittenes) Rankenmuster auf. Ebenso sehen wir ein Rankenmuster auf der sichtbaren Hinterseite des Schwertes des dritten Wächters, bei dem zweiten dagegen ein Grätenmuster. (Vgl. das Schwert mit ähnlicher Scheide und einem Griff wie bei 4 auf Taf. 6 Bd. II Hefner-Alteneck, Trachten, alte Ausgabe.)



Ober-Ehnheim 3. Relief von dem Hl. Grab zu Ober-Ehnheim

Während die beiden äußeren Wächter noch schlafen, sind die beiden inneren eben erwacht und schauen dem auferstandenen Christus nach; dabei ist es besonders eigenartig, daß der dritte, um jenen zu erreichen, nicht zu seiner Helmbarte, sondern mit der Rechten zu einem Steine greift.

Der Wächter Nr. 2 trägt ein Wams, das den Falten nach offenbar aus viel dickerem Stoff besteht als die Röcke von Nr. 1 und 4. Es ist ärmellos, am Halse und an den engen Armausschnitten anscheinend abgesteppt. Arme und auch der Hals sind mit Ringgeflecht bedeckt; man muß daher nicht nur Ringärmel annehmen, sondern ein ganzes, allerdings kurzes Ringhemd. An den Händen trägt der Krieger vollständige Eisenhandschuhe, im Gelenk hübsch getrieben, mit langen Stulpen, Knöchelgeschübe und geschuppten Fingern. Den Kopf deckt eine Hirnhaube mit verstärktem Rande und kräftigen Futternägeln; hinter dem Backenbart ist ein Teil des Sturmriemens sichtbar. Die Beine stecken nur in engen Hosen und weiten niedrigen Stiefeln; ebenso bei Nr. 3, nur sind hier die Stiefel höher.

Die Schwertscheide wurde schon erwähnt, der scheibenförmige Knauf ist anscheinend aus Messing abgedreht. Dieses Schwert hängt ausnahmsweise an einem über die rechte Schulter gehenden, auf der Brust geschnallten Riemen, nicht an dem schmalen Leibgurt; wenigstens ist nicht abzusehen, welchem Zweke ersterer Riemen sonst dienen sollte. Als zweite Angriffswaffe führt dieser Krieger eine sogenannte Mordaxt, welche hinten statt des Hackens der Helmbarte einen Hammer hat. (Vgl. Z. H. W. K. 5, 201, Fig. 2.) Sowohl das Eisen als auch der Schaft dieser Waffe nimmt sich im Verhältnis zu der übrigen Arbeit etwas plump aus.

Das gleiche gilt für die Helmbarte des dritten Wächters. Ihr Eisen mit dem langen rechteckigen Blatt ist für das Jahr 1504 bereits als veraltet zu bezeichnen.

Dieser Krieger trägt ein bis auf die Mitte der Oberschenkel herabreichendes Ringhemd mit langen Ärmeln. Darüber ein kurzes Wams, von dem nur der Saum am Halse und die geschlitzten Ärmel zu sehen sind. Das übrige wird durch den einmal geschifteten Brustpanzer mit seinen Bauchreifen verdeckt. Die Schiftung zeigt ausser den sonst üblichen, die Ränder begleitenden Kehlungen noch in der Mitte drei kerbschnittmusterartige Treibungen, während oben zwei schräge Kreuze eingetrieben sind. Der Helm ist eine flotte Schallern ohne Visier, an der Schläfe mit einer heraldisch geformten Rose ausgestattet. Solche Rosen u. dergl. dienten zum Anbringen einer Feder oder eines Stutzes. (Hefner-Alteneck a. a. O. Bd. II Taf. 161 Fig. B und C.) Unter dem Kinn sehen wir auch hier den Sturmriemen. Die Handschuhe sind wenig reicher gearbeitet als bei Nr. 1 und 4.

SAN DEFENDENTE UND SEINE BEWAFFNUNG

VON E. A. GESSLER

Im Bleniotal, unweit von Corzoneso bei Dongio im schweizerischen Kt. Tessin, beschreibt G. Simona eine spätgotische Kapelle und deren Fresken, welche die Madonna mit Kind sowie die Heiligen Rochus und Sebastian darstellen. „Sopra S. Sebastiano leggesi in caratteri gotici questa inscrizione: »M.CCCCC.X. hoc. opus. factuus. fuit . .«" (sic!).[1]) Es handelt sich jedoch nicht um eine intakte Kapelle, sondern um ein dreiseitig offenes Gemäuer, das nach oben eingewölbt ist. Die darin an den Wänden befindlichen Fresken sind, wie eben erwähnt, 1510 datiert. Auf der inneren, nördlichen Seite befindet sich nun das Bild eines von Simona nicht angeführten Heiligen in ganzer Figur, laut der Inschrift auf dem Schriftband S. Defendens. Dieser San Defendente kommt als Heiliger in der Schweiz nur im Tessin vor: Denkmäler von ihm befinden sich noch in Castel S. Pietro und in Obino im Mendrisiotto.

Das Fresko von Corzoneso ist jedoch die weitaus interessanteste Darstellung dieses Heiligen, der in ganzer spätgotischer Rüstung dargestellt ist. Abb. 1. Auf dem bartlosen Haupte sitzt ihm ein Federkranz, wie wir ihn bei Darstellungen auf Glasgemälden jener Zeit öfter treffen. Den Oberkörper bedeckt ein bis über die Weichen hinabreichendes Kettenpanzerhemd, darüber trägt er einen geschifteten Harnisch mit verstärkter Brustplatte und geschobenen Bauchreifen; an diesen sind zwei Beintaschen aus je einem Stück befestigt. Das Oberarmzeug wird durch die weiten Ärmel des Panzerhemds gebildet, die Achseln sind durch eine Art Muscheln geschützt; während die übrigen Rüstungsteile eisenfarbig gehalten sind, zeigen die Achselstücke und die Kniekacheln eine braune Farbe, sie

[1]) G. Simona, Note di arte antica del Cantone Ticino. Locarno 1913, p. 279.

sind entweder aus Eisen und vergoldet gedacht, oder aber diese Schutzteile bestehen aus Leder. Ihre Form ließe das wohl zu; gerade wegen dieser sonderbaren Gestalt dürfen wir Leder annehmen, da ja keine zeitgenössische, sondern eine Rüstung eines kriegerischen Heiligen vor uns steht. Das Beinzeug besteht wiederum aus eisernen, geschlossenen Ober- und Unterbeinröhren mit Kniekacheln und Eisenschuhen von spitzer Form. An den Händen sitzen eiserne Handschuhe, gefingert und mit Stulpen versehen. In der Linken hält der Heilige ein Schwert mit Kugelknauf, quergeripptem Griffholz und einer geraden, nach den Enden zu sich stempelförmig verbreiternden Parierstange. Die Klinge in der verzierten Scheide ist dreikantig. In der rechten trägt er einen Streitkolben von sonderbarer Form. Am Stiel von rundem Querschnitt befindet sich als Abschluß ein runder Knauf, um ein Entgleiten der Waffe zu verhindern, ein ähnlicher Knopf bildet oben den Übergang zum Kolben; dieser zeigt die Form eines sechsseitigen Zylinders, von unten steigen schräg sechs konische Flächen zu ihm, oben ist er durch eine sechsseitige konische Spitze abgeschlossen, welche ein runder Knauf krönt. An den Schnittflächen der Abschrägungen mit dem Zylinder sitzt je ein zweieckiges Wulstband, an den Ecken befinden sich jeweilen runde spitze Stacheln. Das ganze hat Ähnlichkeit mit einem Morgenstern.



Abb. 1.
San Defendente. Fresko in Corzoneso, Kt. Tessin

Eine verwandte Waffe, jedoch, soweit dies erkenntlich, mit langem Schaft, zeigt ein Bild in Benedikt Tschachtlans Berner Chronik, 1470.[2]) Abb. 2. Wegeli beschreibt sie folgendermaßen: „Von dieser .... als Streitkolben anzusprechenden Form weicht die Darstellung der Schlacht bei Morgarten ab. Hier ist ein langschäftiger Morgenstern abgebildet, der eine wahrscheinlich aus Metall gebildete, zylinderförmige Verstärkung mit aufgesetzter konischer Spitze besitzt. Er wird von einem Österreicher geführt." Erkenntlich auf der Miniatur ist nur der obere Teil des „Morgensterns", der im Grunde genommen einfach ein Streitkolben mit verlängerter Stange ist. Da er in gleicher Höhe wie die daneben befindlichen Stangenwaffen gezeichnet ist, haben wir bei ihm ebenfalls eine solche zu sehen. Wegeli berichtet jedoch nichts von dem auf dem Original deutlich sichtbaren metallenen Abschlußknopf an der konischen Spitze, der dem am Streitkolben des hl. Defendens vollkommen entspricht. Mit dieser merkwürdigen Waffe will der Maler den Heiligen eben als einen Ritter aus der grauen Vorzeit der thebäischen Legion kennzeichnen; da Tschachtlan eine solche Waffe nur einmal bringt und es sich um die Charakterisierung einer Schlacht aus längst vergangener Zeit, sowie einer nichtschweizerischen Bewaffnung handelt, dürfen wir annehmen, daß ein solches Stück im 14. und 15. Jahrhundert kaum je in Wirklichkeit vorhanden war. Bewußtes Antikisieren des Zeichners dürfte auch bei der Darstellung der morionartigen Schallern zweier österreichischer Ritter auf dem gleichen Bild in Frage kommen. Wo Eidgenossen dargestellt werden, fehlen alle diese absonderlichen Waffenformen, die eben dazu bestimmt sind, den Gegner zu kennzeichnen.[3])

[2]) Ms. A. 120. Zentralbibliothek Zürich, Bl. 87. Abgebildet: Jahresbericht d. histor. Museums in Bern 1915, Taf. 11. Dr. R. Wegeli, Die Bedeutung der schweizer. Bilderchroniken für die histor. Waffenkunde. 1. Tschachtlan 1470. S. 85/86.

[3]) Aus den Bilderchroniken ist dem Verfasser eine einzige, außer den von Wegeli bei Tschachtlan gefundenen drei Morgensternen, resp. Streitkolben, welche mit einer Hand geführt werden, bekannt: Kopie von Gerold Edlibachs Zürcherchronik, 1506. Ms. A. 77. Zentralbibl. Zürich. S. 67, ein kurzer Stiel mit dicker runder Keule mit starken Eisenstacheln beschlagen. Beim Sturm der Eidgenossen auf die Stadt Zürich im Kriege von 1444 führt sie ein Eidgenosse zu oberst auf einer Sturmleiter beim Angriff auf die Mauern.

Über den „Morgenstern“ als altschweizerische Kriegswaffe habe ich mich schon seinerzeit in einer Besprechung des dritten Hefts der Schweizer Kriegsgeschichte[1]) von Dr. J. Häne, „Die Kriegsbereitschaft der alten Eidgenossen“ eingehend ausgesprochen und nachgewiesen, daß sein Aufkommen als allgemein gebräuchliche Landsturmwaffe in den Beginn des 17. Jahrhunderts fällt. Da die unten angegebenen Veröffentlichungen den Lesern unserer Zeitschrift kaum allgemein zugänglich sein dürften, soll meine Meinung hier kurz noch einmal zusammengefaßt werden, damit auch an dieser Stelle die Ansicht, der Morgenstern sei eine bei den Schweizern im 14. und 15. Jahrhundert allgemein gebräuchliche Waffe gewesen, endgültig widerlegt wird. In der oben erwähnten Schrift führt Häne aus, daß der „Morgenstern“ immer noch irriger Weise unter den Waffen der alten Eidgenossen mitgezählt werde. Er finde sich aber nicht in den Waffenrödeln und in den Abbildungen der Chroniken des 15. Jahrhunderts, populär sei er erst durch den Prättigauer Aufstand gegen die Österreicher 1622 geworden. Dieser Auffassung muß unbedingt beigepflichtet werden. Für die Frühzeit der Waffentaten der Eidgenossen ist der Morgenstern abzuweisen. Bezeugt ist zwar die Existenz der Keule schon in karolingischen Bilderhandschriften, aber nicht als Kriegswaffe, obschon bereits da eine Verstärkung der Wirkung durch eingeschlagene Metallstücke und Nägelköpfe zu erkennen ist; meist tragen diese rohen Waffen die Henkersknechte, welche den Schächern am Kreuz die Knochen zerbrechen. Für die Urschweiz finden wir eine mit Nägeln beschlagene Keule in einem Codex[3]) der Stiftsbibliothek zu Einsiedeln auf einem Bild aus dem 12. Jahrhundert, das die Ermordung des hl. Meinrad zeigt. Der Morgenstern ist also eine uralte Waffe, aber er war nie in den Händen eidgenössischer Truppen als regulärer Typ. Wo wir auch in Bilderchroniken oder Tafel- und

Abb. 2. Aus Benedikt Tschachtlans Berner Chronik 1470

[1]) Schweizer Kriegsgeschichte. Im Auftrag des Chefs des Generalstabes, Oberstkorpskommandanten Sprecher von Bernegg, bearbeitet von Schweizer Historikern unter Leitung von Oberst F. Feldmann und Hauptmann H. G. Wirz. Heft 3. Bern 1915. S. 7. Ferner Neue Zürcher Zeitung, 137. Jahrgang, Nr. 354. 5. März 1916. Weitere Ausführungen, Anzeiger für Schweizer Altertumskunde N. F. XXI. B. 1919. S. 243 ff. G. Wyß, „Fidelis-Chnüttel“. (Eine volkstümliche Schlagwaffe.)

[3]) E. A. Stückelberg, Die Schweizerischen Heiligen des Mittelalters, Zürich, Amberger, 1903. Abb. S. 76. Codex 111. — E. A. Geßler, Die Trutzwaffen der Karolingerzeit vom 8. bis zum 11. Jahrhundert, Basel, Geering, 1908, S. 25—28.

Freskogemälden den Morgenstern zu Gesicht bekommen, nie ist er in den Händen von Schweizern. Besonders häufig sehen wir ihn bei den Darstellungen von der Gefangennahme Christi im Garten Gethsemane, wo ihn die Kriegsknechte öfters tragen, überhaupt treffen wir bei jener Szene die seltsamste und unmöglichste Bewaffnung. Es galt für den Künstler eben, durch solche phantastische Bewaffnung und auch Tracht den fernen Orient zu charakterisieren. Ein treffliches Beispiel bildet Dürer: wo er deutsche oder europäische Waffen gibt, sind die Formen übereinstimmend mit den damals geführten Waffen, sowie aber fremdländische oder antike Waffen in Betracht kommen, läßt er der Phantasie freien Lauf. Die einzige mir bekannte Wiedergabe eines Morgensterns in einer schweizerischen Bilderchronik außer der oben erwähnten Waffe bei Tschachtlan findet sich in der des Diebold Schilling von Luzern, um 1507. Dort sind bei der Darstellung des sogen. „Plappartkrieges", 1466,[6]) die Boten, die der Stadt Mülhausen die Fehdeansage verschiedener Herren des umliegenden Adels überbringen, mit Morgensternen bewaffnet; ihre Tracht ist zerlumpt, denn augenscheinlich wurden hier, um die Geringschätzung des Adels gegen die Stadt auch äußerlich zu zeigen, unehrliche Leute als Boten verwendet. Der Bote, der „Läufer", ist ohne Ausnahme traditionell immer mit einem Spieß bewaffnet. Der Morgenstern konnte daher niemals eine Botenwaffe gewesen sein. Als Bewaffnung von Landsturmtruppen hingegen ist er, wie Häne betont, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts im Gebrauch. 1622 erhält er den Namen Prättigauerknebel oder „Fidelisknüttel". Die Prättigauer im Kt. Graubünden waren von den Österreichern, die das Land besetzt hielten, entwaffnet worden; sie überfielen mit Erfolg ihre Bedrücker, nachdem sie sich im Verborgenen Notwaffen, eben diese Prättigauerknüttel angefertigt hatten. Bei dieser Gelegenheit wurde der Kapuzinerpater Fidelis von Sigmaringen, der als Bekehrungsprediger die kaiserlichen Soldaten begleitete, nach der Tradition mit einem solchen Morgenstern erschlagen. Da Fidelis (al. Markus Roy) als Märtyrer galt und 1748 kanonisiert wurde, nannte man diese Landsturmwaffen auch „Fidelisknüttel".[7]) Vom schweizerischen Bauernkrieg von 1653 stammt ein anderer Name, „Entlibucher Trüssel": der Hauptherd des Aufstands lag im Luzernerischen Entlebuch. Sie sind mit den Fidelisknütteln identisch.[8]) Die aus dem Basler Zeughause stammenden Waffen aus der gleichen Zeit werden in den Inventaren einfach „Morgensterne" genannt.[9]) Im Züricher Zeughausinventar von 1711[10]) befinden sich „Wädensweiler Brügel", wohl nach den aufständischen Bauern von Wädenswyl so genannt. Seit jener Zeit diente der Morgenstern als provisorische Waffe in der Schweiz. In der Franzosenzeit 1798 und noch zur Zeit des „Sonderbundkrieges" 1847 wurde der innerschweizerische Landsturm damit bewaffnet. Im historischen Museum Sarnen und im Rathaus zu Luzern sind noch eine Anzahl dieser „Morgensterne" zu sehen; gleiche befinden sich im Rathause zu Unterhallau, als Beutestücke der Hallauer Mannschaft aus dem Sonderbundfeldzug.

In sämtlichen Schweizerischen Zeughausinventaren tritt der Morgenstern nicht vor der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf; wo wir in den Schweizerischen Bilderchroniken des 15. und 16. Jahrhunderts auf eine ähnliche Waffe stossen, ist es immer ein kurzgeschäftetes Stück zur Führung mit einer Hand und niemals für beide Hände, wie wir sie noch in der Schweiz erhalten finden. Damit dürfte der Gebrauch des Morgensterns als Hauptwaffe bei den alten Eidgenossen in das Gebiet der Legende verwiesen sein. Die Schweizer Schlachten wurden mit Halbarte und Langspieß ausgekämpft.

Um zu St. Defendens zurückzukehren, sei noch ausgeführt, was die kirchlichen Quellen über sein Leben und Wirken berichten.[11]) Alte Nachrichten aus dem Kreise seiner Verehrung im Tessin sind mir nicht bekannt geworden. Bei den Bollandisten erscheinen zwei Heilige dieses Namens: ob sie miteinander identisch seien, steht nicht fest. Sein Tag ist der 2. Januar. Nach dem „Catalogus generalis sanctorum" des Ferrarius soll der hl. Defendens im Gebiet von Marseille bei der Rhone, nebst andern Begleitern von der thebäischen Legion, unter Kaiser Maximinian den Märtyrertod erlitten haben. Nach dem Martyrologium des Petrus Galesinius wird als Ort nur die Rhone in Gallien genannt, dort sei er von dem hl. Theodor, Bischof

[6]) Ms. Bürgerbibliothek Luzern, Luzerner Chronik, 1513, Bl. 70/71.

[7]) Vgl. oben G. Wyß, Fidelis-Chnüttel.

[8]) E. A. Geßler und J. Meyer-Schnyder, Katalog der historischen Sammlungen im Rathause zu Luzern. Luzern, Räber, 1911. S. 52.

[9]) jetzt im Basler historischen Museum.

[10]) jetzt im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich. Ms. Schweizerisches Landesmuseum. S. 31.

[11]) Acta Sanctorum .... Notis illustravit Joannes Bollandus .... Prodit nunc duobus tomis, Januarius. Antverbiae, 1643. S. 80.

von Marseille, begraben und eine Kirche auf dem Grab erbaut worden, zugleich habe dieser die Akten über den Heiligen in einem Buche zusammengestellt, welches unter den alten Schriften der Kirche von Bergamo noch vorhanden sei. Vom gleichen Ferrarius werden die Orte aufgezählt, wo der Heilige verehrt wird. Nach dem „Catalogus Sanctorum Italiae" treffen wir San Defendente in der Diözese Turin in Chivasso (Clavasium) am Orcofluß (Morgus), dann in Casale, Montferrat und Novara, wo Altäre zu seinen Ehren aufgerichtet waren. Dies spricht für eine andere Nachricht, derzufolge San Defendente die Märtyrerkrone in Piemont errungen habe. In Cahiers großem Heiligenlexikon erfahren wir das folgende:[12])

„*Saint Defendens, martyr, honoré en Piémont et en Lombardie, comme l'un des compagnons de Saint Maurice.*" (T. I. P. 80.)

„*Saint Defendens, Martyr, regardé comme appartenant à la légion Thébaine; 2. Janvier. Il est invoqué en Lombardie comme protecteur contre les Loups, sur tout à San Martino di Lupari dans le diocèse de Trévise, mais aussi à Chivas et à Casal. On a recours aussi à sa protection contre les épizooties des bêtes à cornes.*" (T. 2. p. 530.)

„*Defendens: Chivas, Chivasso (Piemont), Novare; contre les loups.*" (T. 2. p. 612.)

Demgemäß wurde also unser Heiliger als Nothelfer gegen die Wolfsplage und gegen Viehseuchen angerufen. Seine Verehrung im Tessin wird sich von der Lombardei aus verbreitet haben.

Zum Schluß seien noch die nachstehenden Zeilen angeführt:[13]) „*S. DEFENDENS, ein Soldat und Märtyrer, erlangte nebst vielen seiner Cameraden die Märtyrer-Crone unter DIOCLETIANO und MAXIMINIANO in Franckreich in der Gegend von Marseille, und wurde von dem Bischoff zu Marseille S. THEODORO am Ufer der Rhone begraben. Dieser Bischoff soll ihm zu Ehren auch eine Kirche daselbst erbauet, und sein Leben beschrieben haben. Seine Reliquien sind zu Casal in Montferrat, und er wird nicht allein daselbst, sondern auch zu Navara in Meyland und zu Chivasco in Piemont verehret. Als einer an seinem Gedächtnüß-Tage die Messe versäumete, und Rebhühner schoß, flogen selbige, als sie schon lange beym Feuer stunden, aus dem Topfe hinweg, und er selbst wurde blind. Da er nun deßwegen in der Kirche vor dem Altar Buße that, so gelangete er zwar wieder zu seinem Gesichte, aber nicht zu seinen Rebhühnern.*"

DAS WAFFENTRAGEN AUF DEUTSCHLANDS HOHEN SCHULEN

EIN BEITRAG ZUR DEUTSCHEN KULTURGESCHICHTE

VON O. F. SCHEUER

Während Italien und Frankreich schon seit mehr denn drei Jahrhunderten Universitäten besaßen, trat Deutschland erst im XIV. Jahrhundert in die Reihe derjenigen Länder ein, welche durch Gründung von Universitäten Mittelpunkte des geistigen und künstlerischen Lebens der Nation schufen. Selbstverständlich trugen diese deutschen Gründungen inbezug auf Einrichtung und Bestimmung kein eigenartiges selbstständiges Gepräge, sondern man schloß sich mehr oder weniger den Vorbildern der in den oben erwähnten Ländern bestehenden, zu bedeutender Entwicklung und maßgebender Stellung gelangten Universitäten an, von denen die ältesten die italienischen zu Palermo und Bologna und die französische zu Paris waren.

Maßgebend als Vorbild für die deutschen Universitäten war in erster Linie die Universität Paris, nach deren Muster 1348 zu Prag die erste deutsche Universität errichtet wurde, der dann die Universitäten zu Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1392), Leipzig (1409), Rostock (1419) folgten.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß die neuen deutschen Hochschulen bald den Einflüssen des deutschen Volksgeistes und Volkscharakters zugänglich wurden, und somit die mehr äußerlichen, besonders auf das Leben der Studenten bezüglichen Einrichtungen je länger, je mehr umgewandelt wurden.

Dies zeigte sich auch auf dem Gebiete der Leibesübungen, die zu allen Zeiten ein wichtiges Element im Studentenleben bildeten. Der Nationalcharakter und

[12]) P. Ch. Cahier, S. I. Caracteristiques des Saintes dans l'art populaire, Paris, 1867. [13]) *Ausführliches Heiligen-Lexikon darinn Das gottseelige Leben und der Tugend-Wandel / das standhaffte Leyden und Sterben / und die großen Wunderwercke aller Heiligen Gottes / etc. enthalten sind / etc. Cum permissu superiorum. Cölln und Franckfurt / 1719. S. 472/73.*

die Natur des Landes bestimmten die Vorliebe der akademischen Jugend für die eine oder andere Art dieser Übungen. Ward auf den italienischen Universitäten das Ballspiel immer mit Leidenschaft getrieben, liebte der Pariser Student nicht minder den Tanz, sind Schwimmen und Rudern auch heute noch bevorzugte Vergnügungen des englischen Studenten, so waren es vorzüglich ritterliche Übungen, wie Fechten, Reiten, Turnen, in denen von jeher der deutsche Student am liebsten Erholung von den Studien suchte.[1]) Daher konnte noch 1837 Rosenkranz den mit gewissen Einschränkungen auch heute noch gültigen Ausspruch tun: „In ganz Deutschland macht man sich vom Studenten kein anderes Bild, als daß er zu fechten verstehe. Das Rappier ist ein von ihm unabtrennbares Accessorium; ein eigener Zauber scheint in dem gefährlichen Stahl zu ruhen, obwohl die Zeit längst vorüber ist, wo der Student nie anders ging als mit dem Degen an der Seite ..."[2])

Das deutsche Studententum ist seiner Organisation, seiner Tracht und Sitte nach ursprünglich mit dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben seiner Zeit eng verwachsen gewesen. Der Geist der Zeit und des Volkes hat auf die Gestaltung des akademischen Lebens immer mächtig eingewirkt. Wir dürfen daher den deutschen Studenten mit all seinen Fehlern und Schwächen nicht von der übrigen Welt getrennt betrachten.

Als die ersten Universitäten in Deutschland gegründet wurden, stand das Rittertum[3]) noch in voller Blüte. Sein Einfluß auf den Sinn und die Neigungen der studierenden Jugend äußerte sich nicht nur damals in Gestaltung des ganzen Lebens auf Universitäten, sondern blieb in ihr auch lebendig, nachdem mit dem Mittelalter der Glanz des Rittertums verblaßt war.[4]) Nicht mit Unrecht sagt daher Ludwig Bechstein in seinen „Fahrten eines Musikanten" (1857): „Das deutsche Studentenleben war eine wichtige, beachtenswerte Zeiterscheinung, auf welche die Nachwelt einst blicken wird, wie auf ein zweites Mittelalter, dessen Ritterlichkeit es ebenso zu bewahren suchte, wie dessen Rohheiten ..."

Die Ritterlichkeit! Die „Lust der Lieder und der Waffen" lag dem Bruder Studio seit jeher im Blute, sie war in der Waffenfreudigkeit und dem kriegerischen Geist des deutschen Volkes selbst begründet. Diese beiden Eigenschaften waren von großem Einfluß auf die Wertschätzung der Stände und die Ausbildung der Standesehre.[5]) Für den Ritter war „ehr- und wehrlos" ein Begriff und ward es ebenso für den Studenten. Seine bürgerliche Ehre war eben die Waffenehre, und wer keine Waffen trug oder tragen durfte, wem Waffen und ritterliches Gerät an sich oder zur Strafe versagt waren, der war standeslos, ehrlos in diesem Sinne.[6])

Kein Wunder, wenn die Studenten, zumal ihnen das Städterecht das Waffentragen erlaubte, ihre Waffen nicht nur gerne zur Schau trugen, sondern sich auch sonst bestrebten, es den Rittern gleich zu tun: mit der Klinge in der Hand sich und ihre Ehre selbst zu verteidigen und ihr vermeintliches Recht sich selbst zu verschaffen.[7])

Doch wie alles im Leben seine Licht- und Schattenseiten hat, so war es auch hier. Die Klinge saß den Scholaren allzu locker in der Scheide. Und so machte sich neben der Ritterlichkeit auch die Roheit geltend.

Auch hier muß aber wieder hervorgehoben werden, daß der Student stets das Erzeugnis seiner Zeit war und ist, nicht besser und nicht schlechter als sie. War ja nach dem Aussterben des staufischen Hauses, während dessen Regierungszeit das Rittertum den Abschluß seiner Entwicklung gefunden hatte, eine allgemeine politische Zerrüttung des Reiches eingetreten, die auch die Rechtsbildung lähmte, welche in wachsendem Maße auf die Lokalgewalten überging: „Jede Landschaft, jedes weltliche oder geistliche Herrschaftsgebiet, jeder Gerichtsbezirk, jede Stadt, jeder Markt, jedes Dorf erzeugte ein eigenartiges Recht."[8])

[1]) Seitz, F., Über die Pflege der Leibesübungen an den deutschen Universitäten. München 1861. 7

[2]) Rosenkranz, K., Der Zweikampf auf unseren Universitäten. Königsberg 1837. 10.

[3]) Die Ritterschaft hatte sich im Gegensatz zum Bürgertum in den Städten und zu den Bauern zu einer einheitlichen Gesellschaftsklasse mit eigenen Gesetzen und besonderen Begriffen von Standesehre und Berufspflichten ausgebildet. Um aber zu den Rittern gezählt zu werden, genügte es nicht, daß man einem ritterlichen Geschlecht höherer oder niederer Ordnung angehörte und ritterlichem Berufe nachging, es bedurfte vielmehr, wie bei der alten germanischen Wehrhaftmachung auch hier eines besonderen Aktes der Ritterweihe oder Schwertleite, um den „Edelknecht" oder „Edelknaben" zum Ritter zu machen. Das wesentliche dieses Aktes bestand in dem „Schwertnehmen", das heißt der feierlichen Anlegung des Schwertes am Rittergurt, womit meistens ein kirchlicher Weiheakt verbunden war. (Schröder, R., Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. 6. Aufl. Leipzig 1919, 481).

[4]) Seitz a. a. O. 9.

[5]) Man unterschied damals den Wehrstand = Ritterschaft, den Lehrstand = Geistlichkeit und den Nährstand = Bürger und Bauer.

[6]) Meyer, H., Das deutsche Volkstum. II. Aufl. Leipzig 1912, I, 44.

[7]) In den Kreisen des Rittertums hatte sich die Unsitte und Auffassung ausgebildet, daß man nicht bloß in den Fällen der Blutrache, sondern wegen jeder Verletzung zur Selbsthilfe greifen und Fehde üben könne. (Brunner, H., Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte. München. 7. Aufl. 1919, 174).

[8]) Gierke, O., Deutsches Privatrecht. Leipzig. 1895. I, 6.

Nicht mehr durch Gesetzgebung von oben herab, sagt Liebe,[9]) sondern durch autonome Beschlüsse der einzelnen Körperschaften von unten herauf erzeugte sich das Recht. Besonders rege war diese Tätigkeit in den Städten, wo ganz neue Lebensbedingungen eine Neuregelung der Beziehungen der Einzelnen unter sich wie zur Gesamtheit erheischten. Der tägliche Verkehr einer zusammengedrängten Menge, zeitweilig noch erhöht durch das Markttreiben, brachte die Gefahr der Selbsthilfe immer mehr mit sich.

Da darf es uns nicht in Erstaunen setzen, daß auch auf den mittelalterlichen Hochschulen der Sinn für Gesetzlichkeit recht schwach, die Neigung zu Widersetzlichkeit und roher Gewalttätigkeit hingegen sehr stark war. Schon der Geist, wie Kaemmel[10]) mit Recht betont, tiefen Mißtrauens und harter Strenge, der die Statuten der Universitäten und Fakultäten, wie der Kollegien und Nationen fast überall durchweht, zeigt, wessen sich die Gesetzgeber versahen, und zahlreiche Tatsachen geben ihnen recht. Auch scheint zwischen den Ländern und Völkern hierin wenig Unterschied gewesen zu sein, denn die Zustände, auf deren Grundlage sich das akademische Leben entfaltete, waren überall wesentlich dieselben, und in einem Zeitalter voll Roheit und Leidenschaft, einer für uns unerträglichen Rechtsunsicherheit und blutiger Fehden konnten sich auch die höchst gebildeten Kreise nicht frei halten von diesen Sünden. So lesen wir von blutigen Kämpfen, die schon den Bestand der hohen Schule zu Paris im 12. und 13. Jahrhundert in Frage stellten. Hier hatte das Tragen der Waffen von seiten der Studenten so schreckliche Mißbräuche hervorgebracht, daß es ihnen im Jahre 1218 auf das strengste untersagt wurde. Außerdem traf alle Waffenträger der Bannstrahl des bischöflichen Offizials in Paris. Er blieb aber ohne alle Wirkung, und einige Jahre später hatte der Bischof Wilhelm von Paris gegen dieselben Übel zu kämpfen. Doch wandte er an Stelle der Exkommunikation andere Strafen an. Er verjagte die Störer der öffentlichen Ruhe zum Teil aus Paris, andere verurteilte er zu ewigem Gefängnis und stellte dadurch in kurzer Zeit Ordnung und Sicherheit wieder her. Doch bald nach seinem Tode trugen die Studenten wieder ihre altgewohnten Waffen, und wieder gab es Mißhelligkeiten schlimmster Art, so daß sogar die Päpste eingriffen und Papst Gregor IX. und Innozenz IV. das Tragen der Waffen mit Exklusion und Relegation verpönten.[11]) Die Mißbräuche änderten sich erst, als die Mehrzahl der Pariser Studenten in Internaten „Collegien" zu wohnen gezwungen war, in denen das Leben dem klerikalen Charakter der mittelalterlichen vorreformatorischen Universitäten entsprechend nach klösterlichem Zuschnitt aufgebaut war.

Ähnlich waren auch, nach Pariser Muster, die Konviktshäuser der ältesten deutschen Universitäten eingerichtet, die hier den Namen „Bursen", bursae, führten. Man erwartete auch hier von den in den Bursen wohnenden Studenten, den bursalen, daß sie Ehrbarkeit und Anstand — honestatem et decentiam — in ihrem Auftreten und Wesen nicht verleugnen würden. Schon in der Art sich zu kleiden sollte dies erkennbar sein. Daher war den Studenten eine mönchartige Tracht vorgeschrieben und ihnen damit eo ipso das Waffentragen verboten.

Allein auch hier standen sich Theorie und Praxis scharf gegenüber. Das jugendliche Temperament der Studenten widerstrebte dem unwürdigen Bevormundungssystem, dem man sie unterstellte, und reagierte dagegen in komplottmäßigen Exzessen.[12])

Besonders die Gebote des Anlegens der klerikalen Tracht gaben den Bursalen fortwährend Stoff zu neuer Unzufriedenheit, welche, sehr bezeichnenderweise für den Geist der Zeit, sich hauptsächlich darauf bezog, daß die Studenten nicht mehr die Gugeln und Gürtel tragen wollten, durch welche sie in dieser ihrer Eigenschaft allen kenntlich wurden. Auch wiesen sie auf die nicht in den Bursen wohnenden Studenten, auf die „extra bursam stantes" hin, die, da sie vornehmen Standes waren, mit besonderer Erlaubnis des Rektors ganz selbständig wohnen und wie Ritter gekleidet, in Wehr und Waffen einherstolzieren durften. Auch „Wyr seyn edel" antworteten die Leipziger Studenten um 1500 ihrem Rektor, als er ihnen das Waffentragen verbieten wollte.[13])

Umsonst war alle Mühe der Universitäten, das Waffentragen der Magister und Scholaren zu verhindern. Das ganze Mittelalter hindurch bis ins 18. Jahrhundert währte der vergebliche Kampf der akademischen Gesetzgebung gegen die alte eingewurzelte Sitte. Die beständige Wiederholung der Verbote zeigt, daß sie nicht viel halfen.[14]) Drum mußten sich die akademischen Behörden zu Kompromissen herbeilassen und suchten der nicht zu

[9]) Liebe, G., Das Recht des Waffentragens in Deutschland. Z. H.W. K. 2, 340 ff. [10]) Kaemmel, O., Die Universitäten des Mittelalters bis zum Eintritt des Humanismus. In: Schmid, Geschichte der Erziehung. Stuttgart, 1892. II. 541 [11]) Meiners, C. Kurze Geschichte des Waffen- und Degen-Tragens auf hohen Schulen. In: Götting. akadem. Annalen IV. 1804. 265 ff. [12]) Pernwerth von Bärnstein, A., Beiträge zur Geschichte und Literatur des deutschen Studententums. Würzburg 1882. 12. [13]) Stübel, B., Urkundenbuch der Universität Leipzig, 1879. I. 279. [14]) Auch die Strafen halfen nicht. In Ingolstadt wurden die

unterdrückenden Neigung durch weitgehende Berücksichtigung der Umstände entgegenzukommen. Kurz, das aus Paris übernommene Verbot des Waffentragens ist, wie Stein (Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland, Leipzig 1891, 74) richtig sagt, in Deutschland nie zur allgemeinen Geltung gelangt. So war es z. B. in Wien anfänglich gestattet.[15]) Ebenso in Tübingen. Dort hieß es in den Statuten[16]): „. . . . so ainer gewer oder schwert zu seiner beschützung tragen wölte, das solle ainem jeden zugelassen sein. Dasselbig schwert aber seie zimlicher lengin und werde nit nach Kriegsgebrauch oder landsknechtischen sitten hinderisch gestörzt.“[17])

Vor allem aber war es damals nicht verboten, Waffen zu besitzen. Jeder Student konnte seine Waffen auf die Universität mitbringen; doch war es ihm nicht gestattet, sie öffentlich zu tragen. Wer in einer Burse wohnte, mußte sie dem Vorstand der Burse übergeben, der sie bis zum Austritt des Scholaren aus der Burse verwahren sollte. Wurden die Waffen heimlich verborgen, so verfielen sie, wenn sie aufgefunden wurden, dem Bursenrektor.[18]) So schrieben es die Universitätsstatuten von Wien, Heidelberg, Ingolstadt, Dillingen usw. vor. In den Wiener Statuten von 1513 hieß es: Vnd Ir swert und Waffen dem Rector oder Irem Conuentor von stund an zu Hannden zu stellen. Vnd kain Weer bey Inen tragen. Dann wo ainer an dem Zug von hynnen wer, sol Im sein Weer Wider behenndigt werden.[19])

Selbstredend wurden diese Gebote vielfach übertreten oder auf schlaue Weise umgangen, so dadurch, daß die Studenten dem Rektor unbrauchbare Waffen ablieferten,[20]) oder, wie die Wiener, sich die Waffen durch Diener (famuli) nachtragen,[21]) oder noch ulkiger, indem sie sich, wie es in den Jenaer Visitationsprotokollen von 1654 heißt, die Degen auf Schubkarren nachschieben ließen.[22])

Übrigens ahmten die Studenten, die ja in den meisten Ländern als Geistliche angesehen wurden — Halbpfaffen nannte sie das Volk — nur der höheren Geistlichkeit nach, die, obwohl das kanonische Recht den Geistlichen bei Strafe der Exkommunikation das Waffentragen untersagte, sich um dieses Verbot nicht kehrte und allenthalben Waffen trug, zumal sie bei den damaligen Zeitläuften ohne solche ihres Lebens nicht sicher gewesen wäre. Abgesehen davon, daß die Kirche für den Klerus ohne Rücksicht auf seine dienstliche Stellung gewisse Standesprivilegien beanspruchte. War ja der Klerus dem sogenannten Dienstadel eingeordnet, teilweise sogar mit größeren Vorzügen ausgestattet als der weltliche, dem ja das Waffentragen von Rechts wegen zustand.[23])

Den Hauptgrund aber, warum die Studenten auf dem Rechte des Waffentragens beharrten und, wenn man so sagen darf, sich der Entwaffnung so widersetzten, bildete der Umstand, daß auch die Bürger und Handwerker Waffen trugen, obwohl auch ihnen das Tragen einer Wehr gesetzlich untersagt war.[24]) Insbesondere ließen sich die Handwerker das Recht, Waffen zu tragen, nicht nehmen. Bildeten ja die Zünfte einen nicht zu unterschätzenden Teil des städtischen Wehrkörpers, und gehörte die Anschaffung von Schutz- und Trutzwaffen fast regelmäßig zu den Aufnahmebedingungen der Zunft. Dadurch wurde

Waffenträger mit einer Strafe von 10 Groschen belegt. (Prantl, K., Geschichte d. L. M.-Univ. Ingolstadt, Landshut, München. 1872, II, 49). In Heidelberg wurde ihnen eine Strafe „unius floreni“ appliziert (Winkelmann, Urkundenbuch der Univ. Heidelberg. 1886. I. 19). In Basel mußten 1582 die Übeltäter 5 β Buße zahlen, ja man verstand sich sogar dazu, die sonst so sorgsam gehüteten Privilegien preiszugeben durch die Verfügung, daß die Universität solche von den Stadtwächtern ertappten Schwertträger nicht weiter schützen werde. (Thommen, R., Die Universität Basel 1582—1692. Basel, 1889, 73). So und ähnlich lauteten die Strafverfügungen der übrigen Universitäten.

[15]) Aschbach, Geschichte der Wiener Universität. Wien, 1865, ff. II. 131. An anderer Stelle (I. 202): „Man darf auch nicht vergessen, daß es damals eine gewaltsame, oft ganz ordnungslose Zeit war, wo Selbsthilfe nicht selten nur zum Rechte führte.“

[16]) Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen aus den Jahren 1476—1550. Tübingen 1877. 107.

[17]) Das heißt von hinten wagrecht hinausstehend. — Zu eigener Verteidigung (si timet de persona) durften auch schon in Padua 1261 die Studenten Waffen tragen. (Statut. Pad. 1, IV. n. 1243).

[18]) Auf Grund dieser Bestimmung, so lesen wir bei Max Weigl (Gedenkbuch des Corps Bavaria, München, 1868, 57), nahm noch um 1850 der damalige Rector magnificus der Münchener Universität, Dr. v. Stadelbauer, die den Corps bei den Paukereien konfiszierten Waffen als ein dem Rektor zugehöriges Eigentum in Anspruch. Diese unbeanstandete Ausübung dieses alten nun auf den Rektor übergegangenen Rechtes, meint Weigl — man sieht ihn verschmitzt lächeln — gereichte den Corps durchaus nicht zum Schaden.

[19]) Kink, R., Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien. 1854. II. 321.

[20]) So heißt es bei Meyfart (Christliche Erinnerung . . . 1636, 216): „Schaust Du hin und her so wirst Du an der Wand hängen sehen etliche Dolche und etliche Sticher, darunter ein Theil nicht drei Heller werth, damit wenn es Noth thuet, er solche dem Rector einhändigen könne.“

[21]) Scheuer O., Geschichtliche Entwicklung des deutschen Studententums in Österreich. Wien, 1910, 57.

[22]) Keil Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. Jena, 1858, 164.

[23]) Amira, K. v., Grundriß des germanischen Rechts. 2. Auflage, Straßburg, 1897, 81.

[24]) „Auch tragen dye hantwerges gesellenn und burger gewer und sperrenn sich domit, vorwelchenn wir uns müssen besorgenn“, so lautete die Begründung der Leipziger Studenten für ihr Verlangen nach Waffen. (Stübel, a. a. O. 279).

ein kriegerischer Geist in ihnen lebendig, der das Selbstgefühl des Handwerkers gewaltig hob.[25]) Noch standesstolzer waren die Angehörigen der „Geschlechter“, die städtischen Patrizier, die hoch zu Roß ihrer Wehrpflicht genügten; je mehr das ritterliche Leben von ihnen gepflegt wurde, desto mehr bildeten sie sich zu einem Stadtadel aus, der sich dem Ritterstand gleich stellte und daher auch dem Waffenhandwerk großes Interesse entgegenbrachte.

Ist es da zu wundern, wenn die Studenten hierin nicht zurückstehen wollten? Dazu kam noch, daß die klerikale Tracht der Scholaren, insbesondere der Gürtel Anlaß zu Neckereien von seiten der Bürger und Handwerker gab und dadurch zu häufigen gewaltsamen Auseinandersetzungen führte. Diese nahmen oft einen blutigen Ausgang, zumal ja beide Teile Waffen trugen oder doch ihre Zwistigkeiten mit derben Knotenstöcken auskämpften. In der Regel, meint Mummenhoff,[26]) war wohl der herausfordernde Teil der Student, der sich besser dünkte und als der gesellschaftlich höher stehende sich von dem verachteten Handwerksburschen nichts bieten lassen wollte. Aus geringen Anlässen, wegen Liebeleien auf dem Tanzboden, wo der flotte Studio den „Knoten“ ausstach, kam es zu Hader und Tätlichkeiten. Es ging eben nicht anders, als es das Lied vom Bruder Straubinger schildert:

Jüngst bin ich auf dem faulen Pelz
Mit meinem Schatz gewesen;
Da nannten sie mir Knotenpelz
Und ihr nen flotten Besen;
Und als ich an zu tanzen fing,
Da scharrten's mit den Füßen,
Der Senius steckt ein Bein herfür,
Daß ich hab' fallen müssen.

Derartige Tumulte, verursacht durch den traditionellen Gegensatz zwischen Studenten und Handwerkern, die sich mit Stolz zu den freien Ständen rechneten, gab es in jeder Universitätsstadt. Blutige Zwiste selbst mit ganzen Innungen waren nichts seltenes. Die Leipziger Schustergesellen schickten 1471 der Universität einen förmlichen Fehdebrief.[27]) Die Faßbinder, Zimmerleute und Steinmetzen in Köln stürmten 1501 eine Burse, mißhandelten die Studenten und verwüsteten das Haus. Wohlbekannt ist auch der Kampf zwischen Erfurter Studenten und Handwerkern, den 1506 der Humanist Eobanus Hessus in schwungvollem Latein besungen hat.[28])

Auch Wien hatte 1514 seinen „lateinischen Krieg“, der schließlich zum Auszuge der Studenten aus der Universitätsstadt führte. Er war ausgebrochen, weil wiederum einmal durch ein Edikt den Studenten das Waffentragen verboten und dafür die alte Auszeichnung, der verpönte Gürtel um die Mitte des Leibes, eingeführt worden war. Da gabs nun wieder Spott und verhöhnende Anspielungen von seiten der Handwerker. Es kam zu häufigen Tumulten. Mit Ungestüm forderten die Studenten das Recht der Waffenführung zurück. Doch vergeblich. Da zogen sie in einem organisierten Zuge, 800 an der Zahl, nach Wels zu Kaiser Maximilian, der sich eben dort aufhielt. Maximilian, von ihrer Ankunft in Kenntnis gesetzt, geht ihnen entgegen und hört die Rede, in welcher Melchior Seutter, des lateinischen Heeres wohlbestellter Redner, die Gründe des Abzuges aus der Universitätsstadt ausführlich entwickelt, mit vieler Aufmerksamkeit und unverkennbarer Wohlgewogenheit. Er verspricht Abhilfe, heißt sie wohlgemut nach Wien zurückkehren und gibt ihnen dazu ein ansehnliches Reisegeld. Nach kurzer Zeit erhielten die Studenten nicht nur die Erlaubnis zur Ablegung des unheilschwangeren Gürtels, sondern auch das Recht, wieder Waffen zu tragen. So fand der lateinische Krieg sein Ende.[29])

Interessant ist zu lesen, was alles man damals dem Begriff „Waffe“ zurechnete. So hieß es in den ältesten Ingolstädter Bursengesetzen von 1472: „Unter Waffen verstehen wir nicht bloß Schwerter, Degen, Lanzen, Dolche, Prügel, Keulen und Steine, sondern auch Panzer, Harnische und jede Bedeckung des Kopfes, der Arme und Beine; überhaupt was zum Angriff und zur Verteidigung gehört, selbst Messer, die über einen Spann lang sind.“ In einem Tumultmandat des Kurfürsten Christian von Sachsen (1587) werden neben Gewehren auch Spieße, Stangen, lange und kurze Röhren, auch Sturmhauben zu den verbotenen Waffen der Studenten gerechnet.[30]) 1516 wurde in den Disziplinargesetzen der Universität Heidelberg das Wort „arma“ durch folgenden Zusatz näher erklärt: additum est „patentibus aut aliis armis inhonestis puta globis vel cuiuscumque speciei missilibus incedat sub pena...“[31])

[25]) Vergl. Otto, E., Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung. 4. Auflage, Leipzig, 1913, 49.

[26]) Mummenhoff, Ernst, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. Leipzig, 1901, 96.

[27]) Zarncke, F., Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Leipzig, 1857, I. 209 f.

[28]) De Pugna Studentum Erphordiensium / cum quibusdam coniuratis nebulonibus / Eobani Hessi, Francobergii / Carmen Erfurt 1506. 4. Bl. [29]) Scheuer, a. a. O. 43.

[30]) Dolch, Geschichte des deutschen Studententums. Leipzig, 1858, 64.

[31]) Winkelmann, a. a. O., I. 210.

Die damals am meisten übliche Wehre der Studenten war die Lanze. Als Luther und andere Wittenberger Theologen im Jahre 1519 zur Disputation nach Leipzig kamen, wurden sie von Studenten begleitet (Ludw. Jer. Weber gibt ihre Zahl auf 200 an), welche mit Spießen und Hellebarden neben dem Wagen einherliefen.[32]) Und zu Ingolstadt gaben die Studenten den Kämpfen der Humanisten gegen die Scholastiker mit ihren Lanzen einigen Nachdruck.[33])

Doch als männlichste ursprüngliche Waffe galt das Schwert. Es war das schwere zweihändige Schwert, neben ihm auch das kurze Schwert und das „Messer", eine einschneidige Waffe mit geradem Griff und kurzer, starker, messerähnlicher Klinge. Alle drei wurden von den Studenten nicht nur an der Seite getragen, sondern auch beim Fechten und zum Austragen von Ehrenhändeln benützt. Die deutsche Fechtkunst, besonders eifrig von den Studenten betrieben, war zuerst nur Hiebfechtkunst. Sie wurde in eigenen Fechtschulen gelehrt, die zu Ende des 15. und im 16. Jahrhundert in den meisten größeren deutschen Städten errichtet wurden. Wie die Adeligen auf ihren Schlössern, so stählten in den Städten Bürger, Handwerker und Studenten ihre Leiber und ihren Mut durch Übung mit den Waffen. Es bildeten sich eigene Fechtergesellschaften, Fechtergilden, von denen die bekanntesten die „Marxbrüder" und die „Federfechter" sind.[34]) Hauptsächlich waren es Studenten und Handwerker, welche diese Fechtgilden ausmachten, es galt damals noch nicht für einen Schimpf, daß der Gelehrte neben seiner Wissenschaft auch ein Gewerbe betrieb.[35]) In Leipzig standen die Fechter unter dem Schutze der Universität.[36]) In den ersten Statuten der Ingolstädter Hochschule vom Jahre 1472 wurde zwar der Besuch der Fechterschule unter Androhung der Nichtzulassung zu akademischen Graden untersagt, doch steht fest, daß auch zu Ingolstadt um das Jahr 1630 Fechter schon unter akademische Gerichtsbarkeit aufgenommen worden waren.[37]) Im Laufe der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts finden wir Fechtschulen auf allen deutschen Universitäten.

Inzwischen waren die Feuerwaffen eingeführt worden. Nun bereiteten auch diese den Universitätsbehörden eine schwere Sorge: „Vulgaribus armis", so hieß es in einem paränetischen Programm der Universität Helmstedt vom Jahre 1611,[38]) „quidem haud contenti scolopetos gestitant eosque non aliter ac si in medio bello viveremus in obvios vibrant et magno cum terrore neque absque periculo tum aegrotorum tum puerperarum noctu saepe petubantissime explodunt." Neben der eigenen Gerichtsbarkeit gehörte nämlich auch die sogenannte „Jagdgerechtigkeit" zu den Freiheiten und Gründungsvorrechten der Professoren und Studenten.[39]) „Damit auch die Studenten", so lautete eine diesbezügliche Bestimmung in den Privilegien und Gesetzen der Universität Gießen vom Jahre 1607, „und andere der Universität angehörige Personen ye bisweilen ihre recreationem und erlustigung haben mögen, so wöllen wir ihnen hiernebensz die begnadigung gethann und verwilliget habenn, thun des auch in Grafft dieses Brieffss, daß sie in der ganzen Gießer gemarkung, eß sey im waldt oder feldt, nahe hohem und niedrigem wildpreth, wüldten Ant und anderen Wasservögellen, waß dessen sein mag, nichtss außgenommen, pirschen und haczen, unnd was sie schießen zu sich nehmen und behalten mögen."[40])

Abgesehen davon, daß die den Universitätsangehörigen eingeräumte „freie Pürsche" die Studenten zu Wilddiebereien verleitete, was zu fortwährenden Beschwerden der Magistrate und der Bürgerschaft Anlaß gab, der Besitz eines „lang rohrs" führte auch zu anderen Unzuträglichkeiten. Die Studenten liessen es sich nicht genügen, nur in Wald und Feld zu jagen, sondern sie gefielen sich auch darin, „in den Vorstädten, Gärten und anderen der Stadt naheanliegenden Orten mit der größten Unvorsichtigkeit zu platzen und zu schießen"[41]) und dadurch

[32]) Meyer, H., Studentica. Leipzig, 1857, 2.

[33]) Annal. Ingolst. pars I. 54. Es war in jener Zeit nicht selten, daß Söhne guter Häuser von der Universität weg unter die Landsknechte gingen, wie auch mancher Landsknecht später zu wissenschaftlichem Ruhme gelangte, wie z. B. der ehemalige Landsknecht Sebastian Knab, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Ingolstadt Ethik lehrte. (Heitz, a. a. O. 12.)

[34]) Vergleiche Schmid-Kowarzik und Kufahl, Fechtbüchlein. Leipzig o. J. 79 ff. und Fuhrmann, W., Geschichte der deutschen Fechtkunst. Berlin 1909, 9 f.

[35]) Dolch, a. a. O. 73.

[36]) Kreußler, Geschichte der Universität Leipzig. Leipzig, 1810, 108.

[37]) Annal. Ingolst. Pars IV. zit. nach Seitz a. a. O. 15.

[38]) Deichert, H., Die akademische Freiheit in Helmstedt während des 16. und 17. Jahrhunderts. Hannover 1910, 4.

[39]) Meiners, C., Über Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten. Göttingen 1801, I. 137. Vgl. den interessanten Aufsatz von K. Konrad, Die deutschen Studenten und die Jagd. In: Aura academica 1914. 417 ff.

[40]) Wimmenauer, Die Gießener Universitätsjagd. In: Ludoviciana, Festzeitung zur 3. Jahrhundertfeier der Universität Gießen. Gießen 1907, 100.

[41]) Academ. Verordnung wider den Gebrauch des Schiessgewehrs vom 17. April 1779. In: Neuerliche Patente und Mandate ... der Jenaischen Academie. Jena 1810. 31.

ehrsame Bürger aus dem Schlafe zu wecken, wenn sie nicht gar, wie es noch 1797 in Graz geschah, mit geladenem „Feuergewehr“ in die Vorlesung kamen.[42]) Selbst 1803 mußte noch in Dorpat das Tragen „geladener Schießgewehre“ „auf der Straße oder in einem fremden Hause“ bei Androhung einer Karzerstrafe bei Wasser und Brod oder auch des concilium abeundi verboten werden.[43]) In Giessen behielt die Jagdgerechtigkeit bis zum Jahre 1809, in Marburg und Göttingen sogar noch bis zu den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts ihre volle Geltung.

Nicht umsonst nennt man Kaiser Maximilian I. (1493—1519) den „letzten Ritter“. Um die Zeit seiner Regierung geriet infolge der Verbreitung der Feuerwaffen und des Emporblühens der Städte das Rittertum immer mehr und mehr in Verfall. Die Demoralisation der Ritter trat täglich von neuem zutage, bis sie endlich infolge ihres gänzlichen wirtschaftlichen Ruins als gemeine Räuber von ihren Burgen auf die Landstraße herabstiegen, wie sie denn überhaupt infolge ihres Prinzips der Selbsthilfe die Staaten im Zustande steter Anarchie erhielten. Diesem Übel steuerte Maximilian durch Aufhebung des Fehderechtes und Errichtung des ewigen Landfriedens 1495).[44]) Dadurch nahm die Rechtssicherheit zu und minderte sich die Wehrhaftigkeit. Aber mit der Notwendigkeit der Bewaffnung, sagt Liebe,[45]) schwand keineswegs die Neigung; nur wurde die Waffe nicht mehr täglich, sondern zu Repräsentationszwecken getragen. Der Kampf galt jetzt weniger dem Besitz eines Verteidigungsmittels als der Behauptung eines Ehrenvorrechtes. Je mehr das städtische Patriziat trotz höhnischer Zurückweisungen die Lebensweise des Adels für sich in Anspruch nahm, je mehr die akademische Bildung Grundlage eines neuen Standes wurde, dessen höchstes Abzeichen, das Doktorbarett, in der fürstlichen Ratsstube dem Rittergurt[46]) gleich geschätzt wurde, destomehr wuchs die Neigung, das Schwert, an dessen Stelle jetzt der Degen trat, den höheren Klassen vorzubehalten.

Der Degen kam unter Karl V. auf und gewann rasch Anhänger in Deutschland. Man legte das bislang getragene breitere und schwerere Schwert, sowie auch das kürzere Seitengewehr ab und gürtete den zierlichen Degen um, der nun auch zum „signum nobilitatis“ des Studenten wurde und seither zum ständigen Requisit der studentischen Kleidung gehörte. Er stand jedem Studenten zu, ob dieser nun adeliger oder bürgerlicher Abkunft war. Daher ist die Auffassung Heumanns in seiner Abhandlung „de gladio academico“,[47]) daß der Degen nur adeligen Studenten zukam, nicht richtig. Richtig ist wohl, daß die Sitte des Waffentragens ursprünglich von den adeligen Studenten als Privileg betrachtet wurde. Doch bald wurde diese Sitte von den bürgerlichen nachgeahmt, „sobald einer ein Jahr uff der academie gewest“. Verbote dagegen wurden wohl mehr als einmal erlassen, sie nutzten um so weniger als man Ausnahmen zuließ: „einmal »denen von Adel«, sowie den älteren studiosis juris et doctrinae civilis und Kandidaten das Führen des Degens unbegrenzt, allen übrigen wenigstens außerhalb der Stadt gestattete, dann wieder meinte, wegen der paar Edelleute und Ausländer, »denen zu ihren studiis der Degen, und da sie die arma mehr als bücher tractiren, nicht das geringste behülflich, sondern hinderlich sei« brauche kein Unterschied gemacht werden.“[48])

Und doch wurde ein Unterschied gemacht, wenn auch nicht tatsächlich zwischen Adeligen und Bürgerlichen, so doch zwischen Angehörigen der

[42]) Krones, F. v., Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz. 1886. 88.

[43]) Vorschriften für die Studierenden der kaiserl. Universität Dorpat 1821. § 19 c.

[44]) Die Rechtsunsicherheit hatte durch das Fehderecht der ritterlichen Kreise und durch mißbräuchliche Selbsthilfe so sehr überhand genommen, daß die öffentliche Gewalt nicht mehr in der Lage war, den zahlreichen Störungen des Friedens auf normalem Wege mit Hilfe der ordentlichen Rechtspflege zu steuern. Daher sahen sich die deutschen Könige genötigt, von Zeit zu Zeit Landfriedensgesetze zu erlassen, durch die der Friedensbruch unter höhere, meist peinliche Strafe gestellt wurde. In der Regel hatte die Aufrichtung des Landfriedens den Charakter einer beschworenen Einigung; er wurde nämlich von den Großen, mit denen der König ihn vereinbart hatte, beschworen, die ihn dann ihrerseits landschaftlich beschwören ließen. Das Landfriedensgesetz wurde entweder nur auf eine bestimmte Zeit von Jahren erlassen oder der Landfriede ohne zeitliche Beschränkung als ein dauernder errichtet. (Brunner, a. a. O. 106.)

[45]) A. a. O. 342.

[46]) Der graduierte Jurist beanspruchte ohne Rücksicht auf seine Geburt als miles legum den Rang eines Rittermässigen, ja es wurde selbst Adeligen, die Doktoren geworden, verübelt, wenn sie ihrem Geburtsstand den Vorrang gaben. Solches ist z. B. dem in Bologna graduierten Ulrich von Schellenberg widerfahren, der als tapferer Kriegsmann von Kaiser Maximilian I. zum Ritter geschlagen wurde und als Amtmann zu Feldkirch „sich nicht gern doctorn, sondern Ritter nennen lassen“, wie Spangenberg (Adelspiegel II. 197) tadelnd berichtet. (Zit. nach Luschin von Ebengreuth, Vorläufige Mitteilungen über die Geschichte deutscher Rechtshörer in Italien. Wien 1892, II. 59.)

[47]) Heumann, Chr. Aug., Historia de gladio academico. Jena, 1741, 7. Heumann begündet seine Ansicht durch die Worte Meyfarths (a. a. O. 163), der da von „Feder-Junkern und Degen-Stutzern“ spricht, die „daher gehen in Federn und Degen“. (Federn an den Hüten tragen zu dürfen, war nämlich ein Vorrecht der adeligen Studenten.)

[48]) Deichert, a. a. O. 13.

verschiedenen Fakultäten; was dennoch wohl mit der gesellschaftlichen Schichtung der Studenten im Zusammenhang stand.

Es fällt nämlich beim Studium der einschlägigen Literatur auf, daß seit dem 16. Jahrhundert auf allen deutschen Universitäten das Waffen-(Degen-)Tragen, wenn überhaupt erlaubt, vor allem gerade den Juristen gestattet war. Es tut dabei nichts zur Sache, ob diese den Degen gleich mit Beginn ihrer Studien tragen, oder ihn, wie z. B. in Ingolstadt,[49]) erst im dritten Jahre des Fachstudiums anlegen durften. Sicher ist, daß wir nirgends von einem Verbot der Waffenführung für Juristen lesen, hingegen viele Stellen in Universitätsgesetzen finden, wo den Philosophen, den Studenten der Humaniora, den Theologen das Waffentragen untersagt wird.[50])

Was war die Ursache hiefür? Dies lag vor allem in der Tatsache, daß die Adeligen sich seit dem 16. Jahrhundert in stärkerem Maße als früher dem Universitätsstudium zuwandten. Grund dafür war: einmal die veränderte Kriegsführung durch die Söldnerheere, wodurch der Adel seiner bisherigen Tätigkeit beraubt wurde und damit aufhörte, ein Berufsstand zu sein, ferner das Durchsetzen der Geldwirtschaft auf dem Gebiete des Beamtentums. Der Adel mußte sich daher, wollte er seine Position behaupten, den veränderten Verhältnissen anpassen und studieren. Und zwar stellte sich für ihn gerade die juristische Ausbildung als notwendig heraus für die Stellung im Staate, die er einzunehmen gewillt war. So sehen wir die Adeligen seit dem 16. Jahrhundert eben zumeist nur in der juristischen Fakultät. Die anderen Disziplinen, für die sie keine Verwendung hatten, wurden von ihnen weniger besucht.[51]) Dadurch wird wohl verständlich, warum gerade die juristischen Studenten den Vorzug eingeräumt erhielten, den Degen tragen zu dürfen. Man meinte den Esel und schlug den Sack. Allerdings gab es auch da wieder Einschränkungen und Verbote. So war verpönt, den Degen nach Soldatenart ohne Mantel zu tragen. Der bis unter die Knie reichende Mantel oder Rock nämlich galt damals für ein erforderliches Stück ehrsamer Tracht. Was Wunder, wenn ihn die stets eigenwilligen Herren Studenten einfach über dem Arm trugen oder ihn ganz und gar den armen „Communitätern" überliessen, die darnach verächtlich „Schwarzmäntel" hießen. Verboten war auch, den bloßen Degen unter dem Arm[52]) oder wie in Basel nach Landsknechtart „auf der Achsel"[53]) zu tragen.

Derartige Mißbräuche ließen sich nicht nur die Juristen zuschulden kommen, auch die Theologen und Philosophen zeigten sich widerspenstig. Denn auch diese zählten sich dem gelehrten Adel zu, und so sehen wir allenthalben alle Akademiker, ob adelig oder bürgerlich, ob Jurist oder Nichtjurist, ob Lehrer[54]) oder Jünger der Wissenschaft mit dem Degen an der Seite einherstolzieren. Der Degen war nicht nur zum „signum nobilitatis", sondern auch zum „signum civis academici" geworden.[55]) Denn die mit Karl V. nach Deutschland gekommene spanische Tracht hatte es nicht nur dem Adel, sondern trotz aller „Kleidervorschriften" auch dem Studenten angetan. Zur spanischen Kavalierstracht, den weiten Pluderhosen, gegen die Andreas Muskulus in seinem „Hosenteufel" wetterte, trug er den langen Stoßdegen mit Korbgriff, der nach dem dreißigjährigen Krieg von einem langen schwarzen Raufdegen abgelöst wurde, der beim Gehen nachschleifte.

Es waren grimme, waffenfrohe Gesellen, die „Purschen und Pennale", anno sechzehnhundert und so und soviel, da ganz Deutschland in Flammen stand und ein einziges Heerlager bildete.

[49]) Prantl, a. a. O. I. 389.

[50]) So z. B. den Philosophen und Rhetorikern in Salzburg (Pröll, L., Ein Triennium an der Salzburger Benediktiner Universität [1658—1661] Wien 1904, 19), den Philosophen 1653 in Würzburg [„Rector publico decreto prohibiit, ne ullus posthae philosophicarum ant humaniorum literarum studiosus gladium gestet . . ." (Wegele, a. a. O. I. 375) oder schon 1587 (Wegele, a. a. O. I. 241): „Studierende, namentlich Theologen und Philosophen sollen nicht bewaffnet in Vorlesungen kommen"]; den Studierenden der Humaniora im Jahre 1768 in Graz (Krones, a. a. O. 88), den Theologen 1712 in Wien (Kink. a. a. O. I., 34 Anm. 43) usw.

[51]) Eulenburg, F., Die Frequenz der deutschen Universitäten. Leipzig, 1904, 66.

[52]) Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen, 1849, 135; auch Pröll, a. a. O. 19 u. v. a. Dieser Gebrauch erhielt sich u. a. in Jena bis 1840. Da trug der Student, wenn er ins Kolleg ging, seinen „Spieß" zugleich mit der Kollegienmappe unter dem Arm. (Zeis, H., Geschichte der alten Jenaer Burschenschaft usw. Jena, 1903, 27).

[53]) Thommen, a. a. O. 73.

[54]) So mußte Thomasius, der den Kampf wider die Perücke in seinem Äußern wie in seinen Lehren zu vertreten liebte, von seinen pedantischen Gegnern Vorwürfe erdulden, weil er in modischem Kleide mit dem Degen an der Seite das Katheder betrat. (Liebe, a. a. O. 343).

[55]) Schmeizel, M., Rechtschaffener Academicus. Halle, 1738 629. Anm. 21. Er bezeichnet ihn dort auch als „signum libertatis". Daß der Degen als Freiheitszeichen angesehen wurde, geht auch daraus hervor, daß es im 17. und 18. Jahrhundert an manchen Gelehrtenschulen, am Gymnasium in Heidelberg z. B. noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts üblich war, den auf die Universität zu entlassenden Schülern einen Degen als Zeichen der akademischen Freiheit mit den Worten „Nehmet, doch schlaget Euch nicht" zu überreichen. (Hautz, a. a. O. 89).

„Die Pulver ist mein Dint
Die Feder ist mein Degen
Damit zieh ich geschwind
Dem stolzen Feind entgegen,"

so sangen sie und liefen von den Büchern weg in Wallensteins Lager. Ein soldatischer Zug war in die Studentenschaft gekommen, und eine unerhörte Zügellosigkeit im Mißbrauch des Waffentragens auf Universitäten riß ein. Wieder folgte Verordnung auf Verordnung, das Degentragen einzuschränken. Nichts half; die Mode blieb Siegerin über die Gesetze. Wieder war es der Adel, der die studentischen Sitten nicht minder in der Richtung der Studien, wie im äußeren Auftreten und in der Kleidung beherrschte. Denn nach dem dreißigjährigen Kriege vollzog sich zugleich mit dem Niedergang des Bürgertums ein Aufsteigen des Adels, sich ausdrückend in dem Vorwalten des staatlichen Beamtentums auf allen Gebieten. Die Ursache für diese Erscheinung war eine wirtschaftliche. Es entstand ein neuer Militär- und Dienstadel, der auch für die Universitäten von Bedeutung wurde.[56]) Es wurde nun Mode, daß alle den höheren Ständen („Honoratioren") angehörigen Männer und Jünglinge Degen trugen und tragen mußten, wenn sie vor ihren Oberen oder in Gesellschaft erscheinen wollten.[57]) Nur eine Einschränkung gab es hierin für die Studenten. Wenn sie vor den Rektor oder akademischen Senat zitiert wurden, mußten sie den Degen „bey der Stubens-Thür des Rectoris" ablegen[58]) und „gantz unbewehrt sich sistieren."[59]) Sonst durften sie den Degen tragen, wo und wann es ihnen beliebte. Ja in Altdorf mußte der junge Student im Hörsaale mit dem Degen an der Seite erscheinen.[60]) Noch im Jahre 1744 geschah es dortselbst, daß einem Studenten, der ohne Degen in den Hörsaal kam, von seinen Komilitonen ganz energisch bedeutet wurde, einen Degen anzulegen, wenn er sich keine Unannehmlichkeiten zuziehen wolle.[61])

Es kam die Zeit des Renommisten, des Burschen „von ächtem Schrott' und Korn". Er war „allen Plunder verachtend und der Mode Trotz bietend" zufrieden, wenn ihm außer seinem mächtigen dreieckigen Hute, dem unscheinbaren Rocke, der bescheidenen Lederhose, den Stulphandschuhen und den schweren bespornten Stiefeln nur der klirrende, fürchterliche Schläger blieb; denn, wie Zachariä im Renommisten singt,

„War sein hohes Amt, ein großes Schwert zu tragen
Oft für die Freiheit sich auf offnem Markt zu schlagen
Zu singen öffentlich, zu saufen Tag und Nacht."

Mit diesem „Rauferschwert", dem „Mordgewehr" mit seinem mächtigen „Stichblatt" („Ein Stichblatt eigentlich, zur Not ein Suppenteller", Gesang I), wetzte er auf dem Pflaster, daß die Funken stoben und die Fensterscheiben erklirrten.[62])

So trieb's der Renommist, ihm stand der Petitmaître gegenüber, dem Renommisten ein Greuel. Aber auch er trug den Stoßdegen, allerdings recht zierlich und klein und zum Zeichen ungefährlicher Friedlichkeit mit einem weissem Bande umwunden.

Der Renommist und der Petitmaître verschwanden und der deutsche Student akkomodierte sich in seinem Äußeren der allgemeinen Tracht der gebildeten Stände: Farbiger Rock, gestickte Weste, dreieckiger Hut — und hinten hing ihm der mächtige Zopf. Dazu kamen als akademisches Spezifikum: Lederhose, Kanonenstiefel, Fechthandschuhe und Degen. Letzteren trug der Student stets an der Seite bis zu dem Augenblicke, als nach Beendigung des siebenjährigen Krieges Friedrich der Große das Waffentragen auf den preußischen Universitäten endgültig verbot, worauf es bald darnach auch an den übrigen deutschen Hochschulen außer Brauch kam.

Bemerkenswert ist aber, worauf auch schon Schrader[63]) hinweist, daß auch hier wieder ein Unterschied zwischen adeligen und bürgerlichen Studenten gemacht wurde. Die unmittelbare Ursache, warum Friedrich der Große den preußischen Studenten das

[56]) Eulenburg, a. a. O., 79.

[57]) Scheidler, K. H., Jenaische Blätter. Jena 1859, 3. Heft, 147.

[58]) Löbers, Chr. Wl., Vernünfftiger Studente. Jena, 1723, 216.

[59]) Thorbecke, a. a. O. 254; es erschien auch als Keckheit, wenn der Student ohne Mantel vor dem Rektor erschien.

[60]) Einen Stock hingegen zu tragen war dem jungen Studenten nur erlaubt, wenn er über Land ging. Der alte Bursche aber durfte Stock und Degen im Hörsaale tragen. Vergl. O. Scheuer, Der Studentenstock. In: Deutsche Hochschule. IX. 1919. Heft 1/2, 6.

[61]) Wills, G. A., Geschichte und Beschreibung der Nürnberger Universität. Altdorf, 1795. 269.

[62]) Auf dem Pflaster wetzen = ins Pflaster einhauen (Laukhard, Selbstbiographie 99). Das „Wetzen" war schon eine Unsitte des 17. Jahrhunderts So rezitiert schon Moscherosch (in Philanders von Sittenwald „Wunderlichen Geschichten" Th. I. sechstes Gesicht: „Etliche tolle Studenten zankten und balgten sich auch! Doch mußten zuletzt die armen unschuldigen Steine herhalten und ihnen die Spitze von der Klinge beißen, so grimmiglichen stürmeten sie mit ihren Dägen auf dieselbe zu, daß das Feuer hernach sprange". Und in einem Altdorfer Studentenlied um 1700 hieß es:

Hat dann Bacchus unser Sinnen
Aus den Schranken fast gesetzt
Ist es unser erst Beginnen,
Daß man durch die Straßen wetzt,
Wenn wir dann mit bloßen Degen
Auf und nieder schreien gehen
Kommt es oft zu braven Schlägen,
Das ist eine Lust zu sehen. (Keil, Studentenlieder 138).

[63]) Schrader, W., Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. Berlin, 1894. I., 347.

Waffentragen verbot, war ein Streit zwischen Hallischen Studenten und dem im Jahre 1750 in Halle liegenden Regimente. Schon seit 1716 gab es dort zwischen dem „polternden Hochmut der Lieutenants und ihrem Centaurenhaß gegen die Gelehrsamkeit der Federfuchser" und dem Übermut und der leichten Empfindlichkeit der Musensöhne, die auch bei einem nur scheinbaren Antasten des Palladiums der akademischen Freiheit mit der Hand an den stets scharfen Degen fuhren, viel Anlaß zu Reibereien und Streitigkeiten. Der Zwiespalt zwischen Militär und Studenten verschärfte sich von Jahr zu Jahr, bis es 1723 zu einem förmlichen Studentenaufstand kam, der zur Folge hatte, daß eine ältere Anordnung, wonach das Militär bei Unruhen auf Requisition der Universität einschreiten mußte, aufgehoben wurde.[64]) Nichtsdestoweniger gab es immer wieder neue Anlässe zu Streitigkeiten, die endlich 1750, obwohl ein königliches Reskript vom 11. März anerkannte, daß die Soldaten an den fortgesetzten Händeln zwischen Studenten und Besatzung schuld seien, zum Waffenverbote für die Studenten führte.[65]) Vorerst wurde allerdings die Universität nur angewiesen, die Studenten besser in Disziplin zu halten. Daraufhin legten Rektor und Senat der Hallischen Universität einen Entwurf eines neu zu erlassenden Reglements vor, worin im § 4 den Studenten, „welche Landeskinder und nicht von Adel sind" das Degentragen verboten werden sollte. Doch stellten die Kuratoren der Universität in dem Immediatbericht, mit dem sie ihren Entwurf dem Könige vorlegten, noch einige Fragen, deren erste folgendermaßen lautete:

„Ob nicht den Studenten *ohne Unterschied* zu verbieten, Hau- und Raufdegen zu tragen, und die deswegen schon vormals ergangenen Verordnungen ernstlich zu erneuern seyn. Und wie hiedurch vielem Unheil vorzubeugen wäre, würde es von Ew. königl. Maj. Gnade allein dependiren, ob das dergestalt eingeschränkte Degentragen nicht auch den Landeskindern, so nicht von Adel, zu gestatten, und sie dadurch der Verachtung und Raillerien ihres Gleichen und daraus entstehenden Händeln zu überheben."[66])

Die Frage wurde abschlägig beschieden, hingegen in einem königlichen „Patent" vom 9. May 1750 verordnet:

„Denen Studenten das Degentragen auf Universitäten indistinctement, es mögen solche von den Theologischen, Juristischen oder von was vor Facultät sie wollen seyn, verboten sein soll, jedennoch diejenigen davon ausgenommen, welche von *adelicher Herkunfft* seyn, als denen das Degentragen erlaubet bleibet."

Am 18. Mai 1750 wurde das „Reglement" den preußischen Universitäten bekannt gegeben. Es wurde von der Studentenschaft mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Über die Stimmung der Hallischen Studenten gaben Rektor und Professoren am 20. Juni folgenden Bericht: „Es haben sich zwar dabei anfänglich einige Motus äußern wollen, allein die nachdrücklichen Vorstellungen des Prorectoris und sämtlicher Professorum, so denen Studiosis sowohl privatim als publice in denen Collegiis geschehen, haben den guten Erfolg gehabt, daß schon einige Tage vorher, ehe der von der Universität gesetzte Termin verflossen, viele Studenten den Degen abgelegt, welchen endlich den 15. huius die übrigen größtenteils nachgefolgt sind." Im übrigen trug der Bericht einige Bedenken gegen das nur für die Bürgerlichen erlassene Verbot der Degen vor, wegen der für jene kränkenden Bevorzugung des Adels, „obgleich einige vom Adel selbst von freien Stücken den Degen mitabgelegt haben"; auch unterließ man nicht, auf die alsbald im benachbarten Jena ergangene Verordnung hinzuweisen, die den Studenten untersagte, *ohne* Degen zu gehen: implicite eine sehr deutliche Aufforderung an die ihres alten Vorrechtes beraubten Hallischen Studenten, in das gelobte Land der wahren akademischen Freiheit auszuwandern!

Geradezu um Zurückziehung des Verbotes zu bitten, wagten Rektor und Professoren von Frankfurt a. O., indem sie am 10. Juli 1750 vorstellten, daß das Degentragen, „welches noch jetzt denen Kaufdienern, Apothekern und Barbier-Gesellen etc. erlaubet, bisher das einzige Zeichen gewesen, sodurch sich alle Studiosi vor Handwerksburschen und bloßen Schülern distinguiret haben." Es wurde ihnen vom Ministerium der Bescheid (24. Juli) zuteil, das Reglement sei aus höchst eigener Bewegung erlassen worden, Vorstellungen gegen den Inhalt seien deshalb nicht zulässig.

Es mag dahingestellt sein, wie genau das Verbot des Degentragens von den Studenten befolgt wurde. Sicher ist, daß noch im Jahre 1810, nach Gründung der Universität Berlin, die Berliner sich lange nicht an die bunte und auffällige Tracht der von

[64]) Meier, J., Der Hallische Studentenaufstand im Jahre 1723. In: Beiträge zur Kulturgeschichte. Herausgegeben von Steinhauser. 1. Heft. Weimar, 1897, 1 ff. [65]) Bornhak, C., Geschichte der preußischen Universitätsverwaltung bis 1810. Berlin 1900. 78.

[66]) Koser R., Friedrich der Große und die preußischen Universitäten. In: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. XVII. 1904, 96 ff. Nach Koser auch das folgende.

Frankfurt nach Berlin übersiedelten Studenten, an deren farbige Abzeichen und Schlagwaffen, die auf offener Straße getragen wurden, gewöhnen konnten.[67])

Wenn auch nach 1750 die Studenten allmählich auf fast allen deutschen Universitäten ohne allen Zwang dem Degentragen entsagten, gerne taten sie es sicher nicht. Sie hätten sonst nicht in einer Variante des „Landesvaters" an den König von Preußen die naive Bitte gerichtet:

„Gibst Du uns den Degen wieder,
Singen wir Dir manche Lieder
Auf Dein hohes Wohlergeh'n."

oder wie es im „Commersch-Buch 1795" in den „Strophen zum Landesvater" vom Kronprinzen Friedrich heißt:

Kommst Du einst zu Preußens Throne,
O so gib dem Musensohne
Freiheit und sein Schwert zurück!

Allerdings, und darin hat Meiners recht,[68]) wäre der Geist der Zeit dem Degen so günstig gewesen, als er demselben ungünstig war, so würde ein königlicher Befehl nicht hinreichend gewesen sein, der akademischen Jugend auf preußischen hohen Schulen die (bisher dafür gehaltene) Zier des Degens zu rauben; jedenfalls würden die Studenten auf den nichtpreußischen Universitäten den Degen umso hartnäckiger beibehalten haben.

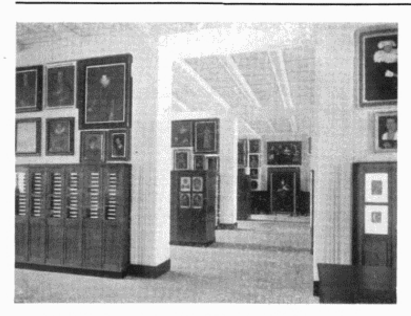
Und heute? Die studentische Tracht vergangener Jahrhunderte lebt bis auf den heutigen Tag im studentischen Wichs der Chargierten. Dazu gehört vor allem der Schläger, den der „wehrhafte" Student von heute ebenso stolz wie seine Vorfahren an der Seite trägt. Darf er ihn tragen? Was sagt das bürgerliche Strafgesetz dazu? Welchen Standpunkt nehmen die akademischen Behörden ein? Weder in den akademischen Vorschriften noch in den Strafgesetzbüchern ist vom Studentenschläger die Rede.[69]) Er gebührt dem Studenten nach altem Herkommen, er gehört zur Studententracht wie Flaus und Kanonen. „Die Schlägerfrage", so äußerte sich im Jahre 1900 der Prorektor der Wiener Universität, Professor Meyer-Lübke,[70]) „ist keine Rechtsfrage, sie ist eine einfache Frage der Kleiderordnung". „Farbiges Band, Mütze oder Cerevis und Schläger sind seit undenklichen Jahren die Abzeichen der deutschen Studentenverbindungen, Abzeichen, mit denen ihre Träger bei feierlichen Gelegenheiten auch auf akademischem Boden aufzutreten pflegen.[71]) Das ist in Deutschland so und ist in Österreich auch so gewesen." Und wird, so wollen wir zuversichtlich hoffen, auch für alle Zukunft so bleiben.

DIE FREIHERRL. VON LIPPERHEIDE'SCHE KOSTÜMBIBLIOTHEK

VON HEINRICH DOEGE

Die Trachtenkunde, dieser wenig beachtete und noch ebenso wenig in allen Teilen wissenschaftlich durchforschte Zweig der allgemeinen Kulturgeschichte, entbehrte bisher eines Organs, in dem der Forscher die Ergebnisse seiner Arbeit, der Sammler seine Beobachtungen niederlegen konnte. Die wenigen Aufsätze, die abgesehen von einer Reihe von Dissertationen der letzten Jahrzehnte sich gelegentlich mit kostümgeschichtlichen Fragen befassen, finden sich an den verschiedensten Stellen, in archäologischen, kunstgeschichtlichen, historischen und anderen Zeitschriften, zerstreut, um sich dort in einer mehr oder weniger fremden Umgebung nicht selten völlig zu verlieren. Da ist es dankbar zu begrüßen, daß die Zeitschrift für historische Waffenkunde mit dem neu begonnenen Jahrgang den Kreis ihrer Aufgaben erweitert und die Kostümkunde in diesen mit hineinbezieht. Es ist zu hoffen, daß die bisher zerstreute und zersplitterte Forschung durch den so geschaffenen Mittelpunkt zusammengeführt und das Studium der Trachtenkunde neue, wünschenswerte Anregung erfährt. Bei dieser Gelegenheit muß darauf hingewiesen werden, daß seit mehr als zwanzig Jahren schon aller kostümgeschichtlichen Forschung eine Stätte bereitet war in der einzigartigen Freiherrlich von Lipperheide'schen Kostümbibliothek des Staatlichen Kunstgewerbe-Museums in Berlin. Trotz ihrer weit über das engere Gebiet der Trachtenkunde hinausgehenden

[67]) Köpke, G., Die Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität. Berlin, 1860, 100. [68]) Meiners, Gött. Annalen. 185. [69]) Auch bei S. Freund, Die Führung von Vereinsabzeichen. Eine vereinsrechtlichliche Erörterung. Wien 1898, ist die Schlägerfrage mit keinem Worte erwähnt. [70]) Neue Freie Presse von 1908. 28. Mai. [71]) So umgaben schon im 17. Jahrhundert adelige Studenten den Rektor der Ingolstädter Universität bei öffentlichen Aufzügen mit blanker Wehre (Seitz, a. a. O. 20).



Die Freiherrl. von Lipperheide'sche Kostümbibliothek in Berlin. Innenansicht

Bedeutung ist diese Sammlung noch immer nicht in weiteren Kreisen der Forscher und Sammler so bekannt, wie sie es verdient. Es sei darum im folgenden etwas ausführlicher auf sie eingegangen.

Der 1906 verstorbene Verlagsbuchhändler Franz Freiherr von Lipperheide, den Mitgliedern des Vereins für historische Waffenkunde auch als Waffensammler bekannt, hatte am 1. Oktober 1865 zu Berlin gemeinsam mit seiner gleichfalls verstorbenen ersten Gattin Frieda geb. Gestefeld die noch heute erscheinende bekannte Modenzeitschrift „Die Modenwelt" begründet. Aus den praktischen Bedürfnissen seines Verlages und der Redaktionsarbeit heraus, hatte er anfangs eine kleine Sammlung kostümgeschichtlicher Werke zusammengebracht. Aber bald nach 1870 faßte er den großzügigen Plan, eine umfassende systematische Sammlung für Kostümwissenschaft zu begründen. Mit der ihm eigenen zähen Energie, unterstützt durch reiche Mittel, die er opferwillig seinen Zwecken dienstbar machte, begann er seine Sammeltätigkeit. Bücher und Handschriften, Einzelblätter aller Art: Holzschnitte, Kupferstiche, Lithographien und Handzeichnungen, Gemälde, Miniaturen, alles was dem Studium der Trachtenkunde nur Gewinn bringen konnte, brachte er mit glücklicher Hand zusammen. Dabei faßte er den Begriff Kostüm im allerweitesten Sinne und verstand darunter durchaus nicht nur das Kleid, das wir auf dem Leibe tragen, sondern mehr oder weniger auch alles das, was unsere Umgebung bildet. In einem knappen Menschenalter kam so eine Sammlung von einer Eigenartigkeit und Vielseitigkeit zusammen, wie sie nicht wieder ihresgleichen hat. Ihrem Begründer kam dabei nicht wenig zu gute, daß er mit dem glücklichen Instinkt des geborenen Sammlers im wesentlichen Neuland betrat und auf Gebieten sammelte, für die den Sammlern seiner Zeit noch jedes Interesse abging. Im Jahre 1899 schenkte Herr von Lipperheide seine äußerst wertvolle, ganz einzigartige Sammlung — sie umfaßte damals rund 11000 Bücher und Handschriften, 30000 Einzelblätter, 300 Ölgemälde und ebenso viele Miniaturen — dem Preußischen Staate. Als die Bibliothek des Staatlichen Kunstgewerbe-Museums, dem die Sammlung angegliedert wurde, 1905 ihre neuen Räume in dem Erweiterungsbau in der Prinz Albrechtstraße in Berlin bezog, wurde der geräumige sechsteilige Saal des Erdgeschoßes für die Freiherrlich von Lipperheide'sche Kostümbibliothek eingerichtet. Die geschmackvollen schlichten, birkenen Schränke mit ihrem gelb-goldigen Glanz, in denen die Bücher, darunter nicht wenige in kostbaren Einbänden, und die Mappen aufgestellt sind, und die alten gemalten Bildnisse in ihren leuchtenden Farben, an Wänden und Zwischenwänden aufgehängt, vereinen sich hier zu einem stimmungsvollen Ganzen, das an den anheimelnden Eindruck alter



Die Freiherrl. von Lipperheide'sche Kostümbibliothek in Berlin. Arbeitsraum

Bibliothekssäle erinnert, wie wir sie aus Klöstern des deutschen Südens kennen.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß die gesamte kostümgeschichtliche Literatur, die zusammenfassenden Werke sowohl wie die Sammlungen der trachtenkundlich wertvollen Denkmäler aller Art, wie sie seit 200 Jahren in Frankreich, England, Deutschland Gelehrte und antiquarisch interessierte Künstler wie Montfaucon, Willemin, Strutt, von Hefner-Alteneck und viele andere veröffentlicht haben, in der Bibliothek lückenlos vereinigt sind. Herr von Lipperheide war vielmehr in seiner langjährigen Sammelarbeit darauf bedacht, vor allem anschauliche zeitgenössische Dokumente zu vereinen. Besonders wertvoll sind unter diesen die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts erscheinenden gestochenen und in Holz geschnittenen, alten Trachtenbücher, die samt ihren Fortsetzungen im 17. und 18. Jahrhundert, den Trachtenbüchern einzelner Länder, Städte und Stände in stattlicher Reihe und ohne wesentliche Lücken hier vertreten sind, ergänzt durch wertvolle handschriftliche und gemalte Trachtenbücher, unter denen der stattliche Band, den der Nürnberger Sigmund Heldt zwischen 1560 und 1580 angelegt hat, an erster Stelle steht. Daneben sind für die vorhergehende Epoche, für die diese unmittelbaren Quellen der Trachtenkunde noch nicht fließen, andere mittelbare in großer Zahl zusammengetragen, für das frühe Mittelalter namentlich Nachbildungen von Buchmalereien und anderen Denkmälern. Unter den Quellen für das 15. Jahrhundert sei besonders hier hervorgehoben eine mit Miniaturen eines flämischen Künstlers reich geschmückte Pergamenthandschrift, eine französische Bearbeitung des unter dem Titel Heilsspiegel bekannten Erbauungsbuches aus der Zeit um 1450, ein koloriertes Exemplar eines der schönsten und umfangreichsten sogenannten Blockbücher, einer Apokalypse, aus dem ersten Drittel des 15. Jahrhunderts und endlich die große Reihe der stattlichen gedruckten illustrierten Bücher aus der Frühzeit der Gutenbergschen Erfindung, sogenannte Wiegendrucke. Und auch für die spätere Zeit, da die oben erwähnten unmittelbaren Quellen in den Trachtenbüchern und sonst reichlicher fließen, sind die für die Trachtenforschung wertvollen illustrierten Bücher der verschiedensten Art aus allen Jahrhunderten reich vertreten. Um nur eine Kostbarkeit dieser Art zu nennen, so besitzt die Sammlung ein hervorragendes Exemplar des berühmten Moreau-Freudenbergschen Monument du costume aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Und neben den Ländern des westeuropäischen Kulturkreises ist auch der nahe und ferne Osten nicht vernachlässigt: türkische Trachtenbücher, islamisch-persische und indische Miniaturen, chinesische und japanische Malereien bieten dem Forscher ein reiches Studienmaterial.

An diese allgemein-kostümkundlichen Quellenwerke schließen sich weiter unter andern die Werke an, aus denen wir die besonderen Trachten einzelner Stände kennen lernen: der Kaiser und Könige, der Gelehrten, Studenten und Handwerker, der Beamten, Geistlichen und Soldaten. Namentlich die umfassende Sammlung der uniformgeschichtlichen Literatur aller Länder verdient hervorgehoben zu werden, darunter Werke wie das berühmte Menzel'sche: die Armee Friedrichs des Großen und andere, samt der ihr angeschlossenen über Waffen und ihre Entwicklung. Eine andere nicht nur trachtenkundlich, sondern allgemein kulturgeschichtlich besonders wertvolle Abteilung neben der der besonderen Trachten für einzelne Stände bilden die Werke, die Trachten für besondere Veranlassungen und besondere Zwecke zeigen. Diese Abteilung enthält die meist sehr stattlichen und besonders kostbaren Werke über Feste und Feierlichkeiten aller Art: Feste der fürstlichen Höfe, Krönungen, Einzüge, Beisetzungen, Hochzeits- und Tauffeierlichkeiten, Feste der Kirche und Volksfeste. Sie enthält auch die sonst wenig beachtete und an anderer Stelle kaum gesammelte Literatur über Tanzen, Reiten, Fechten, Jagen, Turnen und Sport, Theater und anderes.

Aus einem andern Gesichtswinkel gesehen, zeigen die Tracht und ihre zu allen Zeiten vorhandenen Auswüchse und Übertreibungen die Satiriker und Karikaturisten. Auch diese nicht minder aufschlußreichen Quellen zu studieren, bietet die Sammlung reiches Material. So gut wie lückenlos besitzt sie auch alle die Verordnungen und Gesetze, soweit sie gedruckt vorliegen, durch die Jahrhunderte lang Landes- und Stadtregierungen vergeblich bemüht waren, vermeintliche Mißbräuche einzuschränken und die Standesunterschiede in der Tracht aufrechtzuerhalten. Mit der wichtigsten Literatur über die technische Herstellung der Kleider: über Zuschneidekunst, Schneiderei, Stickereien, Spitzen und anderes schließt dieser Teil der Sammlung.

Neben alle die angeführten Quellenwerke tritt eine andere Art mit dem Erscheinen der Modenzeitschriften. Von der ersten 1778 bis 1786 in Paris erschienenen Zeitschrift, der Gallerie des modes, und dem ersten deutschen in Weimar seit 1786 herausgekommenen Modenjournal, dem Journal des Luxus und der Moden, an besitzt die Sammlung viele Hunderte von Bänden dieser Art bis auf die Gegenwart



Landsknecht mit Schwert
Lucas Cranach, Schule 1546. — Wartburg



Landsknecht mit Spieß
Lucas Cranach, Schule 1546. — Wartburg

herab. Namentlich die ältesten, künstlerisch noch so hochstehenden Modenzeitschriften, das Entzücken der Sammler – ich nenne nur die bekanntesten: das Magasin des modes, die Gallery of fashion, das Journal des dames et des modes, das Pariser sowohl wie das Frankfurter, das Repository of arts, die Wiener Zeitschrift, Les Modes mit den entzückenden Kupfern eines Gavarni und viele andere – sie alle besitzt die Bibliothek in vollständigen oder nur wenig lückenhaften Reihen. Eine Ergänzung zu den Modenzeitschriften des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts bilden die zierlichen Almanache und Kalender. Denn auch sie bringen vielfach die neuesten Moden, so der Gothaische Hofkalender, der Göttinger Taschenkalender und andere in sauber gestochenen Kupfern von Chodowieckis Hand. Von ihnen besitzt die Sammlung fast 1000 Bändchen.

Bücher, Almanache und Zeitschriften verzeichnet ein ausführlicher beschreibender, reich illustrierter Katalog in zwei Bänden, der vom Begründer der Sammlung nur in kleiner Auflage hergestellt und zumeist verschenkt, in den wenigen seinerzeit in den Handel gekommenen Exemplaren längst vergriffen und von Sammlern sehr geschätzt und begehrt ist.

Den in seinem großen Umfang und seiner Vielseitigkeit kurz geschilderten reichen Schatz von Büchern und Zeitschriften ergänzt eine Sammlung von vielen Tausenden von Einzelblättern: Holzschnitte, Kupferstiche, Steindrucke, Handzeichnungen, meist kostümlich interessante Bildnisse, aber auch zahlreiche, kulturgeschichtlich wertvolle Darstellungen, entsprechend den oben aufgeführten Abteilungen der Bibliothek. Hier war es der jetzigen Verwaltung – leichter als bei den reichen Beständen der Bücher – noch vielfach möglich, das vorhandene Studienmaterial systematisch zu ergänzen und zu vergrößern, namentlich durch photographische Aufnahmen nach Bildnissen, Bildwerken und anderem, die vor 40 und 50 Jahren, als Herr von Lipperheide sammelte, noch nicht in dem reichen Maße vorlagen. Die modernen Reproduktionsverfahren boten dabei den alten Techniken gegenüber vielfach den für die Trachtenforschung unschätzbaren Vorzug der Farbigkeit.

In der koloristischen Ergänzung zu dem in den Büchern, Stichen usw. vorhandenen Studienmaterial liegt auch der Hauptwert der zu der Sammlung gehörigen mehr als 300 Ölgemälde und ebenso vielen Miniaturen. Es sind zumeist Bildnisse des 16., 17., 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, nicht Werke der großen und berühmten Bildnismaler, denen über der darzustellenden Persönlichkeit Kostümtreue meist wenig gilt, sondern die gewissenhaften, bis in die Einzelheiten des Kostüms getreuen Bilder jener meist namenlosen, handwerksmäßig tüchtigen Berufsporträtisten, wie sie bis zur Erfindung der Photographie in den wohlhabenden Kreisen tätig waren. Aber gerade für die Zwecke der Kostümkunde sind diese in den Einzelheiten meist so getreuen Bildnisse mittlerer Qualität ein willkommenes Studienmaterial. So, wie sie sind, fügen sich diese Bildnisse trefflich der ganzen Sammlung ein, durch die sich ihr Begründer und Stifter ein bleibendes Denkmal gesetzt und den Dank aller an der Trachtenkunde interessierten Kreise für alle Zeiten gesichert hat.

ZU DEN TAFELN

I. MEISTERWERKE DER WAFFENSCHMIEDEKUNST
Tafel II

A) Venezianisches Prunkschwert. Um 1510–1520. Griff aus Eisen, graviert und vergoldet, der Knauf in der bei den Ohrendolchen (daga alla stradiotta) üblichen Form, das Gehilze aus Horn, die Schienen mit Silberfiligran belegt. Die dachförmige Klinge trägt an ihrem oberen Teil eine vergoldete Gravierung: allegorische Gestalten in architektonischer Umgebung, im Stil der Gravierungen der Ochsenzungen (Cinquedeas); sie zeigt noch die ursprüngliche Politur. Die Dekoration beweist den orientalischen Einschlag in der ornamentalen Formgebung der venezianischen Hochrenaissance.
(Früher in der Sammlung Louis Carrand, seit 1894 mit der Sammlung C. Reßman im R. Museo Nazionale Bargello [Palazzo del Potesta] zu Florenz)

B) Französisches Prunkschwert. Um 1550. Griff aus Eisen geätzt und vergoldet, auf der Parierstange und dem Daumenring die Inschrift: POVR NOTRE: BON: AMY: NICOLAVS: DE COVILLE. Auf der leichtgekrümmten Klinge Ätzungen: rechts Judith mit dem Haupte des Holofernes, links kriegerische Szenen, Auszug aus einer Stadt, Lagerleben und Ähnliches, an der Spitze, in zwei Streifen, ornamentale Ranken und Hunde auf der Jagd nach einem Eber. Der Grund der Ätzungen ist vergoldet. Geschenk König Heinrichs II. von Frankreich (1547–1559) an seinen Hofnarren Nicolas de Coville. Zu dem Schwerte ist die Scheide erhalten, deren Beschläge das Wappen des Königs, die drei Halbmonde, und die Lilie von Frankreich zeigt.
(Florenz, R. Museo Nazionale, Sammlung Reßman)

II. ALTE TRACHTEN, TAFEL II

Unsere Tafel bringt ausnahmsweise kein Originalstück, sondern zwei Trachtenbilder in Farbendruck, die indessen Waffen- wie Kostümfreunden gleich willkommen sein dürften.[1] Die beiden Tafelbilder der Cranachschule von der Wartburg[2] stellen in frischer und lebendiger Schilderung zwei Landsknechte dar und zwar, wie oben am Rande der Tafeln die Aufschrift lehrt, aus dem Jahre 1545.[3] Für die Organisation der Landsknechtstruppe, dieser ersten deutschen Reichswehr, ist es der Zeitpunkt des nahenden Verfalls, für ihre Tracht die Epoche üppigster Entfaltung.

Unsere beiden Landsknechte sind, wie es entgegen einer weitverbreiteten irrigen Ansicht das übliche war, völlig ungewappnet. Der rechte dürfte nach den gespornten Reiterstiefeln und der weisenden Bewegung der rechten Hand zu urteilen, ein Landsknechtsführer sein. Mit Schwert und Spieß bewaffnet, ist er zum Kampf abgesessen, um, wie es uns von Frundsberg ausdrücklich überliefert ist, in Reih und Glied einzutreten. Er trägt ein rotes, goldbesticktes Schoßgewand, mit kurzen, weiten Ärmeln, deren blaues Futter sichtbar wird. Der lange Ärmel, aus dessen unterem Längsschlitz die Hemdsärmel herausquellen, gehört dem Untergewand an. Charakteristischer ist das Gewand des „gemeinen Landsknechts" links, der in Kampfstellung ein breites Schwert schwingt — die Form beider Schwerter belehrt uns, daß die Zeit des typischen Landsknechtsschwerts mit brillenförmiger Parierstange vorbei. — In der Linken hält er wohl einen Dolch, denn die zu vermutende Schwertscheide liegt am Boden. Ein kurzes Wams mit weit ausladenden balusterartig gepufften Ärmeln und ähnlich gearbeiteter Brust deckt den Oberkörper, an das sich die enganliegenden Beinkleider schließen mit den vorne abgerundeten Schuhen. Die Knieschleifen, die zur Befestigung der damals aufkommenden Kniestrümpfe zu dienen pflegen, scheinen hier lediglich Putz.

Zur Buntheit der Kleidung tragen vor allem die mannigfaltigen Schlitzungen von Rock und Hose bei, die, mit andersfarbenem Stoff unterlegt, der Tracht ihr eigentliches Gepräge geben. Dieses Schlitzen und Zerschneiden, das auch an den kühn drapierten Federbaretts beider Krieger wiederkehrt und damals in der gesamten Mode, namentlich in Deutschland, eine so große Rolle spielt, dürfte als eine aus der Not entsprungene, eigene Schöpfung der Landsknechtstracht anzusehen sein. Ursprünglich wurde anscheinend, wie es noch bei Dürer und auf anderen Darstellungen aus den Anfängen der Landsknechtszeit zu beobachten ist, das im Gefecht zerschlissene und durchlöcherte Kleid mit absichtlicher Nachlässigkeit zur Schau getragen, um den martialischen Eindruck zu erhöhen. Diese Gepflogenheit dürfte dann den Anstoß zum Entstehen oder mindestens zur Entfaltung der Schlitzmode gegeben haben, die bekanntermaßen bei den Landsknechten zu den gewagtesten Entblößungen führte. Ein ähnlicher Hergang liegt hier also vor wie beim mittelalterlichen Zaddelwerk.

Die Landsknechtstracht mit all ihren Auswüchsen genoß die stillschweigende Duldung der deutschen Kaiser. Von Kaiser Max ist das Wort überliefert, als man ihm seine Nachsicht in dieser Hinsicht vorhielt, daß er den Landsknechten „für ihr unselig und kümmerlich Leben ein wenig Freud und Ergötzlichkeit gönnen möchte". Auf dem Augsburger Reichstag von 1530 wurden die Landsknechte ausdrücklich von den Kleidervorschriften befreit, zweifellos in der Absicht, um bei der Werbung dieser wichtigen Truppe als Lockmittel zu dienen.

Hieraus erklärt sich z. T. die Entfaltung der Landsknechtstracht und ihr Einfluß auf die Gestaltung der Gesamtmode; vielleicht das einzige Mal in der Geschichte der Mode, wo Deutschland auch für das Ausland tonangebend wurde.

P.

FACHNOTIZEN

Frühgeschichtliche Schwertinschrift. In der Konservierungsanstalt des bayerischen Denkmalpflegeamtes wurde vor kurzem mit anderen Grabfunden eine Spatha eingeliefert, deren leider sehr zerstörte Klinge nach der Entrostung auf der einen Seite nahe bei der Wurzel zwei Zeichen aufwies (s. Abb.). Die Zeichen sind in dem schon öfter, allerdings erst für spätere Zeit beobachteten Verfahren der Eisentauschierung hergestellt. Die Gruben wurden mit Meißeln ziemlich tief eingehauen, wobei auch halbkreisförmige Punzen verwendet wurden, und dann mit Eisendrahtbündeln ausgelegt, deren einzelne Fäden beim Schweißen nicht ganz geschmolzen, noch gut sichtbar, zum Teil aber auch ausgefallen sind. Die Gruben sind an ein paar Stellen bis zur Rückseite durchgerostet. Das liegende Zeichen ist breit = 21, das stehende hoch = 24 mm; beide sind deutlich als die Buchstaben SO erkennbar, wenn auch das S verkehrt gezogen ist.

Die Spatha stammt aus dem Reihengräberfeld am hohen Schänzle bei Nördlingen, in dessen Stadtmuseum auch die Funde liegen. Dieser Teil des bayerischen Schwabens ist von alemannischen Sippen etwa um 500 n. Chr. besiedelt worden; mit Einführung des Christentums um 800, als Kirchen neben die Reihengrabfelder gebaut wurden, so daß aus diesen christliche Friedhöfe entstanden, hörte die Sitte, den Verstorbenen Waffen ins Grab mitzugeben, auf. Man wird daher die fraglichen Gräber auf die mittlere Zeit, 600—700 n. Chr., also jedenfalls noch in die vorkarolingische Epoche setzen müssen.

Damit erhält diese abgekürzte Umschrift eine besondere Bedeutung. Einmal wird sie meines Wissens das früheste Beispiel der Anwendung von Eisentauschierungen für Schwertinschriften. Sie mit der SOS-OSO-Gruppe (Z. H. W. K. 3, 223) zusammenzustellen, dürfte wohl nicht angehen, da zwischen beiden ein Zeitraum von etwa 500 Jahren liegt, in dem es keinen Beleg für den Gebrauch der Inschrift gibt. Überhaupt führt die Anwendung lateinischer Buchstaben zu einer Zeit und in einer Gegend, wo keinerlei Reste römischer Provinzialkultur mehr vorhanden waren, zu einer besonderen Überlegung. Der heidnisch-germanische Brauch, den Verstorbenen im Grab mit Waffen und Geräten so auszustatten, das er auch für das Leben in den seligen Jagd- und Kampfgefilden wohl ausgerüstet war, kann nur solange im Schwung geblieben sein, als bei der Sippe genügend Waffen vorhanden waren; sobald aber äußere Verhältnisse, wie etwa zur Zeit der Avaren- oder Ungarnkämpfe eine ständige wehrhafte Rüstung der Dorfschaft verlangten, war man gezwungen, die Bestattungsbräuche gegen

[1] Herrn Oberburghauptmann von Cranach, der die Klischees hierzu in liebenswürdiger Weise zur Verfügung stellte, sei an dieser Stelle nochmals der beste Dank ausgesprochen.

[2] Größe 0,55 × 0,37 1/2 cm.

[3] Die Unterschrift der Tafeln beingt versehentlich die Jahreszahl 1546.

die Anforderungen der Lebenden zurückzustellen. Man wird daher begonnen haben, zuerst ältere unbrauchbare Waffen ins Grab mitzugeben. Solche waren sicher vorhanden, denn die Neuherstellung bezw. Einführung neuer Waffen hat jedenfalls nicht mit dem Verbrauch und dem Bevölkerungszuwachs gleichen Stand gehalten, so daß man ältere Schwerter immer noch verwendet hat. Es mögen das Stücke gewesen sein aus



Inschrift auf einer Spatha
(Nördlingen, Stadtmuseum)

der Zeit noch vor der Wanderung, aus dem alten Siedlungsgebiet; aber auch Beutestücke, die man den erschlagenen Resten der römischen Besatzungen abnahm. Nun ist die vorliegende Spatha ja nicht der gladius des Legionssoldaten; im römischen Heere standen aber zahlreiche germanische Hilfsvölker, die mit ihrer stammesüblichen Waffe ausgerüstet waren. Damit kämen wir auf eine zeitlich frühe (an die Latènetype anschließende) Form der Spatha, die noch in die Epoche der römischen Herrschaft fällt, und damit wäre auch die Möglichkeit gegeben, daß auf einem germanischen Schwert ohne weiteres lateinische Buchstaben erscheinen. Die Betrachtung der (80 cm langen) Klinge spricht nicht dagegen, da sie für eine genauere Datierung überhaupt keinen Anhalt gibt; die Angel ist nicht so scharf rechtwinklig abgesetzt, wie man das häufig bei Schwertern der Völkerwanderungszeit findet; aber auch bei diesen ist der geschwungene Übergang von Klinge zur Angel durchaus nicht selten. Es zeigt sich infolge der Rostzerstörung keine Spur von einer Blutrinne, aber auch nicht von einem Grat. Somit besteht kein Hindernis für die Annahme, daß die Spatha zur römischen Zeit in einer germanischen Provinz, etwa in Norikum, dessen Schwerterzeugung ja gerühmt wurde, entstanden ist. Damit ist freilich für die Auflösung der Inschrift noch nichts gewonnen. Es war übrigens das erste Mal, daß auf etwa 70 Spathen und 140 Saxen aus bajuvarischen, alemannischen und fränkischen Gräbern, die bisher in der genannten Anstalt entrostet wurden, ein Zeichen beobachtet worden ist.

W. M. Schmid

Zur Entwicklungsgeschichte der Armbrust. Bald nach Veröffentlichung meines Aufsatzes mit obigem Titel in Z. H.W. K. 8, 311 ff fand ich, daß einer der dort dargelegten Punkte der Richtigstellung bedürfe. Ich wollte nun abwarten, ob vielleicht zu anderen in diesem Artikel entwickelten Ansichten Stellung genommen würde, da dies aber bisher nicht geschehen ist, so möchte ich selber die Berichtigung vornehmen. Sie bezieht sich auf die Anmerkung 3, S. 315 ausgeführten Anschauungen.

Ich habe dort gesagt, daß ich auf die Heronsche Angabe, daß der Bauchspanner auch als Geschütz ausgeführt wurde, absichtlich nicht eingehe, weil ich sie für unzutreffend halte. Diese Ansicht wäre nur insofern zu revidieren, als zugegeben werden muß, daß diejenigen Konstruktionsteile, die das Wesentliche des Bauchspanners bilden, auch an den Geschützen vorkommen und deswegen doch wohl von einer Ausbildung des Bauchspanners als Geschütz gesprochen werden kann. Aufrecht erhalten muß ich dabei aber, was ich von der Unsinnigkeit der Anwendung von Gleitstück, Zahnstange und Sperrklinke bei Geschützen gesagt habe. Sie sind vollständig überflüssig, erschweren durch starke Vergrößerung der Reibung nur das Arbeiten des Mechanismus und können deswegen wohl nicht anders erklärt werden, als daß sie bei der Entwicklung der Geschütze aus dem Bauchspanner mit übernommen wurden und dann als „Überlebsel" beibehalten blieben.

Die Entwicklung der Geschützkonstruktion aus dem Bauchspanner ist nun allerdings eine Tatsache, die hiernach nicht abgeleugnet werden kann. Bezüglich meiner aufgestellten Vermutung, daß sich diese beiden Waffenarten aus einer gemeinsamen Standarmbrust entwickelt haben, ändert dies jedoch nicht viel, denn sowohl Bauchspanner als auch die komplizierten Torsionsgeschütze wird man nicht als primitive Konstruktionen, sondern als Endpunkte einer längeren Entwicklungsreihe auffassen müssen. Wie die einfache griechische oder ostasiatische Armbrust, die dem Büchsenspanner unbedingt vorausgegangen sein muß, und wie die Vorläufer der hochentwickelten Torsionsgeschütze, die früher wahrscheinlich vorhanden waren, ausgesehen haben, wissen wir nicht. Deswegen wäre es sehr zu wünschen, wenn uns von Forschern, die sich mit der Kulturgeschichte der vorderasiatischen Völker beschäftigen, Angaben über Geschützkonstruktionen und Armbrüste, sowie auch über Armbrustfallen gemacht werden könnten, die bei diesen Völkern Verwendung fanden.

Bei den chinesischen Armbrustgeschützen fehlt der oben besprochene, komplizierte Mechanismus durchweg (vergleiche Z. H.W. K. 7, 174—176). Leider wissen wir nicht, wann die chinesischen Armbrustgeschütze aufgekommen sind.

Hugo Th. Horwitz

Ein gotisches Bruststück. Ich gebe nachstehend die Abbildung und Beschreibung eines in meinem Besitz befindlichen gotischen Bruststücks, das wegen seiner eigenartigen Form und seiner Herkunft Interesse beanspruchen dürfte.

Ich erhielt es vor längerer Zeit (1899) von einem Althändler in Stuttgart, der es zusammen mit anderen Überbleibseln (darunter mehrere Harnischteile) aus dem abgetragenen Schloß Oberdischingen (O. A. Ehingen, Württemberg) erworben hatte. Das Stück besteht aus den in der spätgotischen Periode üblichen zwei Teilen, deren kleiner oberer mit dem großen unteren in der Mitte durch einen breiten geschnallten Riemen verbunden ist. Der obere Rand ist, einen breiten Wulst bildend, spitz konkav ausgeschnitten, der untere Teil („Bruech", franz. von Viollet-le-duc „pansière" genannt) ist wundervoll aus der Taille herauswachsend ausgetrieben, an den Seiten ist er in den Weichen halbkreisförmig nach vorn ausgeschnitten. An der rechten Seite des oberen Teils befindet sich ein leicht gekrümmter, vierkantiger Rüsthaken älterer Form. Er ist am Anfang und Ende mit je vier, paarweis eingehauenen Linien verziert und nach schräg-links oben umzuklappen. Beide Teile waren, als ich sie erwarb, voneinander getrennt und der obere sehr stark beschädigt, so daß er ergänzt werden mußte, doch ist der wuchtige Oberrand, sowie der Rüsthaken, wohlerhalten, ebenso ist der große, dem Stücke den Charakter verleihende Unterteil in sehr gutem Zustand und seine meisterhafte Treibarbeit verrät die Hand eines geübten Waffenschmieds. Am unteren Rand waren zwei nicht dazugehörige, offenbar einem weit späteren Trabharnisch entstammende, viel zu breite Bauchreifen angenietet, welche durch neue, dazu passende, ersetzt sind.

Das Stück trägt keine Marke, sein Gewicht beträgt nur 3 kg. (Abb. 1, 2.)

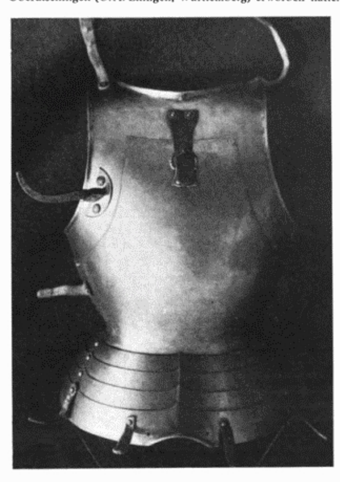


Abb. 1

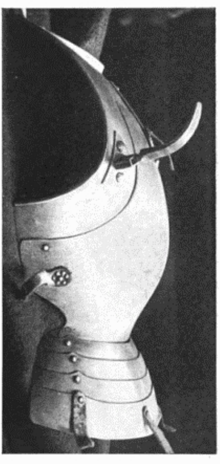


Abb. 2

Der Brustharnisch stammt, wie bemerkt, aus dem Schloß Oberdischingen, dessen Besitzer in der in Betracht kommenden Zeit (zirka 1460–90) die Herren v. Stotzingen waren. Freiherr Othmar von Stotzingen auf Meischenstorf in Holstein hatte die Güte, mir das am 27. Juni 1605 nach dem Tode des Wilhelm von Stotzingen aufgenommene Inventar der Rüstkammer des Schlosses mitzuteilen. Darin ist aufgeführt: „Ein beschlossen Brustharnisch, der nebenzu Flügel hat" Ich glaube, daß sich diese Bezeichnung auf unser Stück bezieht, da ich mir unter „beschlossen" nichts anderes als die Zusammenschnallung der beiden Teile denken kann, während mit den seitlichen Flügeln offenbar die im Hinblick auf die Weichenausschnitte weit zurückreichenden Seitenwände gemeint sein dürften.

Das Bruststück dürfte dem Hans von Stotzingen gehört haben, der 1496 gestorben ist, und auch von diesem getragen worden sein.[1]) Sehr interessant ist nun die Form des Stücks, die, obwohl sie ausgesprochen spätgotischen Charakter trägt,

[1]) Die anderen, in dem Schlosse von Oberdischungen gefundenen Rüstungsstücke waren: Ein schöner Halskragen, sowie ein rechter Arm, beide wohlerhalten und zusammengehörig, sowie ein paar stark beschädigte Diechlinge, alles aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, ferner ein linker Handschuh aus etwas späterer Zeit.

sowohl von den deutschen, geschifteten, als auch den italienischen geschnallten Brustharnischen abweicht. Die ersteren zeigen, wenigstens in den besser gearbeiteten Exemplaren, zwar ein ähnliches Herauswachsen aus der Taille, doch läuft die ein- bis dreifache Schiftung immer spitz zu, in ein Ornament endigend (Abb. 3. 4.), und die italienischen „Faßbrüste"

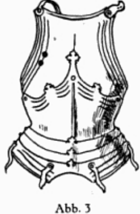


Abb. 3



Abb. 4

sind in der Taillenlinie scharf abgesetzt, ohne die schlanke Schweifung, z. B. bei den Rüstungen des Friedrich v. d. Pfalz, Friedrich Gonzaga, Ferdinand v. Arragonien, Roberto Sanseverino in Wien und der interessanten Missagliarüstung in Bern (Abb. 5, Bern u. 6, Wien).

Unser Stück gehört demnach zu keiner dieser beiden Formen und stellt einen dritten Typ dar, der sich, wie ich mich zu erinnern glaube, nur noch im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich findet, sowie bei der bekannten, auch bei Viollet-le-duc, Diét. rais. V, p. 139 ff., Pl. 2 behandelten Rüstung im Musée de l'armeé in Paris.[2]) Hier ist allerdings der untere Teil nicht an den oberen angeschnallt, sondern durch einen Führungsstift verbunden, aber die sonstige Form, namentlich auch die Seitenausschnitte tragen durchaus den gleichen Charakter. Das Züricher Exemplar dürfte aus den Burgunderkriegen, und zwar als Beutestück stammen; bei dem Stück der Pariser Sammlung wird französischer Ursprung angenommen, ich glaube daher, diese Form als westeuropäisch, französisch-burgundisch, ansprechen zu sollen. Auch das besprochene Stück kann sehr wohl ein burgundisches Beutestück sein, da der größte Teil der eidgenössischen Reiterei in den Burgunderkriegen vom süddeutschen Adel gestellt war, der durch seine Lehensverhältnisse hierzu verpflichtet war und zu dem auch die Herren von Stotzingen gehörten (vgl. v. Rodt, die Feldzüge Karl des Kühnen, an vielen Stellen.)

G. Adolf Cloß

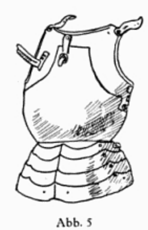


Abb. 5



Abb. 6

Gerkammer. Im Oberbergischen Lande (zwischen Sieg und Agger) ist bei alten Leuten für die Sakristei der Dorfkirche noch der Ausdruck „Gerkammer" gebräuchlich. Falls dieses Wort tatsächlich von „Ger" = Spieß herkommen sollte, so würde dies ein interessanter Hinsweis darauf sein, daß die mit wehrhaftem, steinerem Turm versehenen Dorfkirchen nicht nur in Zeiten der Gefahr der Stützpunkt für die Verteidigung des Dorfes gewesen sind, sondern auch für gewöhnlich zur Aufbewahrung der Waffen gedient haben. Die Sakristei wäre also die Dorfrüstkammer gewesen. Vielleicht weiß jemand Näheres darüber.

Paul Reimer

Das Vierländer Mundtuch. Die Vierländerin legt um Michaelis ihren Strohhut ab und trägt statt dessen während des Winterhalbjahres über ihrer Mütze, d. h. sowohl über der Hüll der Frauen wie über der Deernsmütz der Mädchen ein zusammengelegtes seidenes Tuch, das in den Vierlanden als Munddook bezeichnet wird. Das Tuch wird um das Kinn gelegt, den Mund mehr oder weniger zu schützen, und oben auf dem Kopf oberhalb der „Nessel" zweimal geknotet. Da Hüll und Deernsmütz durch Bindebänder gehalten werden, hat das Mundtuch nicht etwa eben diese Funktion zu erfüllen, sondern ist ein selbständiges Kleidungsstück zum Schutz gegen Wind und Kälte. Und zwar würde eine farbige Wiedergabe unseres Bildes (siehe Abb. 1) ohne weiteres zeigen, daß es sich um keine gelegentliche Zutat, sondern um einen festeingefügten Bestandteil der Tracht handelt, denn die Farbe des Mundtuches ist in nächster Anlehnung an das Halstuch gänzich abhängig von dem jeweils nüancierten Wechsel der übrigen Tracht. Das quadratische Tuch, dessen Kanten 68–70 cm lang sind, ist im „Spiegel" d. h, innerhalb einer von den Kantenstreifen gebildeten Ecke in Kreuzstich- oder Plattstichmanier mit verhältnismäßig kleinen Namensbuchstaben bestickt.

Da mir nun ein ähnliches im Winter getragenes Mundtuch aus andern deutschen Volkstrachten nicht bekannt ist, — von der Spreewälder Tracht wird in den Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten zu Berlin II. S. 199 allerdings Ähnliches berichtet — und unter den zahlreichen Trachtenbildern, die der Nürnberger Losungsschreiber Sigismund Heldt, aus lebendiger Anschauung oder auf verloren gegangene lokale Trachtenfolgen fußend, vermutlich in den Jahren 1565–1570 zeichnete,[1]) die mit einem Mundtuch ausgestattete Hamburgerin völlig isoliert dasteht, liegt es nahe, dies Bild (siehe Abb. 2) zu unserer Vierländerin in Beziehung zu bringen, und also das Vierländer Mundtuch aus der Hamburgischen Modetracht abzuleiten. Das

[2]) Es ist wohl für jeden Sachkundigen sofort klar, daß diese Rüstung aus nicht zusammengehörigen Teilen besteht. Brust und Beinzeug sind auf 1460—90 zu datieren, der Helm (Arme) aber, und Halskragen sind 40—50 Jahre später anzusetzen, ebenso das Armzeug, gegen dessen Echtheit ich große Bedenken, habe, namentlich der Achseln wegen, die trotz des Rüsthakens rechts und links gleich, d. h. rechts nicht ausgeschnitten sind. Viollet-le-duc datiert dieses Rüstzeug auf 1440 (sic!) und dies hat durch eine Reihe von Kostümwerken, z. B. Hottenroth, seither die Runde gemacht. Ich bin der Ansicht, daß ein staatliches Museum, das doch in erster Linie der Belehrung dient, in solchen Zusammenstellungen und Datierungen gar nicht gewissenhaft genug sein kann, weil es sonst nicht belehrend, sondern irreführend wirkt.

[1]) Vergl. Katalog der Lipperheideschen Kostümbibliothek I., 1896 ff., S. 5 ff. und M. Herrmann, Forschung zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance, 1914, S. 111 f.



Abb. 1.
Vierländerin um 1860. Nach einem Aquarell von H. Haase.
Im Besitz des Museums für Hamburgische Geschichte

schwarze, um die weiße Haube gebundene Mundtuch wird zu einem blauen, gelbgefütterten, unter der Hüfte gerafften Mantel mit zinnoberrotem Kragen und grünen Ärmelaufschlägen getragen. Das Tuch ist in dieser horizontalen Lage allerdings unwahrscheinlich, weil es so im Nacken keinen rechten Halt haben würde. In Wirklichkeit war es wohl diagonaler mehr nach oben ähnlich wie das Vierländer Mundtuch gelegt, um dadurch auch Mund und Nase nicht völlig von der notwendigen Luftzufuhr abzuschneiden.

Besteht nun Grund genug, die isolierten Erscheinungen des Hamburger und Vierländer Mundtuches in den engsten Zusammenhang zu rücken, zumal es sich ja nicht um Entlehnung aus irgendwelcher Ferne sondern um dieselben Äußerungen eines gemeinsamen Kulturlebens handelt, so dürfen wir, da sich die Kleidung der Vierländer Bauern von der bürgerlichen Tracht entsprechender Hamburger Stände noch während des ganzen 17. Jahrhunderts nicht merkbar unterscheidet, und die Vierländer Tracht durch Erstarrung der Mode erst im 18. Jahrhundert ein Sonderleben zu führen beginnt, das Mundtuch für Hamburg mindestens noch über ein Jahrhundert nach Heldt voraussetzen, bis es dann auf die Vierlande beschränkt wurde. *J. Schwietering*



Abb. 2.
Hamburgerin, 1565–70. Nach Cod. Heldt, Fol. 205 b.
Im Besitz der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums, Berlin

Ein mittelalterlicher Helm von Ärnäs in Schweden. Der hier abgebildete Helm, Abb. 1–3, wurde im Sommer 1916 bei der von mir begonnenen Ausgrabung der mittelalterlichen Burg Arenæs (jetzt Ärnäs) in der Nähe des großen Tafelberges Kinnekulle am Wenersee im Südwesten Schwedens gefunden Diese Burg gehörte um 1300 dem schwedischen Reichs-Marschall Torgils Knutsson, dem ehemaligen Vormunde des Königs Birgers und seiner Brüder. Die Ausgrabung zeigt deutlich, daß die Burg durch Feuersbrunst zerstört worden ist. Torgils Knutsson wurde im Dezember 1305 von den königlichen Brüdern gefangen und im Februar 1306 hingerichtet. Aus guten Gründen darf ich behaupten, daß die Zerstörung der Feste im Anschluß an diese Ereignisse erfolgt ist. Der Helm gehört also in die Zeit um 1300. Er ist aus Eisen; keine Spuren eines anderen Metalles sind vorhanden. Er ist von Feuer und Rost nur wenig beschädigt, der untere Teil ist durch Druck teilweise deformiert. Die höchste Höhe beträgt 30 cm. Der spitzovale Durchschnitt hat folgende Länge und Breite: am Scheitel 17 und 12 cm

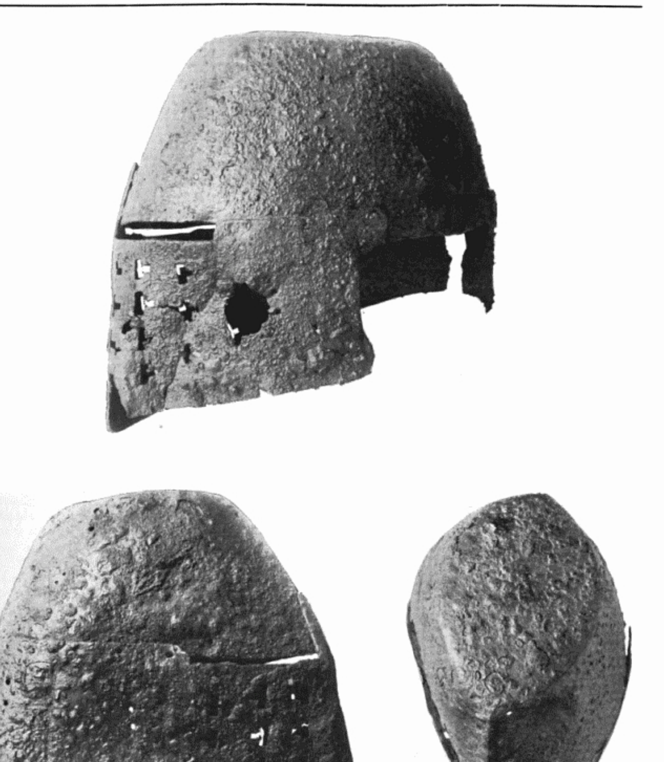


Abb. 1—3. Der Helm von der Burg Årnäs in Schweden. Um 1300

(Abb. 4, oben in der Mitte), an den Augenspalten 29 und 20 cm und am unteren Rande zirka 33 und 20 cm. Im jetzigen konservierten Zustande wiegt der Helm 2,340 kg.

erkennen. Oberhalb der Augenspalten befindet sich ein Loch, wo wahrscheinlich eine Niete ausgefallen ist (Abb. 4, z) und drei Nieten (Abb. 4, ä—ö), die ins Innere des Helmes hinein-

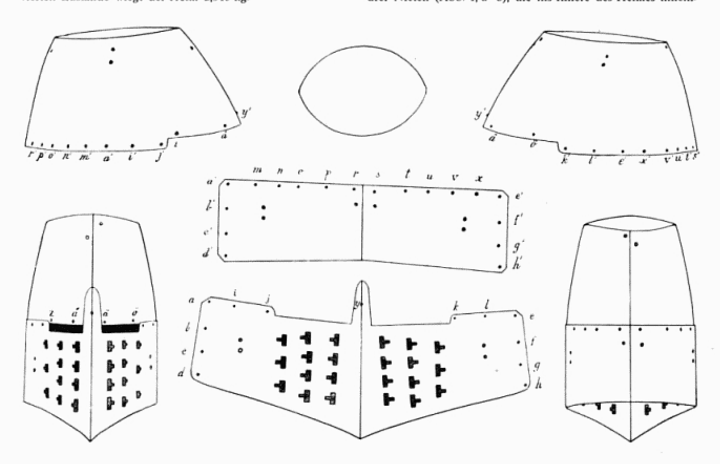


Abb. 4. Der Helm von der Burg Årnäs in Schweden. Um 1300

Er ist aus drei Teilen zusammengesetzt. Das Scheitelstück (Abb. 4) bildet eine aus einem Stücke getriebene Glocke. Die acht kleinen Löcher, die paarweise zusammen an dem oberen Rande sitzen, wie die ebenfalls paarweise geschlagenen Löcher unten dienten wahrscheinlich zum Anbinden der Harnischkappe. Der Unterteil ist in zwei Stücken hergestellt, die miteinander durch acht Nieten befestigt sind (Abb. 4, a—h). Scheitelstück und Unterteil sind wie es scheint von 11 bis höchstens 17 Nieten zusammengehalten (Abb. 4, a, e, i—y); einige Nieten im Hinterstücke (Abb. 4, n, o, r, t, v, x) sind nämlich infolge der Beschädigung der Oberfläche des Helmes sehr schwer zu ragen, dasselbe gilt von den Nieten k, m, p und s. Vielleicht haben diese Nieten einen Lederriemen gehalten, an dem das Polster angenäht gewesen ist.

Der Helm von Årnäs gehört dem Historischen Museum des schwedischen Staates (Statens historiska Museum) mit dem Inv.-Nr. 15659. Diese Mitteilung ist ein kurzer Auszug aus einer Broschüre in der schwedischen Zeitschrift Fornvannen, 1920, herausgegeben von der Königlichen Antiquitäts-Akademie in Stockholm, in welcher ich auch das Verhältnis des betreffenden Helmes zu ähnlichen in der Literatur früher erwähnten Helmen besprochen habe.

Bror Schnittger

AUKTIONSBERICHTE

Waffen auf dem Wiener Kunstmarkt. Das Versteigerungsamt (Dorotheum) leitete die Reihe der Auktionen von Kunstgegenständen in der Saison 1920/21 mit der Feilbietung einer 626 Nummern zählenden Sammlung von Waffen und Werkzeugen der älteren Strafrechtspflege im Oktober 1920 ein.

Der Katalog, in dem wieder das Streben nach Ehrlichkeit angenehm auffällt, zeigt gegen seine Vorgänger einige Neuerungen. Ihn zeichnet der neue Leiter der Abteilung für Kunst des Dorotheums Dr. Paul Buberl, der gleichzeitig die „Vermittelung von Ausfuhrbewilligungen für sämtliche in diesem Kataloge genannten Kunstgegenstände" verspricht, womit der Verramschung des privaten Kunstbesitzes in Österreich von Amts wegen Tür und Tor geöffnet wird. Einen Nichtkenner österreichischer Eigenart müßte dies eigentlich überraschen, weil es im neuen Österreich ja ebenfalls ein Staatsamt für Denkmalpflege gibt, hervorgegangen aus der alten, etwas

verschlafenen „K. K. Zentralkommission für die Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale in Österreich", welche Kommission allerdings in den letzten Jahren der Vorkriegszeit mehr den Charakter einer Generalagentie zur möglichst erschöpfenden und wolfeilen Beschaffung von „Altertümern" für die Schlösser des Thronfolgers angenommen hatte, welche Behauptung ich mit dem Hinweis auf das famose Fahndungsschreiben stütze, die St. Georgsstatuen betreffend. Dieser Zentralkommission zur Erhaltung geschichtlicher Denkmäler hatte auch Herr Dr. Buberl als Sekretär angehört. Aus diesem Gegensatz zwischen einst und jetzt ersieht der Unbefangene, daß die Zweiseelentheorie auch in den österreichischen Ämtern praktische Anhänger findet, das Amt immer auf den Mann abfärbt. Aber der bodenständige Österreicher wundert sich über gar nichts mehr. Er weiß, daß Österreich das Land der möglichen Unmöglichkeiten war, ist und es bleiben wird, wie ja die neuen Gewalthaber ihren Mangel an wahrer innerer Kultur dadurch offenbarten, daß ihnen in ihrer lakaienhaften Liebedienerei gegenüber den „Siegern", vor allem gegen unseren „ritterlichen" ungetreuen Bundesbruder der ererbte Kunstbesitz Österreichs nichts gilt, Österreich ihnen so viel wie ein Bazar ist, über welchem sie am liebsten zur Anlockung aller ausländischen Schieber das Schild „Gänzlicher Ausverkauf" anbrächten. Zweitens nennt zum erstenmal der Katalog die Sachverständigen des Dorotheums für die Bewertung von alten Waffen. Es sind dies: Herr Regierungsrat Dr. Camillo List, Vorstand der Waffensammlung am kunsthistorischen Museum, und Herr Julius Scheurer, ein alter in den Kniffen und Pfiffen dieses Zweiges des Kunsthandels wohlbewanderter Praktikus. Die dritte, gewiß von sehr vielen, besonders den auswärtigen Sammlern beifällig begrüßte Neuerung, welche nicht ohne günstigen Einfluß auf die Beteiligung an den Versteigerungen bleiben dürfte, ist das dem Katalog beigegebene „Verzeichnis der Schätzungspreise". Dieses macht Herumfragen überflüssig. Ausländischen Sammlern diene zur Kenntnis, daß der Ausrufspreis immer etwa der Hälfte des Schätzungspreises entspricht.

Ich will diesmal nicht in die Einzelheiten des Kataloges eingehen. Bemerken will ich aber doch endlich einmal, daß die allgemeine Fassung „Koraninschrift" im einzelnen Fall richtig sein kann, aber nicht immer richtig sein muß. Häufig — auf den Handjarklingen fast immer — nennen uns die Schriftbänder den Erzeuger, den ersten Eigentümer der Waffe, den Ort und das Jahr ihrer Verfertigung, Hinweise, welche, so karg sie auch sein mögen, mitunter für die Bewertung einer Waffe recht bedeutungsvoll werden können. Muß man aus Sparsamkeit von der Übersetzung dieser Schriftbänder absehen, so empfiehlt es sich, statt des irreführenden Ausdruckes „Koraninschrift" das Wort „Schriftband" zu setzen, unter welchem Begriff sich ein jeder das denken kann, was er will. Ferner: Warum Herr Scheurer neuerdings für die Belederung von Scheiden den nach Wüstenromantik riechenden Ausdruck „Kamelhaut" einzubürgern versucht? Gegerbtes Leder hörte ja auf „Haut" zu sein, und das gekörnte Chagrinleder an den Scheiden morgenländischer blanker Waffen wird doch hauptsächlich aus dem Rückenstück von Pferde- (Esels-) häuten gewonnen. Was ich oben von der Bezeichnung „Koraninschrift" sagte, möchte ich auch auf die Meisternamen und die Wappen auf japanischen Waffen ausdehnen. Meistername und Wappen beweisen zwar an sich gar nichts, weder für das Alter noch für die Echtheit eines Gegenstandes des japanischen Gewerbefleißes, weil der Japaner sich noch auf jedem Felde menschlicher Tätigkeit als ein rücksichtsloser und raffiniert geschickter Nachahmer bewährt hat. Sind aber Meistername und Wappen einmal da, so sollte man es doch versuchen, wenigstens die Wappen festzustellen. Mit Hilfe des Ströhlschen Wappenbuches wird dies häufig gelingen. So zeigte beispielsweise Nr. 373 das Wappen des Daimyos Hotta, Nr. 374 dasjenige des Fürsten Akimoto, der Pfeilköcher (Nr. 542) die in vier Teile zerlegte Raute im Ring, das Wappen des Daimyos Matsumae. Man wird mir einwenden, für den modernen kaufkräftigen Kunstpöbel bedürfe es dieser mühsamen Sorgfalt gar nicht, die er so nicht zu würdigen verstünde; für dieses Publikum sei das Schlechteste noch immer viel zu gut. Darauf entgegne ich: Ein nach jeder Richtung hin möglichst erschöpfend gearbeiteter Katalog ist mit eine der Grundbedingungen für den Erfolg einer Versteigerung. Nicht jeder Sammler wurde unter den Nachwirkungen des Krieges aus der Masse des Pöbels emporgeworfen. Es gibt, Gott sei Dank, noch immer feinsinnige Liebhaber von Werken alter Kunst, wenn sie auch augenblicklich von den neuen Reichen an die Wand gedrückt wurden. Diese Sammler alten Schlages sind jedoch auch Kritiker, die vor allem wissen wollen was sie kaufen. Über diesen Punkt hat dem Sammler jedoch der Katalog die erschöpfendste Auskunft zu geben, der Sammler muß sich auf den in seiner Hand befindlichen Katalog völlig verlassen können. Dieser Forderung beginnen auch in Wien die großen Kunsthandlungen langsam, besonders bei Gemälden, Bronzen u. dergl. Rechnung zu tragen. Warum also gerade bei der Waffe nicht, nach Gottfried Semper dem stilvollsten kunstgewerblichen Gegenstand, weil bei der Waffe der Zweck stets die Form bestimmt habe? Es erweckt dies den Anschein, als wüßten sie mit der Waffe an sich nichts Rechtes anzufangen, als sei ihnen diese nicht mehr als was sie meist dem Tapezierer ist: ein Mittel zum „Dekorieren".

Das Kuriosum und zugleich als ein Beweis für die fortschreitende Entwertung der österreichischen Krone sei erwähnt, daß dieser Katalog mehrere Stücke anführt, welche elf Monate vorher mit der Sammlung des Fürsten Windischgrätz unter den Hammer gekommen waren. So die „altorientalische Kopfhaube", mit welcher sich vier Sammler angeschmiert hatten. Dann die Hundsgugel (Nr. 25), welche im November 1919 mit 380 K., heute mit 1000 K. bezahlt worden war; ferner der böse Prunkschild, für welchen früher 1700 K., heute 4000 K. gegeben wurden, während die sehr dekorativ wirkende Helmbarte (damals Nr. 175, jetzt Nr. 588) es von 400 K. auf nur 550 K. brachte, wogegen die falsche Harnischbrust (damals Nr. 40, jetzt Nr. 31) von 550 K. auf 1300 K. stieg. Ein in Hagen (Westfalen) geschmiedeter Massaispeer, für welchen in der Berliner Kolonialausstellung (1896) 15 M. bezahlt worden waren, der im April 1920 mit 450 K. versteigert wurde, brachte im Oktober desselben Jahres 1100 K. ein. Das nur als Stichprobe für die Aufnahmefähigkeit des Publikums. Eine possierliche Zusammenstoppelung war Nr. 103, die Lanze mit dem durch aufgenageltes Schnitzwerk herausgeputzten Schaft: In die Tragstange einer Kirchenfahne, eines „Himmels" war eine Degenklinge gestoßen worden; dennoch schien dieses ausbündig armselige Machwerk einem Liebhaber 300 K. wert zu sein. Nicht wesentlich besser war die Donnerbüchse (Nr. 375), für welche doch 950 K. bezahlt wurden. Dagegen zeichnete sich die vielleicht für die Wiener Weltausstellung (1873) gearbeitete „Nachbildung einer Radschloßbüchse" (Nr. 376) durch ganz hervorragend schöne Arbeit aus, brachte es gleichwohl nur auf 2500 Kr. Um den Spottpreis von 1250 Kr. mußte das reizende Flaubertgewehr losgeschlagen werden, dessen reiche und schwungvoll gezeichnete Einlagen — Weinranken — in Silber die Hand eines

Meisters verrieten. Warum aber die Pistolen (Nr. 380) als „abessinisch" bezeichnet worden waren? Sie hatten mit Abessinien gar nichts zu tun, waren vielmehr in Afiun (Kleinasien) erzeugter Exportkitsch. Trotzdem erreichte dieser Ausschuß aus dem Bazar von Brussa, Konstantinopel 2000 Kr.; auch der prächtige Krummdolch (Nr. 101) war nicht indischen, sondern ausgesprochen arabischen Ursprunges (4000 Kr.).

Meines Erinnerns sind es jetzt zwanzig Jahre her, seit eine Wiener Kunsthandlung zum letztenmal eine beachtenswertere Sammlung von Waffen zum Verkauf gebracht hatte. Damals (1901 und 1906) waren dies die Sammlungen des Grafen Szirmay (Z. H.W.K. II, 47) und des Prinzen Henri de Bourbon, welche E. Hirschler & Co. versteigert hatten. Im Dezember v. Js. brachte Leo Schidlofs Kunstauktionshaus wieder eine Waffensammlung auf den Markt. Es waren allerdings nur 73 Stücke, davon 50 morgenländischen Ursprunges. Aber nicht der Umfang, sondern der innere Gehalt bestimmt den Wert einer Sammlung. Jener war, besonders was die türkischen und persischen Dolche anbelangt, ein sehr guter. So verzeichnete der ebenfalls von Julius Scheurer verfaßte Katalog drei Bidenhander, darunter einen des BrescianerTyps, eine Arbeit des Belluneser Klingenschmiedes Andrea Ferrara (1530–1583), einen sehr guten Anderthalbhänder und einen Stoßdegen mit einer aus dem Knauf herauswachsenden Auflegegabel, wie eine solche seltene Waffe Graf Wilczek in seinen „Erinnerungen eines Waffensammlers" (1903) auf S. 17 abbildet und — wohl zu früh — der Mitte des 15. Jahrhunderts zuschreibt. Unter den Stangenwaffen möchte ich die im Katalog als Reisspießeisen bezeichnete, reich, angeblich mit Gold eingelegte Klinge eher für ein Ringelrenneisen, bestimmt für die Quintana, das Karussell, ansprechen; es ging für 12 500 Kr. in den Besitz eines Wiener Sammlers über. Die „türkischen Helme" waren eigentlich Hirnhäubel, so recht die ausgesprochenen „Glatzendeckel", wie solche die ungarischen Panzerstecher im 17. Jahrhundert trugen, wie sie uns nicht nur Abraham a Sancta Claras „Neueröffnete Weltgaleria" (Nürnberg, 1703) überliefert, wie sie uns auch Demmin (Kriegswaffen, S. 460), Diener-Schönberg (Die Waffen der Wartburg, III, 12), endlich v. Lenz (Die Waffensammlung des Grafen Scheremetew, VI, 196, 201) abbildet und wie solche 1917 bei Lepke (Sammlung v. Kolasinski, Warschau) mit etwa 60 M. bezahlt worden waren, während sie jetzt in Wien 4275 und 3600 K. einbrachten. Ein entschiedener Mißgriff war es, aus nicht zueinander gehörenden Teilen eine indopersische Harnischgarnitur komponieren zu wollen, da bestenfalls vielleicht der Helm und die Armschienen zueinander paßten. Nicht nur die Aufmerksamkeit der durch aufdringliche Äußerlichkeiten leicht zu blendenden neuen Reichen, des auf Gewinn erpichten Händlerhaufens, sondern auch diejenige des ästhetisch empfindenden Kenners erweckten die durch charakteristische Typen der nationalen Formen, durch ihre geschmackvolle Ausstattung hervorragenden Vertreter asiatischer Dolche, während die Ausstattung der wenigen Handfeuerwaffen einen etwas barbarischen Geschmack verriet. Wohl ihrer unscheinbaren Gestalt wegen fast unbeachtet blieb eine mit geätzten Wellenranken geschmückte türkische Kesselpauke, ein Stück, wie mir ein solches noch nie auf dem Wiener Kunstmarkt vorgekommen ist, das 2250 K. erzielte.

Die Kauflust war sehr rege, die Preise ungleich höhere als sie sonst im Dorotheum für Waffen geboten zu werden pflegen. Ich werde nicht weit vom Ziel treffen, wenn ich den Erlös für die Gruppe „Waffen" mit 307 000 Kr. berechne, während der Gesamtertrag dieser Versteigerung die Riesensumme von 19 307 677 Kr. ausmachte — auch ein Zeichen unserer an den tollsten Widersprüchen so überreichen Zeit. Die zuerst angegebene Summe verteilt sich folgendermaßen: Sturmhauben (Kasketts, Zischäggen), wie mit solchen noch die kaiserlichen Dragoner im Feldzug gegen die Türken 1788 besonders ausgerüstet worden waren, wurden mit 1000–1350 Kr. bezahlt; jeder der Bidenhander erreichte 10 687 Kr., ein Anderthalbhänder 14 062 Kr.; der Stecher mit der Auflegegabel, wie der schöne Korbdegen brachten je 11 250 Kr. ein. Ungewöhnlich hoch gingen die Preise für Stangenwaffen: Die geätzte Weibelhelmbarte wurde um 14 000, die venetianische Glefe um 10 125 Kr. losgeschlagen. Die orientalischen Dolche erreichten bis zu 11 000 Kr. das Stück. Entschieden weit überzahlt wurden der verunglückt ausgebesserte Jagdkarabiner mit 8000 Kr., die türkische Büchse mit 4000 Kr., die Pistolen mit 5000–8000 Kr., das persische Spießeisen mit 1200 Kr., der eiserne Wurfspieß mit 1100 Kr., für dessen Bruder (Nr. 308) im November 1918 im Dorotheum 100 Kr. gegeben worden waren.

So zerstreute sich wieder ein Stück einheimischen Kunstbesitzes unter der Not ums tägliche Brot in alle Welt. So betrüblich das an sich auch ist, es versöhnt uns damit das Bewußtsein, daß ein großer Teil gerade der zuletzt hier gewürdigten Sammlung, wenn auch nach Amerika, so doch in Freundeshände kam. *Otmar Baron Potier*

Kostümsammlung Carl Seiler. Am 1. und 2. Juli 1921 fand in der Galerie Hugo Helbing in München die Versteigerung des künstlerischen Nachlasses Professor Carl Seiler, München statt. Darunter befand sich an erster Stelle eine umfangreiche Kostümsammlung, die aus 113 Kostümgegenständen und 85 Uniformen bestand. Die meisten von ihnen sind aus den zahlreichen Rokokointerieurs, die Seiler als eine liebevoll gepflegte Spezialität malte, bekannt.

Die Kostüme setzten sich überwiegend aus Herrengarderobe zusammen und zwar ausschließlich aus solcher des 18. Jahrhunderts. Die Damenkostüme waren geringer an Anzahl und minderwertiger an Qualität. Leider waren aber auch gerade einige der selteneren Herrenkostüme der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts trotz des guten Schnittes und des — zu guterhaltenen Stoffes keine Originale, sondern geschickt hergestellte Nachahmungen. Aber dank der günstigen Mischung der Interessenten — Maler, Händler, Kostümverleihanstalten und Museen — gingen auch diese, wenn auch zu reduzierten Preisen, zwischen 250—950 Mk. ab. Das schönste Kostüm, ein Just-au-corps-anzug aus wundervollem pfirsichfarbenen Samt (Nr. 13) erwarb um 4000 Mk. ein bekannter Münchener Händler. Das Bayerische Nationalmuseum erwarb einen grün-weißen Changeantfrack um 1770–1780 um 350 Mk., einen sehr schönen Herrenanzug aus gestreifter Seide mit Blumengirlanden um 1770—1780 um 1400 Mk. und einen einfachen, aber charakteristischen Bauernanzug aus grobem Tuch aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts um 600 Mk. Auch das Thüringer Museum erwarb zwei Exemplare: einen Galafrack aus blau-schwarzem Tuch um 1780 für 500 Mk. und einen ebensolchen aus sandfarbenen Tuch um 700 Mk. Weitere bessere Stücke waren ein reichgestickter, goldgelber Seidenanzug um 1750 (leider nicht im besten Zustand) für 1010 Mk., ein gestickter Galafrack um 1770–1780 für 1150 Mk., ein Frack aus lichtgrünem Ripsplüsch für 1100 Mk., ein Morgenrock aus lavendelblauem Damast um 1750 für 720 Mk. und schließlich ein Herrenschlafrock aus kupferrotem Seidendamast mit großen Ranken, zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts für 1750 Mk.

Bedeutend geringer war die Nachfrage nach den Uniformen, unter denen sich überwiegend Exemplare der fridericanischen Zeit, aber auch solche des 19. Jahrhunderts befanden. Ohne Zweifel wirkte die politische Anschauung der Zeit auf den Absatz hemmend ein. Die besseren Stücke fanden zu den aufgeworfenen Preisen keinen Liebhaber, schlechtere, beschädigte Stücke gingen teilweise zu unglaublich niederen Preisen ab. Nur zwei sehr seltene Soldatenkostüme der Zeit des dreißigjährigen Krieges erhielten namhaftere Preise. Beide aus elenledernem Koller mit Hose und Hut bestehend, erreichte das erste nicht ganz tadellose den Preis von 1700 Mk., das zweite um so schönere mit einem großen breitrandigen Hut (Nr. 115) 4100 Mk., wofür es in den Besitz des Berliner Zeughauses überging.

Georg Lil

LITERATUR

Arnold Hagemann, Griechische Panzerung, eine entwicklungsgeschichtliche Studie zur antiken Bewaffnung, mit 173 Abbildungen im Text. I. Teil. Der Metallharnisch. Kommissionsverlag Teubner 1919.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist der Waffenfries der pergamenischen Athenahalle, dann werden die Panzerformen der vorausgehenden Zeiten behandelt. Der Panzer des 7./6. Jahrhunderts hat steife Glockenform, im oberen Teile Angabe der Muskulatur, im unteren stark ausladenden Rand, und ist stets aus Vorder- und Rückschale zusammengesetzt. Im Laufe der Entwicklung paßt sich der Panzer immer mehr den Körperformen an. Als Heimat dieses Typs nimmt der Verfasser die Peloponnes an, bei den Joniern begegnet er erst erheblich später, hier herrschte der Lederkoller. Einen besonderen Typus scheint Chalkis mit seiner hochentwickelten Toreutik ausgebildet zu haben. Bald nach dem Beginn des 5. Jahrhunderts macht der jonische Einfluß sich auch in der Bewaffnung mehr und mehr geltend, der ovale boiotische Schild wird durch den jonischen Rundschild abgelöst, der alte Glockenpanzer verbessert durch engere Anpassung an die anatomischen Einzelheiten des Körpers und Anfügung einer Reihe von Klappen (Pteryges) zum Schutze des Unterleibes, die vom jonischen Lederkoller übernommen wurden. Die letztmögliche Ausbildung des „Muskelpanzers" mit eingehender anatomischer Detaillierung und mit dem stark zum Schutze des Unterleibes heruntergezogenen unteren Abschluß begegnet zuerst auf einer Vase des Duris, dann regelmäßig auf den Vasen des polygnotischen Stiles, am Parthenonfries, am Nereidenmonument von Xanthos, am Heroon von Gjölbaschi-Thrysa und den Grabreliefs des 4. Jahrhunderts. An das vordere abgerundete Ende setzt sich vielfach wie ein Stabkranz eine Borde langer Pteryges an. Die Grundform bleibt nunmehr unverändert, auch als in römischer Kaiserzeit Prunkpanzer besonders an Kaiserstatuen reichen Schmuck in Treibrelief erhalten, der vorher nur sparsam angewendet wurde. In einem besonderen Unterabschnitt werden die Zubehörteile des entwickelten Muskelpanzers, Pteryges, Schulterklappen und Feldbinde nochmals einzeln besprochen, wobei manches schon vorher Gesagte wiederholt wird.

Nachdem fast ganz aus den Darstellungen ein Bild der Entwicklung gewonnen wurde, werden nun die erhaltenen Originale einschließlich der verkleinerten Votive aufgezählt, doch leider nicht in der gleichen typologischen Abfolge, sondern in der alphabetischen Reihenfolge der Museen, und daraus wird dann nochmals die ganze Entwicklungsgeschichte der Panzerung und ihrer Einzelheiten abgeleitet, die zu der aus den Darstellungen gewonnenen nur eine Anzahl unwesentlicher Ergänzungen, in der Hauptsache aber Bestätigungen bringt. Die Ausscheidung der allerdings mehr für technische Fragen und für Bezeichnungen des Ganzen wie einzelner Teile bedeutungsvollen antiken Schrittquellen ist weniger zu billigen als die Zusammenfassung der Nachrichten über Material und Herstellungsweise zu einem eigenen Unterabschnitt.

Dann aber folgt ein überaus buntes Kapitel mit der Überschrift: Vorstufen, Parallelen, Nachklänge. Die Deutung der beiden goldenen Brustplatten aus dem mykenischen Schachtgrabe als Panzerungsplatten lehnt der Verfasser mit Recht ab. Die Männer der „Kriegervase" tragen einen, dem archaischen Glockenpanzer bereits sehr ähnlichen Harnisch, doch gibt die Darstellung keinen brauchbaren Hinweis auf das Material. Turmschild und Metallpanzer schließen sich aus, das ist längst erkannt, und dieser erscheint darum nur an nachweislich jungen Stellen des Epos. Dagegen ist die Mitre, der Metallschutz für Magengrube und Unterleib, sicherer Bestand der althomerischen Bewaffnung.

Unter den „Parallelen" wird auch die Gürtelpanzerung abgehandelt, die zwar in Unteritalien mit dem bronzenen Stückpanzer kombiniert wird, sonst aber durchaus ihre eigene Geschichte hat. Ob die großen elliptischen Bronzegürtel der italischen Villanovazeit wirklich Panzerstücke sind, ist doch sehr fraglich; ich möchte sie eher für Frauenkorsagen halten. Auch die einheimisch-italische Panzerungsweise wird zwar sehr kurz, aber doch im ganzen richtig dargestellt, ohne allerdings den Versuch zu machen, den chronologischen Fragen und den Stilzusammenhängen der oskisch-samnitischen Brustscheiben nachzugehen; ein sehr wichtiger Faden würde zu den kretischen Bronzeschilden führen, von denen ein Teil meines Erachtens ebenfalls dem Brustschutz gedient hat. Dann wird schließlich ein Verzeichnis der nichtgriechischen Glockenpanzer gegeben, wie sie im Bereich der mitteleuropäischen Hallstattkultur mehrfach gefunden und zweifellos nach griechischen Vorbildern gearbeitet sind. Entgangen ist dem Verfasser dabei die Statue eines keltischen Häuptlings im steif archaischen Glockenpanzer aus Grézan (Espérandieu, Recueil général I Nr. 427; Schumacher, Gallier-Darstellungen = Katalog 3 des Römisch-germanischen Zentralmuseums Nr. 1). Ein Anhang behandelt Teilpanzerungen für Arme und Beine.

Die kurze Inhaltsangabe zeigt bereits, wie verhängnisvoll es werden muß, an einem doch zufälligen Ausgangspunkt der Studien kleben zu bleiben, wenn dieser nicht am Beginn, sondern etwa in der Mitte der Gesamtentwicklung liegt. Nicht nur die chronologische Linie wird gebrochen, auch alle Übersichtlichkeit geht verloren, wenn erst die pergamenischen Waffenstücke der hellenistischen Zeit, dann die vom 7. Jahrhundert ab gebräuchlichen und erst dann die Entwicklung vor dem 7. Jahrhundert behandelt werden. Daß die literarischen Nachrichten und das Verzeichnis der erhaltenen Originale besondere Kapitel erhalten, fördert die Zerreißung noch mehr und stellt den Wert des Buches als eines bequemen Nachschlagewerkes ernstlich in Frage; diese beiden Abschnitte hätten unbedingt

in die übrige Darstellung hineingearbeitet werden müssen, trotz aller Schwierigkeiten, die nicht verkannt werden sollen. Dann hätten sich die meisten, so unerfreulichen und teilweise sogar mehrfach auftretenden Wiederholungen ohne weiteres vermeiden lassen. Die bunte Reihe der „Parallelen", die zum Teil gar keine solchen sind, enthält mehrere ganz selbständige Formengruppen. Ganz vermisse ich die Panzerung der Tiere, besonders natürlich des Streitpferdes, für die doch ein reiches und schönes Material vorliegt. Das alles ergäbe etwa folgende Anordnung des Stoffes: I. Mykenisch-homerische Zeit. II. Der Metallpanzer in seinen einzelnen Entwicklungsphasen. Zubehörteile, Technisches, außerklassische Parallelen. III. Einheimisch-italische Panzerungen. IV. Gürtelpanzerung. V. Panzerung der Tiere, besonders des Pferdes.

Der fleißigen Sammlung der Monumente und der Beherrschung des Technischen (weniger des Stilistischen) gebührt vorbehaltlose Anerkennung, desgleichen der überaus reichen Illustrierung. Die gerügten Mängel des Buches liegen im wesentlichen in der Anordnung des Stoffes, inhaltlich begrüßen wir die Arbeit als wertvollen Beitrag zur Kunde der antiken Bewaffnung mit aufrichtiger Freude.

VEREINSNACHRICHTEN

Dem Verein neu beigetreten sind: Rößnack, Hauptmann im Stabe des Art.-Regiments Nr. 6, Minden i. Westf., Kaiserstr. 7; Smiley, Hugh, Lake Mohonk Mountain House, Lake Mohonk, N.-Y.; Jordens, Dr. jur. Ernst, Brüssel, Maria-Luisa-Square 70 (Wiedereintritt); Dean, Prof. Dr. Bashford, Curator of arms and armour, Metropolitan Museum of Art, N.-Y., City Riverdale on Hudson (Wiedereintritt); die Direktion des Bayerischen Armeemuseums, München; die Wehrkreisbücherei Dresden, Dresden-N. 6, Große Klostergasse Nr. 4/III; die Bibliothek der Kunstgewerbeschule Berlin, Berlin, Prinz Albrecht-Strasse; Syndikus Dr. Rud. Schneider, Berlin, Helgoländerufer 1; Fabrikbesitzer Fritz Neubert, Dresden A., Behrischstr. 3; Dr. Günther Deneke, Wernigerode i. H., Fürstenweg 3; Syndikus Dr. Johannes März, Dresden A., Gustav Adolfstr. 11; Rechtsanwalt und Notar Hans Glogauer, Greiffenberg i. Schl.; Syndikus Carl Greiert, Dresden A., Strehlnerstr. 63; Inspektion für Waffen u. Geräte, Berlin W. 85, Kaiserallee 216/18. Bibliothek des Kunstgewerbemuseums, Berlin S.W. 11; Geh. Kommerzienrat Theodor Bienert, Dresden, Altplauen.

Veränderungen: Leutnant a. D. Focke ist zum Oberleutnant befördert worden und nach Berlin-Lichterfelde Ost, Prinzenstraße 2 verzogen; Hauptmann a. D. von Sobbe ist zum Major befördert worden. — Das Kaiser Friedrich-Museum in Posen heißt jetzt Muzeum Wielkopolskie.

Neue Adressen: Geh. Rat Dr. von Bezold, Bernried am Starnberger-See; Betriebsleiter Karl Weiß, Nürnberg, Lange Zeile 17; Major a. D. Dr. ing. Dreßler, Berlin-Steglitz, Sedanstr. 29; Karl Zimmermann, Patschkau i. Schl., Wallstr. 120a; E. von Schweingel, Lichstedt bei Rudolstadt; Dr. Eyßen, Frankfurt a. M., Zeppelin-Allee 31; Major a. D. Deiß, Friedberg (Hessen), Mainzer Torweg 11; Dr. Wilhelm Maeßer, Stettin, Linsingenstr. 16; Paul Boeddinghaus, Rittmeister d. R. a. D., Kgl. Niederl. V.-Konsul a. D., Elberfeld.

Schriftleitung: Prof. Dr. Erich Haenel, Direktor des Historischen Museums und der Gewehrgalerie, Dresden A. 1, Johanneum. Für Kostümkunde auch Kustos Dr. Paul Post, Berlin C. 2, Zeughaus. — Verlag für praktische Kunstwissenschaft F. Schmidt, München, Richard Wagnerstraße 11. — Druck: Universitätsbuchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn, München, Jungfernturmstr. 2.



Orientalische Dolchmesser, genannt Khanjar
Indien und Türkei, 17. und 18. Jahrhundert

a) Lamm, Näsby. b–d) Zeughaus Berlin

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE WAFFEN- UND KOSTÜMKUNDE
BAND 9 5. DEZEMBER 1921 HEFT 3

FRANKFURTER PRUNKGESCHÜTZE UND IHRE MEISTER

VON BERNHARD RATHGEN

Die frühesten Pulverwaffen waren aus Eisen geschmiedet, aus Kupfer oder aus Bronze gegossen. Das Schmieden einer Büchse war an sich eine leichte und einfache Arbeit. Bei größeren Stücken mußte das Rohr dann aber aus vielen einzelnen Teilen zusammengesetzt werden. Zur Bildung des Rohrkörpers wurden Längsstäbe aneinander geschweißt, die so gebildeten Rohre mit einem Boden versehen und mit Ringen umgeben. Da war es nun schwer, einem auf diese Art zusammengearbeitetem Rohre in allen Teilen dieselben Spannungsverhältnisse zu geben und dieselbe Widerstandskraft gegenüber der auf Bruch gerichteten Beanspruchung durch die Pulvergase bei dem Schusse zu erzielen. Beim Gießen des Metalles war es weit leichter, eine in sich völlig gleichmäßige und dem Gasdrucke gegenüber gleich widerstandsfähige Masse des Rohrkörpers zu erreichen. Und so wurde in Deutschland, wo der Bronzeguß schon vor dem 13. Jahrhundert in hoher Blüte stand, das Pulvergeschütz bald in der überwiegenden Menge aus Metall gegossen. Das Schmieden der Rohre trat hiergegen mehr und mehr zurück. Als man auch das Eisen zu gießen lernte, gelang es Ende des 15. Jahrhunderts dem weit billigeren Eisen, in erneuten Wettbewerb mit der im Preise viel höher stehenden Bronze zu treten.

Die ersten Pulverwaffen waren röhrenförmige Gebilde von geringer Länge mit kleinem lichten Durchmesser und leichten Gewichtes. Die in der Herstellung der Geräte für den häuslichen Bedarf erfahrenen Rotgießer — die „Doppen", „Grapen", „Apengheter" — fertigten dann auch diese Gußstücke, anfangs meist aus reinem Kupfer, später überwiegend unter Zusatz von Zinn, also aus Bronze. Wie nun die Abmessungen der Büchsen wuchsen, wie die Steinbüchsen mit ihrer erheblichen Seelenweite aufkamen, da erforderte der Guß dieser großen Stücke von hohen Gewichten eine besondere Kunstfertigkeit. Das Niederschmelzen solcher Metallmengen, das gleichmäßige „Blasen-" und „Schlacken-" freie Gießen konnte nur von Meistern mit reicher Erfahrung in der Bewältigung der mit der Größe des Gußstückes sich steigernden Schwierigkeiten ausgeführt werden. Da traten denn für den Geschützguß die Glockengießer an die Stelle der bisherigen handwerksmäßigen Kleinmeister.

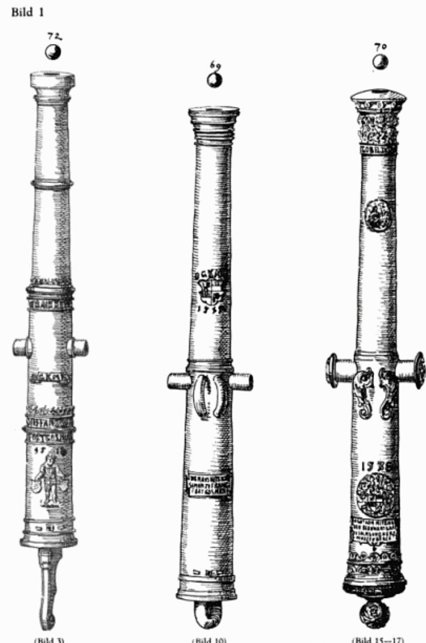
Der Guß der Glocken geht in Deutschland bis ins 9. Jahrhundert zurück. Die Glöckner legten zunächst nur Wert auf den weithin dringenden, vollen, schönen Klang dieser rufenden Stimmen der Kirche, die schlicht und schlank, ohne äußeren Zierrat, gegossen wurden. Einfacher Bildnisschmuck, fromme Sprüche, dann das Jahr der Fertigung — 1144 ist die älteste auf einer Glocke erhaltene Jahreszahl in Deutschland[1]) —, die Namen der Gießer, weiterhin auch die der Glockenpaten, und schließlich lange, selbstlobende Inschriften bedeckten dann die Glockenwandungen.

Berühmte Meister ihrer Kunst, zogen die Gießer von Ort zu Ort. Meist wurde auf einem Platze unmittelbar an der Kirche der einfache Schachtofen erbaut, vor ihm die Dammgrube ausgehoben, in dieser die Form erstellt. Zur Glockenspeise erhielt das Kupfer einen hohen Zusatz an Zinn,[2]) der für das Klingen notwendigen Härte wegen. Mit etwas weicherer und damit auch zäherer Bronze gossen nunmehr die im Kernguß erfahrenen Glöckner auch die großen Steinbüchsen, die besonders in Deutschland hoch zu Ehren kamen. Der einzige Unterschied zwischen Glocken- und Büchsenguß bestand darin, daß die Form der Glocke mit der Schallöffnung, die der Büchse mit dem Boden nach unten, in die Dammgrube eingebaut wurde. Bei der Glocke stand der Kern fest auf dem Grunde der Grube. Bei der Büchse wurde der Kern in die Hohlform von oben eingehangen. Bei der Glocke hatte der untere Rand, der Schlagring, bei der Büchse der Boden die größte Anstrengung auszuhalten. Es war daher von Wichtigkeit, daß man diese Teile unter dem Drucke der darauf lagernden flüssigen oberen Metallmassen, und unter

[1]) Otte; Die Glocken. Handbuch der christlichen Kunstarchäologie 1883. S. 355. Glocken zu Ingensbach, Amt Deggendorf in Niederbayern.

[2]) 80 Teile Kupfer, 20 Teile Zinn gegenüber dem Kanonengut von 90 Teilen Kupfer und 10 Teilen Zinn.

Bild 1



Geschütze auf Schloß Braunfels. Aufnahmen des Baurat Seiler in Braunfels

Bild 2

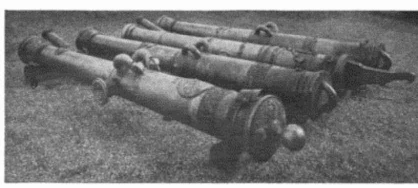


Bild 15 10 3 10

Geschütze auf Schloß Braunfels

dem des auf dem Gußstücke im ganzen ruhenden „verlorenen Kopfes“ erstarren ließ. So wurde die gleichmäßige Dichtigkeit des Metalls gerade an den am meisten beanspruchten Stellen erreicht.[3])

Der Bedarf an Glocken war beschränkt, meist nur einmalig. Aber der Bedarf an Büchsen wuchs dauernd. Der im Solde der Stadt stehende Büchsenmeister goß nunmehr die Büchsen und fertigte dann auch bei eintretendem Bedarfe die Glocken an. Hatte vorher der Glöckner die Büchsen gegossen, so goß jetzt der Büchsenmeister die Glocken. Das herrliche Vollgeläut des Domes zu Köln trägt heute noch auf der 224 Ztr. schweren Glocke von 1448 — der Preciosa — die Namen der städtischen

[3]) Johannsen: Die Anwendung des Gußeisens im Geschützwesen des Mittelalters und der Renaissance. Z H.W.K 8, 1—20. Die dort gegebenen Einzelheiten für den Geschützguß in Eisen gelten auch in vollem Umfange für den Guß der Bronzegeschütze. — Die Rohre wurden bis Mitte des 18. Jahrhunderts stets über den Kern gegossen. Dann trat der Massivguß auf. Die „Seele“ wurde aus dem vollgegossenen Rohrkörper herausgebohrt. Über die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens bestand unter den Artilleristen eine große Verschiedenheit der Meinungen. (v. Malinowski, Geschichte der preuß. Artillerie 1840. I. S. 632.)

Scharnhorst führt „Handbuch der Artillerie“ I. S. 314 die Vorzüge des alten Kerngusses gegenüber dem zu dieser Zeit — 1804 — üblichen Massivgusse auf; er hofft, daß mit der Rückkehr zu dem früheren Gußverfahren bei der größeren Härte der Seelenwandungen die Geschütze eine längere Gebrauchsdauer aufweisen werden. Tatsächlich hat die Preußische Artillerie bei den Bronzerohren im 19. Jahrhundert den Kernguß wieder aufgenommen. (Handb. für die Offiziere d. Kgl. preuß. Artillerie 1877, IV. Abtlg. S. 109.) Als Zweck des Kerngusses ist da angegeben; „Schnellere Erstarrung der die Seele umgebenden Metallmassen behufs Erzielung größerer Gleichförmigkeit.“ Zeitweilig hatte man, um ein regelmäßiges Nachsaugen der erstarrenden Bronze aus dem „verlorenen Kopfe“ zu begünstigen, mit der Mündung nach unten gegossen. Der verlorene Kopf lagerte dann auf dem hinteren Ende des Rohres. Man war aber bald zu dem ursprünglichen Gießverfahren, dem Gusse mit dem Bodenstück unten, zurückgekehrt, um den beim Schießen vorgekommenen Erweiterungen der Ladungsräume durch die größere Härte und Dichte des Metalles an dieser Stelle vorzubeugen.

Büchsenmeister Heinrich Brodermann und Christian Cloit. Deren Vorgängerin war 250 Ztr. schwer, 1437 von dem Letztgenannten im Verein mit dem ebenfalls als städtischen Büchsenmeister bediensteten Christgin Duisterwalt gegossen worden.

Frankfurt am Main war Anfang des 16. Jahrhunderts eine der Stätten der Blüte deutscher Kunst, des deutschen Kunstgewerbes.

Drei dortige Büchsenmeister dieser Zeit sind uns genau bekannt: Meister Stephan, Meister Simon und Conrad Gobel. Nicht nur durch die Urkunden im Städtischen Archive, sondern ganz besonders durch auf uns überkommene Erzeugnisse ihrer Werkstätten, durch Geschütze und Glocken, diese Wortverkünder der irdischen und der himmlischen Gewalt. Anfangs waren die Rohre der Geschütze ebenso wie die Glocken, ohne äußeren Schmuck, rein auf das praktische Bedürfnis hin geformt worden. Doch künstlerischer Sinn drängte darauf, auch äußerlich zu zeigen, welche Mühen, welche Kunstfertigkeit, welches Wissen und Können zu dem Werke beigetragen hatten. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts hatte die starre, straffe, kraftstrotzende Bildersprache der Gotik diesem Kunstdrange Ausdruck gegeben, wie uns das die herrliche Büchse des Meisters Joerg von Straßburg im Museum zu Basel[4]) so beredt und überzeugend noch heute zeigt. Dann kam, von Italien auswandernd, die dort zuerst neuaufgelebte Formensprache der alten Kunstvölker in abgerundetem, leichter sich einschmeichelndem, sinngefälligem Wesen auch in Deutschland zur Geltung. Der prunkende Reichtum der Städte fand an dieser fremden Form sein Wohlgefallen. Alle Künste wurden von ihr beeinflußt. Auch der Büchsenmeister konnte sich dieser Zeitströmung nicht entziehen; beauftragt oder freiwillig und unbewußt schmückte er die Erzeugnisse seines hohen künstlerischen Könnens mit der dem Wesen des Geschützes doch so fremden, weichlichen Zierde. Die einzelnen beigefügten Abbildungen mögen besser als Worte dartun, wie der Geist der Zeit aus den einzelnen Kunstwerken heraus sich vernehmen läßt. Von der großen Zahl der durch unsere drei Meister gegossenen Geschütze sind im ganzen nur deren sechs auf die Gegenwart überkommen. Auf dem Schlosse zu Braunfels befinden sich vier von ihnen noch heute im Besitze der Fürsten zu Solms-Braunfels, für deren Vorfahren — die Grafen zu Solms — sie vor dreihundert Jahren gegossen wurden (Bild 1 u. 2). Die Artilleriemuseen zu Paris und zu Madrid enthalten je ein weiteres dieser Geschütze. In dem Geschützbuche Kaiser Karls V. sind die Zeichnungen von drei nicht mehr vorhandenen Frankfurter Geschützen erhalten. Glocken des Meisters Stephan und des Conrad Gobel finden sich zahlreich noch heute in den Rheinlanden. Über die durch den Umguß oder aus sonstigen Ursachen verschwundenen Geschütze geben die Urkunden des Frankfurter Archives und die Stadtgeschichtlichen Druckwerke, unter ihnen besonders die von Lersner'schen Chroniken, vielfach genaue Auskunft.

MEISTER STEPHAN, SIMON UND CONRAD GOBEL ALS GESCHÜTZGIESSER

Stephan, Glockengießer von Bingen. Durch Dienstbrief vom 5. Mai 1515 verpflichtet er sich auf 3 Jahre als Büchsenmeister. Für das Jahr erhält er 12 Gulden und ein Kleid wie die Richter. Wenn er auswärts ist, erhält er für den Tag 4 β Heller und Kost, oder 6 β Heller ohne Kost, ebenso wenn er zu Bonames oder auf dem Goldstein (zwei Burgen der Stadt) liegt. Sein Siegel Halbmond und Stern.[5]) Seit 1514 durch Heirat mit einer Bürgerin Bürger von Frankfurt. Das Haus neben dem Spital St. Martha nebst der Gießhütte war ihm zugewiesen. Stephan ist vor 1522 gestorben.

Meister Stephan goß **1518** für den Grafen zu Solms den „Drach", für Franz von Sickingen **1518** ein unbenanntes Geschütz und **1519** die „Nachtigal". — Der Drach ist auf Schloß Braunfels noch heute vorhanden, über die Geschicke der beiden anderen Geschütze haben wir genauere Nachrichten. Nach Franz von Sickingens Tode — 1522 auf dem Landstuhl — und dem Falle der Ebernburg — 1523 — teilten sich die drei gegen ihn verbündeten Fürsten: der Landgraf Philipp von Hessen, der Kurfürst von Trier und der Pfalzgraf vom Rhein in die Beute. Ersterer erhielt, außer dem von dem Frankfurter „Simon" gegossenen „Hahn", die beiden Geschütze des Meisters Stephan. Landgraf Philipp reihte diese

[4]) Geßler: Beiträge zum altschweizerischen Geschützwesen. Z H. W. K. 6, 55.

[5]) Dies Wappen wiederholte sich oft. Philibs Mönch, der Pfalz Büchsenmeister, führte 1496 das gleiche Wappen (Heidelberger Bibliothek. cod. Pal. Germ. 126). Die mohammedanischen Staaten, die Türkei, Tunesien nud Tripolitanien zeigen in ihrer Flagge den aufgehenden Halbmond mit Stern zwischen den Hörnern. Die gleiche Flagge weht als Zeichen des Mohammedanismus auf allen Moscheen. Der Halbmond mit Stern ist aber als Wappen und Kennzeichen weit älter. In Illyrien kommt er schon in frühesten Zeiten auf Inschriftsteinen vor. Byzanz führte ihn als Stadtwappen. Im Mittelalter führten die Juden das gleiche Zeichen vielfach in ihrem Siegel, so zu Augsburg. (Gemeiner: Chronik von Regensburg I, S. 175) Die am Fuße der Marxburg gelegene Stadt Braubach hat heute noch Halbmond und Stern in ihrem Wappen.

in seine Kriegsbestände ein. Er verfügte von allen deutschen Fürsten dieser Zeit über die reichste Artillerie. Nach der Schlacht bei Mühlberg, bzw. infolge der Kapitulation von Halle — 1547 —, mußte der Landgraf „all sein Geschütz, Kugeln, Pulver und Munition“ dem Kaiser überantworten; es waren das ausweislich des „Geschützbuches Karl V.“ 170 Stücke.[6])

In dem „Geschützbuche“ ist die Zeichnung und Beschreibung einer jeden Geschützart bzw. eines jeden einzelnen Geschützes enthalten. Und so sind auch die beiden obengenannten von Stephan für Franz von Sikkingen gegossenen Geschütze in Bild und Wort auf uns überkommen.

Das Solms'sche Geschütz auf Schloß Braunfels (Bild 3) trägt die Inschrift:

Der Drach heiß ich
Stephan zu Frankfort
gos mich. 1518

Das Sickinger Geschütz führt keinen Namen (Bild 4), seine Inschrift lautet einfach:

Meister Stephan zu
Frankfurt goß mich. 1518

Nach dem Geschützbuch Karls V. schoß es 9 Pfd. Eisen. Der Drach ist 2,34 m lang, seine Seelenweite beträgt 7,2 cm, und dieser entsprechend das Gewicht der Eisenkugel 3 Pfd.

Beide Geschütze weisen große Ähnlichkeit miteinander auf. Im allgemeinen zeigen ihre Zierformen noch starke Beeinflussung durch die Gotik. Mund- und Bodenstück sind ringförmig verstärkt. Die auf der Mitte des langen Feldes, sowie dicht vor und hinter den Schildzapfen aufgegossenen Reifen, die nur als Zierat dienen, erinnern an die Schmiedeeisen-Technik. Als Hauptschmuck befindet sich auf beiden Geschützen in hohem Relief ein Knappe, der in jeder Hand ein Wappenschild hält. Anscheinend ist beim Guß hierfür das gleiche Modell benutzt worden. Das Solms'sche Rohr zeigt auf einem Spruchbande hinter den Schildzapfen die Anfangsbuchstaben **O G**ott **K**om**M**it **G**naden. Der senkrecht zur Seelenachse abgestochene Stoßboden der Rohre erinnert an die gleiche Form bei den früheren Legestücken. Bei dem „Drach“ ist am Boden ein stielförmiger, treppenartig abgestufter Ansatz angegossen, der, neben der Handhabung im allgemeinen, zum Regeln der Erhöhung diente. Bei dem Sickinger Rohr ist dieser Anguß verkürzt; in einer Durchlochung führt er einen beweglichen Ring zur Handhabung. Gleichem Zwecke dienen die in der Höhe der Schildzapfen angegossenen Henkel, die bei dem Solms'schen Rohre, den alten Vorbildern gemäß, noch fehlen.

Bild 3




Der Drach des Meisters Stephan 1518

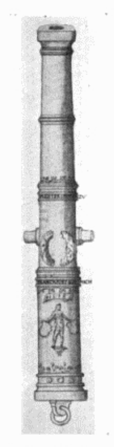
Das dritte Geschütz des Meister Stephan „Die Nachtigal“ stammt wie das zweite aus der Sickinger

[6]) Max Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaft I, S. 620 gibt Näheres über die in den Bibliotheken zu Frankfurt a. M., Wolfenbüttel, Gotha, Erlangen und Paris vorhandenen Exemplare dieser handschriftlichen „Beschreibung des Kaiser Caroli Quinti-Geschütz“. — Das in der Kasseler Landesbibliothek befindliche Exemplar (cod. math. 3) war ihm unbekannt geblieben.

Essenwein, Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen S. 76, Anmerkung 171, kennzeichnet die von ihm benutzten Handschriften von Wolfenbüttel und Gotha dahin, daß die Zeichnungen in letzterer zwar farbenprächtiger, daß aber die der ersteren besser, „namentlich mit mehr Verständnis“ hergestellt seien. Die hier beigegebenen Photographien bestätigen das Urteil dieses Altmeisters der Waffenkunde. Die einzelnen Exemplare des „Geschützbuches“ sind von verschiedenen Händen gefertigt, meist wohl von Spaniern. Dadurch erklärt es sich, daß die Zeichnungen in sich zum Teil nicht unbeträchtlich von einander abweichen und daß besonders die deutschen Inschriften der Geschütze in so verschiedener Fassung erscheinen. Jähns und Essenwein geben den vollen Wortlaut des Inhaltsverzeichnisses des Geschützbuches nach dem deutschen Text der Gothaer Handschrift. Im ganzen werden als Besitz des Kaisers 520 Geschütze aufgeführt, von

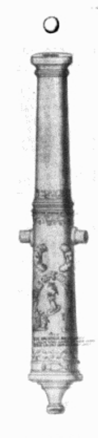
Beute. In der Urkunde über die Teilung heißt es: *„Hessen ist worden: item das großte un das schönste Stück heißt die Nachtigall"*,[7]) war 13½ Schuh lang, fast 70 Ztr. schwer, *„worauf die Bilder und Wappen* vom Jahre 1534 (im Marburger Archiv) der vorhandenen Büchsen, Büchsenladen, Wagen- und Büchsenpferde forderte als Bespannung die „Franzen Nachtigall" 14, ihre Lade 8 Pferde.[9])

Bild 4



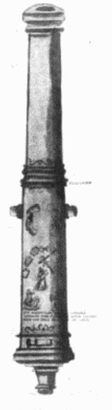
Sickinger Geschütz des Meister Stephan 1518

Bild 5



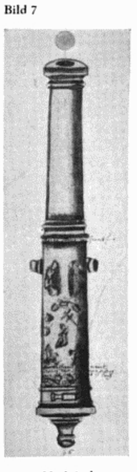
Nachtigal Wolfenbüttel

Bild 6



Nachtigal Frankfurt

Bild 7



Nachtigal Erlangen

Sickingens mit seiner Frau mit den Wappen von beiderseitigen Ahnen standen."[8]) Dem „Geschützbuch Carls V." zufolge, schoß sie 32 Pfd. Eisen. Nach einem Landgräflich Hessischen Verzeichnisse

Die bildliche Darstellung des Geschützbuches (Bild 5, 6, 7, 8) beweist die Richtigkeit der älteren Beschreibungen dieses interessanten Geschützes.[10]) Der Rohrkörper hat sich vereinfacht. Langes Feld

denen 149 aus eigenen Beschaffungen stammen und 371 von den deutschen Fürsten – Landgraf von Hessen, Kurfürst von Sachsen, dem Pfalzgraf vom Rhein – und von den deutschen Städten erbeutet worden waren.

Über die direkte Kriegsbeute hinaus hatten die Fürsten und Städte des Schmalkaldischen Bundes die Bestände ihrer Zeughäuser dem Kaiser zu übergeben, hatten ferner in ihren Gießhütten neue Geschütze nach kaiserlicher Vorschrift anfertigen zu lassen und auf ihre Kosten nach den Niederlanden abzuliefern. Für die Städte des Niedersächsischen Kreises, Goßlar, Hildesheim, Hannover gibt darüber das Nähere Meier: Die Artillerie der Stadt Braunschweig. (Zeitschrift des Harz-Vereins XXX. 1897. S. 84–88.)

[7]) Beck: Die Artillerie Philipps des Großmütigen. In der Festschrift des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen: Philipp Landgraf zu Hessen, 1904, S. 435.

[8]) Rommel: Geschichte von Hessen III. 1827, S. 285.

[9]) Paetel: Die Organisation des Hessischen Heeres unter Philipp dem Großmütigen 1897, S. 192 und 211.

Zeitschrift für Hessische Geschichte und Landeskunde XXVI. 1891. S. 50. Das im Gymnasium zu Fulda handschriftlich vorhandene „Inventarium" der Artillerie Landgraf Philipp des Großmüthigen von 1544 nennt unter den Beständen zu Kassel:

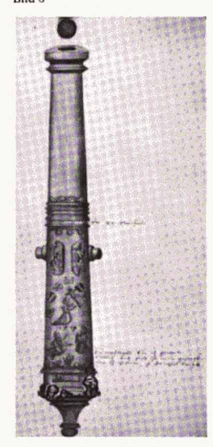
„3 alt übrig gefess mit samt ihren redern darin seint Frantzen zwo sengerin und die Nachtigal gelegen."

Landgraf Philipp hat also aus der Sickinger Beute außer dem Hahn und der Nachtigal noch zwei Singerinnen erhalten. Diese Geschütze sind dann hessischerseits später neu laffetiert worden.

[10]) Die Abbildungen des Geschützbuches Kaiser Karls V. sind in den einzelnen Handschriften, von denen die Pariser als

und Bodenstück werden nur noch durch einen das Spruchband tragenden Reifen mit der Inschrift

Bild 8



Nachtigal, Gotha

„Meister Steffan zu Frankfurt" getrennt. Der Boden endet in einer schlichten Traube. Aber die Fläche des Bodenstückes ist mit Bildwerk reich geschmückt. Franz von Sikkingen und seine Frau knieen betend vor des Ritters Schutzpatron, dem hl. Franziskus, der dargestellt ist, wie ihm der gekreuzigte Heiland die Wundmale aufprägt. Die acht Wappen der acht Ahnen des Sickinger Ehepaares schließen die drei Bildnisse zu einer eindrucksvollen Gruppe zusammen. Unter ihr steht zunächst die Jahreszahl **1519** und dann der Sinnvers:

Ein Nachtigal bin ich genant
Liplich und schon ist mein Gesang
Wem ich sing dem ist die Zeit lang.

Bild 9



Der Hahn des Meister Simon 1522

Das Rohr hat zwei Henkel, die etwas hinter der Mittellinie der Schildzapfenachse zurückstehen. Gebildet werden diese durch zwei Hundeköpfe, die sich um einen Knochen zerren. Es ist dasselbe Motiv wie bei dem Rohre von 1518 und anscheinend unter Benutzung desselben Modells geformt. So wiederholt sich hier das Gleiche wie bei den zwei anderen Rohren, daß in der Gießerei fertige Musterstücke mehrfach benutzt werden. Allen drei Rohren ist gemeinsam, daß die Schildzapfen an der Verbindungsstelle mit dem Rohrkörper sich zu Scheiben erweitern, um mit diesen, innen an den Laffetenwänden anliegend, dem Rohre beim Marsche, und vor allem beim Schusse, ein festes Widerlager zu

das Original ausgegeben wird, von verschiedenem Werte. Auf ihre Beurteilung durch Max Jähns und durch Essenwein ist in Anmerkung 6 hingewiesen. Durch die Wiedergabe eines und desselben Geschützes — der Nachtigal — nach vier in Deutschland erhaltenen Handschriften möge die Richtigkeit des Urteils erhärtet werden. In Anmerkung 15 ist ausgeführt, daß die genaue Übereinstimmung der Zeichnung eines Geschützes in der Wolfenbütteler Handschrift mit dem im Artilleriemuseum zu Paris befindlichem Originale dieses Geschützes dazu berechtigt, auch für die sonstigen Zeichnungen dieser Handschrift deren volle Richtigkeit in Bezug auf die Abmessungen und den bildlichen Schmuck der dargestellten Geschütze anzunehmen.

Die Wolfenbüttler Zeichnungen sind scharf und klar. Der rein spanische Text in dem Buche beweist, daß ein Spanier es hergestellt hat. Dessen Unkenntnis der deutschen Sprache erklärt auch die einzelnen unbedeutenden Schreibfehler in den Sinnsprüchen.

Die Handschrift in Gotha charakterisiert sich als eine spätere — wohl für den Herzog gefertigte — Abschrift. Seine Geschütze waren ja auch in die Hand des Kaisers gefallen. Elegant in der bildlichen Darstellung sind die Inschriften auf den Geschützrohren von dem Zeichner nur in ihren Anfängen angedeutet, zum Teil in lateinischen Majuskeln, dann in lateinischer Kursivschrift, und von einer andern Hand in deutscher Kursivschrift ergänzt. Der die Abzeichnungen prüfende Beamte hat die Unterlassungen des Zeichners richtig gestellt. Das deutsche Inhaltsverzeichnis deutet auf die Bestimmung für den Gebrauch durch den deutschen Fürsten Diese Abschrift kann von der Frankfurter oder der Erlanger Handschrift nicht erfolgt sein, denn in diesen beiden fehlt bei der Nachtigal die Jahreszahl 1519, welche Gotha nachweist. Auch die Frankfurter Handschrift steht an Genauigkeit weit hinter der Wolfenbüttler zurück. Erlangen nähert sich ihr, ebenso Kassel. Ob in Wolfenbüttel das Original erhalten ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls ist die dortige Handschrift ein durchaus genaues, waffengeschichtlich hoch bedeutendes Dokument. Die Pariser Handschrift ist nach der von Favé III, S. 223—232 und Tafel 35—38 gegebenen Beschreibung und Zeichnung keineswegs als das Original anzusehen, sie kennzeichnet sich vielmehr als eine minderwertige Kopie, die noch weit größere Mängel als die Gothaer Handschrift aufweist. (Beispiele dafür weiter unten.) Mit letzterer hat sie neben dem spanischen das deutsche

bieten, das ein seitliches Verschieben oder Schlottern des Rohres verhindert. Ferner ist es eigenartig, daß die Schildzapfen von der Mitte ihrer äußeren kreisrunden Abschlußfläche ausgehend eine ebenfalls runde Aushöhlung aufweisen. Bei dem Solms'schen Rohre hat diese Aushöhlung in dem 8 cm starken Schildzapfen einen Durchmesser von 3 cm und eine Tiefe von 6,5 cm. Aus der Gußtechnik ergibt sich keine Deutung hierfür. Vielleicht griff die Schildzapfenpfanne oder ihr Deckel mit einem eisernen Dorn von außen in diese Höhlung hinein, um ein seitliches Schlottern des Rohres innerhalb der Laffetenwände noch wirksamer als durch die Schildzapfenscheiben allein zu verhindern.[11]) Bei den drei aus der Gießerei des Stephan entstammenden Rohren ist eine fortschreitende Entwicklung der von künstlerischem Empfinden beeinflußten Durchbildung erkennbar. Der „Drach" zeigt noch strengere Anlehnung an ältere Vorbilder, er ist henkellos; bei dem Sikkinger Rohr von 1518 treten die Henkel hinzu; die Nachtigal schließlich hat eine Traube erhalten, sie trägt auf dem schlichten Rohrkörper reichen bildnerischen Schmuck. Die artilleristischen Eigenheiten der drei Rohre werden im Zusammenhange mit denen der übrigen Geschütze betrachtet werden.

Bild 10



Die Maus des Meister Simon 1524

Inhaltsverzeichnis — das bei den übrigen Handschriften fehlt — gemeinsam; sie wird aus deutschem Besitze auf den französischen Beutezügen in Deutschland nach Paris gekommen sein.

Vielleicht darf man annehmen, daß Carl V. gewissermaßen als eine Bescheinigung über die erfolgte Ablieferung der Geschütze den Beteiligten je eine Ausfertigung dieses Geschützbuches hat zukommen lassen. Es hätten sich dann erhalten die an Landgraf Philipp von Hessen, den Kurfürst Friedrich von Sachsen und den Pfalzgraf Friedrich übergebenen Exemplare in Kassel, Gotha, Erlangen, das Exemplar des Niedersächsischen Kreises in Wolfenbüttel, in Frankfurt das eines anderen Kreises, in Paris das Exemplar der freien Reichsstadt Straßburg, die auch zwölf Geschütze hat abliefern müssen. — Die Nachforschungen in Madrid nach dem dort vermuteten Originale des Geschützbuches sind ohne Ergebnis geblieben.

Für die Bewertung der einzelnen Handschriften möge als Vergleichsmaß zunächst das Bildnis des Franz v. Sickingen auf der „Nachtigal" angesehen werden. Die Wolfenbüttler gibt in ganz klarer nicht mißverständlicher Zeichnung den Ritter in vollem Harnisch knieend, neben ihm steht auf dem Boden sein Helm, geschmückt mit einem Schwanenhalse als Zimier. (Franz v. Sickingen führte als Wappen 5 Schneeballen im schwarzen Feld, einen gelben Schwanenhals und 3 Granatäpfel. E. Münch gibt in seinem Franz v. Sickingen die Zeichnungen dieses Wappens nach Siegeln und Münzen.) — Sickingen gegenüber kniet seine Gattin mit dem Rosenkranz in den Händen. Die acht das Ehepaar umgebenden Wappenschilde der Stammeltern sind mit ihren heraldischen Emblemen voll ausgefüllt. In den übrigen Darstellungen wird aus dem Ritter eine ganz charakterlose, auf einem Schwane reitende Figur, aus der Gattin ein kuttentragendes Wesen, das eher einem Mönche als einer Frau gleicht. Die Wappenschilder bleiben teilweise leer, sie vermindern sich von 8 auf 6.

Der Name des Geschützmeisters ist bei den drei Wolfenbüttler Zeichnungen stets ebenso wie bei dem Solms'schen Geschütze Stephan, bei den übrigen Deutschen und der Pariser Handschrift meist Steffen und seltener Steffan.

Der Sinnspruch ist nirgends deutschfehlerfrei, aber ganz unverständlich ist er nur in der Pariser Handschrift; hier bildet er auch vier, statt wie sonst drei Zeilen.

Der Hals der Traube hat bei der Pariser Handschrift längsgehende Rillen als Zierrat, sonst ist er überall glatt.

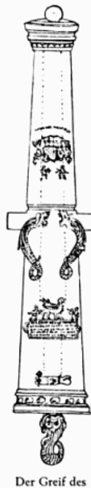
Auf den einzelnen Blättern ist das Kaliber der Rohre durch einen den Geschoßumfang in natürlicher Größe haltenden Kreis genau wiedergegeben. Die artilleristisch-technische Bewertung derartiger Zeichnungen fordert zu großer Vorsicht auf. So weisen hier, wenn man die über den Rohren schwebend gezeichneten Kugeln als Maßeinheiten annimmt, die Rohre der Nachtigal bei Gotha — 17; Paris — 18; Frankfurt — 18 1/2; Wolfenbüttel — 20 1/2; Erlangen — 23 Kaliberlängen auf. Die Rohrlänge ist, hier wie stets, von der Mundfriese bis zur Bodenfriese ohne Bodenstück und ohne Traube gemessen.

Wie für die „Nachtigal" ließen sich auch aus den Zeichnungen der anderen Geschütze die gleichen Folgerungen ziehen, doch Vorstehendes möge genügen. Zum Schlusse sei wiederholt: in der Wolfenbütteler Quelle haben wir den besten Zeugen aus damaliger Zeit, vielleicht das Original des Geschützbuches zu erblicken; die Pariser Handschrift aber ist dieses auf keinen Fall.

[11]) Solche ausgehöhlte Schildzapfen sind in der deutschen Feldartillerie, als man Ende des 19. Jahrhunderts die Geschützrohre nach aller Möglichkeit erleichtern wollte, ebenfalls wieder angewendet worden.

Simon, Glockengießer, Bürger zu Frankfurt, Stiefsohn des Meisters Stephan von Bingen, Glockengießer. Dienstbrief vom 4. Oktober 1522. Verpflichtung auf drei Jahre, ein Kleid wie die Diener (städtische Beamten) Wohnung im Haus bei St. Martha (Hospital bei der Bornheimer Pforte). Im Felde 6β Heller mit Kost, 7β Heller ohne Kost. Wenn zu Bonames, Goldstein oder anderen Schlössern in der Bannmeile 4β Heller und Kost. Pulvermachen oder andere Arbeit, im Sommer 5β, im Winter 4β per Tag. Ferner soll er fleißig mit der Handbüchse schießen und die Bürger darin unterrichten. Seit 1525 Bürger von Frankfurt.

Bild 11



Der Greif des Meister Simon

Das dritte Geschütz, das der Landgraf von Hessen aus der Sickinger Beute erhielt, war der „Hahn" (Bild 9); nach Rommel 11 Schuh lang, schoß dem „Geschützbuch" gemäß 9 Pfd. Eisen.

Das Rohr besteht aus dem ganz glatten langen Felde, das durch eine Reifelung von dem ebenfalls glatten zylindrischen Bodenstücke abgesetzt ist, hat eine aus Reifen gebildete Mundfriese, sowie eine schwache Bodenfriese. An dem flach gewellten Boden ist an Stelle der „Traube", ohne Halsung, ein naturalistisch geformter Granatapfel angesetzt. Die Schildzapfen stoßen ohne Scheiben an das Rohr an. Gegen deren Achse, etwas zurückgerückt, befinden sich auf dem Zapfenstück zwei halbkreisförmige glatte Henkel von kreisförmigem Querschnitt. Als Zierde trägt die Mundfriese die Inschrift: „*Das valt Got*": das lange Feld zeigt das Sicking'sche Wappen, aber ohne die drei Granatäpfel auf dem das Zimier bildenden Schwanenhalse, und zwischen zwei Reifen die Inschrift:

Ich hais der Han
Im hader bin ich
Forn dran 1522.

Auf der Bodenfriese:

Simon gos mich.

Die beiden **1524** für den Grafen Solms gegossenen Geschütze sind in sich völlig gleichartig, was Äußeres, Länge und Kaliber betrifft. Sie unterscheiden sich nur durch die Inschriften, die ihnen die Namen der „Maus" und des „Zaunschlupfer" geben (Bild 10). Bei aller Ähnlichkeit der beiden Rohre ist deutlich erkennbar, daß jedes von ihnen nach einem besonderen Modelle hergestellt worden ist. Bei der „Maus" sind die Buchstaben kleiner, die Inschrift ist von einer Kartusche eingerahmt, die beim „Zaunschlupfer" fehlt. In schlichter Nüchternheit gleichen sie dem „Hahn", unterscheiden sich äußerlich von ihm nur dadurch, daß sie ein gerade abgeschnittenes Bodenstück haben und an Stelle der kugeligen Traube einen halbkreisförmigen glatten Henkel. Das glatte lange Feld zeigt das Wappen und die Anfangsbuchstaben O.G.K.M.G. des Wahlspruches der Grafen von Solms, die „Maus" ferner unter den Wappen die Jahreszahl 1524. Auf dem Bodenstück stehen die Inschriften:

Die Maus heis ich
Simon zu Frankfort gos mich.
(in einer viereckigen Kartusche)

bezw. ohne eine solche:

Der Zaunschlupfer bin ich
Simon gos mich. 1524.

Die Rohre sind 2,43 m lang. Die Seelenweite beträgt 6,9 cm, die Seelenlänge 2,32 m.

Als drittes Geschütz des Meister Simon ist der „Vogel Greif" erhalten,[17]) und zwar im Artilleriemuseum zu Paris (Bild 11). Nach einer im Berliner Zeughause befindlichen Zeichnung in natürlichem Maßstabe ist das Rohr 4,685 m lang und hat einen Mündungsdurchmesser von 28,4 cm. Das Rohr ist ein Kammergeschütz, die Kammer ist 93 cm lang und 21,5 cm weit. Die auf der Zeichnung abgebildete Kugel hat einen Durchmesser von 26,15 cm. Das Äußere des Rohres ist konisch und gleicht einer Säule, deren Kapitäl von dem aus einem mehrfach profilierten Friesengesimse aufgebauten Kopfe gebildet wird. Auf dem langen Feld befindet sich (Bild 12), von Engeln gehalten, das Wappen des Erzbischofs von Trier, des Herrn von Greifenklau, darüber die Inschrift „*Simon gos mich 1524*", darunter ein Bogenschütze und ein Speerkämpfer; vor dem Zapfenstück erhebt sich ein Rundstab; gleich am Anfang des Zapfenstückes sitzen die Schildzapfen ohne Scheiben; an derselben Stelle oben liegen die Köpfe zweier, die Henkel des Rohres bildender Delphine; zwischen Henkel und Bodenfriese ist eine rechteckige Tafel aufgegossen, die von einem vierfüßigen Greif gekrönt wird, der von zwei gleichen Kämpfern wie oben,

[17]) Gohlke: Metallne Riesengeschütze, in Mitteilungen für die ehemaligen Mitglieder des Feuerwerkspersonals. 15. Jahrg. 1909. — Die Zeichnung des Greif ist ebenda entnommen.

angegriffen wird. Gegen seine Riesengröße erscheinen diese Menschenkinder klein und für ihn ungefährlich. – Die Tafel trägt (Bild 13) die Inschrift:

Der Greif heis ich. Meinem
genedigen Herrn von Drir
dien ich. Wo er mich heist
Gewalden, do will ich Dorn
und Maurn zu spalten.

An Stelle der Traube ist auf der rechtwinkelig abgesetzten Bodenfläche ein Delphin angebracht. Auf dem linken Schildzapfen sind als Gewicht des Rohres 340 Ztr. verzeichnet.[13])

Das Geschütz stand auf dem Ehrenbreitstein, und war mit diesem früher schon einmal in französische Hände gefallen. 1637 von dem bayrischen Feldmarschalleutnant Jean von Werth zurückerobert, wurde es nach neuer Besitzergreifung des Ehrenbreitstein 1799

Bild 12



Der Greif

von den Franzosen nach Metz überführt. Während der Okkupation von Metz durch die Verbündeten nach 1815 in einer Kasematte eingemauert und verborgen gehalten, kam es 1865 nach Paris.

Auch bei diesem Geschütz hat Simon wenig künstlerisches Empfinden entwickelt. Der Rohrkörper ist durch gerade Linien begrenzt. Wappenhalter und sonstige Figuren, vor allem der Greif muten ziemlich harmlos an. Doch sind die Delphine von einer für diesen Meister befremdlichen Lebendigkeit und lassen auf eine äußere Beeinflussung schließen. Die Aufgabe, den für die Handhabung des Rohres erwünschten, ja notwendigen Henkel in künstlerisch befriedigender Weise darzustellen, war nicht leicht.

Meister S t e p h a n, der das Solms'sche Rohr von 1518 noch ohne Henkel gefertigt hatte, nahm das Motiv der Hundsköpfe für das Sickingische Rohr von 1518 an, behielt es auch für das zweite Sickinger Rohr von 1519 bei. Dieses Motiv ist aber schon weit älter. Es findet sich in ganz gleicher Ausführung auf dem „Drach von Hal" von **1506**. Essenwein gibt in den „Quellen" nach des Kaiser Karl V. Geschützbuch die Zeichnung von diesem und von den nachfolgend erwähnten Geschützen.[14])

Der Drache von Hall nennt keinen Gießernamen. Aber der den Boden des Rohres bildende Löwenkopf und die ganz gleichen Henkel zeigen deutlich,

Bild 13



Der Greif

daß der Drach von Hall der Gießerei des P e t e r M u l i c h zu Nürnberg entstammt, dessen Namen der „P a s e l l y c k s u s" von **1525** und ebenso das andere für den Kurfürst von Sachsen **1529** gegossene Rohr aufweisen. Der Basilisk hat dieselbe Bodenbildung, sowie die gleichen Hundehenkel, letztere auch das Mulich'sche Rohr von 1529. Ein drittes Rohr des Peter Mulich, der Löwe von 1523, hat den Löwenkopf am Boden, die Henkel sind zwar nicht naturalistisch als zerrende Hundeköpfe gebildet, lassen aber in ihrer Formgebung deutlich das Hundemotiv erkennen.[15]) In weiterer Stilisierung zeigt sich dieses,

[13]) Diesem Gewichte würden 15446 kg entsprechen. Der Katalog des Artillerie-Museums zu Paris V. S. 57 gibt unter Nr. 240 das Gewicht auf 12589 kg an und S. 73 unter Nr. 270 das Gewicht der eisernen Vollkugel von 27 cm Durchmesser auf 71 kg.

[14]) Tafel A. I C der Drache von Hall. Tafel A. CXIII. CXIV die Geschütze des Peter M u l i c h. Tafel A. CXVI. CXVII die brandenburgischen Geschütze des Endres P e g n i t z e r von 1526.

[15]) Dieses Rohr gibt Essenwein Tafel CXIII. CXIV einmal nach der Zeichnung des Geschützbuches in Wolfenbüttel und

doch gewiß nicht sehr ansprechende, Motiv bei den Henkeln auf den Markgräflich Brandenburgischen Schlangen — Tafel CXVI. CXVII der Quellen — des **E**(ndres) **P**(egnitzer), des berühmten Brandenburgischen Geschützgießers — vom Jahre 1526.

Wie Pegnitzer wird Stephan diese Henkelform von Mulich übernommen haben. Aber obwohl drei tüchtige Werkstätten dieses Muster verwendeten, gelangte es doch nicht zu allgemeiner Annahme. Erst durch die Umbildung des schmucklosen Henkels zum Delphin, wie ihn Gregor Löffler in so vollendeter Schönheit zu gestalten wußte, wurde diese Form überall herrschend, so daß auf lange Zeit neben dem Delphin keine andere Zierform für die Henkel, denen er auch die Namen gab, verwendet wurde. Gregor Löfflers Tätigkeit setzt um 1519 ein.[16]) In volle Entwicklung kam er erst später und so läßt sich nicht behaupten, daß durch einen Einfluß Löfflers auf Simon die Annahme der Delphine als Henkel und am Boden beim Trierer Greif zurückzuführen ist. Im Geschützbuche ist das früheste von Löffler in dieser Art hergestellte Rohr mit dem Jahre 1533 bezeichnet (Essenwein, Quellen Tafel CXX. CXXI). Aber wie eng die Zusammenhänge zwischen diesen Meisterwerkstätten waren, beweist das eine Löffler'sche Rohr von 154? (gleiche Tafeln), das statt des Delphins am Boden deutlich den Kopf des Mulich'schen Löwen mit dem Ringe im Rachen aufweist.

Es wäre also nicht unmöglich, daß Simon der erste gewesen ist, der den Delphin verwendete, daß angeregt durch ihn Gregor Löffler sein Meisterwerk geschaffen hat. Auch der hölzern-steife Greif des Simon von 1522 kann dem flotten Basilisken des Peter Mulich von 1525 zum Vorbild gedient haben.

War die künstlerische Begabung des Simon nicht besonders groß, so war es gewiß eine hohe technische Leistung, daß er, der Glockengießer, ein Geschütz von 340 Ztr. Schwere gut und glücklich zu gießen verstanden hat. Nicht das Aussehen, sondern der innere Wert gilt, wie für alles, so auch für das Geschütz!

Die Hoffnung, aus den Archiven über diesen Geschützguß etwas Näheres zu erfahren, über Preise, über die Anschußbedingungen, ist leider unerfüllt geblieben. Weder im Archive zu Trier noch im Provinzialarchive zu Coblenz haben sich irgendwelche auf die Herstellung des Greif bezügliche Urkunden erhalten.

Toll, „Zur Geschichte des Geschützwesens am Rhein und in den benachbarten Ländern mit besonderer Berücksichtigung des ehemaligen Kurfürstentums Trier", erschienen im „Archiv für Offiziere des Artillerie- und Ingenieurkorps" Bd. 19 von **1846** S. 124, gibt an, daß 1523 und 1524 für den Kurfürst Richard von Greifenklau drei besonders große und schöne Stücke in Frankfurt gegossen worden sind, der Greif, der Löwe und der Drache. Die näheren Angaben über den Greif decken sich mit dem vorstehend Angeführten. Der Löwe war eine ganze Karthaune, 12½' lang und schoß 48 Pfd. Eisen (4,13 m Länge und 18 cm Kaliber), und der Drache, eine Doppelschlange, von 18½' Länge bei 23 pfündiger Seelenweite (6,22 m lang, 14,5 cm weit). Sämtliche das Trierer Geschütz betreffenden Angaben hat Toll in der Zeit vor 1846 dem Coblenzer Archive entnommen. Näheres konnte auch über diese Geschütze jetzt dort nicht mehr festgestellt werden. Ist auch der Name des Gießers von Toll nicht besonders genannt, so geht doch aus dem Ganzen mit Sicherheit hervor, daß der Löwe und der Drache ebenso wie der Greif von dem Frankfurter Simon gegossen worden sind.

Was nun die 340 Ztr. des Greif bedeuten, so sei[17]) darauf hingewiesen — wenn man von den angeblich in Indien vorhandenen Geschützen absieht — daß in der Literatur im allgemeinen nur zwei auf uns überkommene Bronzegeschütze von größerer Schwere genannt werden:

Das Zier- und Prunkgeschütz „Die Kaiserkrone" zu Moskau von 1586 im Gewichte von 780 Ztr., und die Kanone Mohammed II. von 1467 zu Woolwich mit 350 Zollztr.

Unbeachtet blieb bisher der im Artilleriemuseum zu Lissabon befindliche „Basilisco" von **1533**, der bei 23,5 cm Seelenweite und 6,08 m Rohrlänge, 19,494 kg wiegt, nach altem Gewichte — um ihn mit dem Greif zu vergleichen — 429 Ztr.[18]) Die zugehörige Eisenkugel wiegt 50,440 kg. Unter Berücksichtigung auch dieses Geschützes behauptet

---

dann Tafel CXV nach dem im Germanischen Museum befindlichen Gipsabgusse des im Artillerie-Museum zu Paris befindlichen, dorthin nach der Eroberung von Algier 1830 gekommenen Geschützes selber, das nach der Schlacht bei Mühlberg dem Kaiser Karl zur Beute geworden war. Die völlige Übereinstimmung dieser beiden Zeichnungen gibt den sprechendsten Beweis dafür, wie genau die Abbildungen der Wolfenbütteler Handschrift mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Das hat denn auch für die Darstellungen der Frankfurter Geschütze seine Bedeutung.

[16]) Boeheim, Meister der Waffenschmiedekunst. S. 121.

[17]) R. Wille: Die Riesengeschütze des Mittelalters und der Neuzeit. 1870. S. 16/17. [18]) Catalogo do Museu da Artilharia. Lisboa 1910. S. 202. 14. Abtlg. Nr. 2.

der Greif unter den Bronze-Riesengeschützen dem Gewichte nach die vierte Stelle.

Ein dem Simon zugeschriebenes Stück befindet sich in dem Artilleriemuseum zu Madrid,[19]) ein „sacre" – „Falkaun" von **1517**. Bei 8,2 cm Seelenweite, 3,115 m lang, hat dieses also die für damalige Zeit außergewöhnliche Länge von etwa 38 Kalibern. Nach seiner spanischen Inschrift auf dem langen Felde ist es für „Fonseca Generalgouverneur von Castilien" gegossen, und zwar, wie die weitere Inschrift sagt, „Symoe gietir macte mij". –

1522 zog Karl V. in Salamanca mit seiner von Deutschen und von Niederländern gegossenen prächtigen Artillerie ein, welche die Spanier, die bis dahin die nur schmucklosen, schmiedeeisernen Pulvergeschütze kannten, in größte Verwunderung versetzten. Sandoval[20]) nennt in seinem Berichte über diesen Einzug die Namen der einzelnen Geschütze und schildert sie so genau, daß es an der Hand dieser Beschreibung noch möglich ist, für einzelne Stücke des Madrider Museums nachzuweisen, daß sie zu diesen 74 Geschützen gehört haben, die Karl V. damals mitführte, um mit ihnen als „ultima ratio regis" seine sehr bestrittene Herrschaft in Spanien zu befestigen.[21])

Conrad Gobel, Glockengießer, Büchsenmeister, Dienstbrief vom 29. April **1535**. Verpflichtung auf zwei Jahre. Für jedes 35 Gulden und ein Kleid. Zum Wohnen und Arbeiten das Haus und die Gießhütte bei St. Martha. Wenn er an andere Städte oder Herrn verliehen wird 4 β Heller, wenn er Verpflegung erhält. In einem älteren Dienstbriefe vom 12. Mai **1528**, der gleichfalls auf zwei Jahre lautet, ist 40 Gulden als Zahlung angegeben. Wie bei Simon ist die Verpflichtung erwähnt, daß er fleißig mit der Handbüchse schießen und die Bürger darin unterrichten soll. Das anhängende Siegel ist sehr klein, es zeigt C G und darunter ein Geschützrohr mit Mundfriese, Henkel und Traube. Conrad Gobel stirbt 1568.

Erhalten ist ferner ein Dienstbrief von Niclas Gobel aus Dünckelszboel, Kannen- und Rotgießer, Bürger von Frankfurt, vom 6. Juni 1503. Verpflichtung auf drei Jahre als Büchsenmeister mit großen und kleinen Werken. Jährlich 15 Gulden und ein Kleid. Wohnung in dem Hause hinten auf dem Graben, neben St. Martha. Pulvermachen und andere Arbeiten für den Tag 5 β Heller. 1497 Frankfurter Bürger geworden, bittet er 1499 um das „Gießhaus uff dem Graben". 1505 verpflichtet er sich auf weitere acht Jahre. 1506 und 1507 ist er noch erwähnt.

Die Annahme, daß Conrad Gobel ein Sohn dieses Niclas gewesen sei, ein jüngerer Bruder des Simon und dann wie dieser ein Stiefsohn des Meister Stephan von Bingen, des zweiten Mannes der Witwe des Meister Niclas, ist wahrscheinlich, hat sich aber bis jetzt nicht nachweisen lassen. Auf die Reihenfolge der Büchsenmacher wird später eingegangen werden.

Von Conrad Gobel ist nur ein Geschützrohr erhalten, das des Grafen zu Solms von 1538. Bezeugt dieses allein schon des Meisters großes künstlerisches Können, so beweisen es ferner in hohem Maße die aus seiner Gießhütte hervorgegangenen Glocken, sowie die von ihm stammenden Kunstwerke. Der Büchsenmeister Gobel steht gleich hoch als schöpferisch bildender Künstler wie als vollendeter Meister des Kunstgusses.[22])

Das Rohr von 1538 – 2,4 m lang mit 7 cm Seelenweite – führt keinen Eigennamen, dagegen nennt es den Namen seines Besitzers, des Grafen Bernhard zu Solms, Herrn zu Münzenberg und bringt neben der Jahreszahl das kräftig hervorgehobene Wappen und mit ihm vereint den Wahrspruch der Solms in vollem Wortlaute auf der oberen Fläche des Bodenstückes, so ein geschlossenes Ganzes bildend, hindeutend auf einen seines Besitzes stolzen, selbstbewußten Herren. Wie eine schlanke, leicht sich verjüngende Säule steht das Rohr fest auf seinem Fuße, auf dem mit zwei reichen Zierbändern umgebenen Bodenstück.

---

[19]) Catalogo General del Museo de Artilleriee. I. 1. 1909. S. 33. Nr. 3916.

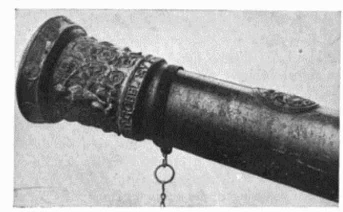
[20]) Sandoval: Historia de la vida y hechos del Emperador Corlos V. I. 1500–1528. 1618. II. 1528–1614. 1614.

[21]) Meinert: Gesehichte des Kriegswesens, Wien 1868, S. 397, schildert den Einzug Karls V. in München im Jahre 1530, bei dem ebenfalls ein starkes Aufgebot von Artillerie mitwirkte. Hier fiel besonders die Leichtigkeit und Beweglichkeit des Gerätes auf. Die Geschütze hatten Protzen nach Art der späteren. Leichte Geschütze wurden von einem in der Gabel gehenden Pferde gezogen.

[22]) Auf Conrad Gobel deutet ein Auftrag des Landgrafen Philipp von Hessen aus dem gleichen Jahre 1538. *„Item soll der Zeugkmeister zu dem Gisszer ghen Franckfurt ziehen, mit Ime reden und handlen, ob er wolle ein halben Gulden oder drey Ort vom Centner nemen und gissen. Und das mein gnediger Herre herbriege (Herberge) die Kost, Kolen, Holz und Leumen darzu thue"* .... Der Gießer soll also nach Marburg kommen und in der dortigen Gießerei des Landgrafen Geschütze für einen festen Gießerlohn herstellen. Ob der Auftrag zur Ausführung gelangt sein mag, ist nicht zu ersehen. – Staatsarchiv zu Marburg. Politisches Archiv des Landgrafen Philipp Nr. 493.

Den eleganten Formen eines römisch-korinthischen Kapitells gleicht im Weiten die Mundfriese, nur daß statt dessen zierlicher Gesetzmäßigkeit hier scheinbar willkürlich pflanzliche und lebende Formen — sitzende Löwen, umgeben von herrlichem Rankenwerk — in schier unentwirrbarem Durcheinander zu einer harmonischen Einheit wohltuend sich zusammenschließen (Bild 14). Der Künstler hat mit der Erinnerung an klassische Vorbilder das eigene lebendige Empfinden zu vereinen gewußt, hat eine rein persönliche Kunstform geschaffen. Das ringförmige Band zwischen dem Kapitell — der Mundfriese — und dem langen Felde trägt die Inschrift: *„Conrat Gobel zu Frankfort gos mich"*. Das Mundstück ist nicht durch eine senkrecht zur Seelenachse gestellte Fläche begrenzt, sondern wird durch einen flachen Kugelabschnitt gebildet, dessen Radius in der Höhe des unteren Randes der Mundfriese einsetzt. So verstärkt der Künstler den geschlossenen Eindruck seines Gebildes, auf Kosten einer geschütztechnisch nicht vorteilhaften Form.

Bild 14

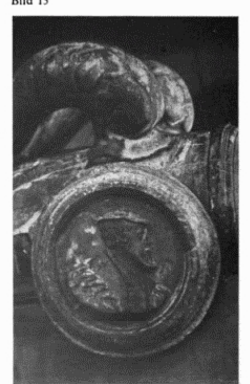


Conrad Gobel Solms'sches Geschütz 1538

Das schlanke, sonst schmucklose lange Feld ziert in ovalem Schilde eine sitzende weibliche Figur, eine Parze mit übergeschlagenem Bein und mit erhobenen Händen, gewiß nach einem von Gobel als klassisch erachteten Vorbilde, und deutet auf die todbringende Bestimmung des Geschützes hin. Am Zapfenstück setzen die Schildzapfen unvermittelt an das Rohr an. Diese tragen auf ihrer Außenseite Scheiben, welche von außen über Lafettenwand und Schildzapfenpfanndeckel herübergreifend, durch ein Zusammenhalten des Ganzen ebenso für die feste, beim Schuß seitlich unveränderte Lage des Rohres sorgen sollen, wie diese Aufgabe den inneren Schildzapfenscheiben bei den Rohren des Meister Stephan zufiel. Es ist dies wahrscheinlich das früheste Vorkommen von „äußeren Schildzapfenscheiben", die sonst erst im 17. Jahrhundert nachweisbar sind (Bild 15). Seinem künstlerischen Drange entsprechend hat Gobel diese schildförmigen Scheiben benutzt, um dem Rohr eine weitere Zierde durch das Bildnis Karls V. zu geben, des Kaisers, dem Graf Bernhard ein treuer Anhänger war. Das gleiche Bildnis schmückt in kleinerer Ausführung, achtfach wiederholt, den obersten sonst glatten, leicht ausgekehlten Reif der Mundfriese.

Hinter dem Zapfenstück sitzen die als Delphine geformten Henkel zur Handhabung auf. Ihre Mittellinien treffen sich in der Seelenachse, wohl genau im Schwerpunkte des Rohres. Von dem glatten langen Felde leiten zu dem reich geschmückten Boden zwei Zierbänder hinüber, sie werden durch einfaches Aneinanderreihen je eines figürlichen Schmuckstückes gebildet. In dem vorderen wiederholt sich ein 47 mm Durchmesser haltendes Medaillon mit dem von Genien getragenen Medusenhaupte — ein leicht verständliches Symbol. In dem hinteren Bande reihen sich Lünetten mit dem — hier unter dem Schutze des Medusenhauptes — ruhenden Merkur. Das Medusenhaupt entspricht einem antiken Vorbilde, der Merkur macht den Eindruck einer deutschen Arbeit, entstammt vielleicht dem Flötnerschen Kunstkreise (Bild 16).

Bild 15



Conrad Gobel 1538

Der leicht kugelige Boden des Rohres zeigt zwischen feingeschlungenem Rankenwerk die durch

Inschriften bezeugten Köpfe des Titus — über und unter der Traube, des Antonius — rechts und links von ihr. Als Traube ist eine Kugel auf verhältnismäßig schlankem Halse an den Boden des Rohres angesetzt. Auch diese Kugel ist verziert, durch vier flach in diese eingelassene, Kriegerköpfe zeigende Medaillons.

Bild 16



Conrad Gobel 1538

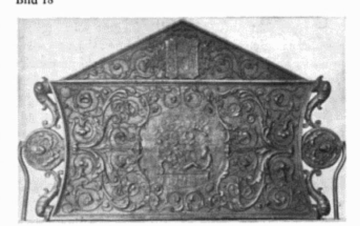
So hat Gobel durch reichlichen Zierat an den für den Beschauer wichtigsten Stellen, an der Mündung und an dem Boden, bei weisem Maßhalten auf der langen Mitte des Rohres, es verstanden, ohne jede Überladung dem Geschütze eine prächtige Form zu geben; er hat sich auch darin als ein echter Künstler erwiesen. — Dem Künstler Conrad Gobel weist in sehr gründlicher Untersuchung der Prälat Friedrich Schneider[23]) nach, daß er als Vorbilder für den reichen Bildschmuck der beiden von ihm gegossenen Glocken auf St. Stephan zu Mainz von 1544 und 1545 italienische Bergkristallintaglien des Giovanni Bernardi da Castel Bolognese und des Belli von Pesaro benutzt habe. Zwei feine Reliefs der Geißelung und der Verspottung, die Schneider glaubte als Augsburger Arbeiten aussprechen zu sollen, sind jetzt von berufener Seite als eigene Schöpfungen dem Meister Gobel zugeschrieben. Mehrere Kunstgüsse des Mainzer Domes entstammen wahrscheinlich Gobels Werkstatt. Nachgewiesen ist als Gobels Schöpfung die Platte vom Sarg des Kardinal Albrecht von Brandenburg, deren photographische Wiedergabe der Direktion des Kunstgewerbemuseums in Berlin zu verdanken ist, ebenso wie die sachliche Erläuterung über deren Bildschmuck. Dieses kleine, nur 37 cm breite und 23 cm hohe Kunstwerk zeigt eine meisterhafte Beherrschung der Schrift zur monumentalen Füllung der Platte (Bild 17). Seine schönen Delphine verwendet der Büchsengießer viermal als Zierat, viermal das Medusenhaupt. Dieses Medaillon ist bei genau gleicher Größe mit demselben Modell geformt wie das Medusenhaupt auf dem Zierbande des Geschützes in Braunfels. Alles ist schlicht und einfach in vollendeter Harmonie. Die Grablegung ist der Abguß einer Plakette von Moderno (Bild 18), das Reliefbild des Kardinals Albrecht ist nach einer zeitgenössischen Medaille abgegossen, deren Urheber verschieden gedeutet wird.

Bild 17



Sargplatte des Kardinal Albrecht von Brandenburg (Vorderseite)

Bild 18



Sargplatte des Kardinal Albrecht von Brandenburg (Rückseite)

Schneider schloß seinen Aufsatz mit dem Bedauern über das Fehlen weiterer Belege von Gobels

[23]) Friedrich Schneider: Conrat Gobel, Gießer zu Frankfurt um die Mitte des 16. Jahrhunderts, in Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst. Neue Folge VI. 1877.

Tätigkeit. Da ist nun inzwischen als Verfertiger einer Bronzefigur, der Kleopatra, in der Sammlung Oppenheim, die jüngst zur Versteigerung kam, der Meister Gobel erkannt worden.[24]) Auch das Geschütz von 1538 legt volles Zeugnis ab für die Bedeutung des bildenden Künstlers nicht nur, sondern ebenfalls für dessen große Kunstfertigkeit als Gießer. Von den in Wachsausguß in verlorener Form gegossenen Mainzer Glocken konnte Schneider sagen: „Die Zieraten erscheinen bei aller Zartheit der Modellierung und der Kleinheit der Gegenstände dennoch von einer bewundernswerten Reinheit, nirgends ist Nachhilfe mittels Ziselierens zu gewahren, sondern unberührt, wie sie aus der Form gekommen, stehen sie da."

Dasselbe gilt von dem Gobelschen Geschütze in Braunfels. Hat der Wappenhalter auf dem Geschütze des Meister Stephan auf Ziselierung weisende scharfe Kanten und Ausgründungen, haben die gleichen Wappen der Simonschen Geschütze das ebenfalls, wenn auch etwas weniger, so hat das Gobelsche Geschütz dies gar nicht. An letzterem gehen alle Formen weich ineinander über, es muß sich also um reine Gießarbeit handeln. Diese Feststellung ist gewiß das größte Lob, das dem Meister als Gießer gespendet werden kann.

Die Bronze der drei Meister weist, soweit der Augenschein es gestattet, starke Verschiedenheiten in der Legierung auf. Der Drache des Meister Stephan hat im Laufe der Zeiten eine prächtige ganz gleichmäßige milchgrüne Patina angenommen. Diese deutet auf eine sehr kupferreiche Bronze. Bei dem Rohre des Conrad Gobel weist ein den hinteren Teil des langen Feldes streifig herunter fließender silberiger Glanz auf einen ungewöhnlich hohen Zinngehalt der Bronze hin. Beim Erstarren der Gußmasse ist das Zinn in dem unteren Teile des Gußstückes, wie diese Streifen es augenscheinlich dartun, stellenweise ausgeschieden.

Alle Rohre zeigen an den Mündungen Gebrauchsspuren, Ausschleifungen des Metalles durch die Geschosse, in erster Linie durch die Kartätschen. Besonders stark sind diese bei dem Zaunschlupfer des Simon. Dies kann die Veranlassung gewesen sein, daß dem Gobel die Verwendung einer wesentlich härteren, also zinnreicheren Bronze vorgeschrieben wurde.

Das Zinn ist nun wiederum gegen die Einwirkungen der Stichflamme sehr empfindlich. Das Zündloch des Rohres von 1538 ist denn auch stark ausgebrannt. Gleiches muß bei dem Zaunschlupfer des Simon gewesen sein, denn dieser hat durch Einguß ein neues Zündloch erhalten. Die Pfanne desselben ist dann kreisrund und kleiner gehalten worden als die quadratischen Zündpfannen der übrigen drei Braunfelser Rohre. Die angegossenen Ösen zum Halten des Zündlochdeckels sind bei dem Umgusse entfernt worden.

Bei Stephan und Simon sind die Bodenfriesen seitlich in senkrechter Richtung abgeschnitten, um ein engeres Aneinanderstellen der Laffetenwände zu ermöglichen und den Aufbau der Laffete gedrungener und widerstandsfähiger zu machen. Diese Eigenart findet sich auch bei sämtlichen Geschützen des Gregor Löffler. Das später allgemein angenommene Versenken der Schildzapfenachse erfolgte aus demselben Grunde.

DIE BÜCHSENMEISTER ALS GLOCKENGIESSER

Glockenguß und Geschützguß ging Hand in Hand. Der bewährte Geschützgießer wurde mit dem Gusse von Glocken in der näheren und weiteren Umgebung seines Wohnortes betraut. Den Glocken war meist ein längeres Leben als den Geschützen beschieden, und so geben viele von ihnen noch heute Kunde von den Büchsenmeistern, die sie gegossen haben, und über die Zeitenräume in denen diese tätig waren. Außer in den zusammenfassenden Werken über die Glockenkunde[25]) sind die Nachrichten über die Glocken und ihre Gießer meist in der schwer erreichbaren Lokal-Literatur enthalten oder verborgen.

---

[24]) F. Th. Klingelschmitt: Die Sammlung Baron Albert Oppenheim in Köln. Frankfurter Zeitung 22. X. 1917. Nr. 292. Diese nur 20 cm hohe Figur ist bei der Versteigerung der Sammlung mit 10100 Mk. bezahlt worden. — Wieviel Heller mag Conrat Gobel voreinst für dies Figürchen erhalten haben?

[25]) Otte: Glockenkunde. 2. Aufl. 1884.

Schaefer: Hessische Glockeninschriften. — Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde. XV. 1884.

Walter: Glockenkunde 1913. In Einleitung S. 9—13 sind die Wechselbeziehungen zwischen Geschütz und Glocken historisch beleuchtet.

Renard: Von alten Rheinischen Glocken. Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. XII. 1918.

Außerdem Luthmer: Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Wiesbaden. I. 1902. V. 1914.

Den Namen des Meister Stephan nennen acht Glocken,[26]) die sich auf die Jahre 1514–1520 verteilen, wenn man von der einen zweifelhaften Bezeichnung von 1507 absieht. Die Inschriften, teils lateinisch, teils deutsch, sind schlicht und kurz.

Vom Meister Simon, der in seinem Dienstbriefe als Glockengießer benannt ist, ist als noch vorhanden nur eine Glocke bezeugt,[27]) und zwar findet sich diese an dem gleichen Orte, für den Stephan ebenfalls eine Glocke geliefert hat. Das deutet auf ein Zusammenarbeiten dieser Meister.

Auf dem Primtürmchen des Domes zu Frankfurt befand sich nach Lotz, Baudenkmäler im Regierungsbezirke Wiesbaden 1880, S. 133, die Prim, später Ratsglocke mit der Majuskelinschrift: „*Hoc timpanum fusum divini cultus ad usum*“. Sie wurde 1523 durch eine 2 Ztr. 70 Pfd. schwere Glocke ersetzt mit der Inschrift: „*Dem Rath zu Frankfurt diene ich, Simon Gobel goß mich.*“ Diese Glocke, schon 1524 unbrauchbar geworden, erhielt beim Umguß die Inschrift: „*Simon goß mich, des Raths zu Frankfurt bin ich*“.

Beim Dombrande 1867 wurde diese Glocke vernichtet. Wenn die Inschrift von 1523 richtig überliefert worden ist, so deutet der hier bekundete Familienname Gobel ebenfalls auf ein Verwandtschaftsverhältnis des Simon zu Niclas und Conrad Gobel. Simon, der die gleiche städtische Gießerwohnung inne gehabt hat, wie vor ihm Niclas und nach ihm Conrad, darf wohl als ein älterer Sohn des Niclas angesehen werden, der seinem Vater bezw. dessen Nachfolger Meister Stephan, dem Stiefvater, im Amte folgte und Conrad als dessen jüngerer Bruder, der dann später an seine Stelle trat. Das Vererben der gleichen Tätigkeit in den Familien hat, wie vielfach im Handwerke, besonders oft bei den Glockengießern stattgefunden. — Durch Dienstbrief von 1566 ist ein zweiter Niclas Gobel nachgewiesen, also wohl ein Sohn von Simon oder Conrad, ein Enkel von Niclas dem älteren, als ein fünfter dieses Kreises. Möglicherweise gehört diesem auch der durch Dienstbrief von 1598 bezeugte Johann Gubbel noch als ein sechster an.

Von Conrad Gobel sind die beiden Glocken in St. Stephan zu Mainz — von 1544 und 1545 — bereits bei dem Geschütze von 1538 erwähnt, außerdem sind noch vier weitere seiner Glocken[28]) nachgewiesen.

Aus den Jahren 1512 und 1513 stammen sechs Glocken eines Meister Hans aus Frankfurt.[29]) Ebenso zwei weitere, die nur diesen Namen, keine Jahreszahl, tragen. Form und Wortlaut der Inschriften des Meister Hans stimmen derart mit den Inschriften des Meister

[26]) 1. 1507. Lützelhuden, Reg.-Bez. Koblenz. Renard. S. 64.
2. 1514. Dudenhofen, Reg.-Bez. Koblenz. Renard. S. 64.
3. 1516. Niederweissel, Kreis Friedberg i/Hessen. Schäfer S. 509.
Deren Inschrift lautet:
Maria Glock heis ich, in der Eer Gottes laudt ich, Stephan zu Frankfrt. gos mich. 1516.
4. 1517. Hallgarten bei Rüdesheim. Otte. S. 211. Luthmer. I. S. 183 gibt die Inschrift:
Maria glock heisz ich, in der ehr Gottes leut ich. Meister Stephan von Frankfort gosz mich anno 1517.
5. 1518. Kölschhausen, Reg.-Bez. Koblenz. Renard. S. 64.
6. 1519. Wixhausen, Kreis Darmstadt, Hessen. Schäfer. S. 482 mit der Inschrift:
Sant. Blasius. Glock, heis ich. Steffan zu Frankfort gos mich. 1519.
7. 1519. Lich, Kreis Friedberg, Hessen. Schäfer. S. 539. (Einer gefälligen, während der Drucklegung erhaltenen Auskunft des Professors Dr. Walbe-Darmstadt gemäß, ist diese Angabe irrtümlich. In Lich ist neben Glocken von 1400, 1453 auch eine Glocke von 1517 erhalten. Diese von Nic. v. Lothr. (Nicolaus von Lothringen) gegossene Marienglocke mag den Irrtum veranlaßt haben.)
8. 1520. Langen, Kreis Offenbach, Hessen. Schäfer, S. 485 mit der Inschrift:
Laudo. deum. verum, Sathanam. fugo. convoco. clerum. Steffan zu Frank. 1520.

[27]) 1512. Langen, Kreis Offenbach, Hessen. Schäfer. S. 485: *Maria. Glock. heiz. ich. Simon zu Frankfort gos mich. 1512.*

Die gegen Simons sonst nachgewiesene, erst 1522 bekundete Gießertätigkeit frühe Jahreszahl von 1512 ließ Zweifel an der Richtigkeit der Angabe aufkommen. Eine direkte Nachprüfung war aber nicht ausführbar, da nach Mitteilung des Pfarramtes diese Glocke inzwischen umgegossen worden ist. In der Kirchenchronik ist aber die gleiche Jahreszahl genannt. Simon hat also diese Glocke in der Gießhütte seines Stiefvaters Stephan gegossen.

[28]) 1. 1548. Hochheim a. Main. Luthmer. V. 220 mit der Inschrift: *Conrat Goebel in Frankfort gos mich. 1548.*
2. 1557. Ebersheim im Reingau. Schneider. Conrat Gobel, Gießer zu Frankfurt. S. 418. Sie trägt am Halse ein Schriftband:
Conrat · Gobel · zu Frankfort · gos · mich · anno 1557.
3. 1557. Seligenstadt a. Main. Walter. S. 740.
4. 1537 (?). Reiskirchen, Reg.-Bez. Coblenz. Renard. S. 65.
Der von Otte S. 189 genannte Gobel auf einer Glocke aus dem 16. Jahrhundert zu Schkeitbar, Kreis Merseburg, ist bei der großen Entfernung dieses Ortes von Frankfurt wohl kaum dem Conrat Gobel zuzuschreiben.

[29]) 1. 1512. Eberstadt, Kreis Darmstadt Wörner, Glockeninschriften im Kreise Darmstadt, Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. 1888, S. 62.
St. Anna Glock heis ich. Meister Hans zu Frankfort gos mich 1512.

Stephan überein,[30]) daß man schließen kann, der Meister Stephan habe mit dem Vornamen Johannes, Hans geheißen und habe während eines kurzen Zeitabschnittes, ehe er als Büchsenmeister angestellt wurde, seine Werke mit diesem seinem Vornamen gezeichnet.

NACHRICHTEN DER CHRONIKEN UND INVENTARIEN ÜBER GESCHÜTZGUSS

Lersner verzeichnet in der Chronik seiner Vaterstadt vielfach den Guß von Geschützen unter den besonders bemerkenswerten Ereignissen. Er nennt dabei auch die Namen unserer Meister. Durch zwei in dem städtischen Archive erhaltene Inventarien der städtischen Zeughäuser[31]) ist es möglich, mehreren dieser Geschütze genau nachzugehen. In den Zeughäusern „im Ramhoff" und „an der Konstabler Wache" lagerten die Kanonen. In dem Zeughause „auf dem Graben" befanden sich die Mörser. — Lersner II S. 438 berichtet:

1524 wurde das Stück, der Kautz genannt, von Siemon Glockengießer gegossen. Wiegt 67½ Ztr. Unter 20 Ztr. Kupfer ist ein Ztr. Zinn gekommen.

1525 werden der Rehbock und Hahn gegossen, gewogen 94 Ztr.

Die Inventare führen auf:

1764: im Ramhoff Nr. 5. ¾ Karthaune. **1522** der alte Kautz.
1787: im Ramhoff Nr. 5. Kaliber 36 Pfd. Wappen: Frankfurter Adler, das Käutzlein ¾ Karthaun 9' 10" lang.

1764: im Ramhoff Nr. 11. Gantze Schlang: 18 Pfd. der Rehbock **1523**.
1787: im Ramhoff Nr. 9. Kaliber 18 Pfd. Wappen: Frankfurter Adler **1523**. Schlang 11' 2" lang.

1764: im Ramhoff Nr. 42. 7 Pfd. geschuppigte Schlang: der Hahn.
1787: nicht mehr vorhanden.

Lersner II S. 443: **1539** werden gegossen Justicia und Nemesis von Stephan Göbel. Ein Stephan Göbel ist nicht nachweisbar. Wahrscheinlich sind diese beiden Rohre von einem Meister Stephan und von Meister Conrad Gobel gemeinsam gefertigt worden. — Meister Stephan von Bingen kommt hierbei nicht mehr in Betracht, da er nach der Angabe des Archivs zu Frankfurt vor 1522 verstorben ist. Es könnte dieser Name sich nur auf den Büchsenmeister Stephan Pfeilsticker aus Pforzheim beziehen, dessen später noch besonders gedacht werden wird. Diese beiden Geschütze kommen in dem Inventar von 1764 nicht mehr vor, sind also schon vor diesem Jahre ausgeschieden.

Lersner II S. 454: **1551** Meister Conradt soll 20 Stück Büchsen gießen lassen, es fehlen ihm 50 Ztr. Zeug. Das große Stück im Zeughause ist ganz heil und unversehrt, den Schützenmeistern wird Vollmacht gegeben nach Belieben zu verfahren. — Das große Stück kann nur die Büchse von 1394 bedeuten, welche vor Tannenberg 1399 ihre Schuldigkeit getan hatte. Seitdem ist von keinem weiteren großen Stücke bei Lersner die Rede. Diese Büchse wird damals zu dem Neugusse verwendet worden sein, sie wird später nicht mehr genannt. **1552** ließ der Rat, wie der Stadt die Belagerung drohte, in aller Eile durch Conrad Gobel noch eine größere Anzahl Geschütze neu gießen. Auch hierzu fehlte es an Zeug. Der katholische Klerus weigerte sich, aus dem Geläute der Kirche Glocken dafür herzugeben, stellte aber 30 Ztr. Metall in unbrauchbaren Glocken für den Guß zur Verfügung. Ein Anerbieten, welches

2. 1512. Monzingen, Kreis Kreuznach. Renard S. 64.
3. Altenkirchen, 15.—16. Jahrh. Renard S. 94.
4. Aßlar, 15.—16. Jahrhundert. Renard S. 94.
5. 1513. Villingen, Kreis Gießen, Hessen. Schaefer. S. 533: *Ave Maria gracia plena dm. tecum. Meister Hans zu Frankfort gos mich. 1513.*
6., 7. 1513. Kidrich im Rheingau. Zwei Glocken Otte s. 192. Walter s. 757. Luthmer I s. 194, 195 gibt die Inschriften: *Magne Valentine princeps, pater, atque patrone hec Osanna tue resonat laudi hiesuque. Osanna heis ich. Meister Hans zu Frankfort gos mich. Anno 1513 jar. O heilige Maria allersuste Mutter Gottes biet Got vor uns armen sunder und sunderin in der stunde unseres dotes.* — Die der zweiten lautet: *Maria Glock heis ich, in Gottes eer läut ich. Meister Hans zu Frankfort gos mich, anno 1513 jar.*
8. 1513. Hattenheim im Rheingau Luthmer I. S. 180 *Maria Glock heise ich in Gottes eer laut ich. meister Hans zu Frankfort goss mich anno 1513 jar.*

[30]) Steffan 6: *Sant Blasius Glock heis ich. Steffan zu Frankfort gos mich. 1519.*
Hans 1: *Sant Anna Glock heis ich. Meister Hans zu Frankfort gos mich. 1512.*
Steffan 4: *Maria Glock heisz ich, in der ehr Gottes leut ich. Meister Stephan von Frankfort gosz mich anno 1517.*
Hans 8: *Maria Glock heisz ich in Gottes eer laut ich. meister Hanz zu Frankfort goss mich anno 1513 jar.*

Die Inschriften Steffan 8 und Hans 5, 6 haben dasselbe lateinisch-deutsche Sprachgemenge.

[31]) Das ältere dieser Inventare von 1764 ist aufgestellt durch den Leutnant der Artillerie Jäger bei Antritt seines Dienstes als Zeugwart der Stadt. Es nimmt Bezug auf ein nicht mehr vorhandenes „voriges Inventar von 1753". — Das Inventar von 1787 ist gleichzeitig das Übergabe-Protokoll des Kapitän-Leutnant Jäger an seinen Amtsnachfolger. Dieses Letztere ist wegen der genauen Charakterisierung aller Geschütze waffengeschichtlich von ganz besonderem Werte.

die Bürgmeister dankbar annahmen.[32]) Es heißt bei Lersner II S. 501: **1553**, daß auf Wälle und Wehre Geschütze zu bringen wären, um sie im Notfalle sofort gebrauchen zu können und daß man dazu die zehn neu gegossenen Stücklein von Meister Conradt Göbel, Büchsenmeister, nehmen solle. Die Schützenmeister melden, daß für den Guß von weiter angeforderten Stücken etwa 300 Ztr. Zeug fehlen. II. S. 502. **1554** ist Meister Conrad Göbel, Büchsenmeister, mit den Formen von 12 Büchsen fast fertig, es fehlt an Zeug. Die Zeugmeister sollen zwei mangelhafte Schlangen und den „Wildenmann" nehmen. — I. S. 390: **1556** hat Meister Conrad Göbel die zwölf Notschlangen beschossen, die er in der Stadt ihrem Zeughause gegossen. II. S. 502: **1557** besichtigt der Herzog von Cleve die von Conrad Göbel neu gegossenen Stücke. **1560**, Conrad Göbel verpflichtet sich zwei Stück je von 60 Ztr. und 16 Schuh lang, zu gießen. Die Zeugmeister sollen mangelhafte Geschütze zum Umguß zerschlagen, und auf eines der beiden neuen dem „Wildenmann", auf das andere die „Wilde Frau" gießen lassen.[33])

Von diesen Geschützen des Conrad Gobel weisen im Zeughause an der Constabler-Wache die Inventare nach:

1764 Nr. 85. Ein metallenes Falcon 1½ Pfd. schießend, **1552** mit Frankfurter Adler von Conrad Göbel, Nr. 86. Ein metallenes Falcon 1½ Pfd. schießend, **1552** Conrad Göbel goß mich. Nr. 87. Ein metallenes Falcon 1½ Pfd. schießend, **1552** Nr. 2 von Conrad Göbel.

1787 Nr. 85. Kaliber 2 Pfd., Wappen —, Devise —, **1552** Schlange, 5' 4" lang Conrad Göbel. Nr. 86. Kaliber 1½ Pfd., Wappen —, Devise Löw., **1552** Schlange, 5' 4" lang Conrad Göbel. Nr. 87. Kal. 1½ Pfd., Wappen Frankfurter Adler, Devise Nr. 2, **1552** Schlange, 5' 4" lang Conrad Göbel.

Lersner schließt **1706** den ersten Band der Chronik mit dem Lobe der unbesiegten Stadt: die Wälle und die Zeughäuser sind stets mit grobem Geschütz versehen und wo ein Gestück auf den Wällen abgängig wird, wohnet der Stückgießer nächst an dem Zeughause, welcher solches sobalden umgießt und der Deputierten Herren — die alle drei Jahre wechseln — Wappen darauf macht.

ARTILLERISTISCHE EINZELHEITEN DER GESCHÜTZE

Die Einzelheiten über die Bronzerohre der drei Frankfurter Meister seien noch einmal kurz wiedergegeben. Der „Greif" war ein Kammerstück, die übrigen waren Rohrgeschütze. Die Zusammensetzung der Bronze wird einmal ziffernmäßig gegeben — beim alten Kautz —, auf 20 Teile Kupfer hielt sie einen Teil Zinn, sie war also bei 5% sehr weich gegenüber der später allgemein üblichen 10%igen Bronze. Als Geschosse wurden ausschließlich Eisenkugeln verwendet. Über die Stärke der Pulverladung fehlt bei den Rohrgeschützen jeder Anhalt. Meist wird für diese Geschützart und für diese Zeit eine Ladung von ⅔ Kugelschwere im groben Durchschnitte angenommen.[34])

[32]) Quellen zur Frankfurter Geschichte II. R. Jung. Frankfurter Belagerung von 1552. S. 522.

Auch eine dem Rate gehörige Uhrglocke, die 1469 von Martin Moller gegossen war, im Gewichte von 16 Zentnern 70 Pfund ist 1552 zum Geschützguß verwendet worden. — Lersner II. 1. 22 f.

[33]) Das Inventar des Zeughauses zu Gießen vom Jahre 1568 nennt unter den achtpfündigen Falkaunen: *„eine die Solmische genannt, ein schon stuck"*. — Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, I. S. 168. — Dieses „schöne" Geschütz mag auch von Conrad Gobel oder einem der anderen Frankfurter Meister für die Grafen von Solms gegossen worden sein.

[34]) Werlichius: *Chronica der ... Statt Augspurg*. 1595. II. S. 60. 1546 sandte die Stadt Augsburg den Schmalkaldischen Fürsten freiwillig außer 7 Wägen mit langen Spießen 20 Fuder Schießpulver und 30 Fuder Kugeln. Diese Nachricht soll nicht als ziffermäßig verwertbar für das Ladungsverhältnis gelten, gibt aber doch einen gewissen Anhalt dafür.

Meier: Die Artillerie der Stadt Braunschweig, S. 84—88, gibt nach den Dokumenten des Braunschweigischen Archives nach dem von Cord Mente, dem Büchsenmeister der Stadt, aufgestellten Kostenanschlage, ganz genaue Angaben über die Ladungen der in Anmerkung 6 erwähnten dem Kaiser nach dem Schmalkaldischen Kriege als Strafe zu liefernden 12 Geschütze. Dieselben seien der Kürze wegen in Tabellenform hier wiedergegeben:

Zahl und Art der Geschütze	Rohrgewicht in		Geschoßgewicht in		Kaliber in		Schußzahl für jedes Geschütz	Der Braunschweigische Zentner von 114 Pfund zu je 467 g wog 53,271 kg
	Zentnern	Geschossen	Pfunden	Ladungen	cm	Zollen		
2 große Mauerbrecher . .	60	136,8	50	2,245	18,36	7	36	Die für den Guß der Rohre erforderlichen 160 Ztr Rohkupfer und 170 Ztr. Glockenspeise kosteten 3520 fl. Der Gießlohn betrug mit 1050 fl. annähernd 32% der Materialkosten.
2 kleinere Mauerbrecher	40	130,3	35	2,059	16,25	6	36	
2 Schlangen	30	570	7—8	2,000 / 1,750	9,96	3¾	50	
6 Stück Feldgeschütze . .	10	570	2	1,000	6,30	2	50	

Das Ladungsverhältnis steigert sich in der Reihenfolge der Kaliber vom schwersten mit ⅖ auf ½ auf 4/7 um bei dem leichtesten Kaliber zur vollen Kugelschwere anzulangen. Für das Feldgeschütz darf man dem Frankfurter Geschütz von 1552 (Nr. 10 der Übersicht — folgende Seite —) entsprechend eine Rohrlänge von 1,75 Meter annehmen.

Keines der Rohre hat Vorrichtungen zum Nehmen der Höhenrichtung. Alle aber haben solche zum Schutze des Zündloches, Zündpfanndeckel, welche auf der einen Seite der Pfanne an einem Scharnier beweglich über das Zündloch herübergeklappt, auf der anderen Seite an eine Öse fest angeschlossen werden konnten. Des Meister Stephan Rohre haben Schildzapfenscheiben direkt am Rohrkörper. Konrad Gobel verwendet solche Scheiben auf der Außenseite der Schildzapfen.

ziemlich gleiche Verhältnisse auf. Auch zeigt die Nummerngebung bei dem Geschütz der Stadt Frankfurt (14), daß die Bedeutung der Kalibergleichheit auch für die schwere Pulverwaffe schon damals richtig erkannt worden ist. Wäre die Größe der Ladungen bekannt, so würde sich das Bild über das Wesen und die Eigenart dieser Rohrgeschütze wesentlich klarer und deutlicher abzeichnen.

Graf Reinhard zu Solms-Lich hat seinem Kriegsbuche auch Zeichnungen der verschiedenen

ÜBERSICHT ÜBER DIE ROHRGESCHÜTZE

Nr.	Gießer	Jahr	Geschütz-		Kaliber		Geschoß-gewicht in Pfunden	Rohrlänge in			Errechnete bzw. abgeleitete Zahlen in Klammern
			Name	Art	Zoll	cm		Fuß	cm	Kalib.	
1	Stephan	1518	Drach		(2 1/2)	7,2	(3)	(7' 2 1/2")	234	32,5	
2	„	„	(Sickingen)		(4)	(10,4)	9				
3	„	1519	Nachtigal		(6)	(16)	32	13 1/2'	(437,4)	(27)	wiegt 70 Zentner = 218 Kugelschwere
4	Simon	1522	Hahn		(4)	(10,4)	9	11	(356,9)	(36)	
5	„	„	Der alte Kautz	3/4 Karthaun	(6)	(16)	36	9' 10"	(319)	(19)	wiegt 67 1/2 Zentner = 188 Kugelschwere
6	„	1523	Rehbock	Ganze-Schlange	(5)	(13)	18	11' 2"	(362)	(28)	6 und 7 wiegen zusammen 94 Zentner.
7	„	„	Hahn	Schuppigte Schlange	(3 3/4)	(9,55)	7				
8	„	1524	Maus und Zaunschlupfer		(2 1/2)	6,9	(2 3/4)	(7' 6")	243	35	
9	„	„	Löwe	Ganze Karthaune	6,75	(18)	48	12' 6"	(405)	22,5	
10	„	„	Drache	Doppel-Schlange	5,30	(14,5)	23	18' 6"	(600)	41	
11	Gobel	1538	(Solms)		(2 1/2)	7	2 3/4	(7' 5")	240	34,3	
12	„	1552	—	Schlange	(2 1/4)	(6,3)	2	5' 4"	(173)	(27,4)	Nach Inventar 1764 wiegt Geschoß nur 1 1/2 Pfd., dann 30 Kaliber lang.
13	„	„	Löw.	„	(2)	(5,7)	1 1/2	5' 4"	(173)	(30)	
14	„	„	Nr. 2	„	(2)	(5,7)	1 1/2	5' 4"	(173)	(30)	wiegt 9 Zentner = 600 Kugelschwere.

Bei dem Aufbau der Rohrgeschütze läßt sich irgendwelche allgemeine Planmäßigkeit kaum erkennen. Die schweren Kaliber (3, 5 und 9) sind mit einer Länge von 27, 19 und 22,5 Seelendurchmessern verhältnismäßig kürzer als die leichteren (1, 4, 8, 11, 12, 13, 14), die im groben Durchschnitt etwa 32 Kaliber lang sind. Bestimmte Grundsätze lassen sich den einzelnen Geschützgießern nicht nachweisen. So sind die von Gobel 1552 gefertigten drei leichten Geschütze um 4 Kaliber kürzer als das 14 Jahre früher einem andern Besteller gelieferte Geschütz (11), während man vermuten sollte, daß die jüngeren Geschütze an Länge zugenommen hätten. Eher kann man einen gewissen Einfluß durch die Besteller erkennen. So weisen die vier Solms'schen Dreipfünder (1, 8, 11), obgleich sie von verschiedenen Meistern und zu verschiedenen Zeiten gefertigt worden sind,

Geschützgattungen beigegeben. Diese tragen die Jahreszahl 1556. Die schweren Geschütze, die Steinbüchsen und Karthaunen haben senkrecht abgeschnittene Mündungsflächen. Die mittleren und die leichten Rohre — Not-, Feld- und Quartierschlangen sowie Falkon und Falkonett — zeigen dieselbe halbkugelige Mündungsfläche und ebensolche bildnisverzierte äußere Schildzapfenscheiben wie das 1538 von Conrad Gobel für den Grafen Bernhard zu Solms-Braunfels gefertigte Geschütz. Der Einfluß des Frankfurter Meisters ist unverkennbar.

Der von Simon 1524 gegossene Greif ist unter unseren Frankfurter Geschützen das einzige Kammerstück. Bei ihm sind, da die Größe der Kammer das Gewicht der Pulverladung bestimmt, mit deren Abmessungen neben den sonstigen Maßen

des Rohres alle zur Beurteilung seines artilleristischen Wertes erforderlichen Ziffern bekannt. Die Länge des Rohres beträgt 468,5 cm, die des Fluges 355 cm. Bei der Seelenweite von 28,4 cm hat das Rohr 27, der Flug 12,5 Kaliberlängen. Das 340 Ztr. schwere Rohr entspricht 224 Geschoßgewichten von 152 Pfd. (71 kg). Die 93 cm lange und 21.5 weite Kammer hält bei der normalen, 3/5 ihres Fassungsvermögens betragenden Ladung[35]) 16,2 kg Pulver; diese Ladung entspricht genau 1/4,4 der Geschoßschwere. Es ist beim „Greif" 1529 ein etwas stärkeres Ladungsverhältnis vorhanden als das in späteren Zeiten bei diesen Kammerstücken meist gebräuchliche von 1 : 5. — Mit dieser Ladung wäre der Greif, bei genügender Erhöhung, imstande gewesen über 4000 m weit zu schießen.[36]) Welche Erhöhung die Laffetierung des Greif gestattet haben mag, ist unbekannt. Jedenfalls war der Greif ein für seine Zeit ganz außerordentlich leistungsfähiges Geschütz, das dem Frankfurter Simon zur höchsten Ehre gereichte.

Toll hat S. 97—102 eine aktenmäßige Darstellung der Lebensschicksale des Greif gegeben. Zu kriegerischer Tätigkeit ist er nie gekommen. Die Sage bemächtigte sich dieses immer dem Volke bekannten Riesengeschützes. Sie erzählte, daß er seine 180 Pfd. schwere Eisenkugel mit einer Ladung von 80 Pfd. Pulver — das wäre mehr wie „kammervoll" gewesen — vom Ehrenbreitstein bis Andernach getrieben habe. Die Entfernung beträgt 17,5 km.

DIE BÜCHSENMEISTER BEI DER VERTEIDIGUNG VON FRANKFURT 1552

Frankfurt war als eine der führenden protestantischen Städte dem Schmalkalder Bunde beigetreten, hatte aber bei Ausbruch des unglücklichen Krieges von 1546/47 sich dem Kaiser unterworfen, hatte kaiserliche Besatzung aufnehmen müssen, wurde ein Hauptwaffenplatz der kaiserlichen Macht. 1547 wurde denn auch ein großer Teil der erbeuteten Geschütze aus Sachsen und Hessen nach Frankfurt geleitet. Und es kamen mit diesen auch die ehedem Franz von Sickingen gehörigen, dann in des Landgrafen von Hessen Besitz übergegangenen Geschütze noch einmal an den Ort, an dem sie vom Meister Stephan und Meister Simon gegossen worden waren.[37]) „Alles haben" — so berichtet der Chronist — „die Spanier in kurzfolgenden Tagen den Rhein hinab Kaiserlicher Majestät zugeführt". Wo aber diese Frankfurt-Sickinger Geschütze schließlich geblieben sind, ist unbekannt, wahrscheinlich wohl in den Niederlanden oder in Spanien.

Die deutschen Fürsten, die durch Kaiser Karls weitgehende Pläne in ihrer Selbständigkeit bedroht wurden, verbanden sich gegen den Kaiser. 1552 brach der Krieg aus. Frankfurt blieb dem 1547 geleisteten Eide treu auf des Kaisers Seite. Das führte zur Belagerung der Stadt durch die Fürsten. Der kaiserliche Oberst von Hanstein befehligte die kaiserlichen Reisigen und Söldner, ebenso die Truppen der Stadt, deren Söldner und die wehrpflichtige Bürgerschaft. Die städtischen Söldner bildeten zwei, die wehrpflichtigen Bürger drei Fähnlein in der Gesamtstärke von etwa 2000 Mann. 27 Büchsenmeister wurden von der Stadt besoldet. Von diesen erhielten drei: „Stephan Pfeilsticker, Conrat Gobel, sowie Niklaus Siber" monatlich 12,10 und 8 fl., die anderen 4—8 fl. Meister Conrat Gobel ist der bewährte Geschützgießer und unter den Reisigen befindet sich auch ein Graf zu Solms.[38]) Es ist dies aber nicht der Graf Bernhard, für den

[35]) Diese aus der ältesten Zeit der Steinbüchsen stammende Vorschrift hatte im 16. Jahrhundert noch volle Geltung. Reinhard Graf zu Solms sagt in seiner berühmten Kriegsbeschreibung von 1559: *„Das dritt Buch von der Artholerei."* S. 46b ausdrücklich, daß beim Laden der Kammer 1/5 auf den Klotz entfalle, 1/5 leer zu bleiben habe und 3/5 mit Pulver zu füllen sei. —

[36]) Scharnhorst, Handbuch für Offiziere. Erster Teil. Von der Artillerie 1787, S. 254 sagt bei Besprechung der größten Wurfweiten der Mortiere, daß bei den von der dänischen Artillerie 1771 angestellten Versuchen eine Bombe von 150 Pfd. Gewicht mit 45° und 28 Pfd. 6 Loth Ladung 5320 Schritt, mit 20 Pfd.: 5040; 15 Pfd : 4430 und mit 9 Pfd.: 3315 Schritt weit geworfen worden sei. — Erstere Entfernung entspricht 4000 Metern. Nun war bei dem Greif das Vollgeschoß spezifisch schwerer wie die Bombe als Hohlkugel, war bei seinem erheblich kleineren Durchmesser in Verbindung mit diesem größeren spezifischen Gewicht ganz wesentlich geeigneter für die Überwindung des Luftwiderstandes; die Ladung des Greif war bei dem gleichen Geschoßgewichte noch um mehr wie 6 Pfd. größer, bei der Seelenlänge des Greif von 12,5 Kalibern war die Einwirkung der Pulvergase weit stärker und längere Zeit andauernd wie bei dem kurzen 1 1/5 Kaliber Mörserrohre. Das sind lauter Umstände, welche noch eine ganz wesentliche Vergrößerung der Schußweite über 4000 Meter hinaus erzielen mußten, aber freilich fehlte zu ihrer vollen Ausnutzung die Vorbedingung, daß die Laffetierung eine Rohrerhöhung von 45° zugelassen hätte.

[37]) Quellen zur Frankfurter Geschichte II. Chronik des Melchior Ambach S. 342. *„Den 8. Herbstmonats haben die kaiserlichen Fuhrleut das landgräfische Geschütz 14 großer und 8 kleiner Stück sampt vielen Klotzen, pulver und blei von Giessen gen Frankfurt bracht; etliche große Stück waren Junker Franzen von Sickingen gewesen."* In viermaligen Fahrten wurden mit 1000 aus Schwaben und dem Allgäu ermieteten Pferden 200 Geschütze nach Frankfurt gebracht.

[38]) Quellen zur Frankfurter Geschichte II. Neuhaus'sche Chronik S. 437. *„Graf Ernst zu Solms rittmeister . . . seind nicht in Frankfurt kommen, sondern sein bruder graf Bernhard v. Solms, sampt 14 Pferden ist in die Stadt kommen."*

die Geschütze zu Braunfels seiner Zeit gegossen wurden, der war bereits 1547 verstorben, sondern ein Graf Solms-Lich, gleichen Namens, ein Sohn des Grafen Reinhard, des Verfassers des berühmten „Kriegsbuches".

Gobels fortgesetzte Tätigkeit als Geschützgießer ist durch Lersners Chronik bezeugt. Stephan Pfeilstücker stammt aus Pforzheim. Er ist nach gefälliger Mitteilung des Archives zu Frankfurt in dem gleichen Jahre 1515 in den Dienst der Stadt getreten, wie der inzwischen vor 1522 verstorbene Meister Stephan von Bingen, der Gießer unserer Geschütze. Mit diesem hat also Stephan von Pforzheim nichts zu tun. Bei Beginn der Belagerung 1552 war er ein Mann, der die Mitte der sechziger Jahre wohl schon überschritten hatte. Dieses Alter könnte Zweifel aufkommen lassen, ob der Büchsenmeister von 1515 und der von 1552 ein und dieselbe Persönlichkeit seien. Doch die Chroniken bezeugen von letzterem ganz bestimmt, daß er ein Mann hoch in Jahren gewesen ist. So nennt ihn Ambach, evangelischer Geistlicher, in seinem dem Rate der Stadt überreichten Berichte über das, was er als Augenzeuge bei der Belagerung erlebt hat, einen alten wohlgeübten Schützen und Bürger von Frankfurt, und Nicolaus Gauch, Schuhmachermeister, der die Belagerung bei dem zweiten Bürgerfähnlein durchgemacht hat und zwar an einer Stelle, an der der Meister Stephan direkt tätig war, spricht von ihm als von einem „alten loblichen Schutzenmeister und Bürger allhie".[39]) Beide Chroniken sind völlig unabhängig voneinander geschrieben, beide von Augenzeugen. Beide wissen dabei übereinstimmend mit dem dritten Chronisten Markus Sebander, einem Geistlichen, der ebenfalls über das bei der Belagerung Erlebte berichtet, von einer Reihe von Meisterschüssen zu erzählen, die gerade diesem alten Büchsenmeister zugeschrieben werden. Stephan stand mit seinen Geschützen am Judeneck, stromaufwärts am rechten Ufer des Mains. Von dort aus konnte er die feindliche Stellung am linken Mainufer, die Einschließungslinie von Sachsenhausen, gegen das sich der Hauptangriff richtete, in der Flanke fassen. So soll Stephan über den Main hinüber „*in eine große Büchse der Feind geschossen, dieselbe zersprengt haben*", das Pulver wurde entzündet, und als die Feinde erschreckt auseinander flohen, wurden vom Judenwall einige wohlgezielte Schüsse auf die fliehende Masse abgegeben. Ein feindlicher höherer Offizier am Mainufer wurde getroffen.

Dann soll Stephan den Schuß abgegeben haben, der am 20. Juli den Herzog Georg von Mecklenburg zu Tode verwundete. Und schließlich soll er einem Bauer, der im feindlichen Lager Nüsse verkaufte, den Arm abgeschossen und von der auseinanderstiebenden Käufermenge eine ganze Anzahl niedergestreckt haben.[40]) Mag das nun alles sich nicht gerade ganz genau so zugetragen haben, wie das Volk es sich erzählte, wie die Augenzeugen es zu sehen geglaubt haben, so spricht doch aus diesen Nachrichten deutlich die große Volkstümlichkeit, deren sich Meister Stephan aus Pforzheim erfreute, und die er wohl neben wirklich bewiesener Schießfertigkeit nicht zuletzt seinem hohen Alter verdankte. Auch Conrad Gobel hat noch in späten Lebensjahren im Dienste gestanden. Vor 1500 geboren[41]), hat er — wie oben erwähnt — 1560 noch den Guß von zwei je 60 Ztr. schweren Rohren übernommen. Ob das seine letzten Gußstücke waren, wissen wir nicht. Jedenfalls war er aber bereits über 60 Jahre alt, stand in ungefähr gleichem Alter wie Meister Stephan im Jahre 1552. Also das hohe Alter kann nicht gegen die Identität dieses Büchsenmeisters Stephan mit dem von 1515 angerufen werden.

Rein militärisch wie auch artilleristisch bietet die Geschichte der Belagerung sehr wenig Bemerkenswertes. Die genannte Unternehmung stand von vornherein unter den misslichen Verhältnissen eines Koalitionskrieges. Die Einheit des Handelns war nicht vorhanden. Der Angriff auf dem rechten Mainufer gegen die eigentliche Stadt wurde schwächlich geführt. Die dort befehligenden Fürsten waren mehr auf die Friedensverhandlungen als auf einen entscheidenden Kampf bedacht. Der wilde, ungestüme Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Bayreuth, der auf dem linken Mainufer den Angriff gegen Sachsenhausen führte, zersplitterte seine Kräfte zu weit ausgreifenden anderweitigen Unternehmungen. Er selber war vielfach abwesend, auf Rache- und Beutezügen im Mainzer und sonstigen Feindes-Gebiet. So entbehrte auch dieser Nebenangriff, der aber trotzdem von Anfang an zum Hauptangriff geworden war, der

[39]) Quellen zur Frankfurter Geschichte II, S. XXVI und Chronik des Melchior Ambach S. 390 sowie Chronik des Nicolaus Gauch S. 424.

[40]) Quellen zur Frankfurter Geschichte II. Chronik des Markus Sebander, S. 411. . . *Sonntags den 7. August war es fast still mit Schiessen. man sagt aber wie Stephan Pfeilstecker vom Judenecke so merklichen schaden getan, im markgravischen lager einem bauer, hat ein sack voll nuß fail gehabt, den arme vom leib zun nussen ausgestreckt abgeschossen; drei huren und etliche landknecht, bei einander gestanden, sind alle troffen und zuschmettert; auf dem mumplatz zwischen zween baumen hingeschossen, ein grose geschrei gemacht und viel umgebracht.* —

[41]) Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge VI. 1877, S. 423. Dr. Euler.

stetigen, zielbewußten Leitung. Für den artilleristischen Angriff waren anfangs viel zu schwache Kräfte eingesetzt. Fast nur Feldgeschütze standen gegen die gut bewehrte Stadt zur Verfügung. Auch später, als die schwere Artillerie eingetroffen war, gelang es den Angreifern nicht einmal, trotz der von Nürnberg herangezogenen schmiedeeisernen Kugeln starken Kalibers[42]), irgendwo eine Bresche zu legen. Die schweren Böller haben mit den dreihundertpfündigen, heute noch im Historischen Museum der Stadt aufbewahrten Steingeschossen keinen nennenswerten Schaden angerichtet; die von ihnen geschleuderten Brandgeschosse blieben dank der vorbeugenden Maßnahmen der Stadt wirkungslos. Technische Einzelheiten muten ganz modern an. So beim Angreifer das Erzeugen von künstlichem Nebel „durch Schwarzkunst", zur Verschleierung seines Abzuges (Neuhaus S. 459), und beim Verteidiger das Verdecken der Mainbrücke mit Plantüchern, zum Schutze gegen Einsichtnahme. Aber das ganze Unternehmen war vom Angreifer kraftlos eingeleitet und wurde schwächlich durchgeführt, so daß es dem Verteidiger leicht wurde, bei einheitlichem, willensstarkem Befehle mit Ehren zu bestehen. Die Frankfurter Büchsenmacher selber haben dabei redlich und tüchtig mitgewirkt.

Im Jahre 1451 sind in Frankfurt zwei Gießhütten erbaut worden. Eine am Baugraben, die andere am Hirschgraben. Die erstere ist identisch mit der „hinterm St. Marthaspital", die andere mit der an der „Katharinenpforte." (Archiv: Burb. 1451. Fol. 23, 24, 30, 38.) Nachgewiesen ist als Meister in St. Martha Martin Mollner 1453–1484.

Meister Niclas Gobel ist durch Dienstbrief von 1503 als Wohnung das Haus hinten auf dem Graben neben St. Martha angewiesen; die gleiche Wohnung erhält Meister Simon dem Dienstbriefe von 1522 gemäß. Bei Konrad Gobel wird neben diesem Hause in den beiden Dienstbriefen von 1528 und von 1535 noch die Gießhütte genannt.

Ob Meister Stephan von Bingen in der Zeit zwischen Niclas Gobel und Meister Simon in dieser städtischen Gießhütte tätig war, geht aus seinem Dienstbriefe von 1515 nicht hervor, da dieser über eine Wohnung keine Bestimmung trifft. Es ist das wahrscheinlich, da er gleichzeitig mit den anderen als Büchsenmeister angestellt war. Die Tätigkeit mehrerer Meister in dieser Gießhütte ist auch dadurch erwiesen, daß Simon 1529 dort den Greif gegossen hat, während Conrad Gobel schon 1528 angestellt und ihm die Gießhütte als Werkstätte ausdrücklich angewiesen war. Die Benutzung der Gießhütte durch die verschiedenen gleichzeitigen städtischen Büchsenmeister war demnach gemeinsam. Das Gleiche darf auch für Meister Stephan angenommen werden. Bei dem anscheinend nahen verwandschaftlichem Verhältnisse der drei Meister zu einander wäre das auch an sich nicht weiter auffallend. Die Stadt Frankfurt hatte also schon im Jahre **1451** den Gießereibetrieb ganz in städtische Verwaltung genommen. Die Meister waren für die Stadt nur als Diener, als Angestellte tätig. Sie hatten aber die Berechtigung – wohl mit jeweiliger Genehmigung für den Einzelfall – in der städtischen Gießhütte ihrem Gewerbe als Stück- und Glockengießer für fremde Rechnung nachzugehen.

Das Spital St. Martha, bei dem die Gießhütte lag, wurde 1553 als Zeughaus eingerichtet, neben dieses wurde später die sogenannte Constabler Wache gesetzt.[43]) Dieser Name wird bei den verschiedensten Ereignissen, dann in der Geschichte der Stadt oft genannt. In freilich ganz veränderter Form lebt die Constabler Wache heute noch fort.

GESCHÜTZE DES ERHARD PERINGER UND DES JOERG VON STRASSBURG IN FRANKFURT

Fast sämtliche der in den Zeughaus-Inventarien von 1764–1789 genannten Bronzegeschütze entstammen ausweislich der Gießernamen, der Wappen und Devisen der Rohre diesen Gießerhütten der Stadt. 1764 waren noch 33 Geschütze aus dem 16. Jahrhundert vorhanden. Unter den ältesten von ihnen finden sich einige, welche die Namen auswärtiger Gießer tragen, zwei von ihnen sind berühmt durch ihre Werke. Erhard Peringer aus Landshut ist

---

[42]) Neuhaus'sche Chronik, S. 445 *„die eiserne Kugeln, deren etlich hundert diese wochen (23. Juli) funden worden, die mehrerer theil 40, ja bis in 50 Pfund gewogen, uf deren etlichen ist der halbe Adler, das Nürnberges wappen, gestanden, seind fast alle geschmiedte und nicht gegossene Kugeln gewesen"*. Dem Gewicht der Kugeln entspricht ein Kaliber von 17 bis 18 cm – etwa 6 1/3 Zoll. Gregor Löffler spricht sich in einem eisentechnisch berühmt gewordenen Gutachten vom 8 Dezember 1541 gegen das Schmieden und für das Gießen der Eisenkugeln aus. Geschmiedete Kugeln schlügen sich platt, gegossene könne man wieder verwerten, sie seien härter, wirkungsvoller. Er nimmt dabei besonders auf die Erfahrungen Bezug, daß der mächtige Turm, auf dessen Sicherheit Franz von Sickingen sich dem neuen Geschütz des Pfalzgrafen gegenüber verlassen hatte, allein mit gegossenen Kugeln in kurzer Zeit zerschossen worden sei. – Jahrb. d. k. k Sammlung XIII. 1892. Wendelin Boeheim, Die Zeugbücher des Kaiser Maximilian I., S. 140.

[43]) Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst. Neue Folge. Bd. VI, 1877, S. 423.

der eine, der andere Georg von Straßburg. Von ersterem stammt eine Halbe Karthaune, in dem Jahre 1537 gegossen, mit einer Sonne bezeichnet nebst **E**(rhard) F. **P**(eringer) **g**(oß) **M**(ich.)

Das Inventar von 1764 führt es im Ramhoff unter Nr. 6 an mit dem Zusatze: „Auf dem Bodenstück steht ein Schwein oder Eber mit einem wilden Mann und Schrift:

Ich bin genannt ein Eber wild
wo mit mir wird zum Feld geziehlet
da mach ich viel wilden Schwank
Pfalzgraf Friedrich sagt mir Dank. —

Wiegt 58 Ztr. 28½ Pfd.“

Von dem Geschütz Nr. 84 im Zeughause an der Constabler Wache sagt das Inventar von 1764: „Ein 1¾ pfündiges Bockstück von Meister Georg von Straßburg 1534 gegossen, wiegt 5 Ztr. 61 Pfd.“, und das Inventar von 1787: „1¾ pfündige Schlange mit Hagenauer Wappen, 5' 6" lang, 1534 von Meister Georg von Straßburg gegossen.“ [44])

„Der Meister Jörgen von Spyre, Büchsengießer, Bürger zu Straßburg“, hat für Hagenau ausweislich der im dortigen Stadtarchive erhaltenen Urkunden eine größere Anzahl von Geschützen gegossen.[45]) Vertragsmäßig sollten die Büchsen mit Stadtwappen, Jahreszahl und anderen „schicklichkeiten und Ziraden, wie brüchlig ist“ versehen sein. — Der Rat von Hagenau liefert dem Meister Georg das Gußmaterial, meist unbrauchbar gewordene oder veraltete Geschütze. Die neuen Rohre werden mit drei Schuß angeschossen. Für die Laffetierung hat die Stadt selber zu sorgen. Ein Vertrag aus dem Jahre 1521 bezieht sich auf die Anfertigung einer Karthaune, die einen Klotz von 40 Pfd. Eisen schießt, und auf eine 12 pfündige Notschlange.

Frankfurt hat der Stadt Hagenau mehrfach mit leihweiser Verabfolgung von Waffen und durch Überlassung von Büchsenmeistern ausgeholfen, besonders zu den Zeiten der Armagnakengefahr. Konrad Summer aus Frankfurt hat in Hagenau Stein- und Klotzbüchsen gegossen — Klélé S. 34. — So ist es nicht auffallend, daß auch Hagenauer Geschütze im Austausche in Frankfurter Besitz gekommen sind.

Im Bürgerbuche der Stadt Straßburg I. Sp. 403 ist im Jahre 1508 tertia | post | Martini (November) eingetragen:

„*Item Jörge Guntheim von Spire der Glockenmeister hat das burgrecht kauft und will dienen mit den Schmieden.*“

Dieser Meister Georg ist nun derselbe Meister, der das Baseler Prunkgeschütz 1514 gegossen hat, dessen schöne gotische Form und Zierden eingangs erwähnt wurden (Bild 28 am Schluß), und der in den Baseler Urkunden „*Jörg von Guntheyn meister zu Straßburg*“ sowie „*meister Jorgen Guntheim der Büchsengießer zu Straßburg*“ genannt wird.

Kaiser Maximilian befand sich damals im Kriege mit den Eidgenossen und beklagte sich bei dem Rat von Straßburg über diesen ihm abträglichen Geschützguß.[46]) Der Rat legte sich ins Mittel. In dem, nach Angabe des Archivdirektors Prof. Dr. Winkelmann von Sebastian Brandt entworfenem Antwortschreiben wird angeführt, daß Meister Georg allen dem Kaiser gegenüber eingegangenen Verpflichtungen voll nachgekommen sei. Aber weder für die im Januar 1513 gelieferten etlichen Stücke noch für weitere vier Stücke habe er den ihm zustehenden Lohn erhalten. Um seine Familie und sich ernähren zu können, habe er fremde Arbeit annehmen müssen. Aus diesem Briefwechsel geht hervor, daß Meister Georg als weit gesuchter Büchsenmeister auch den Königen von Aragonien und von England Geschütze geliefert hat. — Meister Georg wird bei der Eintragung in das Bürgerbuch Glockengießer genannt. Bei ihm hat sich also die Wandlung vom Glocken- zum Büchsengießer vollzogen. Glocken von ihm sind noch mehrfach erhalten.[47]) 1519 hat er die gewaltige Marien-Glocke des Straßburger Münsters im Gewichte von 420 Ztr. gegossen. Die große von den Büchsenmeistern Duisterwald und Cloit in Cöln gegossene Glocke wog 250 Ztr., die sonst größte Glocke Deutschlands im Mittelalter, die Maria Gloriosa zu Erfurt, hatte ein Gewicht von 275 Ztr. Die Straßburger Marienglocke des Meister Georg übertraf diese an Gewicht also um nicht weniger als um

[44]) Von demselben Meister stammt aller Wahrscheinlichkeit nach Nr. 28 im Ramhoff (Inventar von 1764): „1½ pfündige Feldschlange mit Hagenauer Wappen und Jahreszahl 1529, mit ausgeschossenem Zündloch, auf Schildzapfen stand 810 Pfd., hat aber nur 742 Pfd gewogen.“ — Wurde als Gußmaterial verwertet.

[45]) Jahresberichte des Hagenauer Altertumsvereins. III. Heft, 1912. J. Klélé, Zur Geschichte des Militärwesens in Hagenau. — Ferner gefällige Mitteilungen aus den Stadtarchiven von Hagenau und zu Straßburg.

[46]) Baseler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde XIV, 1915. E. A. Geßler, Baseler Geschütznamen weist 4 Geschütze des Meister Jörg nach: Den Willkomm, den Weckauf und als Schwestergeschütz des „Drach“ noch den „Lindwurm“.

[47]) F. X. Kraus, Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen II. 1884, S. 87. In Eschenzweiler Glocke mit Inschrift: „*Hat mich Osanna Georg von Spir in Gottes ere gegossen. Anno Chr. 1495.*“

Gérard, Les Artistes de l'Asace II, S. 394 und 44, nennt ihn auch als Gießer der 70 Zentner schweren Papstglocke in Basel, sowie als Verfertiger eines prächtigen Bronzegitters das 1520 im Münster zu Straßburg zum Schutze des wundertätigen „traurigen Christusbildes“ aufgestellt wurde.

145 Ztr.[48]) Schon 1521 sprang die Glocke beim Christläuten. Meister Georg erbot sich, sie 1542 auf seine Kosten neu zu gießen, der Rat nahm aber dieses Angebot nicht an.

Meister Georg erfreute sich auch besonderen Rufes als Sachverständiger bei den durch die Vervollkommnung der Pulvergeschütze, namentlich durch die Einführung der eisengegossenen Kugeln notwendig gewordenen Änderung der Festungsbauten. Die Zeit war vorüber, in der die Stärke und Höhe der Umfassungsmauern der Verteidigung ausreichenden Schutz gewährte. Franz von Sickingen hatte im Vertrauen auf die Widerstandskraft seines dem Landstuhl vorgebauten mächtigen Turmes den Gegnern mit ihrem neuen Geschütz Trotz geboten. Doch unter den harten Schlägen der aus langen Rohren mit starker Ladung verfeuerten gußeisernen Kugeln[49]) sanken die 20' Dicke messenden Mauern des Turmes in Trümmer; von diesen wurde der stolze Ritter zu Tode verwundet. An Stelle des Mauerschutzes trat die Deckung durch den Erdwall mit vorgelegtem Graben und mit den diesen beherrschenden Grabenstreichen. Letztere in ihrer Wichtigkeit zuerst erkannt und ausgebildet zu haben, ist ein Hauptverdienst der Straßburger Werkmeister. 1519 setzte der Rat — „die verordneten Kriegsherrn" — einen besonderen Ausschuß von 13 kriegserfahrenen und technisch gebildeten Männern ein, zur Prüfung aller die Neubefestigung betreffenden Fragen.[50]) Jörg, der Büchsengießer, hat an diesen Beratungen eifrig teil genommen. Das hierüber erhaltene Protokoll zeigt sein scharfes Eingehen auf die Wechselbeziehungen zwischen der Wirkung des Geschützes und den Maßnahmen zu deren Abwehr, besonders seine klare Erkenntnis von der Notwendigkeit der Grabenbestreichung durch flankierendes Feuer aus gedeckt in den Wall eingebauten Hohlräumen. In Straßburg wurde damals schon und hauptsächlich wohl auf die vom Meister Georg vorgebrachten Gründe hin ausgeführt, was 1527 Albrecht Dürer in seinem „Etliche Unterricht zu befestigung der Stadt, Schloß und Flecken", mit oder ohne Kunde von den Straßburger Neuanlagen, zu allgemeiner Kenntnis brachte und was ihm dann als rein persönliches Verdienst zugeschrieben wurde. Schon 1516 war Meister Georg mit seinem Schwager Ulberger von dem Landgrafen von Hessen zur Beratung aller schwebenden Befestigungsfragen in dessen Land berufen worden.

1530, 1531 und 1541 saß Meister Georg als Vertreter der Schmiedezunft im großen Rat, er war Armenpfleger für St. Thomas. Alles das beweist das hohe Ansehen, dessen sich dieser Büchsengießer in Straßburg erfreute. Seine Gießhütte lag vor dem Judentore, in der Gegend der heutigen Hohenlohe-Straße. Wie 1552 Heinrich II. Straßburg bedrohte, wurde dieses Haus mit den sämtlichen vor der Befestigung dort gelegenen Baulichkeiten abgebrochen. 1553, als er altersschwach geworden ist, wird Meister Georg ein Vormund bestellt. 1555 beschließt er sein an Arbeit und Erfolgen reiches Leben.

SPÄTERE, AUF UNS ÜBERKOMMENE FRANKFURTER GESCHÜTZE

In Frankfurt selber, als der Heimatstadt, haben sich nur zwei kleine am Orte gegossene Geschütze — Freudenböller — erhalten. Im Historischen Museum befinden sich eine kleine Kanone (Bild 19, 20) und ein kleiner Mörser (Bild 21, 22) der Familie zum Jungen aus dem Jahre 1648.[51]) Zu Berlin aber sind noch drei Geschütze vorhanden, die ehedem den reichen Kriegsbeständen Frankfurts angehört haben.

Im Zeughause an der Constablerwache führt das Inventar von 1764 unter Nr. 3: „24 pfündiges Haubitzenstück 1652 Phönix" und das Inventar von 1787 unter gleicher Nummer „24 Pfünder Phönix 1652 geschwächte alte Haubitze mit Kammer 5'5" lang."

Der Führer durch das Berliner Zeughaus von 1910, S. 115 sagt Nr. 160: „30 Pfund Frankfurter Broncerohr: Der Phönix. Länge 180, Kaliber 16 cm (Bild 23). Mit Wappen der Stadt und der Artillerieherrn Voelker und Lersner 1652" (Bild 24). Eine gefällige Mitteilung der Zeughausverwaltung bemerkt noch ergänzend: „Gewicht, eingeschlagen im Rohr, 16 Ztr. 82 Pfd., Seelenlänge 165 cm. Eine Kammer ist nicht vorhanden. Schildzapfen 102 cm von der Mündung, 13 cm lang, 10,5 cm stark. Die Wappen der Artillerieherrn befinden sich in dem Zierfriese vor den Schildzapfen, auf der linken Seite des Rohres." Das Wappen mit den Löwen ist das von Lersner, das mit der Rose im Dreieck ist das von Voelker.

Das Inventar 1764 nennt Nr. 95—100: „1 pfündiges Geschwindstück de anno 1711"; das Inventar von 1789 sagt dafür: „1 pfünder Nr. 1—6 vom Jahre 1711. Amusette 3' 3 1/2" lang."

[48]) Elsässische Monatsschrift für Geschichte und Volkskunde 1910, S. 399. — A. Fuchs: Die Glocken des Straßburger Münsters.

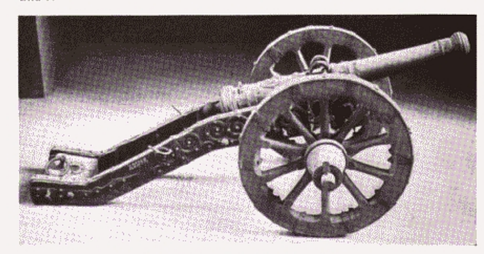
[49]) Jahrb. d. kunsthistor. Samml. des allerhöchsten Kaiserhauses XI, 1890 Th. II. S. LXXXVII Nr. 6578. Gutachten Gregor Löfflers über gegossene und geschmiedete Eisenkugeln.

[50]) v. Apell, Geschichte der Befestigung von Straßburg i. E. 1902, S. 74 ff. Das Protokoll S. 331 ff.

[51]) Bilder 19—22 u. 27 aufgenommen von G. Rapp, Frankfurt.

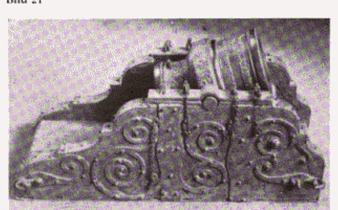
Der Berliner Führer S. 121 Nr. 239–240. „Zwei Frankfurter 1pfündige Broncekanonen. Länge 107. Kaliber 5,5 cm. Wappen der freien Stadt Frankfurt und zwei Familienwappen" (Bild 25). Die ergänzende Mitteilung der Zeughausverwaltung bemerkt: Gewicht eingeschlagen im Rohre 250 und 252 Pfd. Seelenlänge 103 cm. Schildzapfen 62 cm von der Mündung 5,5 cm lang und stark.

Bild 19



Kanone der Familie zum Jungen 1648

Bild 21



Mörser der Familie zum Jungen 1648

Bild 20



Kanone der Familie zum Jungen 1648

Die Wappen (Bild 26) sind nach gefälliger Angabe des Herrn E. Padjera, Frankfurt, die des älteren und des jüngeren Bürgermeisters. Wappen: Zaun mit Baum, Zimier Pelikan: Heinrich A. Barkhausen, älterer Bürgermeister. Wappen: 2 Eberköpfe, Schrägsparren mit Hund, Zimier: wachsender Mann mit Hirschhörnern: Hyronymus Eberhardt, genannt Schwindt.

Reifferstein sagt bei Besprechung einer Handschrift, die den Entwurf des von Jäger aufgestellten Inventars von 1764 bildete,[57]) daß der Frankfurter Reisende Rüppel 1817 in Ägypten in einem Kanonenboote auf dem Nil ein Geschütz fand, welches den Frankfurter Adler und die Inschrift trug: „*Schöff von Barkhausen, Zeugherr*". Ohne Zweifel war es eine der Kanonen, die im Jahre 1796 bei der Plünderung der Zeughäuser durch die Franzosen mit noch etwa 300 anderen die Stadt verlassen mußte, um nach Frankreich zu wandern, von da wahrscheinlich mit Bonaparte nach Ägypten ging und dort, zurückgelassen, in die Hände Mehemed Alis fiel.

Auf einem ähnlichen Umwege ist wohl der „Phönix" in das Berliner Zeughaus gelangt. In den älteren Inventarien, insonderheit in einem Schriftstück des Jahres 1859 ist das Rohr als „polnisch" bezeichnet. Es wird wohl von den Franzosen nach Polen verbracht und späterhin von dort nach Berlin

[57]) Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst. 1858, S. 148.

Bild 22



Mörser der Familie zum Jungen 1648

gekommen sein. Die beiden Frankfurter Einpfünder sind bei Übernahme der städtischen Frankfurter Waffenbestände durch die Preußische Militärverwaltung im Jahre 1867 dem Zeughause zur Aufnahme in die „Modell- und Waffensammlung" überwiesen worden.

Die deutsche Schalkhaftigkeit liegt dem Rheinländer ganz besonders. Der Sachsenhäuser, der der linksmainischen Frankfurter, derber Witz ist sprichwörtlich. So nimmt es kein Wunder, daß sich auf der altehrwürdigen Mainbrücke ein Denkmal übermütiger Laune befand zur Selbstverspottung des in den Kriegen zwischen den kampfgeschulten Heeren der großen Mächte ziemlich harmlos gewordenen Bürgersoldatentums. — Der Frankfurter Goethe schuf seinen „Bürgergeneral", glaubte durch ihn sich mit der großen Revolution abfinden zu können, und in Stein setzten seine Landsleute sich selber und ihrem ehedem so berühmten Geschütze als ein harmloses Spottbild die „Kanonensteppel" (Bild 27). Möge bei dem Neubau der Brücke das volkstümliche Bildwerk

Bild 24



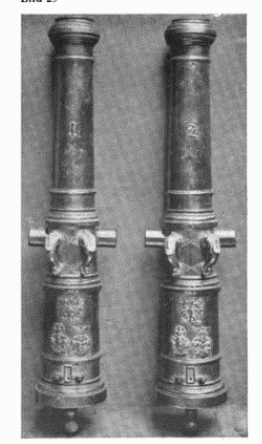
Der Phönix. Wappen der Artillerieherren 1652

Bild 23



Der Phönix 1652

Bild 25



Einpfünder von 1711

von 1744 seinen Platz dort wieder finden zur warnenden Erinnerung an die „gute alte Zeit" und

Bild 26



Einpfünder von 1711. Wappen der Artillerieherren.

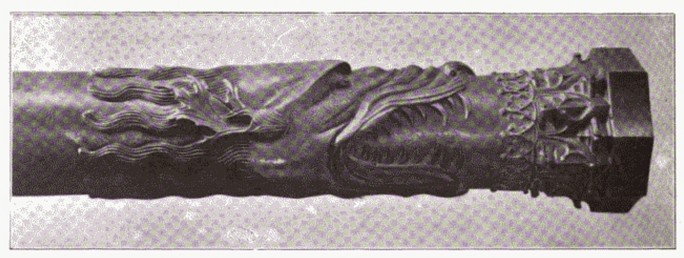
zur Mahnung, daß nur die beste neueste Waffe, geführt von ebenso begeisterter wie ihren Wert voll ausnutzender Hand, des Vaterlandes Wohl verbürgen kann. Für „Kanonensteppel" ist in unseren Tagen schwerster Pflichten gegen das Vater-

Bild 27

Die Kanonensteppel.

land kein Platz mehr; der „Drach" und der „Greif" sollen uns mit dem „Phönix" zur neuen Zeit hinüberführen.

Bild 28



Der Baseler „Drach" des Meister Joerg von Straßburg 1514

DAS MODENMUSEUM DES VERBANDES DER DEUTSCHEN MODENINDUSTRIE IN BERLIN

VON HANS MÜTZEL

Die Kostümforschung speist sich aus dreifachem Quell: erstens dem jeweiligen zeitgenössischem Schrifttum, Kleiderordnungen u. dergl.; zweitens der zeitgenössischen darstellenden Kunst und drittens den noch vorhandenen Originalkostümstücken. Wer in der Geschichte des Kostüms nur die Entwicklung einer Form verfolgen will, rein stilistisch, dem genügen die zeitgenössischen Quellen in Literatur und Kunst vollauf, und in diesem Sinne ist auch das Kostümstudium bisher zumeist betrieben worden; über Machart, Schnitt und

Stoff gibt uns aber nur das originale Gewandstück vollwertigen Aufschluß, wenn es uns als Produkt der Kleiderkunst vor Augen tritt. Und nur das Originalstück kann uns die Epoche seiner Entstehung richtig illustrieren – besser als jede Beschreibung und besser als jede künstlerische Darstellung. Leider ist ja durch die Vergänglichkeit des Materials die Seltenheit der kleidlichen Denkmäler bedingt; abgesehen von liturgischen Gewändern, die in den Paramentenkammern eine sorgfältige Aufbewahrung erfuhren, ist nicht viel von dem ganzen Kleiderschatz der Menschheit auf uns gekommen und dann auch nur aus den letzten Jahrhunderten. Und was etwa noch vorhanden sein sollte und noch nicht in Museen eine sachgemäße Pflege erfährt, dürfte auch einem sicheren Untergang entgegengehen.

Aus dieser Lückenhaftigkeit des Materials ergibt sich ganz von selbst die Unmöglichkeit eines Museums für historische Kostümkunde. Die bestehenden Kostümsammlungen sind auch zu ganz anderem Zweck und Ziel zusammengestellt, als dem einer Entwicklung der Tracht zu unserer jetzigen Kleidermode. So bewahren z. B. die großen Landesmuseen das historische Kleidergut auf, das ihnen aus dem landesherrlichen Familienbesitz überwiesen worden ist, oder aus Privatbesitz wird dieses oder jenes Stück geschenkt, schon um es vor Verfall zu retten; zumeist sind es Anzüge berühmter Männer oder Frauen. Aber dies geschieht alles mehr aus Zufall als aus Methode; systematisches Sammeln von historischen Kostümen betreiben nur diejenigen Museen, welche eine Abteilung für Textilien oder kunstgewerbliche Handfertigkeit pflegen, und da steht die Rücksicht auf die Mode der Zeit erst an zweiter Stelle. Diesen Gedanken, eine historische Entwicklung der Tracht an Originalstücken vorzuführen, versuchte nun der 1916 von Peter Jessen und Architekt Ernst Friedmann, Inhaber der Firma Friedmann & Weber, ins Leben gerufene „Verein Moden-Museum" zu verwirklichen, wobei die Absicht mitsprach, zur Befruchtung der deutschen Modenindustrieen nicht nur die Entwicklung der Formen, sondern auch die eigentliche Kleiderkunst und das Material, also alle mitwirkenden Faktoren zu ihrem Recht kommen zu lassen. Um nun einerseits hierfür das Interesse zu wecken und den Gedanken zu propagieren, andererseits aber einmal vorzufühlen, was an altem Kleidergut aus der Verborgenheit hervorzulocken ist, wurde im Winter 1916/17 in den Rokokoräumen des altberliner Patrizierhauses der Familie Ermler in der Breiten Straße eine Ausstellung veranstaltet, die unter dem Namen „Kleiderkunst aus zwei Jahrhunderten 1700–1900" eine große Anzahl von Herren- und Damenkostümen, Einzelstücke, Schmuck und Putz und sonstige aparte Zutaten vorführte, zum überwiegenden Teil aus Privatbesitz; nur, um Lücken auszufüllen, wurden einige Museumsstücke eingefügt. Die Ausstellung brachte selbst für den Kenner viele Überraschungen: bekamen doch selbst Kostümforscher hier zum ersten Male nicht nur eine große Menge von Originalstücken vor Augen, welche sie bisher nur aus Abbildungen kannten, sondern auch Typen, die noch nicht einmal aus Abbildungen bekannt waren. Und hätte nicht die schwere Not der Kriegszeit auf allen damaligen Unternehmen gelastet, so würde sie noch bessere Resultate gebracht und eine ähnliche vorbereitende Bedeutung gewonnen haben, wie seiner Zeit die nun schon fast der Geschichte angehörende heraldische Ausstellung in Berlin für die Belebung des Interesses für Waffen- und Wappenkunde gehabt hat. Wenn es auch zu dieser Wirkung nicht kam und nur eine kleine Gruppe von Sach- und Fachkennern wirklich Kenntnis nahm von dem inneren Wesen der ganzen Bewegung, so war doch wenigstens dem Museumsgedanken der Boden geebnet. Der Verein Moden-Museum konnte aus der Fülle der Ausstellungsgegenstände manches schöne Stück erwerben und so den Grundstock für seine Sammlung schaffen. Nachdem dann der Verein Moden-Museum in den Verband der deutschen Modenindustrie aufgegangen ist, hat dieser auch die Kostümsammlung übernommen und einen Geldbetrag zur Weiterentwicklung ausgeworfen.

Interessant war die Feststellung, daß es in erster Linie Künstler und Kunstgewerbler sind, die aus Freude an schönen Dingen historische Kostüme sammeln. So Professor Löwith in München, der eine lückenlose Sammlung von Stücken des ganz frühen 18. Jahrhunderts bis zu den seltensten Directoirekostümen besitzt. Der † Professor Josef Langer in Breslau hatte eine Reihe von wertvollen Stücken des 18. und 19. Jahrhunderts gesammelt. Waren diese leider unverkäuflich, so konnte aus der reichhaltigen Sammlung des Malers Fritz Rumpf, Potsdam eine Gruppe von ganz hervorragenden Kostümen erworben werden. So z. B. ein aristokratisches Damenkostüm von gelbem Seidendamast mit schwerem, fast noch barockem prachtvollem Blumenmuster in grün, rot, weiß und blau. Es zeigt den alten schwerfälligen Stil von 1730–1740, Jupe, Manteau und Leibchen in einem Stück zusammenhängend mit schwerer Watteaufalte und ist eines der ältesten und zugleich schönsten Stücke der Sammlung und wird demnächst in einer Tafelbeilage den Lesern vorgeführt werden können. An Alter übertroffen wird es nur von einem flachen runden Männerbarett

des 16. Jahrhunderts und zwei aus der Sammlung Leopold Verch, Charlottenburg stammenden Herrenkostümen, welche die Formen von 1700–1730 zeigen; das eine ein grauer Tuchrock, das andere ein vollständiger Anzug von schwarzem Tuch, aus Rock, Hose und Weste bestehend. Ganze Anzüge sind ja naturgemäß seltener als Einzelstücke; aber in der späteren Zeit war es allgemein üblich, Rock, Hose und Weste aus verschiedenen Stoffen und Farben zu einem Anzug zu kombinieren, so daß man eine etwaige Zusammengehörigkeit kaum erkennen kann. Ein schönes Beispiel von Einfarbigkeit zeigt ein hocheleganter Herrenanzug aus blauem Seidenrips mit gelbem Futter, merkwürdig durch die stark rund geschnittenen Vorderkanten an Rock und Weste; diese weicht außerdem dadurch von dem um 1770 üblichen Typus ab, daß sie einen echten Rücken und halblange Ärmel hat, also ein Wams oder Kamisol früherer Zeit darstellt; die Hose zeigt einen sichtbar durchgeknöpften Latz, eine Mode, die in dem bigotten Spanien viel Ärgernis mit der Kirche hervorrief. Dieses Herrenkostüm, sowie ein ebenfalls sehr elegant gearbeitetes Damenkleid von gelbgestreifter Seide hat Professor Artur Kampf in Spanien erworben (Abb. 1).



Abb. 1. Gesellschaftskleid um 1770.
Gelbe Seide mit hellen Streifen. Ober- und Unterkleid zusammenhängend. – Spanischer Herkunft

Aus der späteren Rokokozeit sind sehr viele Herren- und Damenkostüme erhalten und in der Sammlung vertreten. Zumal aus dem Nachlaß des Malers Emil Brack konnte manches gute Stück sowohl aus der Rokoko-, wie auch aus der Directoire- und Empirezeit erworben werden, so daß die Sammlung die verschiedenen Typen von Röcken und Westen aufweist, von dem reichgestickten aristokratischen Galafrack aus Brokat, ungeschorenem und geschorenem Samt und Seide mit kunstvoll gestickten Knöpfen bis hinab zu dem schlichten bürgerlichen, unverzierten Tuchrock mit Hakenverschluß oder glatten Metallknöpfen. Einige Damenkostüme sind besonders hervorragend durch Stoff und Schnitt und glänzende Ausstattung: zwei von weißer Seide, das eine mit brochiertem Blumendekor (Abb. 2), das andere mit Blumen in Kettendruck, beide von eleganter Machart, mit breiten Hüftkissen, die ganze preziöse Eleganz des ancien



Abb. 2. Weißes Seidenkleid, Mitte des 18. Jahrh. mit Brustlatz aus Goldspitzen. Der Stoff ist m. farb. Heublumen brochiert. Der Rock liegt über einem Hüftgestell aus Rohr





Französische Damenkleider um 1750
New-York. Metropolitan-Museum

régime zeigend. Ein drittes von demselben Typ, gleich den beiden andern durch die Munifizenz eines un- genannten Gönners auch äußerlich dazu gehörig, ist von weißem Leinen, durch feinste Piquéarbeit zu einem Werk höherer Kleiderkunst gesteigert (Abb. 3).

zeit: so die noch aus der Rokokokultur überlieferte Blumenstickerei mit Tülleinlage und Paillettendekor und ferner die plastische Stoffdekoration der späteren Empirezeit (Abb. 5). Viele Einzelstücke und Zutaten ergänzen diese Periode in Gestalt von Herrenwesten,



Abb. 3. Bürgerliches Kleid
aus weißem Leinen in Piquéarbeit gemustert. Der Rock liegt über Hüftkissen. Die Jacke hat keine Watteaufalte. Bändchenverschluß vorn. Das Halstuch (Folette) ist hellblaue Seidengaze mit bunter Blumenstickerei. Agraffe von Silberfiligran. Mitte des 18. Jahrhunderts



Abb. 4. Bürgerliches Kleid
aus roter Seide, mit eingesteppter Musterung (matelassé-Arbeit). Caracojacke mit Watteaufalten. Knöpfverschluß vorn. Deutschland ca. 1780. Bisher ganz unbekannter Typus.

Ebenfalls ausgezeichnet durch eine nicht mehr übliche Art der Verzierung sind zwei vollständige Kleider von bisher ganz unbekanntem Typ, die ein seltsamer Zufall hier vereinigt hat. Es sind bürgerliche Kostüme aus roter Seide von ca. 1780, bestehend aus einem faltig eingesetzten Rock und selbständigem Carakojäckchen mit langem Schoß und Watteaufalte, alles wattiert und mit eingesteppter Musterung durchgearbeitet (matelassé, Abb. 4). Andere hochwertige Verzierungsarten sind vertreten an Kostümen der Empire-

Damenjäckchen, Spenzern, Drei- und Zweispitzen, Fichus, Schals, Pompadours, Einsteckkämmen u. dergl.

Aus der neueren Zeit sind gut erhaltene Herrenkostüme überhaupt Seltenheiten. Die Sammlung besitzt zwei Röcke von 1840 und 1850 von schwarzem Tuch, sie bieten aber auch nichts, woran ein nach Schönheit dürstendes Auge sich erfreuen kann. Auch in Damenkostümen ist das Nachempire und die Biedermeierzeit nicht sonderlich vertreten. Wohl aber ist die Periode von 1850—1860 glänzend repräsentiert

durch ein Damenkleid von allerbester Schneiderarbeit in prachtvollem braunschillerndem Brokat, der den guten Rokokobrokaten erfolgreich zur Seite steht, wie überhaupt das ganze Kostüm die Anlehnung an den Rokokotyp nicht verleugnen kann (Abb. 6). Hier müssen auch wieder Einzelstücke aus der langen Zeit der Urgroßmutter und Großmutter die Kultur illustrieren helfen, als da sind: einzelne Taillen, Umhänge, Mantillen, Schals, Sonnenschirme, Fächer, Handtaschen, Arbeitsbeutel, Schutenhüte, Stiefletten, Hosenträger, Krawatten u. dergl., alle nach Möglichkeit mit den feinen Arbeiten in petit point und Perlstickerei verziert. Dazu tritt noch eine Menge Weißzeug, Einsteckärmel, Umlegekragen, Schürzen, Taschentücher, Spitzen usw.



Abb. 5. Kleid mit Puffärmeln
Späte Empirezeit. Rückansicht; hellgrau-violettschillernde Seide; plastische Verzierung aus demselben Stoff im Rücken und am unteren Saum. Schal rote Seide



Abb. 6. Gesellschaftskleid 1855–60
Braunschillernder Brokat mit Rankenmuster. Rock und Taille zusammenhängend. Schnürverschluß.

Reicher und in sehr guten Beispielen vertreten ist dann die Periode von 1875–1900. Es sind in der Zeit der Kriegsnot aus dem Besitz einer vornehmen Dame eine ganze Reihe von hochwertigen Stücken erworben worden, welche diese sorgfältig gesammelt hatte und die nun ein schönes Bild von dem Formen- und Farbenwechsel der neuen Zeit bieten. Es sind 14 vollständige Haus-, Promenade- und Gesellschaftskostüme, alle von den besten Stoffen und erstklassiger Schneiderarbeit von Pariser, Wiener und Berliner Herkunft. Dazu 14 gut erhaltene Hüte, die eine große Seltenheit bilden, und ebenfalls Schirme, Bänder und sonstige Zutaten, so daß die aus anderem Privatbesitz und von Modehäusern hergeschenkten modernen Damenkostüme und Hüte eine wundervolle historische Folie haben.

Es schließen sich daran noch einige Stücke aus nicht modisch-okzidentalem Kulturkreis, so ein griechisches Männerkostüm, ein älterer polnischer Rock mit Schnurverzierung und ein alter persischer Kaftan, da das Museum daran denkt, auch Typen außereuropäischer Bekleidungskunst zu sammeln. Aber der große Alb, der das ganze jetzige Leben bedrückt, bedrückt auch uns: Woher sollen die Mittel fließen, um eine solche Sammlung methodisch auszubauen, nachdem jetzt der Grundstock geschaffen? Woher die Räume nehmen, um die Sammlung würdig und zu dem erhofften Nutzen aufzustellen? Es ist ein bedauerlicher Zustand, daß jetzt alles in Kisten und Kasten verpackt sein muß und vergebens der Erfüllung seines Studienzwecks harrt, nachdem es als Bekleidung ausgedient hat. Wahrscheinlich wird man nur im Anschluß an eine schon bestehende Sammlung sich entfalten können. Vielleicht auch kann man hoffen, daß der Staat das Ganze übernimmt, und mit den schönen Rokoko-Stücken des Kunstgewerbemuseums und den reichen Schätzen des Völkerkundemuseums an ostasiatischen, indischen und anderen Gewändern zu einer einzigartigen Kostümsammlung vereinigt. – Bis dahin gelingt es dem Vorsitzenden des Verbandes, Herrn Geheimrat Jessen, hoffentlich, die Sammlung im Sinne einer vergleichenden Kostümkunde auszubauen. Zunächst gilt es, das Interesse an der Kleiderkunst früherer Zeit rege zu halten und die Ehrfurcht vor altem Kleidergut zu erwecken; denn alles, was vor 1900 liegt, ist bereits historisch und da sammle man jetzt die Kostüme, die vor der großen Umwälzung in der Kleidermode am Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden sind. Ist auch vieles unwiederbringlich dahin, so kann doch noch manches gerettet werden, wenn z. B. die Damen der Gesellschaft des deutschen Kaiserreichs ihre Hoftoiletten vom histor. Gesichtspunkt aus dem Museum überweisen; ihr Beispiel würde sicher Nachahmung finden.

Abb. 7 Straßenkleid
aus hellbraunem Alpaka, bestehend aus Rock, Tunika und Taille. 1870–75

ZU DEN TAFELN

I. MEISTERWERKE DER WAFFENSCHMIEDEKUNST
Tafel III

Orientalische Dolchmesser gen. Khanjar. Dem Khanjar, einer in Indien, Persien und der Türkei sehr verbreiteten Dolchart, ist eine leicht gekrümmte, spitz zulaufende Klinge mit Mittelgrat eigentümlich. Der Griff des Gebrauchsdolchs pflegt von Bein zu sein. Die hier vorgeführten Dolche mit reichverziertem Griff und Scheide sind Prunkwaffen. Die Verzierungstechnik ist bei allen die gleiche, nämlich die des Zellenschmelzes auf Kupfer (auch Email champlevé gen.) Der Email liegt in den ausgeätzten Vertiefungen. Der stehen gebliebene und vergoldete Kupfergrund liefert einen Teil des Ornaments und die Konturen für die pflanzlichen und tierischen Darstellungen. Der Kupfergriff liegt über einem Holzkern.

a) Klinge glatt, Griff und Scheide mit buntem, opakem Email verziert Türkei 17. Jahrhundert. (Sammlung Lamm, Näsby.)

b) Klinge damasziert mit schmalem, hohen Mittelgrat. Am Ansatz Spuren von Goldtausia. Am Griff auf weißem Grund Goldranken und Blüten in weiß und karmoisinrot. Türkei 17–18. Jahrhundert. (Zeughaus Berlin.)

c) Klinge damasziert. Am Ansatz Ornament in Goldtausia. Griff und Scheide zeigen seitlich Goldranken auf dunkelblauem Grund, in der Mitte Blumen mit weißen karmoisinrot gezeichneten Blüten auf gelbem Grund. Am Mundblech der Scheide eingelassene Türkisen. Türkei 18. Jahrh. (Zeughaus Berlin.)

d) Klinge damasziert mit goldtauschiertem Ornament am Ansatz. An Griff und Scheide auf dunkelblauem Grund Blumen, Papageien, Schmetterlinge in grün und weiß. Indien 17.–18 Jahrhundert. (Zeughaus Berlin.)

II. ALTE TRACHTEN, TAFEL III

Französische Damenkleider um 1750. a) Anliegende Taille vorn geöffnet mit Faltenbesatz; weiter Rock, gelber Seidenbrokat mit weißen Streifen, Streublumen. Getragen über blauem, gesteppten Unterkleid von Seide. Frankreich um 1750. (New York, Metropolitan Museum of Art., erworben 1911 von Mrs. Maria P. James of Norwalk, Conn.[1])

b) Rock mit Rüschen. Langes Oberkleid mit Watteaufalte in einer langen Schleppe endigend; garniert mit flachem Gefältel vom gleichen Stoff. Gelber Seidenbrokat mit eingewebtem weißen Streublumendessin. Frankreich um 1750. (New York Metropolitan of Museum Art, erworben 1911 von Mrs. Maria P. James of Nowalk, Conn. *P.*

FACHNOTIZEN

Noch einmal: Zur Entwicklungsgeschichte der Armbrust. Die Notiz in Z. H W. K. Heft 2 S 73 war geschrieben, ehe noch dies Heft mit dem äußerst dankenswerten Beitrag von Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Walther Rose erschienen war. Im Anschluß an diesen Aufsatz sei nun kurz der gegenwärtige Stand unseres Wissens über die Armbrust in Byzanz und die dabei auftretenden noch nicht gelösten Probleme angeführt. Vorher möchte ich jedoch noch eine kleine Bemerkung an die Beschreibung der Armbrust durch Anna Komnena anknüpfen. Es heißt dort: „In der Mitte liegt eine, in Gestalt eines halben Zylinders ausgemeißelte Röhre von der Größe eines Pfeiles." Rose meint nun, daß „Röhre" falsch übersetzt wurde und daß es statt dessen „Säule" heißen müßte. Meiner Meinung nach ist jedoch die „Röhre von der Größe eines Pfeiles" nur durch die oben offen liegende Pfeilrinne zu erklären.

Nach den Darlegungen Roses kann kein Zweifel mehr obwalten, daß es sich bei den Angaben von Anna Komnena tatsächlich um die Armbrustwaffe handelt, die somit den Byzantinern bis zu ihrem innigen Kontakt mit dem Westen unbekannt geblieben ist. Die Armbrüste auf den Reliefs von Polignac-sur-Loir und Puy stehen demnach isoliert da und trotz der Anführung der manubalista oder arcubalista von Flavius Vegetius Renatus wird man doch nicht auf eine allgemeine Bekanntschaft der Armbrustwaffe bei den Römern schließen dürfen. Oder soll man vielleicht annehmen, daß die Handarmbrust zwar der römischen Heeresausrüstung auch in späterer Zeit fremd blieb, wohl aber in einigen Gegenden des römischen Reiches als Jagdwaffe Verwendung fand und daher auch den Offizieren, Ingenieuren und Mannschaften der ihren Standort vielfach wechselnden Legionen nicht unbekannt geblieben sein konnte; soll man weiters annehmen, daß diese Kenntnis gar keinen Einfluß auf die Bewaffnung des Heeres ausgeübt hat, obwohl doch die (allerdings begrenzten) Vorteile der Armbrust in die Augen springen mußten und anscheinend keine Ursache vorlag, die die Verwendung der Armbrust zu Kriegszwecken verhindert haben sollte; und soll man endlich weiter glauben, daß die Romäer wohl die Heeresausrüstung der Römer übernommen hätten, daß dagegen die Erinnerung an die den römischen Offizieren und Ingenieuren bekannte Handwaffe vollkommen verloren gegangen wäre?

Es liegt, wie man sieht, ein unüberbrückter Widerspruch einerseits in dem Vorhandensein der Reliefabbildungen und in den Angaben von Vegetius (der übrigens in Konstantinopel lebte) und andererseits in den Ausführungen Anna Komnenas. Man wird deswegen eine endgültige Entscheidung wohl nicht früher fällen dürfen, bis Spezialforscher auf dem Gebiete der byzantinischen Geschichte genaue Angaben über die Bewaffnnng und Ausrüstung des oströmischen Heeres gemacht haben. Ich weiß nicht, wie weit diese Spezialforschungen heute gediehen sind, glaube aber, daß es Byzantinisten nicht zu schwer fallen müßte, aus dem reichlichen Quellen- und Bildermaterial festzustellen, ob die Armbrust als Handwaffe oder als Geschütz überhaupt in Ostrom Verwendung gefunden hat und welches die Zeit der Einführung dieser Waffenart war. Sollten wider Erwarten die Vertreter der byzantinischen Kulturgeschichte hier versagen, so bliebe nur übrig, aus Angaben über Armbrustwaffen und -geschützen im islamischen Kulturkreise Rückschlüsse auf deren Verwendung in Byzanz zu ziehen; hier treten aber wieder alle die Unsicherheiten auf, die durch die in meinem früheren Aufsatze dargelegte Möglichkeit der Übernahme der islamischen Armbrust von Ostasien her entstehen.

Endlich müßte man noch untersuchen, ob sich nicht zwischen dem Vorkommen der Reliefabbildungen und den Angaben von Vegetius einerseits und andererseits zwischen der Entstehung der europäischen Armbrust Beziehungen aufstellen ließen.

Hugo Th. Horwitz

Ein Damenschießen zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Lady Wortely Mary Pierrepont Montague, die bekannte englische satirische Schriftstellerin, berichtet in ihren Briefen (Leipzig 1763, S. 31) von einem höfischen Schauschießen in Wien: „... den Tag darauf gieng ich hin der Kaiserinn Amalia aufzuwarten, die nun auf ihrem Palaste eine halbe Meile von der Stadt in der Entfernung lebet. Ich hatte hier das Vergnügen, einen mir ganz neuen Zeitvertreib zu sehen, welcher das gewöhnlichste Spiel an diesen Hofe ist. Die Kaiserinn selbst saß auf einem kleinen Throne zu Ende der schönen Allee ihres Gartens, und ihr zu beyden Seiten waren zwo Partien junger Fräulein vom Stande gestellet, mit den beyden Erzherzoginnen an der Spitze, alle wohl aufgesetzet, mit Juweelen geschmücket und eine leichte Feuerröhre in der Hand, um nach drey Ovalgemählden, die in einiger Entfernung standen, als so viel Zielen zu schießen. Das erste stellte Ceupido vor, der ein Glas mit Burgunder füllet, und das Motto het: „Hier ists leicht, ein Held zu seyn." Im zweyten hält das Glück einen Kranz in der Hand, mit dem Motto: „Dem, den das Glück begünstigt." Das dritte war ein Schwert mit einer Lorbeerkrone auf der Spitze, das Motto: „Der überwundene darf sich hier nicht schämen." – Neben der Kaiserinn stand ein vergoldetes Siegeszeichen, mit Blumen umwunden; es bestand aus kleinen Schäferstäben, die mit reichen türkischen Schnupftüchern, Palatins, Bändern, Spitzen usw. als den mindern Preisen, behangen waren. Den vornehmsten gab die Kaiserinn mit eigener Hand, es war ein feiner Rubinring, mit Diamanten besetzt, in einer goldenen Tabakdose. Der zweyte Preis war ein kleiner Cupid mit Brillanten besetzt, und neben dem ein Aufsatz von feinem Porcellane zum Theetische, mit goldenen Rändern, japanischen Kästchen, Fächern und andern

[1]) Die Beschreibung und Angaben verdanken wir der Liebenswürdigkeit von Herrn Prof. Dr. B Bashford Dean, Curator of arms and armour, Metropolitan Museum of Art New York.

Galanterien von dieser Art. Alle Leute vom Stande aus Wien waren Zuschauer; aber die Damen allein hatten Erlaubniß zu schießen, und die Erzherzoginn Amalia trug den ersten Preis davon. Ich war mit dieser Lustbarkeit sehr wohl zufrieden, und ich weis nicht, ob sie nicht eine ebenso gute Figur, als das Wettschießen in der Aeneis, machen sollte, wenn ich so gut als Virgil schreiben könnte. Dieß ist das Hauptvergnügen des Kaisers; und es geht selten eine Woche ohne ein Fest in dieser Art vorbey, welches die jungen Damen in der That geschickt genug macht, ein Fort zu vertheidigen. Sie lachten herzlich über meine Furchtsamkeit, eine Flinte zu hantiren. Sie werden mir, theure Schwester, dieses plötzliche Abbrechen leicht vergeben; ich vermuthe eben, daß Sie bald denken werden, ich wolle gar nicht schließen." *F. M. Feldhaus*

Petarde. Romocki vermutete 1895 in seiner ausgezeichneten „Geschichte der Explosivstoffe", daß die Erfindung der Ansetzpetarde um 1575 in Frankreich erfolgt sei. Sie wurde eingeführt (oder gar erfunden) von Baron Mathieu Merle de Salvas. Bei der Einnahme von Amaert kam 1577 zum erstenmal die Petarde zur Brechierung des Tores zur Verwendung. Am 23. Dezember 1587 verwendete Martin Schenk eine Petarde zur Sprengung des Rheintores in Bonn.

Ich glaube, daß die Erfindung älter ist; denn auf dem Kupferstich „Pulvis pyrius", gestochen von Galle nach einem Wandteppichentwurf von Jan van Straet, genannt Giovanni Stradano (1523—1605), der gegen 1570 fertig wurde, sieht man eine Ansatzpetarde. Das Blatt ist abgedruckt in: O. Guttmann „Monumenta pulveris", London 1906. Wäre die Erfindung der Petarde noch jung gewesen, dann hätte der Maler den Gegenstand nicht auf sein Bild genommen, weil niemand gewußt hätte, was dargestellt sein soll.

F. M. Feldhaus

LITERATUR

Julius Repond, Commandant de la Garde de la Sainteté Benoit XV. Le Costume de la Garde Suisse Pontificale et la Renaissance italienne. Rome. Impr. Polyglotte Vaticane 1917. Wenn man den stattlichen Folioband mit 80 Textseiten und 63 großen Tafeln zur Hand nimmt, stellt sich unwillkürlich die Frage ein, ob ein solcher Aufwand durch die Bedeutung des Gegenstandes gerechtfertigt wird. Denn trotz Rom und des Papstes kann die Schweizer Garde kostümlich doch eben nur ein lokal sehr begrenztes Interesse beanspruchen. Indessen, wie der Verfasser eingangs feststellt, ist die militärische Tracht um 1506, wo die Geschichte der päpstlichen Schweizer Garde einsetzt, bis zum Aufkommen der Uniform zur Zeit Ludwig XIV. von der bürgerlichen Tracht durch nichts unterschieden. Eine Entwicklung der Tracht bei der Schweizer Garde bedeutet also zugleich eine solche der italienischen oder mindestens der römischen Männertracht, und die zu schicken wäre gewiß des Schweißes wert. Besitzen wir doch, wie der Verfasser eingangs selbst hervorhebt, zur Zeit überhaupt kein Spezialwerk der italienischen Tracht! — Wer indessen mit solchen Erwartungen das Buch öffnet, erlebt eine Enttäuschung, und auch der Sonderinteressent für die Schweizer Garde dürfte kaum auf seine Rechnung kommen, falls er mehr als eine Entwicklung ihrer Kostüms in großen Zügen erhofft hat. Wenn trotz des fleißig zusammengetragenen ansehnlichen Materials, trotz einer unverkennbaren Belesenheit auch in entlegeneren literarischen Trachtquellen und vor allem einer offenbar liebevollen Hingabe an den Gegenstand nicht mehr erreicht wird, so liegt das an der Methode oder vielmehr dem Mangel jeder Methode. Anstatt zunächst einmal an Hand der Darstellungen die einzelnen Kleidungsstücke zu analysieren, ihre Geltungszeit festzulegen und daran vielleicht Erklärungsversuche für ihr Aufkommen und ihren Wandel zu knüpfen, wird der umgekehrte Weg eingeschlagen, und zwar von ästhetischen Erwägungen ausgehend. Dem Verfasser schwebt ein bestimmtes Ideal der italienischen Renaissancetracht vor, dessen Erreichung er zum Leitgedanken für die Entwicklung der Tracht bei der Schweizer Garde macht. Aus den angeblich unschönen Kleiderformen des Quattrocentos und von ungünstigen ausländischen Einflüssen macht sich die italienische und in Sonderheit die Tracht der Schweizer Garde allmählich frei, erreicht etwa um 1600 den Gipfel der Vollkommenheit, um dann alsbald zu verfallen.

Eine solche Betrachtungsweise ist, gelinde gesagt, unwissenschaftlich und besagt, objektiv genommen, zunächst weiter nichts, als daß der Verfasser ein Verehrer der italienischen Hochrenaissance ist (was beim Kommandanten der Schweizer Garde nicht verwunderlich). — Wer dagegen das Quattrocento höher schätzt, wie beispielsweise der Referent, müßte nach der Methode des Verfassers zum umgekehrten Ergebnis gelangen und die sich allmählich von den Bildungen der vorangehenden Epoche entfernenden Trachtformen des Cinquecento als zunehmenden Verfall ansehen. In Wahrheit ist natürlich das eine so wenig zutreffend wie das andere. Die Schrittmacherin der Mode wie aller künstlerischen Erscheinungen ist der Zeitstil. Die Frage, warum die Mode diesen oder jenen Weg einschlägt, wäre also zunächst an den Zeitstil zu richten und an das Schönheitsgefühl des Cinquecento, dem er Ausdruck leiht, nicht des 20. Jahrhunderts, dem der Verfasser angehört.

Die gekennzeichnete Betrachtungsweise des Verfassers hat zur Folge, daß in der Darstellung ästhetischer Fragen und Werturteile auf Kosten der eigentlichen Beschreibung einen allzu großen Raum einnehmen. Was aber noch bedenklicher ist und nicht ausbleiben kann, die schiefe Einstellung des Verfassers zur Tracht führt nur zu häufig zu voreingenommenen Interpretationen der Darstellungen und zu verkehrten Schlüssen. Hierfür nur ein Beispiel: Verfasser stellt u. a. fest, daß der von ihm persönlich hochgeschätzte Morion in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vom Birnhelm abgelöst wird, dessen Form ihm gründlich mißfällt. Hieraus wird einmal gefolgert, daß zu dieser Zeit die Künstler aus der gleichen Abneigung gegen den Birnhelm die Schweizer Gardisten häufig barhäuptig dargestellt hätten, ferner, daß die Offiziere alsbald zu Beginn des 17. Jahrhunderts den Helm mit dem Hut vertauschten. Der objektive Tatbestand, der sich leicht aus den beigebrachten Darstellungen ablesen läßt, ist nun aber der, daß der Morion auch noch im 17. Jahrhundert von der Schweizer Garde getragen wird (Abb. 116), womit alle an das Aufkommen des Birnhelms geknüpften Schlüsse entfallen. Das Aufkommen des Huts im 17. Jahrhundert ist bekanntlich eine internationale Erscheinung.

In der so nur allzusehr von ästhetischen Betrachtungen überwucherten Darstellung sieht man sich vergebens nach einer klaren Disposition oder auch nur einer zeitlich fest umgrenzten Kapiteleinteilung um, die als Wegweiser dienen könnte. Auch die Verweise auf die im Text angezogenen, beigegebenen Abbildungen werden nur zu oft unterlassen. Trotz all dieser Mängel dürfte die Entwicklung der Gardentracht in allen wesentlichen Zügen treffend dargestellt sein und es soll nicht geleugnet werden, daß auch der Kostümforscher manche interessante Belehrung erhält. Der Waffenfreund hingegen geht von einigen wenigen zum Teil anfechtbaren Ermittlungen über die Herkunft und Entwicklung des Morions — auch das Märchen von dem Schmieden des Helms aus einem Stück wird aufgewärmt — leer aus. In einer Monographie der Schweizer Garde, mag ihre kriegsgeschichtliche Bedeutung auch nicht sehr groß sein, wäre doch eine eingehendere Behandlung ihrer Bewaffnung zu erwarten gewesen. Namentlich über die Formwandlungen der Helmbarte im 16. und 17. Jahrh., die doch gewissermaßen das Symbol der päpstlichen Trabanten bildete und die unseres Wissens bisher noch sehr wenig aufgeklärt sind, hätte man gern etwas erfahren.

Hier wie in nur zuvielen anderen Fragen bleibt der Auskunftsuchende auf eigenes Studium an Hand des beigefügten ansehnlichen Darstellungsmaterials angewiesen, in dem fraglos der Hauptwert des Buches liegt. Die gut ausgewählte Zusammenstellung meist datierbarer Darstellungen der Schweizer Garde, abgesehen von einigen ungelenken Nachzeichnungen gut reproduziert und meist hinreichend beschriftet, stellen auch ohne den Text eine lehrreiche Entwicklungsreihe des italienischen Männerkostüms dar. – Leider bricht diese mit dem Jahr 1636 ab und schließt dann mit einem großen Sprung von anderthalb Jahrhunderten mit einem Blatt von 1786 ab, das uns die Erstarrung zur Uniform zeigt. Die allmähliche Umbildung zu diesem eigentümlichen Gemisch aus Renaissance- und neuzeitigen Elementen, über die weder Darstellungen noch Text Aufklärung geben, würde mehr interessiert haben, als die zum Schluß angefügten sieben Tafeln nach Photographien der Schweizer Garde von 1915. Der ungünstige Eindruck dieser verwaschenen Renaissanceformen wird noch durch die fatale Kolorierung einzelner Blätter gesteigert. Unwillkürlich kommt das Wort auf die Lippen, das Verfasser von Taine zitiert, als er 1864 in Rom die Schweizer Garde erblickte: „Costume d'opera."

Paul Post

VEREINSNACHRICHTEN

Dem Verein neu beigetreten sind: Die Direktion des Zeughauses Berlin, Berlin C 2, Mollersgasse; Ingenieur und Fabrikant Franz Hendrichs, Solingen, Friedrichstr. 35; Kunstmaler u. Schriftsteller Hans Mützel, Berlin-Schöneberg, Mühlenstraße 7; Fabrikant Ernst August Balke, in Firma Balke & Schaaf, Solingen, Bismarckstr. 85—87; Professor W. Knechtel, Bukarest, Str. Esculap 8; Rudolf Albrecht, Fachlehrer für Graphik der Städt. Werkstätten, Nürnberg, Dürerplatz 16; Hofrat Dr. Camillo List, Vorstand der Waffensammlung des kunsthistorischen Staatsmuseums in Wien I, Mödling-Wien, Kirchengasse 8 (Wiedereintritt); Dr. August Grosz, an der Waffensammlung des kunsthistorischen Staatsmuseums in Wien I, Burgring 5.

Neue Adressen: Bankbeamter Karl Zimmermann, Königsberg i. Pr., Nachtigallensteg 22.

Außerordentliche Hauptversammlung des Vereins für historische Waffenkunde 1920 in Berlin. Dem Antrage einer größeren Anzahl von Vereinsmitgliedern auf Grund des § 22 der Satzungen entsprechend, beehrt sich der geschäftsführende Ausschuß eine außerordentliche Hauptversammlung des Vereins für historische Waffenkunde auf Mittwoch, den 21. Dezember 1921, nachm. 5 Uhr im Restaurant Karl Fischer zu Berlin, Ansbacherstr. 55, ergebenst einzuberufen. Die an der Teilnahme verhinderten Herren Mitglieder werden ergebenst gebeten, Vollmachten zur Abstimmung an ihrer Statt auf ein bei der Versammlung gegenwärtiges Mitglied auszustellen und diesem rechtzeitig vorher gefälligst einzusenden.

Tagesordnung:

Abänderung des § 4 der Satzungen, welcher künftig lauten soll: „Die in Deutschland ansässigen Mitglieder sind zur Zahlung eines Jahresbeitrags von 50 Reichsmark, zahlbar im Laufe des Monats Januar eines jeden Jahres, verpflichtet. Von dieser Zahlung sind diejenigen Mitglieder befreit, welche als Gründer einen einmaligen Beitrag von mindestens 1250 Reichsmark entrichten, sowie die Ehrenmitglieder." In Anbetracht seiner mißlichen Finanzlage einerseits und des niedrigen Standes der Mark im Auslande andererseits sieht sich der Verein gezwungen, den Jahresbeitrag der ausländischen Mitglieder auf 100 Mark zu erhöhen, will jedoch denjenigen der Mitglieder in Deutsch-Österreich und Ungarn indessen in Anbetracht des niedrigen Standes der Krone auf 30 Mark ermäßigen.

Der Geschäftsführende Ausschuß des Vereins für historische Waffenkunde.

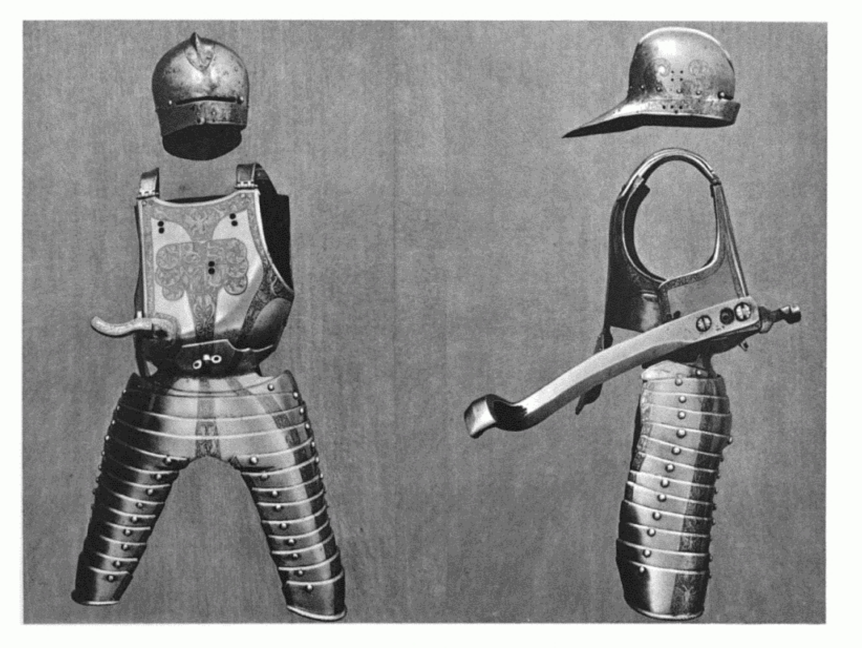
I. A.:

Dr. Rose, Geh. Reg.-Rat, I. Schriftführer.

DRUCKFEHLER

Heft 1. In „Meister der Waffenschmiedekunst", Tafel 1, sind die Unterschriften der Helme zu vertauschen. — S. 36 Sp. 2 Z. 4 von unten: statt „Kassinna" lies „Kossinna".

Heft 2. S. 40 Sp. 2 Z. 5 von oben: statt „oströmische" lies „osrhoenische". — S. 63 Anm. 33 Z. 7 von unten: statt „Heitz" lies „Seitz". — S. 66 Anm. 62 letzte Zeile: statt „Geschichten" lies „Gesichten". — S. 81 Sp. 2 Z. 7 von oben: statt „Lil" lies „Lill". — S. 82 Vereinsnachrichten, Sp. 1 Z. 1: statt „Rößnack" lies „Röpnack". — Bibliothek der Kunstgewerbeschule Berlin: fällt weg. — Sp. 1 letzte Zeile: statt „Berlin W 85" lies „Berlin W 15". — Sp. 2 Z. 10 von oben: statt „Dreßler" lies „Dreger".



Rennzeug für das Scharfrennen um 1560
Kopenhagen, Zeughaus

ZEITSCHRIFT FÜR [illegible]
BAND 9

EINE MITTELALT[illegible] LADUNG [illegible]

Während des Krieges wurden der[illegible] mittelalterliche schmiedeeiserne Ges[illegible] vom Pillauer Hafenamt überwiesen, [illegible] Seetief beim Baggern zutage gefördert [illegible] stammen also vermutlich von Kamm[illegible] zur Bestückung von Kriegsschiffen [illegible] zeigen, etwa alle von den gleichen [illegible] Abmessungen, den im 15. Jahrhundert [illegible] Eine von diesen stark versinterten K[illegible] sich beim Reinigen als ein für d[illegible] schaft äußerst wertvoller Fund ([illegible])

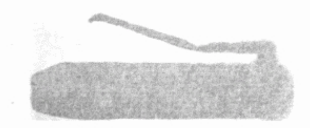


Abb. 1. Geschutzkammer mit Ladu[illegible]
(Zeughaus Berlin)
a) Maße: Länge 67 cm, Durchmesser an[illegible] Durchmesser 6 cm, Länge des Hohlraums [illegible]
b) Länge 4 cm, hinterer Durchmesser 5 cm [illegible]

sich nämlich heraus, daß im Innern [illegible] Teil der alten Ladung vorhanden war, [illegible] ursprüngliche Zusammensetzung und [illegible] Aufschluß gibt.

An der Mündung der Kammer sta[illegible] versteinerter 4 cm langer Holzpfropfen [illegible] buche,¹) der ganz seine der Kammermündung [illegible] paßte Form ähnlich einem Flaschenpfropfen bewahrt hatte (Abb. 1 b). Dahinter folgte ein Bausch von Flachsfasern¹) in einer Länge von etwa 5 cm (Abb. 1 c). Wieweit hier die ursprüngliche Länge erhalten ist, läßt sich natürlich nicht mehr feststellen. Von der Pulverladung selbst sind infolge des durchs Zündloch eingedrungenen Wassers nur Brocken erhalten. Ihre Analyse, die wir Herrn Professor Rathgen verdanken, stellte Schwefel und Kohle fest. Das Salpeter

[illegible]

2. Acht Ka[illegible] ab[illegible] die [illegible] über d[illegible] gend[illegible] 0260, 0261, [illegible], [illegible], 0501, [illegible]);
3. Neun Einzelkammern (ohne die Pillauer Kammer) (6772, 97512, 99337, 63126, 0913, 151176 bis 1179).

¹) Die Angaben verdanken wir Herrn Prof. Dr. Lindau vom Botanischen Museum in Dahlem. ²) Betty Kurth. Die Blütezeit der Bildwirker-Kunst zu Tournai und der Burgundische Hof. Wiener Jahrb. d. kunsthistor. Sammlungen 1918. Bd. 34, S. 53 ff.

Rennzeug für das Scharfrennen um 1560
Kopenhagen, Zeughaus

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE WAFFEN- UND KOSTÜMKUNDE
BAND 9 5. MAI 1922 HEFT 4

EINE MITTELALTERLICHE GESCHÜTZKAMMER MIT LADUNG IM BERLINER ZEUGHAUS

VON PAUL POST

Während des Krieges wurden dem Zeughaus vier mittelalterliche schmiedeeiserne Ceschützkammern vom Pillauer Hafenamt überwiesen, die im Pillauer Seetief beim Baggern zutage gefördert waren. Sie stammen also vermutlich von Kammerbüchsen, die zur Bestückung von Kriegsschiffen dienten, und zeigen, etwa alle von den gleichen ziemlich großen Abmessungen, den im 15. Jahrhundert üblichen Bau. Eine von diesen stark versinterten Kammern erwies sich beim Reinigen als ein für die Geschützwissenschaft äußerst wertvoller Fund (Abb. 1a). Es stellte

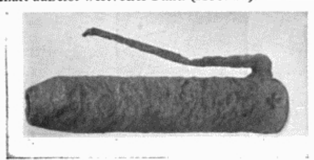


Abb. 1. Geschützkammer mit Ladung. 15. Jahrh. (Zeughaus Berlin)

a) Maße: Länge 67 cm, Durchmesser am Boden 15 cm, innerer Durchmesser 6 cm, Länge des Hohlraums etwa 60 cm.
b) Länge 4 cm, hinterer Durchmesser 5 cm

sich nämlich heraus, daß im Innern noch ein gutes Teil der alten Ladung vorhanden war, die über die ursprüngliche Zusammensetzung und Lagerung klaren Aufschluß gibt.

An der Mündung der Kammer stak ein völlig versteinerter 4 cm langer Holzpfropfen von Rotbuche,[1]) der ganz seine der Kammermündung angepaßte Form ähnlich einem Flaschenpfropfen bewahrt hatte (Abb. 1b). Dahinter folgte ein Bausch von Flachsfasern[1]) in einer Länge von etwa 5 cm (Abb. 1c). Wieweit hier die ursprüngliche Länge erhalten ist, läßt sich natürlich nicht mehr feststellen. Von der Pulverladung selbst sind infolge des durchs Zündloch eingedrungenen Wassers nur Brocken erhalten. Ihre Analyse, die wir Herrn Professor Rathgen verdanken, stellte Schwefel und Kohle fest. Das Salpeter ist vom eindringenden Wasser aufgelöst. Der durch den Fund gegebene klare Sachverhalt überhebt uns weiterer Erläuterungen.

Ein glücklicher Umstand setzt uns in den Stand, zu unserem Ladungsfund die Illustration des Ladens einer derartigen Kammer zu liefern. Es handelt sich um den Ausschnitt aus einem jüngst veröffentlichten burgundischen Teppich mit Darstellungen aus dem Leben Alexanders des Großen im Palazzo Doria in Rom (Abb. 2), der laut Rechnung 1459 von einem Teppichwirker in Tournai namens Pasquier Grenier für Herzog Philipp den Guten von Burgund gefertigt wurde.[2]) Auf dem Teppich, der die Belagerung einer Stadt darstellt, zeigt unser Ausschnitt in höchst anschaulicher Weise das Laden einer Kammerbüchse, wie es der Teppichwirker oder der Meister seines Vorbilds vermutlich beim Heere des burgundischen Herzogs gesehen hatte. Von den beiden Bedienungsleuten ist der Rechte gerade im Begriff, eine geladene Kammer durch Eintreiben des beschriebenen Holzpfropfens mit einem Hammer abzuschließen, während der andere eine bereits fertige Kammer einsetzt.

Der klare Sachverhalt bei der Pillauer Kammer bietet nun die Möglichkeit, die vielumstrittene Frage, ob die Kammer auch die Kugel aufnahm, durch Vergleich mit anderen erhaltenen Kammern einer grundsätzlichen Klärung zuzuführen, denn bei unserer Kammer läßt der an der Mündung steckende Pfropfen für eine Kugel jedenfalls keinen Raum.

Im Zeughaus steht für diese Frage ein ansehnliches Vergleichsmaterial zur Verfügung, das sich in folgender Weise gruppiert:

1. Fünf Kammerbüchsen mit Kammern (Inv.-Nr. 6771, 6777, 6781, 1164, 14238).
2. Acht Kammerbüchsen ohne Kammern, bei denen aber die hinten angeschmiedeten Kammerrahmen über die Größe der fehlenden Kammern genügenden Aufschluß geben (6776, 6779, 6780, 0260, 0261, 6780, 6783, 0301, 00361).
3. Neun Einzelkammern (ohne die Pillauer Kammer) (6772, 97 512, 99337, 63 126, 0913, 151176 bis 1179).

[1]) Die Angaben verdanken wir Herrn Prof. Dr. Lindau vom Botanischen Museum in Dahlem. [2]) Betty Kurth. Die Blütezeit der Bildwirker-Kunst zu Tournai und der Burgundische Hof. Wiener Jahrb. d. kunsthistor. Sammlungen 1918. Bd. 34, S. 53. ff.

Der Vergleich mit der Pillauer Kammer ergibt nun für die überwiegende Mehrzahl zwischen Länge und Durchmesser des Hohlraums etwa die gleichen Verhältnisse und zwar: für sämtliche der Gruppe 1, für sechs von acht der Gruppe 2 und für acht von neun der Gruppe 3. Bei den drei nicht genannten der Gruppen 2 und 3 (00361, 6783, 6772) blieb der Fall zweifelhaft. Bei Gruppe 1 kam außer dem Vergleich als noch schlagenderer Beweispunkt für die gleiche Ladeart der große Unterschied zwischen Kalibermaß und Durchmesser der Kammeröffnung hinzu.

Aus diesem Ergebnis läßt sich, will mir scheinen, mit großer Gewißheit folgern, daß die Kammern der mittelalterlichen Kammerbüchsen vorwiegend, wenn nicht ausschließlich lediglich zur Aufnahme der Pulverladung — modern gesprochen — als Kartusche dienten, nur daß die Kugel hinten ins Rohr eingesetzt wurde.

Einen weiteren Beleg für unsere Auffassung liefert die angezogene Teppichdarstellung, wie der Augenschein lehrt, wenn man die kleine Kammeröffnung mit der Größe des Rohrkalibers und den am Boden liegenden Kugeln vergleicht. Doch hier liegt noch ein besonderer Fall für das Laden der Kugel vor. Denn die hintere Rohröffnung ist zur Aufnahme der Kugel, wie der Augenschein lehrt, gleichfalls zu klein; sie kann hier nur von vorne ins Rohr eingesetzt werden. Unser Geschütz stellt also einen eigenartigen Mischtypus von Vorder- und Hinterlader dar.[3])



Abb. 2. Linker Ausschnitt aus einem flandrischen Caesatteppich von 1459 (Rom, Palazza Doria)

Daß die Darstellung keineswegs ein Phantasiegebilde des Teppichwirkers oder seines Vorbildes vorstellt, beweist das Vorkommen der gleichen Konstruktion im Madrider Artillerie-Museum. Der ausgezeichnete Katalog[4]) bringt unter Nr. 3272 (S. 9) die sehr instruktive, hier wiedergegebene Durchschnittszeichnung eines Kammerrohres, das am hinteren Ende eine starke Verengung zeigt (Abb. 3). Es ist ohne weiteres klar, daß auch hier die Kugel nur von vorne eingeführt werden konnte. Wie schon angedeutet, ist dieser Vorder-Hinterlader nicht als Norm anzusehen; es handelt sich entschieden um eine Ausnahmekonstruktion, denn sie wird im Madrider Katalog

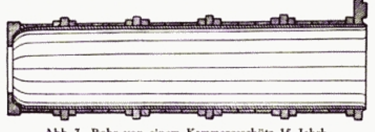


Abb. 3. Rohr von einem Kammergeschütz 15. Jahrh. (Madrid, Artillerie-Mus., Katal.-Nr. 2272)

[3]) Diese Feststellung verdanken wir einem gütigen Hinweis von Sr. Exz. Herrn Generalleutnant a. D. Rathgen.

[4]) Catal. General del Museo de Artilleria 1909 Tom. I.

als Besonderheit hervorgehoben, und das Berliner Zeughaus besitzt überhaupt kein derartiges Rohr.[5])

Suchen wir nun nach einer Erklärung für diese eigenartige Geschützkonstruktion, so liefert vielleicht die Darstellung auch dafür den Fingerzeig. Es handelt sich anscheinend hier wie bei dem Rohr des Madrider Museums um Geschütze von erheblichem Kaliber — das Madrider mißt 35 cm —, die also zum Verfeuern recht schwerer Kugeln bestimmt waren. Das Schießgestell des Rohrs auf der Darstellung ist nun noch sehr primitiv, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen kann. Wir haben es mit einem sogen. Legestück zu tun, das auf dem gewachsenen Boden ruht. Ein Balken mit halbkreisförmigem Ausschnitt, in den das Rohr eingelassen ist, dient dem Geschütz vorne als Unterlage und hält es in seiner ziemlich steilen Stellung unverrückbar fest. Das Einsetzen und Verkeilen schwerer Steinkugeln, mit denen hier zu rechnen ist, von hinten aus, mußte bei der steilen und unverrückbaren Stellung des Rohres mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein und namentlich viel Zeit kosten. Nun aber lag der Vorzug des Hinterladers anscheinend vor allem in der Ersparnis von Zeit oder, modern ausgedrückt, in der Erhöhung der Feuergeschwindigkeit. Diese aber beruhte zu einem Teil, wie es unsere Darstellung so anschaulich zeigt, in der beschleunigten Bereithaltung geladener Kammern. Es scheint also unser Mischtypus, der die Kammer von hinten, die Kugel von vorne einsetzt, durchaus zweckmäßig dem speziellen Bedürfnis des schweren Belagerungsgeschützes zu entsprechen und geeignet, seine Feuergeschwindigkeit nach Möglichkeit zu erhöhen. Diese Geschützart und ihr Vorkommen im vorgeschrittenen 15. Jahrhundert scheint uns ein weiterer Beweis dafür zu sein, wie fern jener Zeit noch der Gedanke der Kammer als Patrone lag.

Indessen hiermit ist die Frage noch keineswegs völlig geklärt. In Leonhard Fronspergers Kriegsbuch von 1573 findet sich im vierten Buche die eingehende Beschreibung einer Kammerbüchse und ihrer Handhabung, die zu unseren Ergebnissen im Widerspruch zu stehen scheint, und wohl überhaupt die Quelle der widersprechenden Ansichten in dieser Frage ist. Bei der Aufzählung der verschiedenen Geschützarten heißt es da (Fol. LIX der Ausgabe von 1596):

„Derhalben so pflegt man gegossen stücklin zu machen / die sind ungefährlich zweyer oder dritthalben Schuch lang / die schiessen kugeln ungefährlich zweyer Feust gross oder grösser / nach gefallen / dieselbige sind also gemacht / dz man hinden zu jeglichen drey oder zum wenigsten zwo ladungen oder Kammern hab / Also dz man allwegen ein Kammer mit Pulffer un Kugeln lad / dieweil man die eine abscheusst / danach tut man von stund ein andere geladne Kammer dahinter / die verspeydelt man / wie sich gebürt / damit man one sorg ist / dz sie nicht hinter sich ausspringen / un sind die Büchsen sonderlich gut in den Besatzungen / in den Streitwehre zu brauchen / denn man kann fürderlich mit schiessen / so ladet man sie auch mit Hagel / man muss sie auff nieder Räder legen / damit mans hin und her bringen / und sie auch den Lauf haben können / und diese Büchsen heisst man Kammerbüchsen / und werden auch fast auff den Schiffen gebraucht.“

Nach der nicht mißzuverstehenden ausführlichen Beschreibung Fronspergers wurden also zu seiner Zeit bei Geschützen tatsächlich Kammern mit Bleikugelladung als Patronen verwandt. Diese Angaben sind um so weniger in Zweifel zu ziehen, als für kleinkalibrige Feuerwaffen frühe Kammern mit Bleikugelladung tatsächlich erhalten sind. Das Zeughaus bewahrt einige derartige hochinteressante Kammern mit ihrer Bleikugelladung, von denen hier eine abgebildet sei (Abb. 4). Sie gehörten anscheinend zu großkalibrigen Handfeuerwaffen, sogen. Doppelhaken, und dürften aus ziemlich früher Zeit, vielleicht noch dem 15. Jahrhundert stammen.

Wir glauben dennoch, daß weder die zitierte Fronspergerstelle noch die zuletzt genannten Hakenbüchsenkammern mit Kugelladung imstande sind, unsere bisherigen Ergebnisse, die sich auf ganz unanfechtbare Materialbefunde und Abbildungsquellen gründen, in Frage zu stellen. Der Sachverhalt dürfte einmal der sein, daß eine spätere Entwicklungsphase vorliegt, wenigstens was den Fronsperger betrifft, denn sein Kriegsbuch erschien, wie schon bemerkt, 1573. Die Verwendung der „Patronenkammer“, wenn wir sie so nennen wollen, dürfte außerdem aus technischen Gründen auf eine bestimmte Geschützgattung

[5]) Bei 4 Drehbassen unserer Sammlung, die eine Differenz zwischen der vorderen und hinteren Öffnung zeigen (In Nr. 07.76, 02.60, 02.61, 05.1), ist die Verjüngung eine allmähliche, wir haben es hier also vermutlich mit sogen. Hagelgeschützen zu tun. Auch die Turiner Bombarde, von der das Zeughaus einen Abguß besitzt, dürfte nicht zu dieser Kategorie gehören, obwohl auch hier Kammer und Rohr getrennt und die Verengung des Flugs nur ein Einsetzen der Kugel von vorne zuläßt. Wie man wohl mit Recht annimmt, handelt es sich hier um keinen richtigen Hinterlader, die Trennung von Rohr und Kammer dient bei diesem schweren Geschütz vielmehr nur zum Transport. In der Stellung würde ein besonderes Laden und Einsetzen der Kammer angesichts seines Gewichts mehr Arbeit und Zeit beanspruchen als das Laden der eingesetzten Kammer vom Rohr aus.

beschränkt geblieben sein. Bei den genannten Kammern des Zeughauses mit Kugeln handelt es sich um Bleikugeln, und auch bei Fronsperger findet sich an der zitierten Stelle, und zwar wo er von der Kugel spricht, in Marginalien *„Ein Lot zweyer Feust gross"*. Die Patronenkammer wurde also anscheinend nur, mit Bleikugeln geladen, verwandt. Dies leuchtet in der Tat ein, wenn man erwägt, daß die Patronenkammer ein besonders genaues Hineinpassen der Kugel in die Kammer erheischte, was in dem Maße damals nur die gegossene Bleikugel verbürgte. Damit aber beschränkt sich die Verwendung der „Patronenkammer" bei den Geschützen auf kleinkalibrige sogen. Lotbüchsen.

Unsere Folgerung wird bestätigt durch Fronsperger, der die beschriebene Kammerbüchse in dem Abschnitt „Klein Geschütz" allerdings an erster Stelle aufführt, wie dies ja auch aus der ganzen Beschreibung hervorgeht.[6]) Es fragt sich, inwieweit die andere Angabe Fronspergers über das Kammergeschütz, das er als „gegossen Stücklin" bezeichnet, allgemeine Geltung beanspruchen kann. Es läßt sich in der Tat denken, daß das präzise Zusammenpassen von Kammer und Rohr namentlich im Kalibermaß, wie es die Verwendung der Patronenkammer zur Voraussetzung hat, bei geschmiedeten Geschützen nicht erreichbar war. Tatsächlich sind nun Kammerbüchsen von Bronzeguß vorhanden. Im Zeughaus (J. N. OO', 361) ist eine

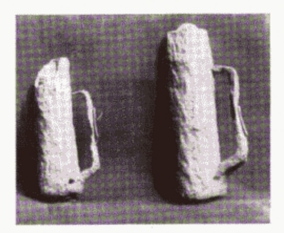



Abb. 4. Kammern mit Bleikugelladung von Handbüchsen. 15. Jahrh. (Zeughaus Berlin)
Maße: links Länge 15,9 cm, Durchmesser des Hohlraums 2,5 cm, rechts Länge 19,2 cm, Durchmesser des Hohlraums 2,8 cm

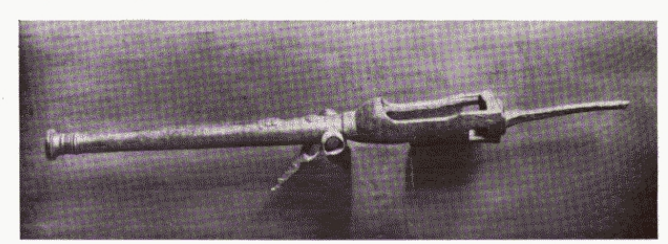


Abb. 5. Bronzene Kammerbüchse aus portugiesischem Besitz um 1500 (Zeughaus Berlin)
Maße: Ganze Länge 203 cm, Länge der Seele 161 cm, Kal. 4,8 cm

[6]) Überhaupt dürfte der Gedanke der Patronenkammer an der Handfeuerwaffe zuerst aufgekommen sein, wie er denn auch allein am Jagdgewehr des 17. u. 18. Jahrhunderts weiterentwickelt wird und im Zusammenhang mit dem Problem des Hinterladegewehrs im 19. Jahrhundert zuerst zu praktischen Lösungen führt.

sehr schön gearbeitete Drehbasse von 2 m Länge und 5 cm Kaliber, die das kastilische Königswappen trägt, außerdem eine Darstellung, die eine ungefähre Datierung des Stücks ermöglicht. Es ist eine Erdkugel mit Ekliptik, das Symbol des portugiesischen Königs Emanuel des Großen, der 1495–1521 regierte. Der Fundort ist Majumba, eine Hafenstadt in französisch-Kongo, wo sich noch heute eine portugiesische Faktorei befindet. Das Geschütz stammt also augenscheinlich von einem portugiesischen Kriegsschiff aus der Zeit des genannten Königs. Leider fehlt die zugehörige Kammer, aber die große Länge des Kammerrahmens und seine im Verhältnis zum schwachen Kaliber des Rohres große Breite gestatten Rückschlüsse auf die Gestalt der Kammer, wonach es nicht ausgeschlossen erscheint, daß sie auch zur Aufnahme der Kugel diente. Trifft dies zu, so hätten wir mit einem verhältnismäßig frühen Aufkommen der Patronenkammer zu rechnen.

Ein ganzer Komplex von Fragen ist bei der Besprechung unseres Kammerfundes aufgetaucht. Wenn nicht überall eine befriedigende Antwort gegeben werden konnte, so hat doch die Untersuchung vielleicht auch da wenigstens zur Formulierung der Probleme beitragen können. Folgendes ist etwa das Ergebnis: Es gibt sowohl Kammerbüchsen, deren Kammer nur zur Aufnahme von Pulverladung bestimmt ist, also Kartuschkammern, als auch solche, deren Kammer auch die Kugel aufnahm, Patronenkammern. Nach den erhaltenen Funden zu urteilen, ist die erste Art die verbreitetere und allem Anschein nach die ursprünglichere. Eine Sondergattung der Kammerbüchse mit Kartuschkammer bildet der Kugelvorderlader, anscheinend ein schwerkalibriges Belagerungsgeschütz, seit mindestens 1470 in Gebrauch. Die Patronenkammer, von der Fronsperger berichtet, und die bisher an erhaltenen Stücken nicht sicher nachweisbar ist, wurde anscheinend nur bei Lotbüchsen kleineren Kalibers und vermutlich nur bei gegossenen Bronzegeschützen angewandt. Wahrscheinlich handelt es sich hierbei um eine im 15. Jahrhundert an der Handfeuerwaffe entwickelte und von hier übernommene Errungenschaft der fortgeschrittenen Technik, die vielleicht bereits um 1500 beim Geschütz Anwendung fand.

Zum Schluß können wir es uns nicht versagen, obwohl nicht streng zum Thema gehörig, aus der vorher herangezogenen Teppichdarstellung noch einen zweiten Ausschnitt vorzuführen, der ebenso anschaulich wie dort das Laden, hier das Abfeuern einer Kammerbüchse zeigt (Abb. 6). Während der eine Bedienungsmann den deckenden Schutzschirm lüftet, um der Kugel freie Bahn zu geben, zieht der andere mit zurückgebogenem Körper und gegen den Boden gestemmten Füßen an einem angespannten Seil, demselben anscheinend, das auf der anderen Darstellung (Abb. 2) am Boden liegt. Wir vermuten, daß es um die Kammer geschlungen ist und beim

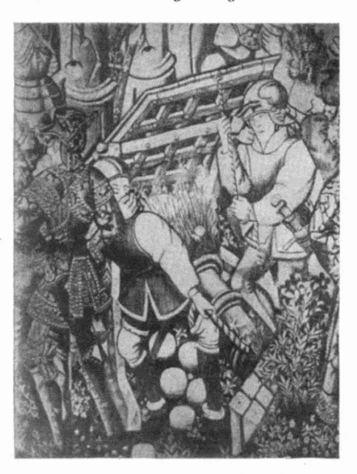


Abb. 6. Rechter Ausschnitt aus einem flandrischen Alexander-Teppich von 1459 (Rom, Palazzo Doria)

Abfeuern festgehalten wird, „daß sie (die Kammer) nicht hinter sichausspringe", wie es bei Fronsperger an der zitierten Stelle heißt. Denn die hinter der Kammer in den Boden eingetriebenen Holzkeile, die sogen. „Preller", die zum „Verspeideln" dienten, genügten anscheinend nicht, um den Rückstoß aufzuhalten. Die freie Hand hält sich der „Kanonier" vors Gesicht, vermutlich um die Augen vor den Funken der entzündeten Pulverladung zu schützen, die aus der wohl recht mangelhaften Dichtung zwischen Rohr und Kammer entweichen mochten.

DER TOPFHELM VON STEIN IN KRAIN

VON WALTHER ROSE

In dem interessanten Aufsatze über den Topfhelm von Küßnach im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich (Z. H.W. K. 9, 22) kommt Dr. Geßler zu dem Resultat, daß außer diesem, nach dem beigebrachten Geschichtsmaterial dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts zuzuschreibenden Stücke, andere sicher authentische Topfhelme, die durch ihre Konstruktion als wirkliche Kriegswaffen erwiesen werden und die dem von Küßnach entsprächen — die sogenannten Prunk- und Grabhelme dieser Art scheiden somit aus[1]) — vor der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nirgends bekannt seien. Von den sonst noch erhaltenen echten Kriegshelmen aber, die frühestens in den Beginn des dritten Viertels des 14. Jahrhunderts zu setzen wären, kämen entsprechend der Darstellung von Sir Guy Francis Laking[2]) nur fünf Exemplare in Betracht, nämlich die Helme des Prinzen Eduard von Wales, des „Schwarzen Prinzen", gest. 1376, und des Sir Richard Pembridge, gest. 1375, ferner der in der 1399 zerstörten Burg Tannenberg ausgegrabene und der in der Traun bei Linz gefundene Topfhelm, beide der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehörig, sowie endlich der bekannte Pranckher-Helm vom dritten Viertel des 14. Jahrhunderts.

Im Anschluß an diese Ausführungen kann die Zahl der nachgewiesenen echten Kriegshelme noch durch das Exemplar der Sammlung Sr. Exzellenz des Grafen Hans Wilczek in Burg Kreuzenstein (Niederösterreich) vervollständigt werden, das bereits in Z. H.W. K. 6, 44, jedoch ohne nähere Beschreibung, zur Abbildung gelangt ist. Die hier erneut beigegebenen zwei Abbildungen dieses Stückes in vergrößertem Maßstabe lassen die Details der Vorder- und Seitenwände deutlich erkennen.

Dieser Helm wurde 1911 zu Stein in Krain gefunden und noch in demselben Jahre von Sr. Exz. Herrn Grafen Wilczek für seine berühmte Sammlung in Kreuzenstein erworben. Wenn auch, was die historische Provenienz des Stückes, insbesondere die Zuschreibung desselben an eine bestimmte Persönlichkeit betrifft, die eingehendsten archivalischen Forschungen bis jetzt noch zu keinem sicheren Resultat geführt haben,[3]) so läßt doch die nicht allzuweit entfernte Lage des Fundortes von Cilli in Steiermark die Vermutung nicht ungerechtfertigt erscheinen, daß die im 14. Jahrhundert durch ihre zahlreichen kriegerischen Taten bekannten Grafen von Cilli ihre Fehden auch bis in die nähere Umgebung von Stein ausgedehnt haben dürften, und daß bei einer solchen Gelegenheit diese nur einem Vornehmen zugehörige ritterliche Kopfbedeckung verloren gegangen ist.

Da es sich im vorliegenden Falle um einen Fund im fließenden Wasser handelt, so erklärt sich trotz des durch starken Rost mehr oder minder angegriffenen Eisens der immerhin noch gute Erhaltungszustand, was bei einem Funde in stehendem Gewässer und der damit stets verbundenen größeren Zersetzung

[1]) Zu diesen von Dr. Geßler a. a. O. S. 26 Anm. 6 genannten Prunk- und Grabhelmen gehört auch das wohlerhaltene Exemplar der ehemaligen Sammlung des Grafen Alfred Szirmay, veröffentlicht in dem Werke von Dr. Johann v. Szendrei: „Ungarische kriegsgeschichtliche Denkmäler in der Milleniums-Landesausstellung" (Budapest 1896, S. 253), sowie zu Nr. 34 des späteren Auktionskataloges dieser Sammlung bei E. Hirschler & Co. in Wien, vom 23. April 1901.

Ebenso ist hiezu auch der sehr ähnliche, aus sechs schmiedeeisernen Platten zusammengesetzte große Topfhelm im Berliner Zeughause zu zählen. (Früherer Führer durch die Ruhmeshalle und die Sammlungen, 1900, 1903, 1910, Helmgestell Nr. 16. Abgebildet Z. H. W. K. 5, 35 zum Aufsatz von Dr. Fortunat v. Schubert-Soldern: „Der mittelalterliche Helm und seine Entwicklung").

Für den Charakter dieser beiden Stücke als Zeremonialhelme spricht insbesondere auch das Fehlen des bei einem jeden echten Kriegshelm vorhandenen kleinen kreuzförmigen Loches am Unterrande, zum Durchziehen des Knebels der Befestigungskette, da die bei beiden Helmen in der Mitte der rechten bezw. linken Vorderwand angebrachte große kreuzförmige Durchbrechung in ihrer dekorativen Stilisierung zu diesem Zwecke völlig ungeeignet ist, und daher im Verein mit den dieser Dekoration beigegebenen kleinen runden Löchern lediglich als Luftgeber in Betracht kommen könnte.

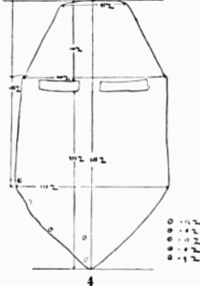
Die Verwendung derartiger Zeremonialstücke als Funeralhelme bei Begräbnissen zeigt u. a. eine, allerdings erst von 1441 stammende Abbildung des Codex 998 der Bibliothek des Germanischen Museums. Hier wird die von zwei Dienern auf den Schultern getragene Bahre des verstorbenen Herrn von einem Stechhelme mit Zimier, zwei gekreuzte Bärentatzen darstellend, gekrönt (siehe Demmin: Die Kriegswaffen, 4. Aufl. Leipzig 1893; Abbildung S. 498).

[2]) A Record of European Armour and Arms through seven Centuries, by Sir Guy Francis Laking, Bert. C. B., M. V. O., F. S. A. Late Keeper of the Kings Armoury, with an introduction by the Baron de Cosson, F. S. A. Vol. I. London, Bell and Sons. Ltd. 1920.

[3]) Nach der überaus liebenswürdigen Auskunft des Archivars Sr. Exz. des Grafen Wilczek, Herrn Dr. Goldmann in Wien, dem für seine große Mühewaltung hiermit der verbindlichste Dank ausgedrückt sei.

aller Eisenteile nicht der Fall gewesen sein würde. Diesem Unterschiede entsprechend richtete sich auch die Art der Konservierungsmethode, die noch 1911 im Chemischen Laboratorium der Kgl. Museen in Berlin mit bestem Erfolge vorgenommen wurde.

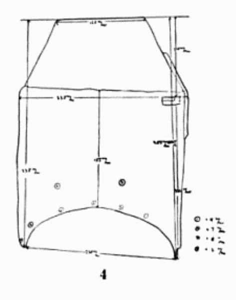
Der nach seinem Durchmesser mehr rund als spitzoval geformte Helm ist, wie schon aus den scharf vortretenden Rändern auf der Abbildung ersichtlich, aus fünf einzelnen Teilen zusammengesetzt: Aus dem unteren großen und halbrunden, senkrecht aufsteigenden Vorder- und Nackenstück, den oberen beiden kleineren und konisch zulaufenden Scheitelstücken, sowie der flach-ovalen Scheitelplatte, deren vollständig glatte Oberfläche Vorkehrungen für Anbringung eines Zimiers nicht erkennen läßt. Alle Teile sind durch wagerechte und senkrechte Reihen starker Nieten mit großen runden Köpfen miteinander verbunden.



4

Das große Vorderstück ohne Mittelgrat besteht aus verstärktem Eisen und greift in der Mitte des wagerechten rechteckigen Sehspaltes mit einem Lappen nach dem vorderen Scheitelstück über, der dort vernietet ist. Über dem Lappen ist noch, zum erhöhten Schutz dieser Hauptangriffsfläche gegen Schwerthiebe und Lanzenstöße, ein besonders starkes, in der Mitte eingebogenes Nasenband fest vernietet. In der Mitte der rechten und linken Seite ist das Vorderstück durch einen Kranz von je neun Luftlöchern, und am Unterrande durch das bekannte kleine Kreuz durchbrochen, das zur Aufnahme des Knebels der Befestigungskette des Helmes an der Brust dient. Dieser kreuzförmige Durchbruch, der sich sonst meist auf der (heraldisch) rechten Seite, zuweilen auch auf beiden Seiten vorfindet, ist hier ausnahmsweise links angebracht, also ebenso wie bei dem steinernen Bildnis des Ritters Johann von Falkenstein, gest. 1365, auf seinem Grabe zu Arensburg. (Siehe Dr. J. v. Hefner und Dr. J. W. Wolf: Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen. Frankfurt a. M. 1850. S. 93 u. Taf. XI, 13).

Sowohl Vorder- wie Nackenstück laufen in der Mitte beinahe gleichmäßig ziemlich tief spitz nach unten zu. Hiedurch wird, während die Höhe und Weite der Seitenwände die Last des Helmes fest auf den Schultern ruhen lassen, gleichzeitig auch ein sicherer Anschluß desselben an Brust und Rücken erzielt.



4

Nach der oben angegebenen Zeichnung Z. H. W. K. 6, 44 sind die näheren Maße des Helmes folgende:

Gesamthöhe von der unteren Spitze des Vorderstücks bis zur Scheitelplatte .	35,5 cm
Gesamthöhe von der unteren Spitze des Nackenstücks bis zur Scheitelplatte .	35,5 cm
Gesamthöhe von der Mitte des seitlichen Unterrandes bis zur Scheitelplatte . .	27 cm
Durchmesser der flach-ovalen Scheitelplatte . . . . . Breite 10 cm, Länge	12,2 cm
Durchmesser des unteren Helm-Innern Breite 22,5 cm, Länge	23 cm
Umfang außen am Unterrand	73 cm
Umfang außen an der Scheitelplatte . .	39 cm
Gewicht: 5,620 kg.	

Diese als normal zu bezeichnenden Maße entsprechen ungefähr denen des Topfhelms von Küßnach,[4]) insbesondere ist auch der fast gleiche innere Breitendurchmesser von 22,5 cm, ein Beweis dafür,

[4]) Der a. a. O. S. 25 bei dem Küßnacher Helm mit nur 31 cm angegebene Umfang am Rand unten dürfte ein Druckfehler sein.

daß es sich hier um eine wirkliche Kriegswaffe handelt, nicht um einen bloßen Zeremonial- oder Sakralhelm.

Und wenn auch dieser innere Durchmesser nicht ganz der Weite der noch breiter ausladenden Abart des Topfhelmes mit kurzen Seitenwänden, dem sogen. Kübelhelm, entspricht, der sogar noch über die große Kesselhaube gestülpt werden konnte, so gewährt er doch einem mit der gepolsterten Maschenkapuze bezw. mit der kleinen Beckenhaube nebst Halsbrünne bewehrten Kopfe genügend Raum.

Gilt dies doch selbst für den auf dem Deerberge bei Bubach in Pommern gefundenen Topfhelm aus der Mitte des 13. Jahrhunderts im Berliner Zeughause,[5]) der für den Kopf eines modernen Menschen eine geradezu beängstigende Enge zeigt, ohne daß er dieserhalb als ein bloßer Zeremonial- oder Sakralhelm anzusprechen wäre.

Bei dem Topfhelm von Stein in Krain spricht ferner auch die Stärke des Eisens und das dementsprechende erhebliche Gewicht von 5,620 kg für den Charakter als wirkliche Kriegswaffe, während das auffallend leichte Gewicht des Küßnacher Exemplars mit nur 1,805 kg (einschließlich des zur Montierung dienenden, nicht abnehmbaren Drahtgeflechts) sich neben der geringeren Eisenstärke nur durch den Verlust einzelner Teile und die Verringerung des Metalles infolge starken Rostes erklären läßt.

Was nun die Entstehungszeit des Steiner Exemplars betrifft, so bietet hierfür insbesondere die äußere Form seines ganzen Aufbaues einen bestimmten Anhalt.

Dr. Geßler setzt die Anfertigung des Topfhelmes von Küßnach vor 1352, also vor der Zerstörung der Burg, und zwar in das zweite Viertel des 14. Jahrhunderts.

„Seine Form mit dem gewölbten Gupf sticht von dem im 13. Jahrhundert üblichen Topfhelm mit flachem oder nur schwach von einem Bekrönungsband ansteigenden Dach ziemlich stark ab, so daß wir in dieser Schutzwaffe doch schon eine Form vor Augen haben, die mit den authentischen und datierbaren Helmen aus der zweiten Hälfte und dem Ende des 14. Jahrhunderts nah verwandt ist und eine ausgebildete Schutzwaffe darstellt, die gegen den früheren Helm konstruktiv im Aufbau verschieden ist. So bildet der Helm von Küßnach ein Mittelglied in der Entwicklung der Helmform vom Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts bis zu den erhaltenen Stücken aus der zweiten Hälfte.“ [6])

Unter Zugrundelegung dieser Zeitbestimmungen kann man somit für den Helm von Stein in Krain ein noch höheres Alter als für den Küßnacher in Anspruch nehmen, da sein fast runder Aufbau mit der vollständig flachen Scheitelplatte auf dem konisch ansteigenden Dach wieder ein Mittelglied bildet zwischen den von Boeheim [7]) erwähnten frühesten Topfhelmen des 12. und 13. Jahrhunderts, mit runder Form nebst flachem Dach ohne konischen Übergang, und dem Helm von Küßnach, mit dem ovalen Aufbau und der gewölbten Scheitelplatte auf dem konischen Dach. Hiernach erscheint die bereits bei der früheren Abbildung des Helms von Stein gegebene Datierung durchaus gerechtfertigt, da wir in ihm ein Werk vom Anfange des 14. Jahrhunderts, d. h. aus dessen erstem Viertel erblicken dürfen.

DAS GOLDENE GEWAND DER KÖNIGIN MARGARETHA

VON HELENE DIHLE

Eins der wenigen Profangewänder, welche uns aus der Zeit um 1400 noch erhalten sind, birgt die Domkirche zu Upsala: Es ist das goldene Gewand der Königin Margaretha, geboren 1353 als Tochter des Königs Waldemar IV. von Dänemark, vermählt mit König Hakon VI von Norwegen, jener Semiramis des Nordens, der 1397 die Vereinigung der drei nordischen Königreiche in der Kalmarischen Union gelang. Nach dem im Jahre 1412 erfolgten Tode Margarethas wurde das aus purpurfarbener, mit Goldfäden durchwirkter Seide gefertigte Gewand zunächst in der Kirche zu Roskilde, wo auch die Königin beigesetzt war, aufbewahrt, kam dann aber 1660 auf Veranlassung des Königs Karl X. Gustav und seiner Gemahlin in die Domkirche zu Upsala, wo seiner wiederholt in Inventarien Erwähnung geschieht. Bei einer neuen Sichtung der Gewandschätze der Domkirche im Jahre 1911 wurde das stark beschädigte Kleid, das seit 1891 als liturgisches Gewand registriert war, wieder ans Licht gezogen und neu hergerichtet.

[5]) Siehe das Kgl. Zeughaus. Amtlicher Führer durch die Ruhmeshalle und die Sammlungen. 1914. S. 45. Nr. 14311 im Schrank Nr. 3, nebst Abbildung Tafel IX Nr. 2.

[6]) Dr. Geßler a. a. O. S. 25.

[7]) Boeheim: Handbuch der Waffenkunde. Leipzig 1890. S. 28, 29 nebst Fig. 8 und 9.

Agnes Branting, welche mit der Durchsicht und Konservierung der kirchlichen Gewandschätze beauftragt war, vermittelte damals weiteren Kreisen die Kenntnis dieses einzigartigen Trachtenstückes in einer besonderen Schrift.[1]) Die Verfasserin gibt uns darin zwar an der Hand von Abbildungen, sorgfältig hergestellten Schnittmustern und eingehenden Beschreibungen eine genaue Kenntnis der Geschichte, des verwendeten Stoffes sowie der äußeren Form des Kleides, es bleibt aber doch noch manche Frage nach der tatsächlichen Art, wie es einst vor über 500 Jahren getragen sein mag, unbeantwortet und rätselhaft. Etwas zur Klärung dieser Fragen beizutragen und zu weiterem Forschen anzuregen, ist der Zweck dieser kleinen Studie.

Das Kleid, das uns die nebenstehende Abbildung 1 zeigt, wird uns beschrieben als ein aus einem enganliegenden Leibchen und einem darangenähten langen, reichfallenden Rocke bestehendes Festgewand. Das ist zunächst insofern irreführend, als man danach eine durch Zuschnitt und Nahtverbindung betonte Zweiteilung in Rock und Taille annehmen muß, welche die Schneiderkunst ums Jahr 1400, aus welcher Zeit das Kleid etwa stammen soll, durchaus nicht kannte. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts begann man mit dieser Zweiteilung, noch am Ende des 16. Jahrhunderts finden wir in den Schnittmusterbüchern der Schneiderzünfte „in eins" geschnittene Frauenkleider. Die Tatsache, daß das Kleid hinten eine quer über die Schulterblätter laufende Naht aufweist und vorn eine gleiche, die sich quer über die Brust zieht, berechtigt noch nicht zu der Bezeichnung Leibchen; man dürfte höchstens von einem passenartigen Ansatz sprechen, der aber jedenfalls nicht einem ausgeklügelten Schnitte sein Dasein verdankt. Ob die für den Sitz des Kleides gänzlich zwecklose Quernaht wegen der besseren Stoffausnutzung gemacht wurde, oder ob man das Kleid dadurch etwa einmal ausgebessert oder erweitert hat, wird sich wohl niemals sicher entscheiden lassen.

„Die Rockbahnen", schreibt A. Branting, „sind vorn in der Mitte, hinten und in den Seiten zusammengenäht. Sie folgen den Linien des Körpers bis über die Taille herunter und erweitern sich dann ganz scharf. — Die Leibchen und Rock miteinander verbindende Naht ist 85 cm lang. — Vermutlich paßte das Kleid einer wohlproportionierten Dame von 1,60 m Größe."

Ein Vergleich dieser Angaben mit dem Schnittmuster des Gewandes einerseits und normalen weiblichen Körpermaßen andernteils muß uns stutzen machen; ein Kleid, welches eine Brustweite von 85 cm hat, kann unmöglich einer wohlproportionierten Dame gepaßt haben, für die man bei ungeschnürtem Körper einen Brustumfang von 95—100 cm annehmen muß. Eine sorgfältige Vergrößerung des Schnittes nach dem beigefügten Maßstab und ein nach diesem Schnitte angefertigtes Stoffmodell bestätigte mir diese Vermutung und zeigte ferner, daß das Kleid bei einer Weite von 100 cm in der Taillengegend sich den Körperlinien



Abb. 1. Das goldene Gewand der Königin Margaretha

nicht angeschmiegt haben kann, sondern lose herabgeflossen ist, und zwar in ganz tadellosen Linien.

Was weitere Bedenken erregt, ist A. Brantings Annahme, daß die längere Seite des Rockes, die ein Mehr von 30 cm — 1,68 m zu 1,38 m Gesamtlänge — aufweist, und die eventuell noch länger gewesen sein kann, die vordere gewesen sei, daß das Kleid also gleichsam die Schleppe vorn gehabt habe. „Der Schnitt des Leibchens und des oberen Rockteiles" heißt es, „sowie ein Schlitz hinten am Rock weisen darauf hin, daß der kürzere Teil der Rückenteil war.

[1]) Agnes Branting, Das goldene Gewand der Königin Margaretha in der Domkirche zu Upsala. Mit Abbildungen. 1911.

Eine solche Kleidung muß im Zusammenhang mit einem Mantel gedacht werden, der dann die hintere Schleppe ausmachte. Die Prachtstoffe waren teuer und es erscheint begreiflich, daß man aus Sparsamkeitsrücksichten die Kleidung verkürzte, wo der Mantel sie deckte; das war gleichzeitig bequemer." — Dieser Annahme trat schon Chr. Axel Jensen mit dem Einwand entgegen, daß viele Bilder des 14. und 15. Jahrhunderts Frauenkleider zeigen, die vorn kurz und hinten schleppend waren, aber nie das Gegenteil. Diesem Einwand möchte ich mich anschließen. Abgesehen davon ist aber kaum anzunehmen, daß das Kleid stets durch einen Mantel ergänzt wurde, denn das war nicht üblich. Viele Frauen erschienen um diese Zeit selbst in der Öffentlichkeit ohne Mantel; man beachte z. B. die Darstellungen fürstlicher Frauen beim großen Kirchgang auf dem Konstanzer Konzil. Der Halsausschnitt des Kleides ist außerdem so wohlanständig klein, ganz im Gegensatz zu gleichzeitigen Abbildungen und dem Gezeter der damaligen Sittenprediger über unanständige Entblößung von Hals und Schultern, daß die Würde des öffentlichen Auftretens keinen Mantel zur Verhüllung erheischte. Wäre der Rock wirklich hinten kurz und vorn lang gewesen, so hätte er überhaupt nicht ohne Mantel getragen werden können. Einem Kleidungsstücke aber auf diese Art die Zahl der Verwendungsmöglichkeiten schmälern hieße Verschwendung treiben in einer Zeit, wo erfahrungsgemäß alle teuren Gewänder selbst bei fürstlichen Personen bis aufs äußerste geändert, geflickt und ausgenutzt wurden.

Immerhin bleiben dies alles unbewiesene Vermutungen. Der wichtigste Grund für eine Ablehnung von A. Brantings Ansicht scheint mir dagegen die Tatsache, daß um 1400 der Rückenverschluß bei Kleidungsstücken überhaupt etwas Außergewöhnliches, wenn nicht Unmögliches war.

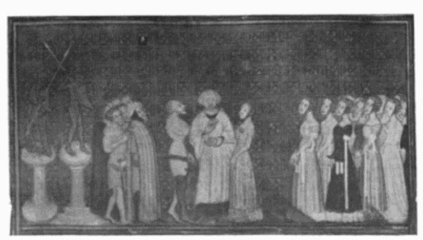


Abb. 2. Französische Miniatur um 1375. (Paris, National-Bibliothek)

Ursprünglich waren alle weiblichen Gewänder so weit, daß man sie über den Kopf streifen konnte und keinen weiteren Verschluß brauchte. Mit der Verengung der Kleider, welche sich schon im 11. Jahrhundert vereinzelt zeigte, wurde das unmöglich. In den Kostümgeschichten ist dann immer viel die Rede von der neuen Mode, die Kleider an den Seiten des Rumpfes auszuschneiden und mittels Schnüren den Stoff zusammenzuziehen, so daß die Körperformen hervortraten. Ich bin geneigt, diese Art des Verschlusses trotz seiner häufigen Erwähnung als Seltenheit und nicht als Durchschnittstyp anzusehen, als eine extravagante Modetorheit einiger zweideutiger Frauen. Schon die ganze primitive Konstruktion dieser Kleider muß, das wird jedem des Schneiderns Kundigen einleuchten, bei längerem Tragen und bei Verrichtungen im Haushalt einen so unmöglichen Sitz und ungewollte Faltenbildung erzeugt haben, daß sich für eine allgemeine Mode dieses Verfahren unbedingt als unpraktisch und unschön erwiesen haben muß. Das Natürliche und Selbstverständliche war, daß man die Kleider, welche man wegen ihrer Enge nicht mehr über den Kopf ziehen konnte, vorn herunter so weit als nötig aufschnitt und mit Schnüren oder Knöpfen wieder schloß. Die Abbildungen jener Zeit geben uns ja leider die technischen Einzelheiten der Gewandstücke nur sehr unvollkommen wieder und lassen uns über das Vorhandensein der Nähte gänzlich im unklaren; diesen Vorderverschluß in Gestalt von Schnüren oder Knöpfen können wir jedoch auf einer ganzen Reihe von Darstellungen verfolgen.

Wir sind in der Lage, als Beispiel die Darstellung eines Hochzeitskleids aus der nach unserer Ansicht für das „goldene Gewand" in Frage kommenden Zeit vorzuführen. Auf einer französischen Miniatur von etwa 1370 (Abb. 2) mit einer Hochzeit zeigt das Kleid der Braut deutlich eine solche Knöpfung an der Brust. Ein weiteres Beispiel für Schnürung bietet u. a. das bekannte Grabmal des Grafen von Wertheim und seiner Frauen, für Knöpfung das Grabmal der Elisabeth von Erbach.

Auf die an sich ganz unnatürliche und unbequeme Mode des Rückenverschlusses konnte nur eine raffinierte Schneidertechnik verfallen, die zu damaliger Zeit erst im Werden war und die mit ihren Absonderlichkeiten sofort Widerspruch hervorrufen mußte. Eine Chronik von Klosterneuburg berichtet denn auch: „Anno 1410 und etliche Jahre davor trugen die Edelleute und später

auch die Bürger und Handwerker ihre „Knäuffel" (Knöpfe) auf dem Rücken an all ihren Kleidern, und etliche Frauen ahmten es nach." Das war also damals etwas Außerordentliches, und es ist gar nicht einzusehen, warum man an dem Gewand der Königin Margaretha, das, wie ich glaube, schon aus den sechziger Jahren des 14. Jahrhunderts stammt, von dem gebräuchlichen Vorderverschluß abgewichen sein sollte, zumal die Schleppe und der ganze Sitz des sogen. Leibchens dieses zu bestätigen scheinen – immer vorausgesetzt natürlich, daß der uns von A. Branting übermittette Schnitt genau den Formen des Originals entspricht, woran bei der Sorgfalt der Arbeit nicht zu zweifeln ist.

Wann, in welcher Art und mit welchen Kleidungsstücken zusammen mag nun das goldene Gewand getragen worden sein? – Der Fürst Christian von Anhalt schreibt 1623 in seinem Tagebuche: „Man zeigt in Roskilde auch ihren (Margarethas) Rock von güldenem Stück, so sie auf ihrer Hochzeit getragen." Nun wurde Margaretha schon im Jahre 1363, also im Alter von zehn Jahren, mit dem König Håkon von Norwegen vermählt. Es war bei solchen fürstlichen Kinderehen nicht immer üblich, eine öffentliche Trauung vorzunehmen. Wenn es aber in diesem Falle geschah, was mir nicht bekannt ist, so wäre es nicht undenkbar gewesen, daß Margaretha das goldene Gewand dabei getragen hätte. Die Kinderkleidung unterschied sich bis über das Rokoko hinaus in ihrer Form nicht von der der Erwachsenen. Unser Kleid mit seinem verhältnismäßig engem Ausschnitt und seinem geringen Brustumfang kann demnach recht wohl als Kinderkleid gedacht werden, zumal Margaretha von imponierendem Äußeren gewesen sein soll, und man im Mittelalter nicht die kritischen Anforderungen an den guten Sitz eines Kleides stellte wie heute. Auch die Länge des Rockes beweist nichts dagegen. Die Frauentracht bestand im 14. Jahrhundert durchschnittlich aus drei Teilen: Hemd, Unterkleid und Oberkleid, dazu kam für besondere Fälle der Mantel. Das Unterkleid pflegte ungefähr bis zum Knöchel zu reichen, das Oberkleid war bedeutend länger und hatte eine Schleppe, lag aber oft auch vorn dem Boden auf. Man pflegte es vorn hochzuschlagen, hochgerafft mit der Hand zu halten oder durch den Gürtel zu ziehen. Letzterer lag entweder tief auf den Hüften, oder er umschloß die Taillengegend, zuweilen fehlte er auch ganz. Unter der Raffung kam vorn das andersfarbige Unterkleid zum Vorschein. Natürlich haben wir es bei dem goldenen Gewand mit einem Oberkleid zu tun, dessen Länge, da sie durch die Raffung veränderlich war, für Personen von sehr verschiedener Größe paßte. Ob es sich hier tatsächlich um Margarethas Hochzeitskleid handelt, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls glaube ich aus der Schnittgröße des Leibchens schließen zu dürfen, daß sie es schon im zarten Alter getragen hat. – Im übrigen lautet eine Verordnung des Königs Magnus Eriksson von Schweden vom 17. Juli 1345: „Will die Braut ihr Kleid verschenken, so soll sie es Kirchen und Klöstern schenken, und nicht Laien." Möglicherweise hat Margaretha danach gehandelt.

Das Kleid ist nur oben mit zwei Sorten starkgeflickten Leinenfutters versehen. Die Frage, ob der Rock auch unten gefüttert war, die A. Branting offen läßt, möchte ich bejahen. Man pflegte solche Oberkleider mit abstechendem Seiden- oder Pelzfutter auszustatten, das bei der Raffung zur Geltung kam. Unzählige Abbildungen zeigen uns das, und die Kleiderordnungen befassen sich eingehend mit Vorschriften über den Wert dieses Futters. Eine Kleiderordnung von Ulm aus dem Jahre 1426 z. B. verbietet es, die Röcke „durchaus", also ganz bis oben hin zu unterfüttern. Abgesehen von der Schönheit, welche das Futter den Kleidern verlieh, mag es bei einem kostbaren Stoff, wie wir ihn hier vor uns haben, als Schutz gegen Staub und Abnutzung gedient haben. Das gewiß vorhanden gewesene Seidenfutter des Rockes wird im Laufe der Jahrhunderte in höherem Maße als der Brokatoberstoff brüchig geworden und zerschlissen sein. Man hat die Fetzen vielleicht entfernt, oder aber den Stoff schon frühzeitig abgetrennt und anderweitig verbraucht, zu liturgischen Gewändern oder Hüllen für Reliquien und Altargeräte, wie das damals üblich war.

Anscheinend gibt uns an dem Schlitz des Kleides kein Überrest von Knöpfen, Knopf- oder Schnürlöchern einen Anhalt für die Art des Verschlusses. Haken und Ösen gab es noch nicht, eine Knöpfung ist schwerlich anzunehmen, da der dafür nötige Stoffuntertritt fehlt. Beide Vorderteile sind vielmehr von gleicher Breite und man könnte sich wohl vorstellen, daß Halsausschnitt und Vorderschlitz von einer Borte umgrenzt waren, welche auf irgend eine Weise eine Schnürung ermöglichte oder verbarg.

Da das goldene Gewand nur ganz kurze, 7 cm lange Ärmel hat, so bleibt noch die Frage der Armbekleidung zu lösen, die A. Branting ganz unerwähnt läßt.

Die Sitte, die Arme zu entblößen, kurze oder auch nur halblange Ärmel zu tragen, war über das Mittelalter hinaus bis ins 17. Jahrhundert hinein streng verpönt. Was Thomasin von Zirklaere um 1216 forderte:

„Eine Dame soll recken nicht ihre Hand,
„Wenn sie reitet, aus ihrem Gewand",

das bestätigte eine Görlitzer Kleiderordnung von 1460 mit den Worten: „Alle Frauen und Jungfrauen sollen ihre Ärmel vor der Hand zuknöpfen und ihre Arme nicht blecken lassen."

Hatte das Oberkleid kurze Ärmel, wie wir es an dem goldenen Gewand finden, so könnten wir uns den Anzug vervollständigt denken durch lange Ärmel von gleichem oder abstechendem Stoffe, welche mit Nesteln aus Seide oder Goldschnüren am Kleide befestigt waren, zuweilen auch, mit langwallenden Streifen oder Zatteln versehen, fest daran angenäht wurden. Trifft die von uns vorgeschlagene Datierung um 1360–70 zu, so ist eine solche Ergänzung nicht nötig. Das Hauptkleid dieser und der folgenden Zeit bis gegen das Ende des Jahrhunderts hat einen dem „goldenen Gewande" entsprechenden nur ganz kurzen Ärmelansatz, an dem hinten ein langer Streifen herabzuhängen pflegt. Die Deckung des Arms blieb den langen Ärmeln des andersfarbigen Untergewandes überlassen, die im malerischen Gegensatz daraus hervortraten. Die bereits angeführte Miniatur (Abb. 2), die fast durchweg diese Ärmelform zeigt, dürfte also eine ungefähre Vorstellung von der ursprünglichen Tragweise unseres Gewandes liefern.

Es ist natürlich immer ein mißliches Unterfangen, über ein Kleidungsstück, das man nicht selber in der Hand gehabt hat, urteilen zu wollen. Ich glaube jedoch, daß die Beschreibung des Gewandes und die Angaben der Maße bei A. Branting so durchaus zuverlässig sind, daß sie ein solches Wagnis vollauf gerechtfertigt erscheinen lassen.

Es mag zunächst vielleicht auch kleinlich und überflüssig erscheinen, allen Einzelheiten mit vergleichendem Prüfen und berechnender Genauigkeit nachzuspüren. Aber soll dieses seltene Gewand nicht ein totes Schaustück bleiben, sondern lebendigen Wert für uns bekommen, so müssen wir den geringsten Anhaltspunkt benutzen, um daraus Schlüsse auf seine praktische Verwendung zu ziehen, und es zugleich in den Kulturzusammenhang seiner Zeit einzuordnen.

Und so wird uns das Äußere jener königlichen nordischen Frau greifbar und lebendig, und ihr Festgewand in der prachtvollen Fülle seines schimmernden Stoffes erfreut uns noch einmal mit der schlichten Vornehmheit großer Linien an der Wende jener Epoche, wo mit der Abkehr von maßvoller Schönheit und edlem Anstand diese ruhigen Kostümformen ihrem Verfall entgegen gingen.

WAFFEN MIT ASTROLOGISCHEN UND KABBALISTISCHEN ZEICHEN

VON KARL GRAF RAMBALDI †

Zum Geleit: Traurig schau ich in die Höh',
Wo viel tausend Sterne winken,
Aber meinen eignen Stern
Kann ich nirgends dort erblicken.
Heinrich Heine

Victorque ad sidera mittit sidereos oculos –
Und sieghaft hebt er zu den Sternen auf die Sternenaugen.
(Manilius)

Ehe ich die Bedeutung der auf den drei Schwertern eingravierten Zeichen bespreche, finde ich es unerläßlich, eine kurze Geschichte der Astrologie vorauszusenden, sowie zu erklären, mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte, um herauszubringen, daß die Zeichen auf den Schwertern teils astrologische, teils kabbalistische Zeichen sind und was sie zu bedeuten haben.

Die Astrologie ist die Kunst, aus dem Lauf und der Stellung der Gestirne das Schicksal der Menschen vorherzusagen.[1]) Sie hat sich von Indien über Persien nach Ägypten verbreitet, geriet dann in die Hände der Juden (Kabbala) und gelangte von dort zu uns. Ihren Grundcharakter hat sie stark verloren und die sogen. moderne Astrologie weicht von der alten gewaltig ab. Sie geriet mehr und mehr in ein materielles Fahrwasser. Sie hängt mit dem Gestirnendienst innig zusammen.

Nach dem Volke der Chaldäer wurden auch die Sterndeuter später von den römischen Schriftstellern Chaldäer genannt. Die Sterndeutung wurde in Rom gewöhnlich als Mathesis bezeichnet, die Sterndeuter hießen Chaldei, Babylonii, mathematici, genethliaci oder planetarii. Aus den Zeiten der Republik wird als angesehener Astrolog Lucius Tarulius Firmanus erwähnt, der auf Veranlassung seines Freundes Varro (116–28 v. Chr.) den genauen Zeitpunkt der Erbauung Roms auf astrologischem Wege zu bestimmen versuchte. Die besondere Gewalt einzelner Sterne

[1]) Diese Wissenschaft hat aber mit der einfältigen Geschäftigkeit der wilden modernen Horoskopstellerei, die einem in der Neuzeit in aufdringlichster Weise angeboten wird, nichts zu tun.

auf einzelne Organismen hat besonders Manilius in seinem astronomischen Lehrgedicht ausführlich entwickelt. Eifrig wurde die Astrologie von den Arabern und jüdischen Kabbalisten gepflegt, zu einer Art System ausgebildet und in die christliche Welt verpflanzt. Abu Maschar (Albumasar) aus Bath in Chorasan (9. Jahrh.), einer der größten Astronomen, hinterließ ein astrologisches Werk: „De magnis conjunctionibus, annorum revolutionibus ac earum perfectionibus", das viele Jahrhunderte auch in Europa in hohem Ansehen stand. Abonzan Haly erlangte im 13. Jahrhundert durch sein Werk „De judiciis astrorum" klassisches Ansehen. Ihre Glanzperioden sind das 14. und 15. Jahrhundert. Oft regierten die Hofastrologen ganze Reiche. Der Einfluß der Gestirne war auf das genaueste definiert; die spätern Astrologen kopierten, kommentierten und erläuterten nur die Werke ihrer Vorgänger. Obwohl schon zu Ende des 15. Jahrhunderts Savanarola und Pico della Mirandola, sowie später Voß, Bardelon und der Astronom Sturm die Astrologie bekämpften, so errang diese doch noch im 16. und 17. Jahrhundert, so in Frankreich unter Katharina von Medici und unter Heinrich III. und IV. einzelne Triumphe. Zur Zeit Katharinas von Medici unternahmen die französischen Hofdamen nichts, ohne zuvor ihre Astrologen zu Rate zu ziehen, die sie ihre „Ritter" oder „Barone" nannten; selbst die Königin befaßte sich mit Astrologie und Magie. Am berühmtesten war damals Michael Nostradamus (Notredame), der, meist in völliger Abgeschiedenheit zu Salon in Frankreich lebend, von da seine gereimten Prophezeiungen zu hunderten in die Welt schickte, bis ihn Karl IX. zu seinem Leibarzt erhob. Von Rom aus wurden die Prophezeiungen des Nostradamus verboten, weil er auch den Untergang des Papsttums verkündigt hatte. Während mehrere Päpste die Astrologie mit dem Banne belegten, ward sie öfters von den höchsten kirchlichen Würdenträgern gepflegt. So wurde 1623 der Kardinal Barberini Papst (in der Reihe der Päpste regierte er als Urban VIII. von 1623—1640), indem er die astrologische Berechnung verkündigte, daß der neue Papst nicht sechs Wochen leben werde. Noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts glaubte der Kardinal Richelieu und noch viele andere an die Wahrsagungen des Jean Baptist Marin, und Ludwig XIV. ließ sich die Nativität stellen. Ganz ungemein war der Schrecken, den eine Sonnenfinsternis am 12. August 1654 und die Erscheinung eines Kometen im Jahre 1630 in ganz Europa erregten. Das letztere bewog Bayle, seine „Gedanken über die Kometen" zu schreiben und dem Aberglauben mächtig zu Leibe zu gehen. Auch die protestantischen Theologen waren keineswegs frei von astrologischem Wahn. Melanchthon hielt viel von der Astrologie und trieb sie selbst, wenn auch mit wenig Glück. Am meisten aber galt die Astrologie in England unter den Stuarts. Dryden (gest. 1701) ließ noch für seine Kinder die Nativität stellen. Paracelsus und Cardanus (Enconomium astrologiae) brachten die Astrologie mit der Medizin und Chemie in Verbindung, Paracelsus nahm im Weltall verschiedene von den Planeten abhängige Oszillationen an, denen im Mikrokosmus des Menschen sieben verschiedene Arten des Pulses entsprechen sollten. Selbst Tycho de Brahe und Kepler (1571—1630) entsagten der Astrologie nicht ganz, und letzterer erwarb sich dadurch Wallensteins Gunst, daß er ihm 1629 in Sagan sein hohes Glück verkündigt haben soll. Obwohl Kepler die Schwächen der Astrologie einsah, wollte er doch einen gewissen Zusammenhang zwischen den Konstellationen der Planeten und den Eigenschaften der unter solchen geborenen Menschen nicht geradezu in Abrede stellen. Kepler verfertigte astrologische Kalender und sagte den Tod des Kaisers Matthias in einer rätselhaften Reihe von sechs „M" voraus. Auch Gustav Adolf II. Wasa hatte seinen Astrologen.

Dem Kalifen und Heerführer folgte der Astrolog ins Feld und beriet ihn bei jeder großen Staatsaktion; noch der 1909 entthronte Sultan Abdul Hamid konnte ihn nicht missen.

Das kopernikanische System aber, durch welches die Erde zum Punkt im Weltenraum herabsank, gab der Astrologie den Todesstoß. Zwar warfen sich noch manche zu ihrer Verteidigung auf, so namentlich Bapt. Morin (1583—1656), dessen Astrologia gallica das Resultat einer dreißigjährigen Arbeit war. Es ist unrichtig, wenn in Meyers Konversationslexikon steht: „Mit ihm aber ward die Astrologie im Abendland zu Grabe getragen."

Einer ihrer letzten Anhänger war L. Pfaff, dessen Astrologie (Bamberg 1816) und „Der Stern der Weisen" (daselbst 1821) als seltsame Anachronismen zu nennen sind. Für die Astrologie besaß ein sehr starkes Interesse Goethe, welcher am 28. August 1749 mittags mit dem Glockenschlage zwölf in Frankfurt a. M. zur Welt kam. „Die Konstellation war glücklich," sagte Goethe selbst in dem Horoskop, das er sich von dieser Stunde der Geburt am Anfange „Aus meinem Leben, I. Teil, Wahrheit und Dichtung" stellte. Im August 1913 wurden bei Gelegenheit der akademischen Ferienkurse, die in Hamburg mit Professor Dr. A. Warburg, dessen weitausgreifende Forschungen auf dem Gebiet der Kultur- und

Kunstgeschichte des späteren Mittelalters und der Renaissance bekannt sind, von Professor Dr. Carl Bezold und Geheimrat Professor Dr. Franz Boll abgehalten wurden, über Sternglaube und Sterndeutung, die Geschichte und Wesen der Astrologie, interessante Vorträge gehalten. Auf Grund hiervon schildert das Buch von Franz Boll unter Mitwirkung von Carl Bezold „Sternglaube und Sterndeutung" (Aus Natur und Geisteswelt 638) die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Dieses Buch gibt die geschichtliche Forschung von dieser phantastischen und verwickelten Wissenschaft. Man vergleiche jedoch dieses kleine Bändchen mit dem gewaltigen Werke Keplers „Zusammenklänge der Welten" (Diederichs, Jena) oder mit den modernen: Libra „Astrologie, ihre Technik und Ethik" (Veen, Amersfoort) und Libra „Kosmos und Mikrokosmos" (Veen, Amersfoort)!

Im Orient, namentlich in Persien, Indien und China, steht die Astrologie noch heutzutage in hohem Ansehen. Die Astrologie, als System im Mittelalter ausgebildet, wird in die natürliche und positive oder Judizialastronomie eingeteilt. Erstere prophezeit die natürlichen Wirkungen natürlicher Ursachen, z. B. den Witterungswechsel, Wind, Sturm, Orkan, Donner, Fluten, Erdbeben, ist also nichts als eine phantastische Meterologie. Die positive Astrologie hat es dagegen mit der Herrschaft der Sterne über unser Schicksal zu tun. Das Verfahren bei ihrer Ausübung besteht wesentlich in folgendem: Wenn der Astrolog einem Menschen die Nativität stellen, das heißt seine Charaktereigenschaften und Fähigkeiten ergründen und eventuell auch sein Schicksal vorhersagen will, so sucht er zuerst für die Zeit seiner Geburt nach dem Horoskop oder nach dem Punkte der Ekliptik, der im Augenblick der Geburt dieses Menschen eben aufging. Bei der Geburt eines Prinzen oder sonst eines Kindes aus reichem und vornehmen Hause saß daher der „Chaldäer" nachts, wie uns erzählt wird, auf hoher Warte, und ein anderer bei der in Wehen liegenden Frau, um der Sternwarte sofort durch ein Gongzeichen den Augenblick der Geburt zu melden. War doch selbst bei der Geburt Ludwigs XIV. noch der Sterndeuter Marin in gleicher Absicht im Zimmer versteckt. Der aufsteigende Punkt oder Grad der Ekliptik hieß der Aszendent; das aufgehende Tierkreiszeichen, in dem er sich befand, hatte ursprünglich den Anspruch auf den Namen Horoskop. Einer Person das Horoskop stellen, heißt den ganzen Stand der Sterne für den entscheidenden Moment aufzeichnen. Drei weitere wichtige Punkte sind durch den Aszendenten bestimmt: erstens der Grad der Ekliptik, der im gleichen Augenblick in der Mitte des sichtbaren Himmels erscheint (Medium Coelum); sodann der Punkt im Westhorizont (Deszendent); und endlich der Himmelsmitte gerade gegenüber der tiefste Punkt der sichtbaren Himmelshälfte (Imum Coelum). Diese vier Stellen sind die vier Ecken. Für den gewöhnlichen Sterndeuter pflegt der Aszendent die Hauptrolle zu spielen, für die feinere astrologische Theorie dagegen ist die Himmelsmitte sogar noch wichtiger als der horoskopierende Punkt, und auch die dritte Ecke hat ihren Rang, während die vierte selbst von Ptolomäus als zu nebensächlich (mit Unrecht) ausgeschieden wird.

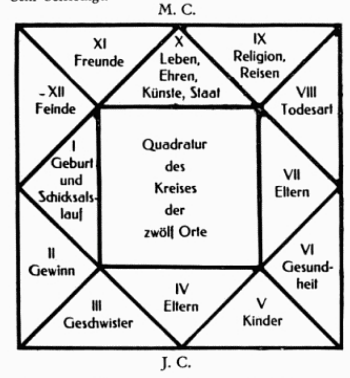
Vom Aufgangspunkte aus bestimmen sich nun die zwölf Orte (Loci) am Himmel, die man minder korrekt auch als Häuser bezeichnet. Das ist also, im Gegensatz zu der festen Einteilung des Tierkreises in die zwölf Zeichen, eine bewegliche Teilung, deren Anfang sich jeweils durch den eben aufgehenden Grad des Tierkreises bestimmt. Von ihm aus werden die zwölf Orte abgegrenzt, und in jedem dieser Orte findet man die Antwort auf gewisse Fragen, die man im Mittelalter in bequemer Weise in zwei Versen zusammenfaßt:

Vita, lucrum, fratres genitor nati, valetudo
Uxor, mors, pietas, regnum, benefactaque, carcer.

Im I. Orte (Horoskop genannt) wird über den ganzen Verlauf des Lebens, die Sphäre, in der es sich bewegt, entschieden, in II über Besitz und Gewinn, in III, IV, V holt man Auskunft über Brüder, Eltern, Kinder, in VI über Gesundheit und Krankheit, in VII über die Ehe, in VIII erkundet man Todesart und Erbschaften, in IX Religion und zugleich Reisen, in X nicht nur Wohnort und Staat, sondern auch Ehren und Künste, Charakter und Lebensführung, in XI Wohltaten und Freunde und in XII Feinde und Gefangenschaft.

Die nachstehende Abbildung, die nach der Gewohnheit der Renaissanceastrologen zur Bequemlichkeit die Kreisfigur durch eine quadratische ersetzt, veranschaulicht dieses System. (Moderne Horoskope sehen selbstverständlich ganz anders aus. Siehe die obengenannten Werke, besonders Libra.) Wenn man es beispielshalber auf einen Krieg anwandte, so mußte der König wissen, in welchem dieser zwölf Orte sich Mars befand; war er im I., so ging es um das Leben, im II. um Schätze, im III. um Erbberechtigung oder um weibliche Gottheiten, im VI. um Land und Gräber der Ahnen, im V. um ein Weib oder eine Stadt, im IX. um vernachlässigte Götter und Gesetze usw. Es kommt dann vor allem darauf an, welche Planeten in jenen Orten oder Häusern stehen. Auch die zwölf Orte sind an Macht verschieden: die wichtigsten sind

natürlich die an den Centra oder Cardines gelegenen (I, IV, VII, X), wirksam sind auch noch V und IX, III und XI; schwach dagegen II, VI, VIII, XII. „Der Saturn unschädlich, machtlos, in cadente domo", sagt Seni befriedigt.



Die aus der (sogenannten) Blütezeit der Astrologen herrührenden, noch jetzt in den Kalendern vorkommenden Regenten des Jahres findet man durch die durch 7 dividierte Jahrezahl, wo dann der Rest der Division 1, 2, 3, 4, 5, 6 oder 0 in gleicher Ordnung anzeigt, daß Sonne, Venus, Merkur, Mond, Saturn, Jupiter oder Mars das Regiment des Jahres führen. In der Neuzeit sind diese Regenten natürlich abgeschafft worden, da sie naturgemäß nur generelle Resultate liefern konnten. Hier stand der Planet, als die Welt geboren ward, sagen die Astrologen. Aber es gibt doch 12 Tierkreisbilder und nur 7 Planeten. Zwar ist 12 die Summe von zwei heiligen Zahlen, 5 und 7, wie Seni[2]) den Bedienten belehrt, aber dividieren kann man 12 weder mit 7 noch mit 5. Außerdem sind der Kopf und der Schwanz des Drachen oder die Karten, in welchen die Ekliptik durch die Planetenkreise geschnitten wird, und die Region des Glückes oder die Entfernung der Ebenen des Mondes von der Sonne noch zwei, für die Astrologie wichtige Himmelsräume, welche, wenn sie innerhalb der einem Menschen gehörigen Konstellation liegen, den Grad seiner Macht etc. erhöhen. Das übrige der Kunst besteht hauptsächlich in einer genauen Ausfüllung des obigen Schemas durch Beobachtung und Berechnung, um dann daraus eine weissagende Antwort zu bilden.[3])

Sollte es nun Wunder nehmen, wenn nicht, dem Zeitgeist Rechnung tragend, die Wehrmacht auch von diesen Anschauungen angesteckt und so der Soldatenaberglaube entstanden wäre, und dies um so mehr, als ja gerade im Mittelalter der Landsknecht und heutzutage der Soldat im Gefecht auf seinen Tod und den Weg in das Jenseits jeden Augenblick gefaßt sein mußte.

Schon im klassischen Altertum tröstete Hektor seine Gattin mit den Worten:

„Gegen das Schicksal hinab in den Hades sendet mich niemand,
Aber verhängtem Geschick entrinnt der Sterblichen keiner,
Bei der Geburt schon verfällt der Tapfere wie der Feige."

Welch ungeheuere Bedeutung die Astrologie zunächst im Leben der italienischen Städte, Dynasten, Prälaten und Kondottieri gewann, ersehen wir daraus, daß im 13. Jahrhundert der besonders gefeierte Astrolog Guido Bonatti, der im Dienste des Hauptes der Ghibellinen in Forli, des Guido da Montefeltro stand, jedesmal vor einem Kriegszug auf den Turm von St. Mercuriale stieg, um die Sterne zu befragen. Mit je einem Glockenschlag gab er dem Montefeltro und seinen Leuten das Zeichen erst zur Rüstung, dann zum Besteigen der Pferde und endlich zum Ausmarsch; ihre Heimkehr soll meist siegreich gewesen sein. Ähnliches wird von den Florentinern aus dem Jahre 1632 berichtet.

* * *

Vor dem Jahre 1909 fand ich bei einem Antiquitätenhändler einen Säbel, dessen Klinge mit mir rätselhaften Zeichen verziert war. Die Klinge, welche ich später wieder, aber ohne Griff, vorfand, ist hier unter Abb. 1 und 2 abgebildet. Da der Griff Nephrit war, wurde er entwendet, und so ging es mir wie bei den sybillinischen Büchern, denn ich mußte für die Klinge ohne Griff nahezu dieselbe

[2]) Seni Giovanni Baptista, Astrolog zu Padua, ward 1629 von Wallenstein berufen, um diesem die Nativität zu stellen, und da er kurz vor dessen Ermordung in seinem Zimmer gewesen war, in eine Untersuchung verwickelt, die jedoch keine Schuld beweisen konnte.

[3]) Vergl. Maury, La magie et l'astrologie dans l'antiquité et au moyen âge (4. Aufl. Paris 1877); Mensinga: Über ältere und neuere Astrologie (Berlin 1872); Hübler: Astrologie im Altertum (Zwickau 1879, Programm); Henkel in Westermanns Monatsheften, Band 25; Meyers Konversationslexikon: Über Astrologie, und die oben erwähnten Werke.

Summe zahlen; doch tat ich es der seltsamen Ätzung halber, die für mich das Hauptinteresse hatte. Dies der Grund, warum sie hier ohne Griff abgebildet ist. Um aber den Krummsäbel wieder herzustellen, wie er ursprünglich war, ließ ich ihn auf der türkischen Ausstellung, die im Jahre 1910 gerade in München stattfand, durch einen türkischen Waffenmeister mit einem Horngriff, der auch die ursprüngliche Form hatte, versehen.

Diese Waffe zeigt wohl orientalische Form, doch kann ich sie nicht für türkisch ansprechen, da der Mond mit Nase und Auge versehen ist. Aus diesen Gründen halte ich sie für eine Waffe, die sicher im Gebrauche einer der Völkerschaften war, die im dunkelsten Wetterwinkel von Österreich liegen, und zwar eines Volkes, das noch roh, verwildert und grausam war, wie Albanier oder Serben. Darauf läßt der Widerhaken schließen, der sich an der Spitze befindet. Da mir die Zeichen, die in die aus Meteoreisen geschmiedete Klinge eingeätzt sind, unbekannt waren, ich aber trotzdem der Ansicht war, es mit einem Horoskop oder Talisman zu tun zu haben, so wandte ich mich an verschiedene Sachverständige. Hier ihre Ansichten.

1. Hauptkonservator Dr. Hans Stöcklein schrieb: Die Photographie zeigt eine Säbelklinge mit scheinbar geätzten – nicht gravierten – Verzierungen. Auf der linken Seite: Sonne, Mond und Sterne in direkter Kopie Solinger Klingenverzierungen, wie sie besonders seit den Türkenkriegen auf Säbelklingen beliebt waren. Auf der anderen Seite Schriftzüge, die etwas Ähnlichkeit zu haben scheinen mit äthiopischer Schrift. Dies Vorkommen von Zeichen, die einer 4 ähnlich sehen, gibt mir aber die Überzeugung, daß wir es hier mit einer unverständlichen Nachahmung der auch auf europäischen Klingen des 17. oder 18. Jahrhunderts vorkommenden Zahlen 1414 oder 1444 zu tun haben. Das Ganze ist wohl eine orientalische Nachahmung europäischer Zeichen in kabbalistischer Idee. Ein Dolchmesser im Berliner Zeughaus (A. D. 7729) trägt auch ähnliche Zeichen und die Zahl. Vielleicht ist die Waffe abessinischen Ursprungs.

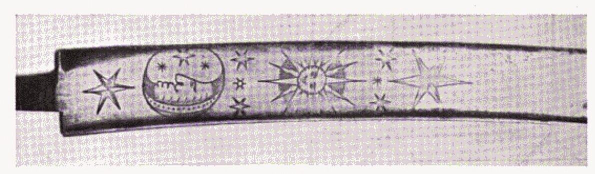
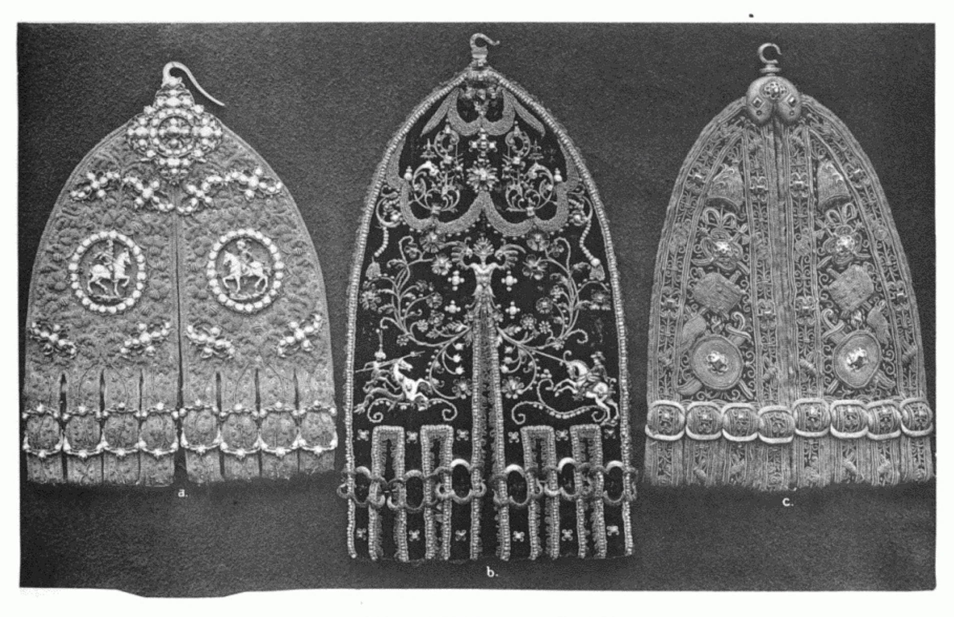


Abb. 1



Abb. 2

2. Nichts lag mir nun näher, als daß ich mich an Herrn Rechtsanwalt Rudelsberger, einen Kenner von Land und Leuten in Abessinien, wandte. Dieser schrieb: „Ihre freundliche Zuschrift fand mein volles Interesse. Die Annahme einer Ähnlichkeit der Inschrift Ihrer Waffe mit abessinischen Schriftzeichen hat sicherlich manche Berechtigung. Stilistisch ist der Anklang besonders stark. So erinnert das Zeichen Nr. 2 (Hammels Nachzeichnung) an das äthiopische tschi (ቺ), Zeichen 3 an dji (ጂ) usw. Doch ist die äthiopische Schrift so inflexibel, daß mir persönlich eine Bezugnahme auf die Inschrift der Waffe als ausgeschlossen gilt. Da mir außer abessinisch, arabisch



Degentaschen, Anfang 17. Jahrhundert
Dresden, Histor. Museum

und chinesisch keine andere orientalische Schrift geläufig ist, kann ich Ihre interessante Frage leider nicht nach anderer Richtung weiter verfolgen. Die genannten drei Sprachen kommen für die Inschrift allerdings nicht in Frage." Leider sind gerade Säbelklingen im Orient meist dasjenige, was sich einer zuverlässigen Katalogisierung besonders gerne entzieht. Ich besitze auch manche orientalische Waffe, die mich nach dieser Richtung, obschon mir der Fundort genau bekannt ist, gerade zur Verzweiflung bringen könnte.

3. Dr. Fritz Hommel, Professor der semitischen Sprache an der Universität München, hielt die Schriftzeichen für verschnörkelte lateinische Buchstaben, denn er schrieb: „Auf der einen Seite des Säbels sind Mond, Sonne, Venus und einige andere Sterne, auf der anderen Seite lediglich Zieraten, die arabische Zahl 17 und außerdem, wie es scheint, schnörkelförmige lateinische Buchstaben, sicher nichts Orientalisches."

4. Zwei Mitglieder der Propaganda fidei in Rom, denen ich die Photos sandte, nämlich Professor Guidi, Dozent der fremden und der abessinischen Sprachen an der Universität in Rom, sowie Professor Maruchi, Dozent der Altertumskunde, ein bewährter Missionar, die mit orientalischen Sprachen vertraut sein mußten, erklärten, daß die auf der Klinge angebrachten Arabesken keine Bedeutung hätten.

Trotz vorstehender negativer Urteile ließ ich die Sache nicht ruhen, und so kam mir der Gedanke, es könnten doch astrologische Zeichen sein, da sie viel Ähnlichkeiten mit Kalenderzeichen hatten, wie man sie in alten Kalendern findet.

5. Ich wandte mich nun an den mir befreundeten Universitätsprofessor Dr. Johann Baptist Messerschmitt, Observator des erdmagnetischen Observatoriums bei der Kgl. Sternwarte in München, und hatte keinen Fehlgriff getan, denn ich erhielt die erste Aufklärung und Bestätigung meiner Vermutung, daß die Zeichen astrologische Zeichen sind. Er schrieb: Die Deutung der Zeichen ⊙ = Sonne, ☾ = Mond, ♐ = Schütze, ♉ = Stier ist unzweifelhaft richtig. Die beiden S bedeuten vielleicht ☍ = die Opposition, ✳ = Sechstelschein, □ = Geviertschein oder Quadratur. Es möchten daher die Zeichen vielleicht eine Art Horoskop darstellen. Vielleicht ist es aber nur Phantasie des Künstlers, der damit einen Zauberspruch oder dergl. dem Säbel mitgab. Die größeren Zeichen dürften wohl Buchstaben darstellen, die freilich infolge der Verzierungen nicht sicher zu identifizieren sind. Leider starb Professor Dr. Messerschmitt, in dessen Person mir ein wissenschaftlich gebildeter Fachmann zur Seite stand, bald darauf.

6. Das folgende Schreiben eines gewissen Herrn J. Walter, der sich in der Zeitung als Astrologe empfahl, lautete weniger aufmunternd dahin: „Eine astrologische oder astronomische Bedeutung kommt den Zeichen nach meiner Ansicht nicht zu. Ich habe in Stuttgart verschiedenen sach- und fachkundigen Persönlichkeiten die Photographie vorgelegt, doch konnten dieselben auch keinen Sinn herauslesen. So kommt nur die überreizte Phantasie des betreffenden Graveurs in Betracht, der jedenfalls das Symbol des Glückes und Erfolges des Besitzers der Waffe in diesen Hieroglyphen ausdrücken wollte."

7. Ein weiteres Gutachten erhielt ich von einem Herrn G.V. Sceers aus Garmisch. Der Vollständigkeit halber füge ich auch dieses Gutachten bei, denn zur Lösung der Aufgabe hat es sicher keinen Wert. Der Herr schreibt: „Herr Privatgelehrter und Schriftsteller A. Backmund hat mir Ihre Pause zur Begutachtung überreicht, da ich archäologische und auch etwas astrologische Kenntnisse besitze. Zeichen, wie die photographierten, finden sich weder – soweit mir bekannt – in der orientalischen Kabbalistik, noch auch in den Tierzeichen der Zodiaci, die man an Pyramiden, Sarkophagen, Tempeln oder Urnen der ältesten Kulturepochen dargestellt findet. Ich wäre geneigt, die auf der Pause enthaltenen Zeichen für die etwa irgendwo anlehnenden Phantasiebildungen eines Graveurs zu halten, zumal es sich um ein Solinger Fabrikat zu handeln scheint. Figur 3 und 4 scheinen allerdings Sonne, Mond und Sterne darstellen zu sollen,[4]) ein astrologisches Moment ist jedoch hierbei absolut nicht zu bemerken. Der Typ des vermeintlichen Jupiterzeichens variiert nachher in verschiedener Verschnörklung, die Trennungsornamente sind höchst primitiv, anscheinend auch ganz willkürlich gewählt [∾ (?)]. Wenn das erste Haus durch römisch I bezeichnet sein sollte, warum dann das VII durch arabisch 7[5]) – ich würde eher geneigt sein, letzteres Zeichen für ein verstümmeltes ♄, als das Zeichen des Steinbocks anzusehen, wo dann ♄ vielleicht Saturn heißen soll. E könnte doch, wenn von einer wirklichen Beziehung auf die Astrologie die Rede sein dürfte, doch nur Ekliptik heißen sollen.

Also, wie gesagt, mir scheint die ganze Inschrift ein kleiner großtuerischer Scherz eines x-beliebigen Graveurs zu sein, wie das oft Maler, Bildhauer und ähnliche darstellende Kunsthandwerker zu tun

[4]) Stellen in der Tat diese Himmelszeichen wirklich dar.

[5]) Die Ziffer arabisch 7 erklärte ich in der Einführung in die Astrologie als die Zahl, um den Aspekten aus der Geburtszahl zu berechnen.

belieben, um ihren Arbeiten Originalität oder „Unsterblichkeit“ zu verleihen. Einem bestimmten einheitlichen System gehören die Zeichnungen gewiß nicht an.“

Was würde Herr Sceers wohl sagen, der wenigstens im allgemeinen diese Zeichen als astrologische Zeichen gelten läßt, wenn ihm fast die gleichen Zeichen auf der modernen Waffe eines Soldaten gezeigt würden, der im Völkerkriege 1914/18, also ungefähr 300 Jahre später kämpfte, als die photographierte Klinge überhaupt gefertigt und graviert wurde?

Ich warf zunächst die Flinte nicht in das Korn und forschte weiter. Nun aber trat der Wendepunkt zu Gunsten meiner Anschauung ein.

In der Münchener Orientalischen Gesellschaft hielt Dr. Robert Eisler, ordentliches Mitglied des Institutes für österreichische Geschichtsforschung und Orientalist, der auch ein im Jahre 1910 im Verlag von Beck in München erschienenes Werk über „Weltenmantel und Himmelszeichen“ herausgab, einen Vortrag über Kabbala.

Ich wandte mich an ihn und erhielt nachstehende höchst interessante Mitteilung, die gegenüber den vorliegenden Anschauungen von Leuten, die sich als Privatgelehrte ausspielten, ganz anders lautete: „Es kann von einer Fälschung bei der fraglichen Gravierung in keiner Weise die Rede sein. Ob die Klinge als solche orientalisch ist, bleibt einem Waffenverständigen zur Untersuchung vorbehalten, bitte aber auf jeden Fall zu bedenken, daß echte Damaszenerklingen, d. h. aus Meteoreisen hergestellte Stahlklingen auch in Spanien (Toledo), Italien (Mailand), soviel ich weiß auch in Augsburg, geschmiedet wurden. Die Gravierung ist zweifellos nicht orientalisch, soll auch keine orientalische Schrift vortäuschen. Es handelt sich ganz einfach um sogenannte χαρακτῆρες (Charaktere), magisch-talismanischen Charakters, und es mag Sie interessieren, daß ich im Felde in diesem Weltkriege einen Mann meines Zuges des 59. österreich. Inf.-Regiments aus Salzburg bestrafen lassen mußte, weil er Bajonettklinge und Gewehrschaft mit ganz ähnlichen, sehr sauber ausgeführten Zeichen mittelst eines Glasscherbens graviert hatte. Beide Stücke sind eingezogen worden. Es kann sein, daß sie der Herr Bataillons-Kommandeur dem Armeemuseum überweisen ließ, mein Oberleutnant hat es angeregt. Diese Dinge erhalten sich im Volk mit unglaublicher Zähigkeit und lassen sich bis ins Altertum zurückverfolgen. Der Mann hat sich verzweifelt gebärdet, obwohl die Strafe nicht der Rede wert war. (Später erhielt ich von Dr. Eisler die Mitteilung, daß der betreffende Mann am Monte Timone gefallen ist. Ist es wohl Zufall, oder weil er seinen Talisman nicht mehr hatte?)

In dem Werke „Horst, Zauberbibliothek“ sind in einem dem Dr. Faust zugeschriebenen Zauberbuch ganz ähnliche χαρακτῆρες zu finden. Die Verzierung von Waffen mit astralen Zeichen ist uralt. Belege habe ich in meinem Werke „Weltenmantel und Himmelszelt“ gegeben,[6]) über den Davidsschild mit Hexagramm, Planetenzeichen ebendaselbst,[7]) Pentagramm als Schildzeichen auf einer attischen Vase; Pentagramm als Schildzeichen; Sir Gavagues Nitze, Public. Americ. Mod. Lang. Assoc. XXIV und S. 395; Hexagramm als Schildzeichen, panathen. Preisvase Monum. Istit. I pl. XXII. Sternbilder, Sonne, Mond auf dem homerischen Achillesschild, auf dem Schild Alexanders des Großen.[8])

Die Säbelklinge enthält Merkur, Venusstern und Mondsichel, kombiniert wie auf den Münzen von Byzanz, übergegangen ins osmanische Wappen, Sonne, Jupiter, ferner sechs kleinere Sterne, die als Plejaden gemeint sein können, aber nicht müssen, und zwei Sternchen rechts und links von der Venus, wohl ohne tiefere Bedeutung. Fig. 1 und 4 wieder ein großer Stern (bedeckt im Original vom Handgriff), Planet, zwei kleine Sterne, das Planetenzeichen ♃ = Jupiter (entstanden aus Z4 (= Z und ♉) Z mit Kürzestrich, verziert mit der Schlange des ♄ Saturnzeichens, dazwischen zwei Sterne, es folgt das Pfeilzeichen ↘, das sowohl Mars als das Tierkreisbild des Schützen bezeichnen kann, darüber ☉, das bekannte schon in hellenischen Papyri gebrauchte Hieroglyphenzeichen für Sonne, beziehungsweise Tag. Die kleinen Augen ⁚, wie Sterne oft in Sternkarten im Mittelalter und Altertum eingezeichnet sind, dann kommt ein Zaubercharakter, wie Sie deren bei Horst oder in Mannhard Zauberwesen viele ähnliche finden werden, dazu die Zahl 1, wie die später folgende 7 und 8 zu irgendeinem Hexeneinmaleins gehörig.[9]) Dann zwei Monde ☉ und Sonne, ein Zeichen, das wohl „saturnisch“ gedacht ist ♄ ⸸ ♄, wieder zwei Monde in umgekehrter Stellung und die Sonne, das Jupiterzeichen zwischen zwei Monden, zwei ∼, wie sie auch schon auf antiken Amuletten häufig sind. Das Є vielleicht nur Schnörkel, sicher auch als Zauberzeichen gedacht, nochmals das Jupiterzeichen, die Raute ◇, auch schon im babylonischen Altertum nachweisbar, entspricht dem italienischen und spanischen Fluche coño und verwandten Gesten, vielleicht als

[6]) Dr. Eisler, Weltenmantel S. 313 ff.

[7]) ebenda, S. 305 ff. [8]) ebenda, Fig. 41.

[9]) Verwendung von Zahlen zu mystischen Zwecken ebenfalls volkskundlich vielfach zu belegen.

(Glück bringendes) membrum muliebre gedacht, dann wieder Sichelmond und Venusstern in Konjunktion. Besitzer, Besteller oder Schmied der Klinge besaßen ein Rezept für eine talismanische Schwertgravierung und haben sie auf der Klinge angebracht. Die Formen weisen auf das 16./17. Jahrhundert. Der abendländische Ursprung ist unzweifelhaft." Aus diesem Gutachten, für das ich Herrn Dr. Eisler meinen besten Dank abstatte, geht deutlich hervor, daß wir es in diesem Falle mit keinem Horoskop, sondern mit einem Talisman zu tun haben.

Dr. Otmar Baron Potier des Echelles hatte die Güte, mir eine von ihm gemachte Pause von der Inschrift auf einem der zehn Zauberschwerter, wie er sich ausdrückt, zu übersenden, welche mit Gustav Adolf in Verbindung gebracht werden (Abb. 3 A und B). Die Waffe selbst ist ein Säbel von ungarischer Form und befindet sich in der Waffenhalle des Schlosses Pelesch in Sinaia des Königs Karl von Rumänien, der Herrn Scheurer in Wien beauftragte, gute alte Waffen für dieselbe zu kaufen. Der bewehrte aus einer Wolke hervorragende Arm deutet an, daß die Gravierung ins 17. Jahrhundert zu legen ist. Wenn man von einem Horoskop sprechen darf, so enthält dieser Säbel auf den ersten Blick scheinbar ein Horoskop.

Wenn ein Heerführer oder Diplomat des 17. Jahrhunderts das Wesen eines Freundes oder Gegners ergründen wollte, so verschaffte er sich sein Horoskop. „Hab ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln", sagt Wallenstein, und diesen Kern ersah man aus den Horoskopen, die handschriftlich und gedruckt in großen Sammlungen umliefen: so wie die Sterne den Menschen geformt hatten, so mußte er sein. Sie haben es sich redlich sauer sein lassen, die Cardanus, Gaurikus, Junctinus, die solche Horoskope in Massen für sich und ihre Zeitgenossen ausrechneten und in Büchern der öffentlichen Kritik darboten: man braucht nur ein Exemplar aus einer alten Bibliothek in die Hand zu nehmen, um an den zahlreichen handschriftlichen Randnoten zu erkennen, wie scharf diese Berechnungen von den Lesern des 16. und 17. Jahrhunderts nachgeprüft wurden.[10]) Zum Verständnis der Figuren, welche im Horoskop vorkommen, muß ich die Erklärung voraussetzen, daß wir es mit sieben Planeten, von denen drei unter-, drei oberhalb der Sonne kreisen, und zwölf Sternbildern des Tierkreises zu tun haben. Zu unterst kreist der Mond (☽), darüber die zwei Gefährten der Sonne, der unansehnliche Merkur (☿), der immer schwächlich ist und sich erst durch die Gesellschaft bestimmt, in die er gerät, und das sonnenähnliche fast weiße Gestirn der Venus (♀), das Gestirn der Freude. In die vierte Sphäre, also in die Mitte, ist die Sonne (☉) selbst gesetzt. Der Sonne folgen die drei oberen Planeten: der drohende feurige Mars (♂), welcher auf Zorn und Feindschaft, Mord und Totschlag, Raub und Hochgericht, Gewalt und Ehebruch, auf künftige Schwerarbeiten mit Eisen und Feuer, als Gott des Krieges auf Feldherren, Soldaten und auf ein Ende durch Schlaganfall deutet. Der Saturn (♄), der nach dem Kronos benannt ist und mit greisenhafter Langsamkeit seine Wege durch ferne Himmelsregionen dahinschleicht, bringt Menschen von der Art hervor, wie der Gott Kronos selber. Sie werden finster, einsiedlerisch und hinterlistig sein; Fesseln, Ausstoßung, Gefangenschaft stehen ihnen bevor, auch Beraubung, Armut, Bettel. Da der Gott seine Kinder selbst verschlungen hat, so deutet der Planet Saturn auf Kinderlosigkeit oder Verwaisung. Als alter Erdgott bringt Kronos = Saturn durch seinen Stern Bauern und Landarbeiter hervor, und sein stumpfes Licht gesellt ihm unter den Metallen das Blei zu. Während Saturn und besonders Mars unheilvoll, stellae maleficae sind, hat Jupiter gleich der Venus ein weißes und glänzendes Licht. Er ist ein heiterer Mann mit einer Königsstirn, dem die jovialen Naturen zugeschrieben werden. Beide sind stellae beneficae.

Mit den Planeten teilen die Kometen die freie Bewegung am Himmel. Aber sie sind freilich außerordentliche Erscheinungen und darum von jeher bestaunt und

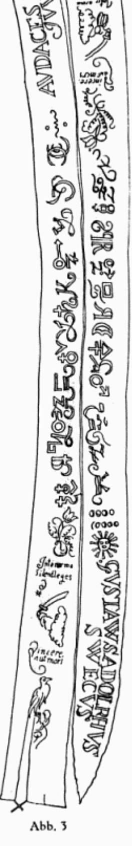


Abb. 3

[10]) Franz Boll, Sternglaube und Sterndeutung S. 47.

gefürchtet als ein Schreckzeichen der Götter, im Christentum als des Herrgotts Warnfackel; wie der Kapuziner im Wallenstein predigt: den Kometen steckte er wie eine Rute drohend am Himmelsfenster aus.

Die Astrologie hatte wie bei den Sonnen- und Mondfinsternissen hier nur unausrottbaren alten Volksglauben aufzunehmen, wenn sie den Kometen Trockenheit und furchtbare Stürme, aber auch Erdbeben und Sturmfluten, Gewitter und Überschwemmungen zuschreibt und die Geburt oder den Tod eines Herrschers an ihr Auftreten knüpft. Kaiser Karl V. entschloß sich auf die Mahnung eines Kometen hin dem Thron zu entsagen und ins Kloster zu gehen, und auch Napoleon I. hat in einem Kometen das Anzeichen seines nahen Todes gesehen.

Nicht minder wichtig als die Planeten ist der Zodiakus oder der Tierkreis. Das ist der Kranz von Sternbildern, durch welchen Sonne und Mond und die fünf anderen Wandelsterne ihren Weg nehmen; in ihm zieht jene unsichtbare große Straße des Himmels, die wir nach dem Vorgange der Griechen die Ekliptik nennen, weil in ihr die Eklipsen, die Sonnen- und Mondfinsternisse vor sich gehen. Ihre Reihe beginnt man mit dem Löwen (♌) oder, das ist bei den Astrologen und Astronomen weitaus die Regel, mit dem Zeichen des Frühlingsanfangs, dem Widder (♈). In umgekehrter Richtung, den Zwillingen zugewendet, folgt ihm die Halbfigur des (♉) Stiers. Das Paar der Zwillinge (♊) mit den zwei glänzenden Sternen an den Köpfen ist durch zwei verbundene lange Parallellinien verbunden. Das Bild des Krebses (♋). Der Löwe (♌). Von der geflügelten Jungfrau (♍), die nicht aufrecht steht, sondern langgezogen der Linie der Ekliptik folgt, sind die Umrisse am Himmel zu sehen. Dann folgt das Bild der Wage (♎), die auf die Tag- und Nachtgleiche hinweisen soll. Der große Skorpion (♏). Dann kommt der Schütze (♐), ferner das Bild des Steinbocks (♑). Vom Wassermann (♒) ist Gestalt und Urne nicht so schnell am Himmel zu erkennen. Den Schluß machen die zwei Fische (♓). Der Zodiakus enthält demnach zwölf Bilder, den der mittelalterliche Merkvers am leichtesten einprägt:

Sunt Aries, Taurus, Gemini, Cancer, Leo, Virgo
Libraque, Scorpius, Arcitenens, Caper, Amphora, Pisces.

Ihre Reihe beginnt man entweder mit dem Löwen, der den hellen königlichen Stern, den Regulus, an seiner Brust trägt; oder — das ist bei den Astrologen und Astronomen weitaus die Regel — mit dem Zeichen des Frühlingsanfangs, dem Widder (♈). Nun haben wir die 7 Planeten und 12 Sternbilder, die am Zaubersäbel des Gustav Adolf, der mit demselben auch als Talisman geschmückt ist, vorkommen, besprochen.

Betrachten wir die linke Seite der Abb. 3A von der Angel beginnend, so finden wir hier unten wieder einen Raben, dann folgt der Sinnspruch inter arma silent leges, hierauf ein mit einem Schwert bewehrter Arm aus den Wolken hervorragend.

Unwillkürlich müssen wir an die bereits besprochene Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager denken, wo der Arm eine Rute aus dem Himmelsfenster herausstreckt; hier aber haben wir es mit einem Schwertkometen, einer Strafverschärfung zu tun, der bei einem schrecklichen Kriege um so verständlicher ist (griechisch ἔρις).

Hierauf erfolgt der Sinnspruch vincere aut mori, dann eine Arabeska, ferner das Zeichen des Skorpions ♏, des Krebses ♋, der Fische ♓, des Merkur in einem [Zeichen] Wasserzeichen zeigen.

Die Zeichen [Zeichen] dürften wohl Progressiv bedeuten, dann folgt [Zeichen] Mars mit Fisch, eine [Zeichen] Quadratur mit Krebs, [Zeichen] Radia, [Zeichen] Mond, [Zeichen] ist eine progressive Aufzeichnung, kann aber auch eine arabische Fünf sein, [Zeichen] Mars in der Wage,[11]) [Zeichen] Zodiakus, [Zeichen] die Sonne mit ihren Trabanten im Wassermann. An der Spitze: Gustavus Adolphus Swecus.

Nun folgt die Gravierung auf der linken Seite des Schwertblattes gleichfalls von der Angel zur Spitze anfangend. Unten finden wir ebenfalls den Raben, dann folgt der Sinnspruch Inter arma silent leges, hierauf der mit einem Schwert bewehrte Arm aus der Wolke drohend, dann der Sinnspruch Vincere aut mori,[12]) dann eine Arabeske folgt.

Es erweckt den Anschein, als werde es sich hier um eine astrologische Aufzeichnung und zwar um ein Radix- und Progressivhoroskop handeln, doch ist es in Wirklichkeit ein Talisman. Das Radixhoroskop würde eine Bedrohung der Venus von seiten eines Kometen [Zeichen] anzeigen.

Das zweite ist [Zeichen] Saturn im [Zeichen] Steinbock, [Zeichen] Mars in der Wage, [Zeichen] Zodiakus, [Zeichen] Venus-Widder, daher Venus im Widder, [Zeichen] Jupiter im Löwen, [Zeichen] Zodiakalzeichen, Schütze,

[11]) Keinesfalls war im Horoskop Gustav Adolfs die Sonne mit ihren Trabanten im Zeichen des Wassermanns, sondern des Schützen.

[12]) Wenn auch die Devisen nicht Sinnsprüche Gustav Adolfs waren, so ist es noch keine Folge, daß dieses Schwert nicht dessen Eigentum war.

[Zeichen] Widder, abnehmender Mond, [Zeichen] verschiedene Mondsicheln, eine abnehmende und zwei zunehmende, in der [Zeichen] in der Jungfrau, an der Spitze der Sinnspruch: Audaces Fortuna Iuvat.

Nach Ansicht des Privatgelehrten Hans Wolff, München, stellen die Zeichen auf der Waffe Gustav Adolfs Talismane dar, denen allerdings astrologische Symbole zu Grunde liegen. Man findet nämlich bei Sephacial „The little Book of Magic“ [13]) folgendes angegeben, was exakt auf der Waffe wiederkehrt.

1. [Zeichen] [Zeichen] Я ☾ [Zeichen] [Zeichen] ♂ [Zeichen]
   A Talisman to make one beloved also to defeat the ill wishing of all enemies
2. ☿ Ƨ ٩ R
   A Talisman to save a person from misery and give long life.

Die anderen Figuren sind keine Talismane und haben keine Beziehung zum Horoskop Gustav Adolfs.

Die Waffe, die in Abb. 4 und 5 abgebildet ist, hat die Form eines Hirschfängers und gehört dem Dekor nach der Empirezeit an. Auf ihr befinden sich ebenfalls wie bei den vorhergehenden Schwertern sowohl astrologische als auch Zauberzeichen, so dürfte auch diese Waffe der Kategorie der Talismane angehören. Das Zeichen ♀ könnte wohl die Venus, die kleinen ∘∘ Kreise, Sterne oder Trabanten der Sonne, die Figur ◡ eine Mondsichel vorstellen, die Figur ⊙ die Sonne bezeichnen.



Abb. 4



Abb. 5

Bezüglich der großen Zeichen glaubt Boll eher an von ihrem Ursprung noch unverständliche Zauberzeichen als an irgendwelche planetarische oder Sternbildzeichen, also auch nicht an ♈ = Widder. Merkwürdig ist, daß von den sechs Zeichen auf beiden Seiten fünf fast ganz gleich sind, zum Teil aber auf verschiedenem Platze, dagegen 3 dem Z entspricht. Sollte das erste Zeichen etwa ein deutsches Z, das andere wirklich ein griechisches Zeta sein? Dann würde erst recht erwiesen sein, daß diese zwei Zeichen nicht einen Planeten, natürlich dann das ♃ = Zeus, Jupiter bezeichnen sollen, denn da würde im Deutschen nicht ein Z (Zet), sondern ein Jot zu erwarten sein, da niemand bei uns den Planeten anders als Jupiter (nicht Zeus) nannte. Buchstaben schlechthin sind aber auch im Zauber verwendet worden gleich Zahlen.

Wenn ich mich diesen Ausführungen nicht unbedingt anschließen kann, so erblicke ich in diesen Zeichen auch Talismane, wie bei den auf den vorhergehenden zwei Schwertern abgebildeten astrologischen Zeichen. Meiner Ansicht nach hat die eine dieser Figuren Ähnlichkeit mit einem Hakenkreuz (Swastica), [14]) wie sie unter den Funden der Ausgrabungen bei Hissarlik (Troja) auf Urnen, Krügen und namentlich auf Spinnwirteln die Aufmerksamkeit der Archäologen in hohem Grade erregt haben. Gewöhnlich werden diese Spinnwirtel für Weihegeschenke oder Talismane gehalten. Die Bedeutung des Hakenkreuzes als Zeichen der Unsterblichkeit der Seele und des ewigen Lebens ist bis in die christliche Zeit hinein lebendig gewesen. Wie wäre es sonst zu erklären, daß auf den Wandgemälden der römischen Katakomben die Kleider der Märtyrer mit Hakenkreuzen besetzt sind, daß wir die Zeichen später noch auf kirchlichen Geräten und

[13]) Sephacial ist geboren am 20. März 1864 bei Birmingham. Ich setze für die geehrten Leser nachstehende Daten bei, damit man ersieht, zu welcher Zeit diese Literatur erschien, da das zitierte Buch ohne Angabe des Verlags und der Druckerei und ohne Bezeichnung Copyright erschienen ist. Jedoch finden wir im Verlag von W. Foolsham & Co., London, aufgeführt: The Soul and the Stars. Trent.; The Mysteries of Magic; The Great Book of Talismanic Magic. Raphael Kabalistic Astrology Sephacial; Transcendental Magic: Its Doctrine and Ritual. Levi.; The Book of Cartomancy Cards.

[14]) Siehe Kosmos, Handweiser für Naturfreunde, Franksche Buchhandlung Stuttgart, Heft 11, Jahrgang 1918, Seite 249: Abhandlung über das Hakenkreuz mit Abbildungen über ältere und neuere Formen von Dr. Ludwig Hopf.

Kleidungsstücken finden? Erst vom 14. Jahrhundert an verschwindet das Hakenkreuz aus der Reihe der symbolischen Zeichen.

Außerdem können diese größeren sechs Zeichen auch verschnörkelte hebräische Zauberzeichen sein. Da wir es hier mit Talismanen, Zauberzeichen oder Amuletten auf drei Schwertklingen zu tun hatten, so schließe ich auf Anregung Dr. Potiers hier mit einigen Worten über modernen Soldatenaberglauben, den man leider in diesem Weltkriege ganz vernachlässigt hat. Wie mir Dr. Potier schrieb, habe er selbst ein recht reichhaltiges Material gesammelt. Da der Soldatenaberglaube international ist, hätte man, wenn man sich in den Gefangenenlagern umgesehen hätte, ein ebenso reiches wie buntes Material zusammenbringen können.

So ist das Siegel Salomons ✡ (muhir i sulej man) ein Glück bringender Talisman. Langes Leben verbürgen die Namen der Siebenschläfer: Jemliha, Mekschina, Mislina, Mekselina, Mesnos, Debermos, Sazemos, Kefestatajos und ihres Hundes Enytinya; Korallen schirmen gegen den bösen Blick; das Quadrat, das vier Buchstaben oder vier arabische Ziffern

4	2
6	8

einschließt, hat die Bedeutung eines Waffensegens, denn es ist das Sinnbild der Gottheit, seine rechten Winkel bedeuten die Stärke der Gottheit, die gleichen Seiten symbolisieren die Unsterblichkeit.

Aus dem Mittelalter gehören namentlich die Passauerzettel hieher. So verstand man im dreißigjährigen Krieg unter „Passauer Kunst" das Hart- und Festmachen, an das die abergläubische Soldateska dieser Zeitepoche felsenfest glaubte. Zu dem Namen der schönen niederbayerischen Dreiflüssestadt Passau kam der Aberglaube dadurch, daß im Jahre 1611, als der Passauer Fürstbischof Leopold, ein Habsburgischer Erzherzog, für seinen Oheim Kaiser Rudolf II. ein Kriegsheer, das sogenannte „Passauer Volk", sammelte, der aus Hersbruck stammende Scharfrichter Neithard aus Passau (nach anderen, zu denen kein Geringerer als Grimmelshausen gehört, ein fahrender Schüler, Christian Eisenreiter mit Namen), an die Söldner mit wunderlichen Zeichnungen und Schriftstücken bedeckte Zauberzettel in Talergröße verkaufte, die von den Kriegsknechten unter geheimen Prozeduren verschluckt wurden; nun glaubten sie so „hart" zu werden, daß Kugeln und Säbel von ihren Körpern abprallen müßten. Gustav Freytag weist in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit nach, daß es falsch ist, zu glauben, die Kunst „festzumachen" sei damals erst in die deutschen Heere gebracht worden. Schon Luther kannte den Aberglauben, und der Augsburger Bürgermeister Samuel Zimmermann d. Ä. sammelte im Jahre 1591 in seinem Folioband unter dem Titel „Bezoar wider alle Stich, Streich und Schuß, voller großen Geheimnussen", die Erfahrungen seines Lebens und erzählt die absonderlichsten Fälle von Festmachen.

Freytag meint ferner, daß die Söldner des Passauer Volkes die alte Tradition, die im deutschen Heidentum (Siegfried-Sage) wurzelt, nur wieder aufgenommen hätten, wenn nicht etwa der Name Passauer Kunst auf einem Mißverständnis beruhe, denn im 16. Jahrhundert hätten bei den gelehrten Soldaten alle, welche ein Zaubermittel, das unverwundbar machen sollte, bei sich getragen hätten, den Namen „Paßulanten" geführt und es sei möglich, daß die Bezeichnung vom Volk in „Paßauer" verwandelt worden sei.

Zum Schlusse kann ich nicht umhin, den bereits erwähnten Herrn, die mir mit Rat und Tat Beistand leisteten, insbesonders Herrn Geheimrat Professor Dr. Franz Boll in Heidelberg, sowie dem Privatgelehrten Hans Wolff in München meinen wärmsten Dank auszusprechen.

ZU DEN TAFELN

1. MEISTERWERKE DER WAFFENSCHMIEDEKUNST
Tafel IV.

Rennzeug für das Scharfrennen, reich mit geätzten Streifen dekoriert. Auf der Brust das Wappen von Schleswig-Holstein. Im Aufbau und im Stil der Ätzung verwandt den Rennzeugen des Herzogs (Kurfürst) August im Historischen Museum zu Dresden (Führer Saal C, 3, jetzt Inv. M. 14) und des Erzherzogs Ferdinand von Österreich in der Waffensammlung zu Wien (Saal XXXVI, 996), einem Geschenk des Kurfürsten an seinen fürstlichen Freund 1558, und, wie das Dresdner, ein Werk seines Hofplattners Hans Rosenberger. In dieselbe Reihe gehört auch das Rennzeug im Musée de l'Armée (Katalog Robert G 167) für Kaiser Maximilian II. vom Jahre 1564. Da Rosenberger nachweisbar auch für den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg gearbeitet hat, so dürfte das Kopenhagener Stück, das in dem Katalog des Zeughauses von 1877 (C 15, Seite 125) irrtümlich als Nürnberger Arbeit angesehen wird, „mit Ornamenten im Stile Dürers", wohl einem Auftrag des Königs Friedrich II. (1559–1588) seine Entstehung verdanken. Das Rennzeug wiegt 77 kg, während das in Dresden 90 kg wiegt.

(Kopenhagen, Zeughaus.)

II. ALTE TRACHTEN, TAFEL IV.
Degentaschen, Anfang 17. Jahrhundert.

a) Goldstoff, mit Goldschnüren gestickt, Schnallen und Auflagen aus Gold, mit schwarzem Email verziert und mit Türkisen besetzt, die Reiterfiguren bunt emailliert; Futter roter Samt. Am Haken der Buchstabe C = Christian (II., Kurfürst von Sachsen, 1591–1611). Zu einem Degen von gleicher Ausstattung. Nach dem Inventar der Dresdner Rüstkammer von 1689 I, Churkammer 172, S. 795, trug das Schloß des (nicht mehr vorhandenen) Leibriemens die Bezeichnung J. G. (Johann Georg) 1624. Die Garnitur ist demnach wohl ein Geschenk zwischen Christian und seinem Bruder Johann Georg im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts.

b) Schwarzer Samt, Auflagen in Gold, bunt emailliert, mit zahlreichen Brillanten, in Kastenfassung und Perlen verziert. Zu einem Degen, dessen Griff Gold, schwarz emailliert und mit Brillanten besetzt ist.

c) Schwarzer Samt, Stickerei in Gold und Silber, Schnallen und Haken von Eisen, mit Gold tauschiert, Auflagen in Gold, zum Teil weiß emailliert und mit Rubinen besetzt. Zu einem Degen, dessen eiserner Griff reich mit Gold tauschiert mit Rubinen und Diamanten in goldner, emaillierter Fassung verziert ist.

Alle drei Degentaschen (im Inv. „gehencke") wohl süddeutsche Arbeiten.

Dresden, Histor. Museum.

FACHNOTIZEN

Schieber an antiken Geschützen. In Bezug auf den Artikel Z. H. W. K. 8, 315, Anm. 3 u. 9, S. 73 bemerke ich folgendes:

Die Einrichtung von Schieber, Zahnstangen und Sperrklinken hat sich über 600 Jahre an den griechisch-römischen Geschützen erhalten, Biton, Heron, Philon, Vitruv und Ammian beschreiben sie uns gleichmäßig. Ob sie sich anschließend bis zur Einführung der Pulvergeschütze erhalten hat, ist zur Zeit noch nicht nachweisbar.

Sie als „unsinnig" zu bezeichnen ist gewagt.

Der Geschütztechniker kennt ihre Bedeutung, für den Nichtfachmann wird folgende Erklärung genügen:

Der Schieber ermöglicht es, das Geschoß aufzulegen, ehe das Geschütz gespannt ist, Verletzungen der Bedienung durch vorzeitiges Abziehen sind ausgeschlossen. Vor allem aber ist es möglich, gleichmäßige Schüsse abzugeben. Ist das Geschütz frisch bespannt, also die Anfangsspannung sehr stark, so braucht der Schieber nicht so weit zurückgezogen zu werden, um eine bestimmte Schußweite zu erreichen, als wenn die Spannsehnen schon durch längeres Schießen schlaff geworden sind. Die Zahnstangen bezw. Zahnkränze und die Sperrklinken halten den Schieber in jeder gewünschten Spannstellung fest. Die Bedienung hat es dadurch in der Hand, bei stets gleich starkem Anziehen der Haspelwelle gleiche Schußweiten zu erzielen. *Schramm*

Auf obige Ausführungen möchte ich bemerken: Wenn Herr Generalleutnant Schramm sagt, daß sich die Einrichtung des Gleitstückes bei den griechisch-römischen Geschützen über 600 Jahre erhalten hat, so wäre vielleicht noch hinzuzufügen, daß uns Geschütze der Antike mit anderer Konstruktion bisher überhaupt nicht bekannt sind. Hieran ließen sich nun verschiedene entwicklungsgeschichtliche Hypothesen knüpfen.

Vorerst sei jedoch bemerkt, daß die Gleitstückkonstruktion auch noch andere Vorteile außer den oben angeführten aufweist. Bei den griechisch-römischen Geschützen liegt die Abzugsvorrichtung frei oben hinter der Pfeilrinne. Würde man nun das Spannen mit Hilfe der Winde und nur eines Spannseiles bewirken, so wäre dieser Abzug recht hinderlich. Man müßte deswegen entweder zwei Seile nach Art der englischen Winde anwenden oder zu der Konstruktion mit Gleitstück greifen. Dies war aber, wohl ebenso wie die Gefahr der Verletzung der Geschützbedienung, nicht wesentlich. Als wesentlich muß dagegen wohl die Möglichkeit gelten, das Gleitstück verschieden weit zurückzuziehen und dadurch die Spannung zu regulieren. Zur Erläuterung der Tatsache, daß solche Erkenntnisse nur durch wirklich praktische Erfahrungen zu gewinnen sind, möge übrigens dienen, daß ich vor der neuerlichen Darlegung meiner Ansicht über die Gleitstückkonstruktion mehrfach mit Waffenhistorikern und Technikern Rücksprache genommen habe. Keiner von diesen kam auf den von Herrn Generalleutnant Schramm dargelegten besonderen Vorteil.

Daß aber eine hohe Entwicklung des Armbrustgeschützwesens auch ohne die Gleitstückkonstruktion stattfinden kann, zeigt uns der chinesische Kulturkreis. Bei keiner der dort vorkommenden Armbrust- und Geschütztypen ist diese Gleitstückkonstruktion vorhanden. Wie die Armbrustgeschütze des islamischen Kulturkreises beschaffen waren, ist derzeit noch nicht zu entscheiden.

Hinsichtlich der Stellung der antiken Geschütze in einer Entwicklungsgeschichte der Armbrustwaffe handelt es sich jedoch gar nicht darum, ob die Konstruktion mit Gleitstücke gewisse Vorteile bietet, sondern ob diese Konstruktion eben der Vorteile wegen bei den Geschützen eingeführt oder vom Bauchspanner übernommen wurde. Ich habe nun in Band 9 S. 73 gesagt, daß die Gleitkonstruktion bei der Entwicklung des Geschützes aus dem Bauchspanner übernommen und dann beibehalten worden sein muß. Die Entwicklung vom Bauchspanner zum Armbrustgeschütz führt ja auch schon Heron an. Die Ansicht wird also wohl aufrecht erhalten bleiben können.

Hinsichtlich der Vorläufer der griechisch-römischen Armbrustgeschütze, die ursprünglich jedenfalls ohne Gleitkonstruktion ausgeführt wurden, sei noch auf die von dem assyrischen Herrscher Sanherib (705–651 v. Chr.) erwähnten „Großen Fliegen"[1]) hingewiesen, mit denen man bei Belagerungen die Mauern bearbeitete. Die merkwürdige Bezeichnung „Fliegen" mag vielleicht auf eine Waffe in Armbrustform hindeuten.

Hugo Th. Horwitz

Widersprüche sind immer mit Freuden zu begrüßen, denn sie dienen dazu, Klarheit zu schaffen.

Das Geschütz der Antike, das keinen Schieber hat, ist der griechische μονάγκων, von den Römern unter dem Namen onager übernommen.

Der Ausdruck διώστρα, den Heron zunächst für den *Schieber* des Bauchgewehrs verwendet, ist wie διωστήρ von διωθέω, hier

[1]) Cuneiform texts from Babylonian tablets etc. in the British Museum XXVI. IV, 79.

„durchschieben", abzuleiten, weil der Schieber beim Spannen nach rückwärts (siehe Abb. 3 in „die antiken Geschütze der Saalburg") und vor dem erneuten Spannen wieder nach vorwärts geschoben wird. Dieser Ausdruck ist auch am Geschütz beibehalten worden, obgleich dann der Schieber nicht mehr geschoben, sondern durch die Spannseile gezogen wurde.

Einen guten Vergleich gibt der allgemein bekannte Rechenschieber, bei dem auch der im Querschnitt schwalbenschwanzförmige Schieber in dem mit entsprechender Nute versehenen Unterteil hin- und hergeschoben wird. *Schramm*

Nochmals Johann Glöckner von Zittau. Es ist schade, indes erklärlich, daß A. Gümbel, der dem Nürnberger Festungsbaumeister Z. H.W.K. 8, 11 ff. eine aufschlußreiche Studie gewidmet hat, meine Dissertation, die im 1. Hefte der von W. Erben herausgegebenen Quellenstudien aus dem historischen Seminar der Universität Innsbruck S. 3ff. unter dem Sammeltitel „Die Linzer Handschrift des deutschen Vegez" vor zwölf Jahren erschienen ist,[1]) nicht gekannt hat. Er hätte darin mancherlei über Johann Glöckner finden können, dem ein guter Teil derselben gewidmet ist.

Denn diese Linzer Handschrift enthält in der Tat wesentlich mehr als ihr Titel verrät. Es findet sich nämlich dort neben einem Vegezfragment, einem alten Vegezatlas und zwei Wagenburgordnungen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch eine Stadtverteidigungsordnung, als deren Verfasser eben Johann Glöckner in Betracht kommt.

Ich habe dabei an jene Eintragung in den Nürnberger Stadtrechnungen vom Sommer 1434 angeknüpft, die einer von Glöckner verfaßten Stadtverteidigungsordnung Erwähnung tut,[2]) und die Gründe erörtert, die dafür sprechen, diese Stadtverteidigungsordnung mit jener zu identifizieren, die im bayerischen Kreisarchive in Nürnberg (Signatur S.J.L. 212) erhalten geblieben ist. Hingegen habe ich bezüglich der Nürnberger Stadtverteidigungsordnung, die der Pergamentkodex 23623 des Germanischen Museums enthält und die auch A. Gümbel als Beispiel derartiger Ordnungen aufzählt, eine Autorschaft Glöckners für kaum wahrscheinlich gehalten.

Ich habe des weiteren zu beweisen versucht, daß auch die Stadtverteidigungsordnung der Linzer Handschrift gleich der erstgenannten von Glöckner verfaßt worden ist und daß erstere eine Überarbeitung der letzteren darstellt. Ich habe sie zwischen 1434 und etwa 1438 eingereiht und für Nürnberg als Entstehungsort mehrere Argumente angeführt. Den Grund für diese Umarbeitung habe ich in den schlechten finanziellen Erfahrungen erblickt, die Glöckner anscheinend mit seiner ersten Stadtverteidigungsordnung gemacht hat und die ihn veranlaßt haben mochten, sie in umgearbeiteter und vermehrter Gestalt nochmals beim Nürnberger Stadtrate einzureichen.[3])

Schon damals habe ich Zweifel geäußert, ob es, da die Nürnberger Stadtrechnungen davon schweigen, in der Tat noch dazu gekommen ist. Diese Zweifel verstärken sich nun, da auch A. Gümbel keinerlei Eintrag dieser Art hat finden können.

Was endlich Glöckners Lebensschicksale anlangt, sei noch kurz vermerkt, daß ich ihn auch schon vor seiner Nürnberger Tätigkeit im Jahre 1429 in Zittau, in lebhafter Hussitenkorrespondenz mit Görlitz begriffen, nachweisen konnte. Dagegen muß nunmehr meine damalige Vermutung, Glöckner wäre der Nürnberger Pestepidemie von 1438 zum Opfer gefallen, berichtigt werden, da er tatsächlich noch im Frühjahr 1442 mit Nürnberg korrespondiert hat; freilich war er schon im Sommer 1438 – vielleicht eben wegen der Pestgefahr – von dort für immer weggezogen.

A. Gümbels Studie hat die Gestalt Johann Glöckners wesentlich aufgehellt. Ist er mir mehr als kriegswissenschafticher Theoretiker denn als Festungsbaumeister bedeutsam erschienen, so kommt nunmehr auch seine praktische Mitarbeit am Umbau der Nürnberger Stadtbefestigungen zu verdienter Geltung.

Josef Karl Mayr

[1]) Vergl. die ausführliche Anzeige Z. H. W. K. 5, 340.

[2]) Ich bemerke, daß mir diese Rechnungen im wesentlichen schon aus Sander „Die reichsstädtische Haushaltung Nürnbergs 1431—1440 und anderen Publikationen bekannt gewesen sind. Dort ist auch von Glöckner des öfteren die Rede.

[3]) Wie sehr er den Nürnberger Stadtrat mii allerlei finanziellen Forderungen behelligt hat, spiegelt sich in den Stadtrechnungen nur allzu deutlich wieder.

Die Neuaufstellung der Sammlungen des Zeughauses in Berlin. Die berühmte Waffensammlung des Zeughauses in Berlin ist gegenwärtig in einer Umformung begriffen, die nunmehr beinahe vollendet ist, sodaß eine Würdigung derselben in diesen Blättern angezeigt erscheint. Die Direktion hat mit der bisherigen Anschauung gebrochen, nach der das Zeughaus als eine Art Mittelding zwischen einem Museum und einer patriotisch-militärischen Erbauungsanstalt betrachtet wurde. Es sind nur rein wissenschaftliche Gesichtspunkte für die Neuordnung maßgebend gewesen, welche den Leitern der Anstalt alle Ehre und das Zeughaus zur vielleicht bestaufgestellten Waffensammlung machen. Es ist dem Direktor Dr. Binder hoch anzurechnen, daß er aus wissenschaftlichen Rücksichten mit so vielen liebgewordenen Traditionen gebrochen und im Verein mit seinem Custos Dr. Post das Material kritisch gesichtet hat, wobei ihnen in dem Waffenmeister, Herrn Rohde, eine Kraft von außergewöhnlichen praktischen Erfahrungen zur Seite stand. In besonders schwierigen Fällen wurden auch andere Sachverständige zu Rate gezogen.

Die Aufstellung ist eine chronologisch-synchronistische, wie es auch Altmeister Böheim verlangt; sie beginnt mit der prähistorischen Zeit und ihre erste Abteilung reicht bis zum Ende der Gotik. Ihr folgt ein sogen. „Landsknechtraum", der nach meinem Geschmack allerdings besser etwas später (in der Mitte der Landsknechtsperiode) einzureihen gewesen wäre, darauf die Zeit des Maximiliansharnisches, dem sich der „Kurfürstenraum" anschließt, der, als Überbleibsel früherer Anschauungen, besser weggefallen wäre. Die Waffensammlung erstreckt sich dann bis zum Schluß des 30jährigen Kriegs, mit dem die Zeit der Rüstungen endet. Eine ganze Reihe Stücke wurde, nachdem ihre Unechtheit einwandfrei festgestellt war, aus der Sammlung entfernt, namentlich wurden alle falschen Zusammenstellungen geändert. Andererseits hatte das Zeughaus das Glück, eine große Anzahl neuer, zum Teil hochinteressanter Stücke zu erwerben, von denen ich eine ganze Reihe von Helmen, sowie das prachtvolle Landsknechtschwert des kaiserlichen Feldhauptmanns Lazarus Schwendi hervorheben möchte. Vorzüglich wirkt die Art der Aufstellung der Rüstungen, die sich jetzt so darstellen, wie sie sich am Körper des Trägers ausgenommen haben, und nicht mehr aus malerischen Gründen in die Länge gezogen erscheinen, wie dies früher üblich war. Bei den Roßharnischen wäre eine einheitliche Aufstellungsart zu wünschen gewesen: entweder alle auf Pferde montiert, oder alle auf Gestellen, wie es Böheim verlangt. Alle wertvolleren Objekte sind in Glasschränken untergebracht, ohne daß dadurch die Gesamtwirkung – wie anfänglich befürchtet wurde – gestört ist.

Die sechs gotischen Rüstungen, die bisher zu sehen waren, sind als grobe Falsifikate bis auf eine verschwunden und auch diese ist neu und richtig zusammengestellt. Durch Beifügung einer neu erworbenen herrlichen Schallern mit Bart kann sie sich neben den bewundertsten Exemplaren anderer Sammlungen

sehen lassen. Merkwürdig sind die bis an den Ellenbogen reichenden Handschuhe, die uns in dieser Art nur aus Dürers Stich „Ritter, Tod und Teufel" bekannt sind. Leider sind die Achseln nebst Oberarmzeug zwar gleichzeitig, gehören aber einem Stechzeug an, und es läßt sich die Frage aufwerfen, ob nicht in einem solchen Fall richtige Ergänzungen alten Stücken vorzuziehen wären.

Zu meiner großen Freude sind auch die sonderbaren spitzigen Saladen verschwunden, die Demmin in bekannter Kritiklosigkeit als „nordische Schalen" bezeichnet. Sie haben sich bei genauerer Untersuchung als Schützenhauben des 30jährigen Krieges mit angenietetem Nackenschutz und Visier erwiesen.

Einzig schön ist die Sammlung von Helmen. Besonders beachtenswert ist der Helm Nr. 8 aus Fürstenwalde, in dieser Zeitschrift zweimal besprochen und abgebildet, 2, 403 und 7, 19. Er wird hier auf 1440 datiert, ich möchte jedoch die Frage aufwerfen, ob er nicht doch einer späteren Zeit angehört: das sich an den Seiten in Scharnieren öffnende und am Kinn mit einem Bolzen geschlossene Kinnstück, dem Dr. Post nur sekundäre Bedeutung beimißt, scheint mir für die Datierung ein sehr wesentliches Merkmal zu bilden. Das nur durchlochte, aber mit keinem Sehspalt versehene Visier ließe auf eine Verwendung des Helms zum Turnier (Fußkampf oder Kolbenturnier) schließen. Die spitze Glocke wäre ich geneigt, auf nordischen, vielleicht dänischen, Ursprung zu schieben; die Marke mit den drei Kreuzen stünde dem nicht entgegen. Auch die Zuweisung des Helms Nr. 9 an Italien und seine Datierung auf ca. 1450 möchte ich anzweifeln, da er dieselben Backenstücke hat, wie der vorige und einem der Dürerschen Entwürfe (abgebildet z. B. bei Heyck, Kaiser Maximilian I., S. 77) sehr gleicht; auch im Musée de l'Armée in Paris (H 54) befindet sich ein ähnlicher Helm, der ebenso, wie der Dürersche Entwurf, ein sehr schmales Visier hat, das bei unserem Helm abgängig sein kann. Die Kloben zur Befestigung des Kettenpanzers für den Hals weisen nach meiner Meinung durchaus auf keine frühere Zeit als 1495–1510, da letzterer z. B. auf den Stichen Burgkmairs zum Triumphzug Kaiser Maximilians sehr oft vorkommt.

In der gotischen Abteilung wäre noch besonders das prachtvolle Roßzeug hervorzuheben, das sich im Vergleich mit den gotischen Roßharnischen der meisten Sammlungen des Vorzugs eines dazu passenden Krippensattels erfreut. Noch sei hingewiesen auf den kleinen Rennsattel, „silla rasa", von genau derselben Form, wie sie Böheim, Waffenkunde S. 560, abbildet, und die prachtvolle gotische Roßstirne Nr. 5 in Schrank 49a, deren Stirnschild von einem Narren (oder Grieswärtel?) gehalten wird. Der rotsammtne Corrazin mit zugehörigem Vorsteckbart, der dem Ende des 16. Jahrhunderts angehört, sollte aus dieser (gotischen) Abteilung an den ihm zukommenden Platz verwiesen werden, ebenso der zu einer späteren Backenhaube gehörige Bart der Halbrüstung 48. Die Zusammenstellung einer gotischen Brust mit einem Rücken aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts dürfte ein übersehenes Überbleibsel von früher sein; als Fehler ist die Zusammenstellung einer Kriegstartsche des 15. Jahrhunderts mit einem Stechhelm von ca. 1520 und deren Bezeichnung als „Stechtartsche" zu bezeichnen.

Bei der Entwicklung der Gläfe (oder nach Böheim italienischen Hellebarde) hätten die späteren Formen in der ihnen zukommenden Periode eingereiht werden sollen.

Den Übergang ins 16. Jahrhundert scheint mir das Brust- und Rückenstück nebst Helm- und Halskragen Nr. 90 zu bilden. Der Helm hat viel Ähnlichkeit mit dem des Fußkampfharnisches Heinrich VIII. von England (abgebildet Z. H. W. K. 5, 261). Der Harnisch scheint zu einer Turnierart gebraucht worden zu sein, gibt aber in seinen Einzelheiten allerhand Rätsel auf.

Der Zeitfolge nach wären hier die beiden Harnische anzureihen, die die geschlitzte Tracht nachahmen. Der ältere ist der angeblich dem Herzog Friedrich von Liegnitz (1505–1542) gehörige, was aber nicht stimmen dürfte, da der Harnisch ca. 1510 geschlagen ist, wie aus den beweglichen Seitendeckungen der Diechlinge und den, noch ganz gotische Form zeigenden, Beintaschen hervorgeht.[1]) — Der andere, mit Messingverzierungen versehen, nicht ganz zusammengehörige, war früher in barbarischer Art geschwärzt und zeigt sich jetzt erst in seiner eigentlichen Gestalt. Sehr schön sind die Schuhe des nicht dazugehörigen Beinzeugs, es sind „Bärenfüße" ältester Form.

Ich möchte an dieser Stelle hervorheben, daß die geschlitzten Harnische offenbar älter sind als die geriffelten: die ersteren sind alle zwischen 1510 und 1520 datiert, die letzteren zwischen 1520 und 1540; ihre Datierung auf 1500 durch Böheim scheint auf der irrigen Zuschreibung eines Wiener Harnisches an den Pfalzgrafen Ruprecht († 1505) zu beruhen (dieser Harnisch wurde aber früher auch dem deutschen König Ruprecht [† 1410] zugewiesen!).

Von den zahlreichen Maximiliansharnischen hebe ich nur Nr. 82 hervor, der in der Form der Beinröhren und des Helms an den des Landgrafen Philipp von Hessen in Wien erinnert, dessen unbekannter Meister vielleicht auch diesem Stück nahesteht.

Von den beiden Roßharnischen dieser Abteilung ist ja der eine, angeblich des Herzogs Friedrich von Liegnitz, durch Abbildungen wohlbekannt, das Gelieger und der Fürbug des andern aber, der eine Maximiliansrüstung trägt, möchte ich noch als gotisch ansprechen.

Noch sei auf die interessante Garnitur von geätzten Roßstirnen in Schrank 72 aufmerksam gemacht, sowie auf die drei bekannten herrlichen Rüstungen des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg aus verschiedenen Lebensaltern, die eine auch mit einem dazugehörigen Sattel; ferner auf das prachtvolle Roßzeug „mit den Rosenblättern", zu dem in Wien aufbewahrten Harnische Kaiser Ferdinands I. gehörig.

Die späteren Waffen bieten weniger Neues, da sie besser zusammengestellt waren, als die älteren, nur sei bemerkt, daß die bekannte Prunkrüstung Kaiser Karls V. als Fälschung festgestellt wurde. Der Gesamteindruck der Sammlung aber ist in deren Neuordnung ausgezeichnet, sie gibt einen großartigen Überblick über die Entwicklung des Waffenwesens, wobei nicht nur die charakteristischen Stücke, sondern auch Abnormitäten und Unica in vorzüglicher Weise vertreten sind.

G. Adolf Cloß

Die Methode der Königl. Schwedischen Leibrüstkammer für die Abbildung von Waffenschmiedemarken. Ein wichtiger Faktor in der historischen Waffenkunde ist das Studium der Signaturen und Marken der Waffenschmiede. Davon abgesehen, daß diese Marken, die meistens mit dem Stempel in die Waffe eingeschlagen sind, über den Waffenschmied und den Herstellungsort der Waffe Auskunft geben, sind sie auch für die Beurteilung des Alters und der Echtheit der Waffe von großer Bedeutung. Da der Stempel beim Einschlagen in hartes Metall bald abgebraucht wurde, bediente der Meister sich sehr oft

[1]) Der gefältelte angesteckte Schurz dieser Art von Harnisch wird von Böheim als „Fußkampfschurz" angesehen, was ich aber für falsch halte: er ahmt lediglich die bürgerliche Tracht nach, der spätere „Kampfschurz" entspringt einem anderen Gedankengang.

neuer Stempel, und manchmal kann man durch Vergleich seiner Marken die älteren von den neueren unterscheiden. Ebenso läßt sich durch Vergleich der Marken darauf schließen, ob die Waffe falsch oder echt ist. Nicht selten kam es nämlich vor, daß die Marken hervorragender Meister gefälscht wurden. Marken und Waffen aber, die sich an getrennten Orten befinden, auf diese Weise zu studieren und zu vergleichen, ist sehr schwer, namentlich weil die Marken beim Photographieren nicht deutlich genug hervortreten. Ein großes Bedürfnis liegt also vor, eine passende Methode für die Reproduktion der Waffenmarken zu erfinden.

Für die Wiedergabe im Druck ist eine exakte Abzeichnung der Marke die beste Methode. Eine derartige Abbildung ist jedoch für den Waffenforscher nicht ausreichend. Die Marken sind oft tief eingeschlagen, und das Bild der Marke zeigt manchmal ein bedeutendes Relief; die Höhen- und Tiefenmaße können aber nie auf einer ganz von oben gesehenen Zeichnung hervortreten. Eine Methode, die den direkten Abdruck der Marke ermöglicht, ist deshalb sehr vonnöten. Denn in vielen Fällen läßt sich nur durch genaues Messen feststellen, ob zwei Marken mit demselben Stempel eingeschlagen sind oder nicht.

Sowohl in Schweden als im Auslande sind viele Methoden für das Abdrücken oder Abgießen der Marken versucht worden, ohne daß man ein völlig befriedigendes Resultat erreicht hätte. Erforderlich ist ein nicht nur genauer, sondern auch dauerhafter Abdruck der Marke. So ist unter anderen in mehreren deutschen Sammlungen die Methode benutzt worden, eine weiche Bleiplatte in die Marke einzupressen. Von dem dadurch erhaltenen negativen Abdruck wurde nachher ein Gipsabguß genommen. Die einfarbige Gipsmasse eignet sich gut zum Photographieren und Reproduzieren im Lichtdruck, aber die Abdrücke werden selten scharf genug sein, und bei empfindlicheren, aus Gold oder Messing geschlagenen Marken, die durch das Eindrücken des Bleis Schaden nehmen können, ist diese Methode untauglich. Die Bleiabdrücke sind auch auf die Dauer der Verwitterung ausgesetzt. Eine Methode, die von dem Zinnforscher, Ingenieur Alb. Löfgren in Stockholm beim Abgießen von Zinnmarken gebraucht wird, besteht darin, daß man eine aufgewärmte Leimmasse in die Marke einpreßt, die, wenn der Leim wieder steif geworden ist, sich leicht von der Marke losmachen läßt und einen sehr scharfen und guten Abdruck liefert. Weil jedoch die Leimmasse nie ganz hart wird, sondern elastisch bleibt, entsteht leicht eine Verschiebung der Proportionen des Abdruckes, weshalb eine Reproduktion des auf diese Weise erhaltenen negativen Abdruckes sich schwer herstellen läßt.

Im Reichsarchiv in Brüssel bedient man sich beim Abgießen mittelalterlicher Wachssiegel einer erweichten Guttaperchamasse, die auf das Siegel gedrückt wird; von dem auf diese Weise erhaltenen, negativen Abdruck wird dann galvanoplastisch ein Niederschlag in Kupfer gemacht. Hierdurch erhält man einen genauen und für alle Zeiten dauernden Abguß des Siegels. Es ist diese Methode, die der von mir in der Leibrüstkammer angewandten Methode für Abbildung von Waffenschmiedemarken zugrunde liegt. Nachdem es mir gelungen ist, die Guttaperchamasse (die denselben Fehler hat wie obenerwähnte Leimmasse) gegen graphiertes Wachs auszutauschen, ist meine Methode folgende:

Nachdem die Marke sorgfältig gereinigt worden ist, erweicht man ein Stückchen Wachs und macht es gerade groß genug, um die Marke auszufüllen. Damit das Wachs nicht zusammenklebe, wird seine Fläche leicht angefeuchtet und dann fest und zwar mit einem einzigen kräftigen Druck in die Marke eingepreßt. Dann löst man vorsichtig das Wachs und läßt den Abdruck an einem kühlen Ort erstarren. Von dem auf diese Weise erhaltenen negativen Abdruck macht man nach gewöhnlicher Methode für galvanoplastische Abgüsse einen Kupferniederschlag und erhält so eine genaue Abformung der Marke. Der Niederschlag in Kupfer wird von den Klischeefabrikanten ausgeführt, und sie liefern auch für die Abdrücke dienliches Wachs. Man braucht also bei Besuchen in den Museen oder Sammlungen nur ein Stückchen Wachs mitzunehmen, um selbst die erwünschten Abdrücke damit zu machen, sie danach vorsichtig einzupacken und gelegentlich dem Klischeemacher für den Niederschlag in Kupfer zu übersenden.

Die Methode ist auch mit Niederschlägen in Nickel versucht worden, die jedoch wegen des starken Glanzes des Metalles nicht so gut ist. (Abb. 1.)



Abb. 1. Abgüsse nach Markenabdrücken
Maßstab 1,5 : 1
(links Kupfer, rechts Nickel)

Zuletzt einige Worte über die Vorteile und Nachteile dieser Methode. Hinsichtlich der ersteren ist zu bemerken, daß das Wachs in weichem Zustand sehr empfindlich ist, so daß die haarfeinsten Abdrücke damit gemacht werden können, weshalb diese Methode auch beim Abgießen der im allgemeinen weit kleineren Gold- und Silbermarken verwendbar ist. Jedoch liegt der größte Nachteil der Methode eben beim Wachs. Es ist nämlich sehr schwierig, das Wachs ohne Feuerflamme genügend zu erweichen; Spirituslampen oder dergleichen in die Säle der Museen mitzunehmen ist aber wegen Feuersgefahr verboten. Das Abgießen muß deshalb in einem dafür geeigneten Zimmer außerhalb des Museumsraumes vorgenommen werden. Beim Abgießen größerer Marken ist es auch besonders schwer das Wachs mit einem einzigen Druck einzupressen, durch mehrfaches Drücken aber entsteht leicht in der Marke eine Verschiebung des Wachses, wodurch der Abdruck doppelt und undeutlich hervortritt und folglich untauglich wird. Um dies zu vermeiden, muß man mehrere Abdrücke von derselben Marke zu nehmen und sie sorgfältig vergleichen, bis man zwei vollständig gleiche Abdrücke bekommen hat. Ein Hauptübelstand ist es jedoch, daß das Wachs auch in kaltem Zustande so weich ist, daß die Abdrücke beim Einpacken und durch die Wärme sehr leicht Schaden nehmen, ehe sie an den Klischeefabrikanten gelangt und in Kupfer umgesetzt worden sind. Deshalb kann man die negativen Abdrücke nie vorsichtig genug handhaben, und sie müssen mit größter Sorgfalt eingepackt werden.

Für die weitere Entwicklung der Methode wäre also sehr wünschen, daß sich für die negativen Abdrücke irgendein besserer und nach dem Erstarren härterer Stoff als das Wachs finden ließe. Könnte man einen Stoff finden, der sich ebenso leicht wie das Wachs in die Marke niederdrücken ließe, danach aber völlig erstarrte, würde es in vielen Fällen überflüssig sein, noch einmal Abdrücke, positive Abdrücke zu nehmen, sondern man brauchte nur die Negative einzusammeln, welche, wenn sie haltbar wären, zu jeder beliebigen Zeit als Stempel für positive Abdrücke dienen konnten.

In der Hoffnung auf eine weitere Entwicklung der Methode in der eben angegebenen Richtung will ich jedoch hinzufügen, daß sie, auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt, mit Umsicht gebraucht, vorzüglich arbeitet und ganz sicher die beste bisher vorhandene Methode ist. (Abb. 2 u. 3.)

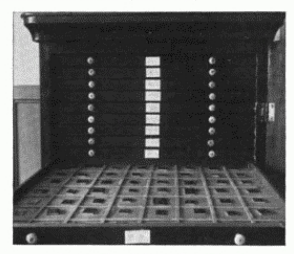


Abb. 2. Schrank für Markenabdrücke
(Leibrüstkammer Stockholm)

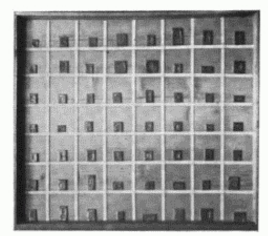


Abb. 3. Sammlung von Markenabdrücken
(Leibrüstkammer Stockholm)

Die Methode ist, wie auch oben erwähnt, für alle anderen ähnlichen Marken brauchbar, wie Gold- und Silbermarken, Zinnmarken usw., auch für solche, die in Holz eingeschlagen sind, wie die von Büchsenschäftern, Tischlern u. dergl.

Eine gute Methode zum Abguß von Marken dürfte ganz besonders heutzutage eine große Bedeutung gewinnen, da die Anfertigung eines internationalen Marken- und Meisterwörterbuches, das schon lange ein erwünschtes Ziel gewesen ist, möglichst bald angefangen werden muß. Das Sammeln von Material zu einem solchen Werk kann schwerlich von e i n e r Person ausgeführt werden, sondern eine gemeinschaftliche Arbeit sämtlicher waffenhistorischer Institute und Museen muß zu diesem Zweck zustande gebracht werden. Bedeutende Sammlungen von Waffenschmiedemarken sind freilich schon vorhanden: um aber etwas Ganzes von bleibendem Wert hervorzubringen, muß vergleichende, gemeinschaftliche Arbeit auf diesem Gebiet betrieben werden. Zweifelhafte Marken mit zuverlässigen Exemplaren in anderen Sammlungen leicht vergleichen und von den Meistermarken die besten Exemplare auswählen zu können, das ist, was die Methode in diesem Falle zu erfüllen beabsichtigt. *Georg W. Fleetwood*

Die Reste eines Kleidungsstücks Kaiser Heinrich II. Gleichzeitig mit dem ältesten erhaltenen mittelalterlichen Frauenkleid, mit dem uns der Aufsatz von Helene Dihle bekannt macht, können wir über wichtige neue Ergebnisse kurz berichten, die das älteste erhaltene profane Männerkleid des Mittelalters betrifft; die sogen. Dalmatica Heinrichs II. Dieses einzigartige Gewand ist der Gegenstand einer sehr eingehenden und gewissenhaften Untersuchung von Rudolf Berliner,[1]) zu der dringende Erhaltungsarbeiten den Anlaß gaben.

Das Gewand, von dem wir auch eine Abbildung bringen können (Abb. 1), stammt aus dem Bamberger Domschatz, von

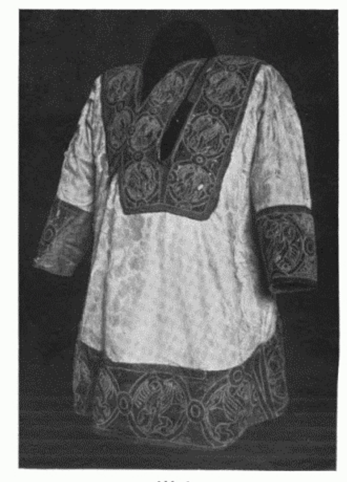


Abb. 1.
Die Dalmatica Kaiser Heinrichs II. (München, Nat.-Mus.)

[1]) Rudolf Berliner: Die Reste eines Kleidungsstückes Kaiser Heinrich II. Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst. XII. Band. Heft 1 (1921) S. 45—60.

wo es bei der Säkularisation in die Münchener Residenz, von da endlich ins Bayerische National-Museum gelangte. Eine Restaurierung des Gewandes von 1722 steht fest, eine solche von 1479/80 ist wahrscheinlich. Der Oberstoff des Kleides gehört dem 18. Jahrhundert an, vermutlich eben jener Restauration, alt sind nur die Besatzstreifen am Halsausschnitt, den Ärmeln und Rocksaum. Außerdem hat Bock 1864 unter dem neuen Oberstoff noch drei verschiedene alte Stoffreste vorgefunden, von denen er wohl mit Recht annahm, daß sie von früheren Oberstoffen herrühren.[2]) Diese alten Oberstoffreste sind heute nicht mehr am Gewande, es ist Berliner aber gelungen, sie zum Teil mit Gewißheit mit drei Stoffresten des National-Museums zu identifizieren, die nach dem Inventar zu Heinrichs Dalmatica gehört haben. Auf diese und die Besatzstreifen gründet sich die Untersuchung Berliners mit dem Ziel, das ursprüngliche Gewand in die Kostümgeschichte einzureihen. Sie führt ihn zu positiven, in wichtigen Punkten von der bisherigen Auffassung abweichenden Ergebnissen, und gipfelt, um es gleich vorweg zu nehmen in einer Bestätigung der Tradition, die das Kleid Heinrich II. zuweist.

Abb. 2.
Kragen der Dalmatika Kaiser Heinrichs II.

Von den Stoffresten zunächst ist der jüngste ein spätgotischer Seidenbrokat; die beiden anderen sind erheblich älter, sie gehören der Gattung der von Falke klassifizierten byzantinischen Atlasgewebe an, sind aber beide nicht vor der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden.

Die Besatzstreifen bestehen aus einem roten halbseidenen Grundstoff, verdeckt von einem Muster aus eingewebten Goldfäden. Hierauf ist das eigentliche Ornament, gegenständig Greifen in Doppelkreisen, in Leinenschnur aufgelegt. Entgegen der herkömmlichen Auffassung weist Berliner überzeugend nach, daß der Kragenbesatz in seiner bizarren Gestalt mit asymmetrisch innen herausragenden Zwickeln der ursprünglichen Gestalt entspricht (Abb. 2), und dem ist auch bei der jetzigen Neuaufstellung Rechnung getragen. Alle übrigen Besatzstreifen hingegen zeigen nicht die ursprüngliche Gestalt und Anordnung. Die beiden Ärmelbesätze sind verschieden, nur der linke saß vermutlich ursprünglich an dieser Stelle, ist aber auch verkehrt herum angenäht. Der untere Besatzstreifen ist aus einer ganzen Reihe verschiedener Teile nachträglich zusammengesetzt. Einige verstümmelte Originalteile lassen vermuten, daß der Besatz des Kleidersaums ursprünglich eine dem Kragen entsprechende Randbelebung mit herausfahrenden Zacken aufwies. Für Zweck und Gestalt des Urgewandes gewährt nur der allein in seiner Originalgestalt erhaltene Kragenbesatz Anhalt. Danach haben wir es vermutlich mit einem Obergewand und zwar einer Dalmatica oder tunica talaris zu tun. Als Dalmatica wird auch in Heiltumsbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts ein Gewand Heinrichs II. im Bamberger Domschatz bezeichnet, dessen beigefügte Holzschnittdarstellungen augenscheinliche Ähnlichkeit mit dem Gewande des National-Museums zeigen.

Die wichtigste Schriftquelle für die Datierung und Zweckbestimmung ist das offizielle Schatzverzeichnis von 1127, das bereits von der „tunica imperatoris cum aurifrigio et margaritis" spricht. Bambergs „Kaiser" war Heinrich II. und Berliner bezieht daher diese Eintragung wohl mit Recht auf ihn, dessen Tod damals erst 100 Jahre zurücklag; also eine noch junge und glaubwürdige Tradition! Auch die Kernfrage, ob das Alter der Besatzstreifen die Zuweisung des Gewands an Heinrich II. zuläßt, glaubt Berliner auf Grund einer sehr eingehenden Prüfung von Gewebe, Technik und Ornament bejahen zu können. Er spricht den Stoff als byzantinisch-persischen Stils aus mazedonischer Zeit an (10.–11. Jahrhundert), beeinflußt durch sassanidische Textilien. Es handelt sich also, wie Berliner am Schluß seiner Untersuchung zusammenfassend feststellt, mit großer Wahrscheinlichkeit um ein Obergewand Heinrichs II., das nach dessen Tode beim Gottesdienst diente und darum wiederholten Restaurationen unterworfen werden mußte. Nach der Heiligsprechung des Kaisers († 1146) wurde das Gewand einer ersten Restauration unterzogen, wobei der älteste der noch erhaltenen Oberstoffe Verwendung fand. Im 13. und 15. Jahrhundert wurden weitere erhebliche Erneuerungen notwendig. Die letzte Restauration, die dem Gewande seine jetzige Gestalt gab, ist die des 18. Jahrhunderts. *P. Post*

[2]) Bock. Die Kleinodien des römischen Reiches. Wien 1864. S. 188f.

die einige Händler, besonders Messrs. Duveen, für mehrere geradezu schreiende Fälschungen bezahlten. Die erste Überraschung kam, als ein Maximiliansharnisch, an dem nur die Beintaschen echt waren, 770 £ erzielte. Eine geätzte Tartsche für das Realgestech (Manteau d'armes) und ein Paar Dilgen, alles von derselben modernen Hand, wurden für 105 bezw. 10 £ 10 sh. verkauft. Doch diese Ergebnisse wurden bei weitem in den Schatten gestellt, als ein zweiter Maximiliansharnisch, den der Katalog ausführlich beschrieb und „bemerkenswert schön und einheitlich, von Wilhelm von Worms für den Fürsten von Walsee gefertigt 1530", nannte, 2850 £ brachte. Unserer persönlichen Ansicht nach bedeutet das W, das auf der Brust in vertrauenerweckender Nähe der Nürnberger Beschau eingeschlagen war, nicht Worms, sondern – Winkelmaier. Wir kennen einen andern Harnisch von derselben Hand, ohne die Marken, aber diesem in der dekorativen Anordnung der Gruppen von Kanelierungen, die durch dicke Schnüre getrennt sind, sehr ähnlich, in einer amerikanischen Sammlung; weitere kann man in Privatsammlungen in Wien und anderswo finden.

Charles W. Beard

VEREINSNACHRICHTEN

Dem Verein neu beigetreten sind: Kunstmaler Gerhard Heyden von Schönaich, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 77; Städtisches Museum in Braunschweig; Apothekenbesitzer Georg Hirschmann, Nürnberg 19, Straußapotheke (Mögeldorf); C. O. von Kienbusch, New-York, City, 12 East, 74th Street; M. S. Camp., Wallace Collection, London, Manchester Square W. 1.

Zu ständigen Korrespondenten der Zeitschrift sind gewählt worden: Herr Charles W. Beard, London, für England, Herr Dr. August Groß, Assistent an der Staatl. Waffensammlung in Wien, für Österreich.

Neue Adressen: Oberst von Loßnitzer, Coburg, Untere Anlage 2. – Major von Trotha, Zimmerau, Post Sternberg i/Grabfeld (Unterfranken).

Außerordentliche Hauptversammlung des Vereins für Historische Waffenkunde am 21. Dezember 1921 zu Berlin, Ansbacherstraße, im Restaurant Karl Fischer. Vor Eintritt in die Tagesordnung gedenkt der I. Vorsitzende, Herr v. Cranach, des plötzlichen Ablebens des Herrn Dr. Schmidt, München, des Verlegers unserer Zeitschrift. Die Versammlung nimmt mit dem Ausdruck tiefer Trauer Kenntnis von diesem schweren Verluste.

Sodann wird festgestellt, daß die Versammlung ordnungsgemäß einberufen ist. Anwesend sind 19, durch Vollmachten vertreten 42 Mitglieder. Die Versammlung ist also beschlußfähig.

Unter Vorwegnahme von Punkt 2 der Tagesordnung wird unter allseitigem Beifall Kenntnis davon genommen, daß Herr Michelly sich hat bewegen lassen, das Amt als Schatzmeister weiter zu führen. Seiner Gattin wird für die freundlich gewährte Mithilfe in dieser Amtsführung besonderer Dank ausgesprochen.

Es beginnt die Aussprache zu Punkt 1, Erhöhung des Mitgliedsbeitrages. Das Ableben des Herrn Dr. Schmidt und die durch Krankheit verursachte Abwesenheit des Schriftleiters, Professor Haenel, erschwert es, sich ein treffendes Bild von der augenblicklichen Lage der Zeitschrift zu machen. Herr Michelly führt aus, daß eine Verdopplung der bisherigen Beiträge, also auf 60 Mk. jährlich, unbedingt notwendig ist, um die Zeitschrift auf ihrer gegenwärtigen Höhe zu halten. Als Hauptgrund für seine beabsichtigte Amtsniederlegung bezeichnet er die ungeheure Säumigkeit im Einzahlen der Mitgliedsbeiträge, wodurch ihm seine Amtsführung ungebührlich erschwert wird. Wenn hierin keine Besserung eintritt, müsse er seinen Rücktritt erneut aussprechen. Er führt aus:

„Wenn ich mir nun noch erlauben darf, auf den letzten Punkt der Tagesordnung kurz einzugehen, so möchte ich bemerken, daß ich zu meiner Bitte an den geschäftsführenden Ausschuß, mich von meinen Schatzmeister-Pflichten zu entbinden, hauptsächlich durch den bedauerlichen Umstand bestimmt worden war, daß ein großer, wenn nicht der weitaus größere Teil der Mitglieder seine Beiträge derartig zögernd entrichtet, daß in vielen Fällen umfangreiche, wiederholte Mahnungen und Schriftwechsel stattzufinden haben, die das Schatzmeisteramt außerordentlich erschweren. Diese bei unseren Mitgliedern schier unbegreifliche Saumseligkeit in der Beitragsentrichtung hat auch zur Folge, daß wir unsererseits manchmal unsere Verpflichtung dem Verlage gegenüber nur mit nicht unwesentlicher Verspätung erfüllen können.

Auf dringende Vorstellungen des Herrn I. Vorsitzenden, Herrn v. Cranach und des Herrn Schriftleiters, Herrn Professor Dr. Haenel, habe ich mich allerdings bereit gefunden, das Schatzmeisteramt bis auf weiteres noch zu behalten. Wenn sich aber die Verhältnisse in der Beitragsentrichtung nicht merklich ändern, so wird es mir auf die Dauer physisch unmöglich sein, das Schatzmeisteramt in der Weise zu verwalten, wie es unbedingt erforderlich ist, und ich müßte bei einer späteren Gelegenheit meine Bitte um Enthebung vom Amte wiederholen."

In der weiteren Aussprache wird auch der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß Mitglieder im valutastarken Auslande von sich selbst aus sich bewogen fühlen möchten, ihre Beiträge, die jetzt in Umrechnung zum Teil 2–3 Francs betragen, entsprechend zu erhöhen.

Herr Dreger hält eine Erhöhung von 60 Mk. nicht für ausreichend und schlägt 100 M. vor. In der Aussprache wird die finanzielle Notlage des Vereins und sein Leben von der Hand in den Mund eingehend erörtert. Als besonders wichtig wird erkannt, daß die Zeitschrift den Vereinsmitgliedern auf alle Fälle billiger geliefert werden muß, als sie im Buchhandel kostet.

Es wird weiter angeregt, den „Gründern" des Vereins, die seit längeren Jahren gegen Zahlung einer einmaligen Summe von der Zahlung von Jahresbeiträgen befreit sind, nahe zu legen, auch ihrerseits dem Verein Mittel zuzuführen, da eine solche vor Jahren gemachte Zahlung nicht mehr als Gegenleistung für die jetzt so teuer gewordene und wesentlich breiter ausgestaltete Zeitschrift angesehen werden kann.

Die Ausstattung der Zeitschrift soll so billig wie möglich gestaltet werden, ohne daß aber ihr Charakter verändert wird.

Ein Werben für den Verein, namentlich auch das Werben von Stiftern wird erneut als besonders wichtig bezeichnet. Die Fäden nach dem Auslande sollen nach Möglichkeit wieder fester geknüpft werden.

Es wird einstimmig beschlossen, den Mitgliedsbeitrag auf 100 Mk. zu erhöhen. Damit erhöht sich auch der Gründerbeitrag (nach § 4 der Satzung) automatisch auf 2500 Mk. Der Mitgliedsbeitrag beträgt für die Schweiz 10, Frankreich und Belgien 15 Francs, Italien 25 Lire, England 7 Shilling 6 pence, Skandinavien 8 Kronen, Amerika 4 Dollars, Holland 5 Gulden, Österreich 300 Kronen.

Der Verleger ist zu verpflichten, die Hefte der Zeitschrift im Buchhandel unter keinen Umständen billiger zu liefern, als sie den Vereinsmitgliedern zu stehen kommen.

Zum Schluß gibt der 1. Vorsitzende Kenntnis von der Einladung des Münchener Armeemuseums, die Hauptversammlung des Jahres 1922 in München abzuhalten. Die Versammlung nimmt diese Einladung mit Freude und Dank an. Als Termin wird der Juni/Juli ins Auge gefaßt unter Berücksichtigung des Ferienbeginns, der Münchener Gewerbeschau und der Oberammergauer Passionsspiele. Dem anwesenden Herrn Dr. Stöcklein wird besonderer Dank ausgesprochen für seine Zusage, diese Tagung besonders unterstützen und vorbereitend fördern zu wollen.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben.

von Cranach M. Dreger Michelly

Dr. Diener-Schönberg
für die Niederschrift.

Hauptversammlung des Vereins für Historische Waffenkunde 1922 in München (Bayer. Armeemuseum, Eingang Galeriestraße). Nachdem die außerordentliche Hauptversammlung des Vereins in der Sitzung vom 21. Dezember 1921 die liebenswürdige Einladung der Direktion des Bayer. Armeemuseums zur Abhaltung der ordentlichen Hauptversammlung im Juni 1922 in München mit Freude und Dank angenommen hat, findet bereits jetzt die Bekanntgabe des von dem Geschäftsführenden Ausschuß beschlossenen Programm-Entwurfes statt, um den Mitgliedern des Vereins die Möglichkeit zu geben, ihre Reisedispositionen für 1922 hiernach zu treffen.

Unter Vorbehalt notwendiger Änderungen ist folgende Tageseinteilung vorgesehen:

Sonntag, den 25. Juni:

8 Uhr abends: Zwanglose Begrüßung (Bierabend).

Montag, den 26. Juni:

9½ Uhr vormittags: Vorstandssitzung.

10½ Uhr vormittags: Hauptversammlung. 1. Geschäftsbericht des Schriftführers. 2. Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters. 3. Entlastung des Schatzmeisters. 4. Wahl des Vorstandes und der Pfleger. 5. Beschluß über den Ort der Hauptversammlung 1924. 6. Anträge aus der Versammlung und Aussprache.

12 Uhr mittags: Vortrag des Herrn Hauptkonservators Dr. Stöcklein über „Die Entwicklung des Schwertes im Mittelalter". — Anschließend: Führung durch die Waffensammlungen des Nationalmuseums und des Armeemuseums durch die Herren Dr. Stöcklein und Oberst Muxel.

4 Uhr nachmittags: Führung durch das Residenzmuseum durch Herrn Hauptkonservator Dr. Feulner.

8 Uhr abends: Gemeinsames Essen im Hotel Union, Barerstraße 15.

Dienstag, den 27. Juni:

9½ Uhr vormittags: Vorstandssitzung (Ämterverteilung).

10 Uhr vormittags: Vortrag. (Nähere Mitteilung vorbehalten!)

11 Uhr vormittags: Vortrag des Herrn Hauptkonservators Prof. Dr. W. M. Schmid über: „Die Konservierung alter Waffen". — Anschließend: Besichtigung der Werkstätte des Generalkonservatoriums. Verkündung der Ämterverteilung.

4 Uhr nachmittags: Besichtigung des Schlosses Nymphenburg mit Park (Amalienburg, Pagodenburg etc.) unter Führung von Herrn Hauptkonservator Dr. Feulner. Gemeinsame Abfahrt 3½ Uhr mit der Elektr. Bahn Linie 1 (Hauptbahnhof, Tietz).

Sämtliche Veranstaltungen, mit Ausnahme der eigentlichen „Hauptversammlung", mit Damen.

Das endgültig festgestellte Programm mit den näheren Angaben der für die Unterkunft in Betracht kommenden Hotels und Pensionen, der Restaurants für die Zusammenkünfte, des ungefähren Preises des Gedeckes bei dem gemeinsamen Essen im Hotel Union etc. wird im nächsten Heft der Zeitschrift bezw. durch besondere Anschreiben an die einzelnen Mitglieder des Vereins mitgeteilt werden.

Bereits jetzt wird hervorgehoben, daß ein möglichst zahlreiches Erscheinen der Mitglieder dringend erwünscht ist. Die an der Teilnahme verhinderten Herren werden ergebenst gebeten, Vollmachten zur Abstimmung an ihrer Statt auf ein bei der Versammlung gegenwärtiges Mitglied des Vereins auszustellen und dem von ihnen gewählten Bevollmächtigten rechtzeitig einzusenden. Auch der Unterzeichnete und der Schriftleiter sind zur Entgegennahme solcher Vollmachten und zur Vertretung abwesender Mitglieder gern erbötig.

Es empfiehlt sich, solche Vertretungsvollmachten in der Form von Sammelvollmachten mit möglichst vielen Unterschriften auf einer Vollmacht auszustellen, um die Stempelkosten zu vermindern.

Der Vorstand und der Geschäftsführende Ausschuß des Vereins für Historische Waffenkunde.

I. A.:

Dr. Rose, Geh. Reg.-Rat, I. Schriftführer.

DRUCKFEHLER

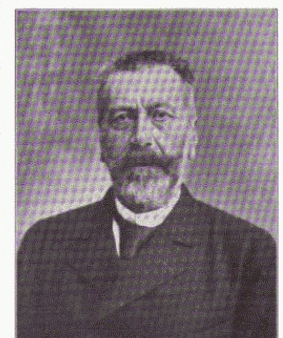
Heft 3: Seite 110, Abb. 2 lies statt „Heublumen": „Streublumen". — Seite 113. Zu den Tafeln. 1. Spalte, Zeile 10 lies statt „Zellenschmelz": „Grubenschmelz". — Seite 115. Literatur. Spalte 1 statt „de la Sainteté" lies: „de sa Sainteté", Zeile 16 statt „schicken" lies: „schildern".

Dr. C. W. SCHMIDT, † 7. Dezember 1921

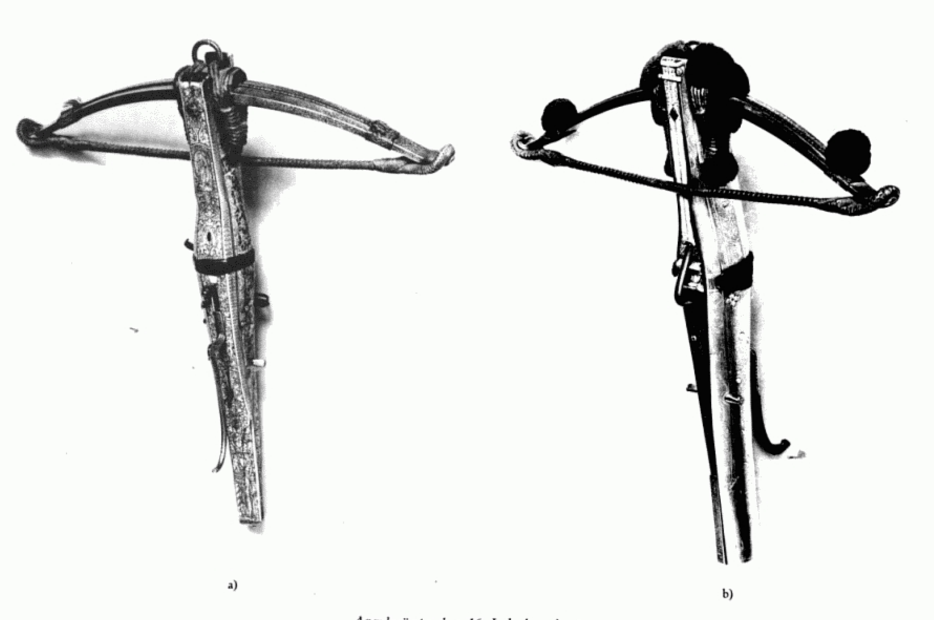


Der Leiter des von ihm gegründeten Verlages für praktische Kunstwissenschaft in München hat sich, seit der Verein für historische Waffenkunde mit ihm in Fühlung trat, mit ungewöhnlicher Tatkraft, hohem Verständnis und seltener Opferfreudigkeit unserer Bestrebungen angenommen. Die Neugestaltung der Zeitschrift wäre ohne seine dauernde, eifrige Hilfe, ohne sein lebendiges Eingehen auf die Wünsche der Schriftleitung nicht möglich gewesen. Wir gedenken des Verewigten, den ein jäher Tod aus der Fülle seiner Arbeit und seiner Pläne riß, in Dankbarkeit und in herzlicher Trauer.

HANS GRAF WILCZEK, † 27. Januar 1922



In dem Toten verliert unser Verein einen seiner Gründer und sein vornehmstes Ehrenmitglied. Der „erste Kavalier der habsburgischen Monarchie" unter Franz Joseph, eine Persönlichkeit von ungewöhnlicher Weite und Tiefe des Wirkens ist den Freunden unserer Wissenschaft vor allem als Verfasser der klassischen „Erinnerungen eines Waffensammlers" bekannt. Wer je das Glück hatte, sein Gast in seiner genialen Schöpfung, Burg Kreuzenstein, zu sein, der weiß, was die Waffe für diesen Sammler und Kenner größten Stils bedeutete. Sein Wissen um alle Fragen der Waffenkunde wurde nur von seiner Liebe zu diesem hervorragenden Dokument der Kulturgeschichte, seiner Begeisterungs- und Opferfreudigkeit aufgewogen. In der Treue zu dem Verein kamen dem mächtigen Manne wenige gleich; seine Liebenswürdigkeit, seine ritterliche Gastlichkeit hat mancher unter uns in unvergeßlichen Stunden erfahren. Als Kurator des Heeresmuseums in Wien stand er auch amtlich in unmittelbarem, bedeutungsvollem Zusammenhang mit der Entwicklung des öffentlichen Sammlungswesens. Wie die Verkörperung eines Jahrhunderts, das in der Fülle seiner Forscherarbeit, in dem Reichtum seiner geistigen Ziele, in dem Adel seines Idealismus uns wie ein ferner Mythus erscheint, ragte seine gebieterische und dabei menschlich so lebensvolle Gestalt in die Wirren der Gegenwart. Sein Tod raubt uns viel. R. I. P.



a) b)

Armbrüste des 16. Jahrhunderts
Dresden, Histor. Museum

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE WAFFEN- UND KOSTÜMKUNDE
BAND 9 26. JUNI 1922 HEFT 5

VON BEMALTER UND BEZOGENER RÜSTUNG

VON ROBERT FORRER

Nicht um sie persönlich zu lösen, sondern um zu ihrer Lösung anzuregen, möchte ich hier auf eine bisher noch wenig behandelte Frage innerhalb der Waffengeschichte hinweisen, auf diejenige nach dem Färben der Rüstungen.

Es ist ja allgemein bekannt, daß man hin und wieder, und zwar besonders gegen Ausgang der Renaissance, die Rüstungen, statt sie blank zu lassen, gefärbt hat; aber es gilt, der Sache etwas näher zu treten, das darüber in den üblichen Hausbüchern für Waffenkunde Gesagte oder auch nicht Gesagte durch Beibringung von allerhand Materialien zu ergänzen und so unser Wissen auch nach dieser Seite zu mehren.

Die Frage ist ja auch insofern in ein etwas aktuelleres Stadium getreten, als gerade der letzte Krieg erneut das Bemalen der Waffen in vorher nie gesehener Verstärkung in die Erscheinung treten ließ. Man hat auf den Stahlhelm in weitestem Maße zurückgegriffen, ihn aber nirgends wie früher blank gelassen, sondern überall mit einer Schutzfarbe überzogen, ihn bemalt, gefärbt, nicht zu vergessen der Geschütze und Panzerschiffe, die man ebenfalls in allerlei Farben bemalte.

Bei den Geschützen konnte ich folgende drei Stadien beobachten. Blank zogen keine aus, alle waren schon mit einer Schutzfarbe versehen, sei es, daß man das Rohr schon in der Fabrik außen dunkelfarben in der Metalloberfläche gehalten hatte, sei es, daß man es mit einer einheitlichen Farbe, grau oder schwarz, bemalte. – Dann erkannte man, daß dies nicht genügte, um das Rohr gegen Späherblicke zu decken. Man half sich stellenweise damit aus – als zweite aber nur ziemlich kurze Zeit dauernde Stufe des Mimikry – die Rohre mit Epheu und andern Blättergewinden zu umziehen. Wiederholt sah ich solche direkt von der Front kommende Geschütze den Ort durchziehen. Es waren dies meist Geschütze, die irgendeine Verwundung erlitten hatten und in die Reparaturwerkstätten zurückwanderten. Nebst den vergilbten Blättergewinden trugen sie andere, unabsichtlich aufgetragene Spuren, die sie dem Späherblick weniger erkennbar machten: Lehmspritzer vom Schmutz der Straßen und nebenbei auch mancherlei Rostspuren. – So war die dritte Stufe vorbereitet, die mehrfarbige Bemalung in Mimikry, bald in unregelmäßig aufgetragenen Farbflecken, bald in vorschriftsmäßiger Kubistenmanier aufgemalt. – Der Eisenhelm hat den gleichen Entwicklungsgang durchgemacht, wobei natürlich, wie bei den Geschützen, die Mittelstufe mehr nur sporadisch in den ersten Kriegsmonaten auftrat, wenn man sich in ganz besonders ausgesetztem Gelände befand.

Es war vielleicht nicht unnütz, diese drei Entwicklungsstufen aus neuester Zeit schriftlich festzustellen. Auf mich hatten sie bei ihrem ersten Auftreten großen Eindruck gemacht, denn unwillkürlich dachte ich damals an die geschwärzten Rüstungen der Renaissance und ich erinnerte mich, wie ich in meiner Jugendzeit im oft besuchten Züricher Zeughause mit ganz besonderer Verehrung vor einem ganz mit dunklem Leder überzogenen Geschützrohr und vor einer ganz gebläuten Rüstung still zu stehen pflegte. Diese Rüstung des XVII. Jahrhunderts ist heute im Waffensaale des Schweizer Landesmuseums zu Zürich untergebracht und wird wohl auch heute noch den Züricher Knaben so besonders ins Auge stechen, wie dies einst bei mir der Fall war.

Auch späterhin und bis heute habe ich für die geschwärzten Rüstungen, im Gegensatz zu der Mehrzahl der Sammler, welche die Blankrüstungen vorziehen, eine gewisse Vorliebe bewahrt, wahrscheinlich deshalb, weil in der geschwärzten Rüstung etwas Zweckmäßiges, Kriegsmäßiges liegt und weil ja gerade diese Seite, weniger die reichverzierte Prunkwaffe, allzeit mein besonderes Interesse erregte – daher auch die Vorliebe für gotische und überhaupt mittelalterliche Waffen, im Gegensatz zur sonst mehr geschätzten, reich geätzten oder gar vergoldeten Rüstung und sonstigen Wehr der Renaissance.

Also das Zweckmäßige ist es, was mir besonders gefiel, und in der Tat ist die gefärbte Rüstung ganz ungleich viel zweckmäßiger als die blanke. Die Blankrüstung lenkt durch ihr Glitzern und Gleißen schon von fern die Beobachtung auf sich, ist also gut für Parade, Turnier und Friedenszeit überhaupt; sie mag auch den Frauen immer besonders gut ins Auge gestochen haben, ganz besonders natürlich, wenn ein schmucker Reitersmann darin stak. Aber im

Krieg war diese blanke Waffe eigentlich ein Nachteil und der Träger einer geschwärzten in sehr verschiedener Hinsicht im Vorteil: Sein Kommen verrät sich nicht so rasch, wie das des blankgeharnischten. Und gar erst in der Nacht kann er in blanker Rüstung kaum auf Überraschung des Gegners zählen. Ganz anders der Mann in geschwärzter Rüstung; er kann in der Nacht ungleich viel mehr wagen. So sind auch die im Museum zu Genf aufbewahrten Rüstungen der Savoyarden, die Genf nächtlich bedrohten, schwarz wie die Nacht, in der sie den Angriffsversuch machten. Nebenbei hatte das Schwärzen aber auch den andern Zweck, die Rüstung besser vor dem Rosten zu schützen.

Auch darin liegt größere Feldmäßigkeit. Es ist, wie wenn ich in Regenmantel und Kapuze, statt in Frack und Zylinder, in den Regen hinausziehe.

Die genannten beiden Zweckmäßigkeiten sind jedenfalls früh erkannt worden und wenn man sie nicht öfters angewendet findet, so mögen dreierlei Argumente dafür ins Feld geführt werden. Viele Rüstungen sind eben bloß für Parade bestimmt gewesen; da kamen also die Bedenken, die die Schutzfarbe riefen, weniger in Betracht. Dann mag es vielleicht auch in den Zeiten des echten Rittertums oft noch als unritterlich gegolten haben, sich hinter solch einer Schutzfarbe zu verbergen, gerade so, wie zu Beginn der Schußwaffen diese als unritterlich galten oder wie es anfangs unserer Zeit für den Offizier nicht angängig erschien, daß er gleich dem Gemeinen sich dem Feinde knieend oder gar auf dem Bauche rutschend näherte. Und endlich, was das Rosten anbetrifft, so war anzunehmen, daß der Ritter seinen Knappen hatte, der sich die Zeit mit Waffenputzen vertrieb; so mochte eine bemalte Rüstung auch nach dieser Richtung nicht als ganz fein erscheinen, sah es doch vielleicht aus, als wollte man sparen, als hätte man nicht das nötige Personal. Alle sind Kinder ihrer Zeit. Es gibt ja auch heute noch Sitten oder Unsitten, die auf dergleichen Anschauungen und Vorurteilen fußen.

Was ich da theoretisch aufstelle, gilt es nun aber für unsere Waffenkundler urkundlich nachzuweisen, indem sie aus alten Urkunden oder Chroniken Belege beibringen. Der eine wird dies, der andere jenes finden und so unser Wissen mehren.

Vielleicht gibt es auch Rezepte oder Anweisungen, wie dies Färben der Rüstungen ausgeführt wurde, denn die Ölfarbe hat bekanntlich nur allmählich und verhältnismäßig spät Eingang gefunden; und neben der Bemalung gab es ja auch viele andere Verfahren zu verwandtem Zweck, z. B. farblose und farbige Lacke, wie schon im Mittelalter das sogen. Email brun auftritt; dann das Bläuen, wie ich es eingangs erwähnt habe, und das Brünieren, wobei recht verschiedene Techniken in Anwendung gelangt sein können; nicht zu vergessen das Schwärzen, das oft schon vom Schmied im Eisen vorbereitet worden sein wird. Man vergesse nicht, daß der Farbauftrag auf Metall, wenn er dauerhaft sein und öfterem Putzen widerstehen soll, keine leichte Sache ist. Es wären also auch die verschiedenen Farbaufträge an Helmen, Rüstungen etc. näher auf ihre Untergrund-Zusammensetzung zu untersuchen.

Es gilt ferner eine andere Frage zu prüfen. In vielen Sammlungen befinden sich hin und wieder Rüstungen, die einst ganz oder teilweise geschwärzt waren, bei denen man aber nachträglich die Schwärzung entfernt hat, um die Rüstung blank zu haben. Die Zeit ist noch nicht ferne, wo man sich mit Vorliebe unter Anwendung dieses Mittels „Blankrüstungen" schuf, eben weil man diese Dekorationen schöner und wertvoller fand. Ganz besonders oft ist dieser waffenkundlich unzulässige Reinigungsprozeß an Morions vollzogen worden. Ich habe deren mehrere gesehen, die ursprünglich sicher entweder völlig geschwärzt waren oder wenigstens geschwärzten Grund hatten, mit blank gelassener Mittelrippe oder blanker Zierlilie, die nachträglich aber „abgeblankt" worden sind, entweder weil man das schöner und wertvoller fand oder aber, weil man damit den Helm einer blanken Brust anpassen wollte.[1]) Daß man umgekehrt blanke Helme oder Rüstungen nachträglich schwärzte, ist wohl in neuerer Zeit nicht vorgekommen, wohl aber in den Jahrhunderten, da die Schwärzung der Rüstung immer mehr in Aufnahme kam, also in der zweiten Hälfte des XVI. und im XVII. Jahrhundert.

Die letzterwähnte Steigerung der Schwärzung möchte ich mit der Vermehrung der Handfeuerwaffen und ihrer erhöhten Treffsicherheit in Zusammenhang bringen. Je mehr diese zunahm und je größer ihre Fernwirkung war, desto mehr mußte sich der Gedanke durchringen, daß die blanke Rüstung der Kugel und dem Zielenden ein leichter faßbares Ziel bot. Man beachte übrigens auch, daß das Schwärzen immer mehr in Aufnahme kommt, je mehr das Rittertum untergeht und an seine Stelle Söldnerheere und reguläre Truppen treten; also Leute, die das Kriegshandwerk als Handwerk und ständig betrieben, infolgedessen sich das lästige Harnischputzen nach Möglichkeit abkürzten und den noch lästigeren Arkebusieren die Zielnahme möglichst zu erschweren

[1]) Sollte dahin nicht die 1531 datierte sächsische Rüstung Nr. 162 (Taf. 66, 67) meines Katalogs der Sammlung Zschille gehören?

suchten. Die Arkebusiere wiederum hatten nebenbei das Interesse, daß beim Zielen der blinkende Helmrand nicht das Zielen beeinträchtige und schwärzten daher schon aus diesem Grunde ihre Helme, besonders die zum gleichen Zweck nicht abwärts sondern wagrecht gestellten Ränder.[2])

Aber auch der Einfluß der Kleidermode ist in Betracht zu ziehen, insofern nämlich, als allmählich gegen Ende des XVI. Jahrhunderts die Farbenfreudigkeit des Mittelalters und der Frührenaissance schwindet und immer mehr dunkle Kleiderfarben, erst dunkles Braun, dann tiefes Schwarz, Mode werden, erst bei Fürsten und Adel, dann auch immer mehr beim Bürger. Gewiß ist nicht wenig gerade darauf das Auftreten von Prunkrüstungen zurückzuführen, bei denen die schwarze Farbe immer stärker in den Vordergrund tritt in Gestalt immer breiter werdender, schwarzer, geätzter Streifen, schließlich völliger Schwärzung mit bloßer Freilassung hellerer Streifen. (Beispiele später.)

Es wäre von Interesse, in einzelnen Zeughäusern und größeren Waffensammlungen das Verhältnis zwischen blanken und geschwärzten Helmen und blanken und geschwärzten Rüstungen festzulegen und zwar chronologisch geschieden in Waffen aus der ersten und zweiten Hälfte des XVI. und in solche des XVII. Jahrhunderts.

Noch größeres Interesse beanspruchen alle diesbezüglichen Anzeichen aus dem XV. und aus noch früheren Jahrhunderten. Ich erinnere an die wenigen bekannten geschwärzten gotischen Schallern, dann an die farbig, oft heraldisch bemalten Helme und schließlich an die außen mit Stoff oder Leder überzogenen Helme und Eisenbrüste. Auch da wären statistische Angaben von höchstem Interesse und zwar handelt es sich hier darum, nicht bloß die wenigen bekannten Beispiele aufzuzählen, sondern auch heutige Blankhelme auf noch vorhandene Spuren alter Bemalung oder Stoffverkleidung zu untersuchen. Die Beispiele sind im allgemeinen sehr selten; würden aber alle Museumsvorstände ihr Material einmal daraufhin durchprüfen und hier mitteilen, so käme gewiß eine größere Zahl zusammen, als wir heute ahnen. Vor allem ergäben sich sicher sehr interessante Resultate bezüglich der farbigen Behandlung der mittelalterlichen Eisenwaffen.

Daneben würde natürlich auch für die Heraldik allerlei abfallen, denn es ist klar, daß die Bemalung vielfach mit den Wappen und heraldischen Farben der Waffenträger im Zusammenhang steht. Dabei ist zu erinnern an die der Bemalung im Mittelalter vorangehende Bedeckung der Rüstung mit weißem oder farbigem und heraldisch gemustertem Waffenrock, wie ich seinerzeit hier ein besonders interessantes Beispiel des XV. Jahrhunderts aus meiner Sammlung in Farben vorgeführt habe.[3]) Andere Beispiele aus späterer Zeit, wo diese Stoffmäntel nur noch im Turnier Verwendung finden, sind in der Z. H. W. K. 4, S. 35–39 und in Stroehls „Heraldischem Atlas“ (1899) Taf. III und VI angegeben.

Man nimmt an, und wohl mit Recht, daß diese Behänge (Helmdecke, Waffenrock und Pferdebehang) durch die Kreuzfahrer zum Schutz gegen die Hitze des Orients erfunden und von dort nach Europa gebracht worden sind. Damit könnte übereinstimmen, daß die Sitte sich im Okzident allmählich wieder verliert. Wahrscheinlich wäre sie noch früher wieder verschwunden, wenn sie nicht hier bei der immer stärker werdenden Vermummung mit Ringpanzer und Panzerplatten gleichzeitig einem anderen Zwecke dienstbar geworden wäre, dem nämlich, durch Anbringung des Wappens und heraldischer Farben den Träger der Waffe äußerlich erkennbar zu machen und so ihn vor gefährlichen Verwechslungen zu bewahren. In diesem Sinne wurde also auch die heraldische Auszierung der Rüstung mittels bemalten oder bestickten Stoffüberzugs zum Schutzüberzug.

Vielleicht hatte dieser aber auch noch einen andern Schutzzweck, nämlich den, als Regenmantel zu dienen, und zwar um das Ringpanzergeflecht gegen Nachrosten zu schützen und zu verhindern, daß dessen stoffliche Unterlage zu feucht werde. Denn es ist klar, daß diese nur schwer wieder trocken wurde und durch zu oftes Naßwerden und Trocknen am Kaminfeuer nebenbei auch an Festigkeit verlor. Daß diese meine Deutung nicht so ohne weiteres abzuweisen ist, geht meines Erachtens schon daraus hervor, daß mit dem allmählichen Verschwinden des Ringpanzers auch diese Stoffmäntel aus der ritterlichen Rüstung verschwinden. In der Tat kann der Regen einer wohlgeschienten Plattenrüstung ungleich weniger anhaben und ist ihre Trocknung und Reinigung rascher und leichter, als dies beim Ringpanzer oder bei Kettenpanzerung der Fall war. So möchte ich also zum Schluß kommen, daß Helmdecke und Stoffmantel im Orient wohl auch zum Abhalten der Sonnenstrahlen

[2]) Beispiele solcher geschwärzter Arkebusierhelme des 17. Jahrhunderts vergl. Gimbel, Tafeln z. Gesch. d. Schutz- u. Trutzwaffen Taf. VII, Fig. 15.

[3]) Ritter de Lusignan zu Pferd und andere kolorierte Federzeichnungen des XV. Jahrh. Z. H. W. K. (1906) 4, 76–78.

gute Dienste geleistet haben mögen, daß sie aber ebenso wie der lederne Haubert sowohl im Orient, wie auf dem langen Wege dorthin, als Schutzmittel gegen Durchnässung während der Regenperioden bestimmt waren. Vielleicht waren jene Überzüge als Abwehr gegen Regennässe sowohl der Rüstung wie der Gesundheit ihres Trägers noch notwendiger und nützlicher, denn als Schutz gegen die Hitze.

Betrachtet man diese Mäntel also mehr als regelrechte Regenmäntel — der Ausdruck ist allerdings weniger poetisch als „Waffenrock" — so mag die weitere Frage erlaubt sein, ob sie nicht durch irgendwelche Mittel nach Art unserer Gummimäntel zu noch besserem Schutz gegen ein Eindringen von Regenwasser mit irgendeiner Masse imprägniert waren, gewiß nicht mit Gummi, aber vielleicht mit Wachs oder ähnlichen Mitteln. Ich erinnere daran, daß ich in Ägypten, in dem früharabischen Friedhofe von Achmin-Stadt, leichte Gewandstoffe gefunden habe, deren äußere Fläche mit einer Masse imprägniert war, die dem Stoff starken Glanz und eine verstärkte Dichtigkeit verlieh. Der Gedanke ist also nicht ganz abzuweisen, daß diese Decken ähnliche Imprägnierung trugen. Das darf umso weniger überraschen, als z. B. Wachstränkung von Stoffen schon im Altertum zur Batikmusterung und wohl auch zu anderen Zwecken angewendet worden ist.[4])

Es ist nun durchaus logisch, anzunehmen, daß das Verschwinden dieses Waffenrock-Regenmantels gewisse Übergangsformen zeitigte, nämlich das dichte Beziehen von Helm und Panzer mit Leder oder Gewebe. Auf einer flandrischen Pergamentminiatur meiner Sammlung, welche die Auferstehung Christi darstellt und um 1480/90 anzusetzen ist, sieht man beispielsweise einen der erwachenden Wächter mit einem gotischen Panzer bewehrt, dessen Brust ledergelbfarben gehalten ist und sicher Lederbelag nachahmt. Dieser letztere hatte sicher den rein praktischen Zweck, das Eisen vor Regen und damit vor dem Rosten zu schützen. — Auf einer andern Miniatur meiner Sammlung, einer Kreuzigungsgruppe in der Art des Meisters von Flémalles, ist ein der Szene beiwohnender höherer römischer Offizier in reichster Rüstung dargestellt, davon Brust und Rücken mit rotem, perlengeschmücktem Samt überzogen erscheinen. Man beachte den Unterschied: dort der Grabeswächter, ein einfacher Soldat, mit lederbezogenem Brustpanzer, hier der Offizier mit Panzer oder Brigantine mit reichstem Samtbezug. Verwandte Beispiele gab ich Z. H.W. K. 6, S. 278, Fig. 1—4, S. 278/79 nach Miniaturen der Zeit um 1470.

Ich kenne nur wenige gotische Originalbeispiele dieser Art und es wäre von Interesse, andere hier zu erfahren. Ich erinnere an die schöne gotische Eisenbrust von 1480—1500 der Sammlung Zschille Nr. 149, Taf. 53 meines Kataloges von 1896[5]), jetzt im Historischen Museum zu Dresden.

Von Brigantinen oder Korazins des XV. und beginnenden XVI. Jahrhunderts seien als Beispiele zitiert: Die Brigantine mit kirschrotem Sammtbezug (und Rüsthaken!) des Jakob von Embs, ca. 1500 datiert, abgebildet bei Boeheim, Album der „Waffensammlung" II. Bd. (1898) Taf. III, 1. Die französische Brigantine, rotsamt belegt und mit vergoldeten Knöpfen, der Sammlung Zschille Fig. 170 meines Katalogs. Der Korazin der Sammlung Gimbel (1904) Nr. 139, Taf. XV und XXII. Der Jazerin der Sammlung Prinz Friedrich Carl, Hiltl Taf. LXX. Von besonderem Interesse ist die weißleinenbezogene Brigantine der Sammlung Zschille (Fig. 150, Taf. 53 meines Kataloges), da sie eine Übergangsform von der gotischen Plattenbrust zum ganz geschienten Korazin darstellt und mithin wohl ebenfalls noch um 1500 zu setzen ist. Spätere Formen bietet Bashford Dean „Metropolitan-Museum" 1915 Tafel XXVI.

Dazu gehören dann verschiedene stoff- d. h. meist samtbezogene Helme: Die mit rotem Samt bezogene und vergoldetem Kupferbeschlag verzierte italienische Schallern um 1500 der Sammlung Zschille Fig. 60 meines Katalogs dieser Sammlung.

Die um 1510 zu setzende, mit kirschrotem Samt bezogene Sturmhaube des Jakob von Embs in der Wiener Sammlung abgebildet bei Boeheim „Album" II. Bd. (1894) Fig. 1, Taf. III. Vor allem aber, als ältestes und schönstes mir bekanntes Beispiel, der Turnierhelm für Kolbenturnier von ca. 1480 der Sammlung Mayerfisch, abgebildet bei Boeheim „Waffenkunde" 1890, Fig. 612, S. 524. Der Helm ist mit gesottenem Leder bezogen und zeigt in Temperabemalung reiches, spätgotisches Ornamentwerk. — Dazu sei auch das mit Pelzwerk überzogene schallernfömige Haubengestell vom Ende des XV. Jahrhunderts erwähnt, das Boeheim S. 41 unter Fig. 28 nach den Zeugbüchern Maximilians abbildet, und wozu man die pelzbezogenen Schallern des mittelalterlichen Hausbuchs vergleiche.

Drei der schönsten und seltensten Beispiele aus dem XVI. Jahrhundert stellen dann die Helme 17

[4]) Vergl. dazu R. Forrer, Les imprimeurs de tissus dans leurs relations historiques avec les corporations (Strasbourg 1898).

[5]) R. Forrer, Waffensammlung Richard Zschille (1896). Später Sammlung Gimbel (Auktions-Katalog Nr. 120 und Tafel XV).

und 18 der Sammlung Hefner-Alteneck dar (Verst.Kat. von 1904, Taf. IX und X). Der eine ist eine italienische oder französische Bourguignotte aus der Zeit um 1550—1600, mit karmoisinrotem und goldbortenbesetztem Samtüberzug, der genau der Helmform angepaßt ist und abgenommen werden kann. Der andere ist eine deutsche Burgunderhaube derselben Zeit mit breiten geätzten Zierstreifen und dazwischen schwarzem Samtbezug, der an allen Rändern mittelst feiner Löcher an das Eisen aufgenäht ist (Herkunft Schloß Hohenaschau).

Dieser Belag, ob Leder ob Gewebe, war auf die Dauer aber wenig widerstandsfähig, wenn er zu oft Regen und Hitze ausgesetzt war. Man ging daher schon im XV. Jahrhundert einen Schritt weiter und ersetzte diesen Stoffbelag durch Bemalung des Eisens. Auch diese Technik ist für das XV. Jahrhundert nur in ganz seltenen Fällen noch in Proben erhalten. Ich erinnere an die wundervolle eiserne Schallern mit heraldischer Bemalung der Wiener Waffensammlung, die dem Roberto von San Severino, um 1480, zugehörte und dessen Wappen als Helmmusterung aufgemalt trägt, abgebildet in W. Boeheims „Album aus der Waffensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses" 1898, II, Taf. II, Fig. 1. Die Frage wäre zu erheben, ob ursprünglich nicht die ganze heute blanke Rüstung gleichartig bemalt war.

Ob ältere Exemplare erhalten sind, weiß ich nicht. Aber allerlei Miniaturen und Wappenbilder lassen vermuten, daß die Bemalung des Helms schon früh eingesetzt hat. Ich erinnere an die Leipziger Eneit-Miniatur von ca. 1241 abgebildet in Stroehls „Heraldischem Atlas" (im Text zu Taf. XI unter Fig. 10), wo ein Topfhelm grün- und weißgestreift bemalt erscheint. In der Manessischen Liederhandschrift zu Heidelberg sieht man einzelne Helme statt weiß oder gelb, welche Farben blankes oder vergoldetes Eisen darstellen könnten, in andern Farben, grün, violett, dann halb rot, halb gelb usw. bemalt, was den Gedanken nahelegt, daß im ersten Viertel des XIV. Jahrhunderts die Helmbemalung schon sehr stark in Übung und öfters den heraldischen Farben des Wappenschildes angepaßt war. (Proben Stroehl, Taf. XIX.)

Im XVI. Jahrhundert überwog dann, wie schon gesagt, in der farbigen Rüstbemalung der schwarze Belag, zu welchem Zwecke die Unterlage oft etwas rauh gehalten war, d. h. nicht weiß poliert worden ist, was der Farbe festeren Sitz bot. Zu den ältesten Beispielen zählt da der noch ganz maximilianische Feldharnisch des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, um 1530 entstanden, in der Wiener Sammlung, abgebildet bei Boeheim „Album" I Taf. XII, Fig. 1: Die Felder sind trotz der Kanelierung vollgeschwärzt, aber breite geätzte Bänder beleben das Bild. — Im Album des Pariser Musée d'Artillerie findet sich auf Taf. 20 eine bayerische Rüstung mit schwarzen Feldern abgebildet, die die Jahreszahl 1533 tragen soll. — Boeheim bietet ferner im eben erwähnten Album auf Taf. XXXI einen geschwärzten Schienenharnisch mit weißen Randborten, deren Ornamente getrieben sind, und der dem Unteradmiral Agostino Barbarigo und der Zeit von 1560 zugehört. — Taf. XXV des 2. Bandes veranschaulicht eine dem Gianettino Doria und der Zeit von 1540 zugeschriebene Halbrüstung mit Schwarzgrund und weißgetriebenen Reliefornamenten. Ich möchte jedoch dafür eher an eine Herstellung in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts denken. Ähnliches gilt für die à l'antique modellierte ganz geschwärzte Rüstung Nr. 11 der Sammlung Spitzer (Auktionskatalog 1895), deren Brust und Rücken vollständig aus Schienen gebildet und mit getriebenen Ornamenten reich verziert sind, während der Helm in Anlehnung an die Löwenhaut des Herkules in Gestalt eines Löwenkopfes gebildet ist. Auch die prächtige, getriebene Bourguignotte der gleichen Sammlung und gleichen Tafel 38 ist geschwärzt, die gleichgearbeitete und gleichfalls italienische Meisterarbeit 36, ein ganz in antikem Stil gehaltener Helm, ist dagegen brüniert.

Früher sind die deutschen Prunkarbeiten, wie sie Diener-Schönberg in den „Waffen der Wartburg" 1912 auf den Tafeln 21 und 28—30, 33, 36, 37 abbildet: Helm- und Pferdeharnischgarnitur um 1550 des Hans Lochner von Nürnberg, Landsknechtsharnische mit reicher Ätzung der Jahre um 1550—60, spätestens 1570. Ihnen schließen sich die schönen schwarz-weiß-Rüstungen des Pariser Musée d'Armée Tafel 57 an.

Kurz darnach, in den letzten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts, ist dann diese Mode auch bei den Gerüsteten niedern Ranges durchgedrungen und es beginnt in Deutschland die fabrikmäßige Herstellung dieser schwarzen, weiß gebänderten Landsknechtsrüstungen. Es sind meist Halb-, seltener Vollrüstungen, besonders oft mit ausgetriebenen und auf dem schwarzen Grund weiß, d. h. blank ausgesparten Lilien dekoriert. Ihnen entsprechen gleichartig ausgezierte Burgunderhauben und Morions. — Eine Ganzrüstung dieser Art bietet Forrer, Waffensammlung R. Zschille, Fig. 1167, Taf. 100, 101. Halbrüstungen bieten der Katalog der Sammlung Hefner von Alteneck (1904) Taf. VIII, 8 und 9, der Katalog der Sammlung Gimbel (1904) Taf. V, 9 und 10, Taf. VI, 12, Schloß Blankenburg, Z.H.W.K. 6, Fig. 37 (S. 351)

und die meisten Waffenversteigerungskataloge. Wahrscheinlich war auch die geätzte und 1531 datierte sächsische Rüstung der Sammlung Zschille, Katalog Forrer 162, Taf. 66, 67, in den Feldern ehedem schwarz bemalt.

Als seltene Ausnahmen erscheinen nach der Mitte des XVI. Jahrhunderts, in der Hauptsache aber gegen Ende desselben, die gebläuten Harnische. Bläuung ist um diese Zeit ja auch an Schrank-Türbändern und Schloßgerichten viel beliebt. Eines der ältesten und besten Beispiele bietet Diener-Schönberg in seinen „Waffen der Wartburg" 1912 in dem gebläuten und mit vergoldeten Ätzbordüren verzierten niederdeutschen Prunkharnisch der Zeit um 1560, Fig. 77, Taf. 36 (der eigentlich aus Resten zweier gebläuter Harnische zusammengesetzt ist, da Helm und Achseln von einem andern, gleich schönen gebläuten Harnisch stammen). Ein weiteres frühes Beispiel ist der italienische Prunkharnisch des Don Juan d'Austria von ca. 1575, in Boeheims Album I, Tafel XXXI, Fig. 2. Die Felder sind rötlich leuchtend gebläut, die Bordüren vergoldet, geätzt und gepunzt und mit kleinen Goldperlen eingefaßt. Auch der zu dieser Prunkrüstung par excellence gehörende Schild trägt gebläuten Grund und ist im übrigen ebenso dekoriert. — Ungefähr gleichaltrig (Boeheim setzt sogar 1560, doch ist das vielleicht etwas zu früh) ist der gleichfalls gebläute und mit geätzten Bordüren verzierte Harnisch des Stefan Bathory in derselben Sammlung (Boeheim I, Taf. XXIII, Fig. 1). Eine gebläute Brust mit Rücken, nach unten dreifach geschient und gleichfalls zwischen 1570 und 1580 zu setzen, habe ich im Katalog Zschille unter Fig. 163, auf Taf. 66 und 67 abgebildet. Einen gebläuten Reiterharnisch der Spätzeit, aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, bieten Diener-Schoenbergs Wartburgwaffen 93, Tafel 143. Eine gebläute Rüstung mit vergoldeten Zierknöpfen des Züricher Zeughauses und jetzt im dortigen Nationalmuseum habe ich bereits eingangs erwähnt.

In der Zeit zwischen 1600 und 1650 verschwinden dann auch die geätzten Bänder von den Rüstungen immer mehr und herrscht nun die Schwarzrüstung fast unumschränkt. Ein sehr schönes Beispiel, wie jene Bänder verschwanden, veranschaulicht die Hefnersche Reiterrüstung Nr. 7 seines Waffenkatalogs, wo die Bänder trotz der breiten Rüstfläche zu ganz schmalen Linien zusammengeschrumpft sind. In den gleichaltrigen Rüstungen Gimbel „Tafeln zur Entwicklungsgeschichte" Fig. 1, Taf. VII und Diener-Schoenberg „Wartburg" Taf. 40, 44, ist dann auch der letzte Rest einer weißen Bordüre der schwarzen Farbe gewichen.[6]) Natürlich sind auch die Helme dieser Zeit zumeist voll geschwärzt[7]) und gar mancher, der heute mit seiner blanken Weiße protzt, verdankt diese nur nachträglicher Entfärbung. Man erkennt diese oft noch an dem rauhen Untergrund oder, wenn dieser nachpoliert worden ist, an derartigen Spuren in der Nähe der Kanten und Rinnen (vergl. z. B. Waffensammlungskatalog Gimbel, Fig. 53, 77 und 79).

Dabei darf aber natürlich nicht vergessen werden, daß vielleicht schon in alter Zeit gelegentlich kriegerischer Unternehmungen Schwärzungen eingetreten sein können, die man in Friedenszeiten wieder entfernt hat — etwa den modernen Uniformen vergleichbar, die im Kriege ja auch gewissen Vereinfachungen und Veränderungen unterliegen.

Den Abschluß stellen innerhalb dieser geschwärzten Harnische die sogen. Tranchée-Rüstungen dar, wie sie in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts zum Begehen der Tranchéen üblich wurden und es bis weit in das XVIII. Jahrhundert hinein, allerdings unter immer größerer Vereinfachung von Panzer und Helm, blieben. Vielfach wurden diese Tranchée-arbeiten und Begehungen nur bei Nacht ausgeführt, und so war es ein allererstes Gebot der Vorsicht, die diesen Handlungen dienenden Rüstungen restlos zu schwärzen. Diener-Schoenberg hat das Verdienst, diese bei den Sammlern wenig beliebten und allerdings recht unschönen Harnische in seinen „Waffen der Wartburg" in guten Typen und guten Abbildungen vorgeführt zu haben (ebenda Taf. 45 und auch zum Teil Taf. 46).

Für das XVI. und XVII. Jahrhundert mögen die oben angezogenen Beispiele, die sich noch beliebig vermehren ließen, genügen. Aber für das XV. Jahrhundert gilt es weitere Beispiele an Originalen und von Gemälden, Miniaturen etc. beizubringen — nicht zu vergessen die italienischen Cassoni des Quattrocento, die so oft reich gerüstete Kriegergestalten zur Darstellung bringen. Noch mehr aber als die samtbezogene Prunkrüstung werden uns die lederbezogenen und die bemalten Helme und Rüstkleider der eigentlichen Kampfrüstungen und der minder bemittelten Fußkämpfer der Gotik anziehen.

[6]) Vergl. ferner Gimbel-Katalog Fig. 13 Taf. VI.

[7]) Beispiele Gimbel „Tafeln" Helme Fig. 1, 10, 11, 12, 13, 14, 15 Taf. VII. Diener-Schoenberg „Wartburg" Fig. 243, 247, Taf. 50.

EIN DOLCHMESSER DES 14. JAHRHUNDERTS IM HAMBURGISCHEN MUSEUM FÜR KUNST UND GEWERBE

VON ALFRED ROHDE

Es ist noch nicht möglich, eine waffengeschichtliche Entwicklung des Dolches zu geben, da wir noch nicht einmal über die Form und zeitliche Abfolge der Haupttypen Klarheit haben. Die Schwierigkeit liegt darin, daß das ganze Mittelalter nur das einschneidige Kampfmesser kennt und mit dem 13. Jahrhundert plötzlich der Dolch als fertig ausgebildete, für das Abendland neue Waffe in der ritterlichen Bewaffnung auftritt, scheinbar durch die Kreuzzüge und den Levantehandel vom Orient her vermittelt.[1]) Inwieweit auf die Dolchgestalt des 14. Jahrhunderts der schottische Dolch, dessen Griffende meistens durch knollenartige Abschlüsse verstärkt wird, eingewirkt hat, muß ebensosehr noch untersucht werden, wie die Frage, inwieweit besonders für die Griffbildung das Dolchmesser die Vorbindung für den zweischneidigen geraden Stoßdolch ist. Tatsache ist, daß in Norddeutschland viele Dolche (Beispiele in Hamburg, Lübeck und anderwärts zum großen Teil Bodenfunde der Gegend) vertreten sind, die dem schottischen Vorbild sehr nahe kommen.

Bei dieser völligen Unklarheit der Entwicklung und des Ursprungs müssen wir uns vorerst in der Geschichte des Dolches auf die Abgrenzung von Typen beschränken, von denen hier eine besonders interessante Gruppe vorgelegt sei.

Für das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe wurde kürzlich aus dem Kunsthandel ein Dolchmesser erworben, das nach Angaben des Vorbesitzers im Moor bei Bremen gefunden ist. Das einschneidig stark rostzerfressene Messer mit einer ursprünglich noch mit einer Messingeinlage versehen gewesenen Blutrinne, sitzt in einem Handgriff aus Walroßzahn (Abb. 1). Der Griff hat unten und oben als Begrenzung der Handfläche je zwei hervorragende Köpfe mit weit überhängendem Lockenhaar. Die übrige Grifffläche hat die Form eines länglichen Rhombus, in dessen Mitte beiderseits ein Vierpaß mit einem männlichen, bartlosen Kopf eingeschnitten ist. Die Umrahmung und die freien Flächen sind verschiedentlich mit eingeschlagenen Punkten verziert. Auf der oberen Seite des Griffes kommt die Dornverlängerung der Klinge zum Vorschein, vermutlich ursprünglich hier eine Öse bildend, zum Anhängen des Dolchmessers an eine Kette. An der Rüstung des 14. Jahrhunderts trug der Ritter das Schwert links und den Dolch oder das Dolchmesser zur Erteilung des Gnadenstoßes oder zur Verteidigung im Nahkampf an der rechten Seite meist an einer Kette.[2])

Durch die Fundstelle wird das Hamburger Dolchmesser nach Norddeutschland verwiesen, auf Norddeutschland deutet auch das Griffmaterial. Walroßzahn war ein beliebter Handelsartikel der nordischen Länder, einschließlich England, das nach den Küsten des Festlandes gebracht wurde. Mehrfach sind Dolchgriffe aus Walroßzahn hergestellt, das Museum für Kunst und Gewerbe besitzt außer dem beschriebenen noch ein Messer mit Walroßzahngriff, das der Zeit um 1200 angehört und aus der Elbe bei Finkenwärder gebaggert wurde. Es kann also die Lokalisierung ebenso wie die oberflächliche Datierung aus stilistischen Gründen, erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, als feststehend angesehen werden. Schwieriger ist es, Analogien zu finden. Unsere Nachforschungen ergaben die Feststellung von zunächst wenigstens zwei im Typus nächstverwandten Stücken.



Abb. 1
Dolchmesser 14. Jahrh.
(Niedersachsen)

Die erste Parallele (Abb. 2) ist ein Dolch, der sich früher im Rathaus zu Coesfeld in Westfalen befand und 1879 an Bourgeois in Cöln verkauft wurde und schließlich in die Sammlung des Baron von Rothschild in Frankfurt gelangte. Nach einer alten Tradition in Coelsfeld soll der Dolch im 16. Jahrhundert

[1]) Vergl. Schwietering, Griffel und Dolch, Z. H. W. K. 7, 190.

[2]) Geßler, Die ritterliche Bewaffnung von 1381 (Schlacht bei Sempach), Z. H. W. K. 6, 208.

sich im Besitz des früheren Richters, späteren Räubers Kord Kamphues befunden haben, der am 9. Dezember 1580 in Bevergern hingerichtet worden ist. Die Tradition mag fromme Sage sein, sicher ist der Dolch in seinem Griff und in seiner Scheide älter. Da aber die Scheide nicht in der Mittelachse des Griffes liegt, werden wir auch hier wohl ursprünglich ein Dolchmesser vor uns gehabt haben; es ist nicht ausgeschlossen, daß dieses Messer dann vielleicht im 16. Jahrhundert durch einen zweischneidigen Stoßdolch ersetzt worden ist.

Abb. 2
Dolch aus Coesfeld, Westphalen (Sammlung Rothschild, Frankfurt)

Der erste Blick zeigt die Verwandtschaft des Griffes mit dem Hamburger Stück. Als Griffenden zur Begrenzung der Handflächen dienen wieder Köpfe, von denen zwei männlich, mit stilisiert-lockiger Frisur, zwei weiblich, mit verhüllendem Kopftuch sind; an dem Exemplar der Sammlung Rothschild laufen die Köpfe in Figuren aus, von denen die Schultern, die Arme und Hände fein modelliert sind. Durch die Ausbuchtung der Mitte hat auch hier der ganze Griff rhombenartige Form; in der Mitte sitzt eine männliche, hier bärtige Maske in einer Rautenumrahmung an Stelle des Vierpasses beim Hamburger Stück. Das Material des Coesfelder Dolches ist Elfenbein. Am oberen Ende des Griffes ist die durchgeführte Klinge wieder sichtbar, hier ist eine Dreipaßöse gebildet, in der durch eine Kette der Dolch zum Aufhängen eingerichtet war. Der eine Elfenbeinkopf fehlt. Auch dieser Dolch ist durch seine Jahrhunderte zurückreichende Provenienz auf Norddeutschland festgelegt. Westphalen war durch die Handelsbeziehungen der Hansa stets aufs engste mit der Nordküste verknüpft.

Ein drittes Stück (Abb. 3), das dem Coesfelder Dolch wieder sehr nahe steht, ist ein Dolch- oder Messergriff, der sich seit 1867 im Victoria-and-Albert-Museum in London befindet. Stilistisch gehört er wohl an letzte Stelle dieser Reihe. Die Köpfe sind weiter aus der Griffmasse herausgearbeitet, die Betonung der Mittellinie, die Rautenumrahmung des bärtigen Kopfes ist straffer durchgeführt. Der Katalog des Victoria-and-Albert-Museum [3]) bezeichnet den Griff als französisch, aber durch die beiden Parallelstücke in Frankfurt und Hamburg wird man den Ursprungsort — eine Provenienz für das Stück kann wohl nicht angegeben werden — ebenfalls in Norddeutschland zu suchen haben, wenn auch der Einfluß französischer Elfenbeine des beginnenden 14. Jahrhunderts ebenso wie bei dem Coesfelder Stück nicht geleugnet werden kann.

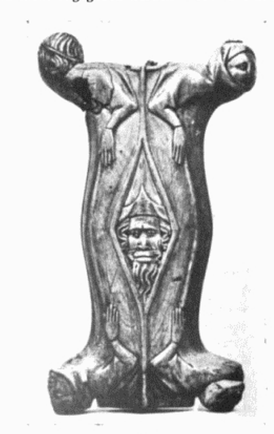


Abb. 3
Dolchgriff
(V. and A. Museum London)

Wir haben also drei wertvolle Beispiele ein und desselben Typs von Dolchmessern, die der Zeit zwischen 1300 und 1350 angehören; es wäre interessant zu erfahren, ob sich diese Gruppe noch vermehren läßt.

[3]) Ancient and Mediaeval Ivories in the South Kensington Museum. London 1872. S. 112.

VERGIFTETE MESSER

VON OTMAR BARON POTIER

Buttins ausgezeichnete waffen- und rechtsgeschichtliche Studie über die in Savoyen[1]) einst verbotenen Waffen hatte in mir wie in dem seither verstorbenen hervorragenden österreichischen Kriminalisten Professor Dr. Hanns Groß den Gedanken wachgerufen, daß die mit einem Öhr versehene, pfriemenartig sich verjüngende Klinge des Genuesermessers (Abb. 1), auf dessen bloßen Besitz schon die savoyische Gesetzgebung gewiß aus zwingendsten Gründen zuerst die Todes-, dann die Galeerenstrafe gesetzt hatte, sowie die an manchen Jagd- oder Küchenmessern auftretenden geöhrten Nadeln[2]) eben vermöge des doppeltgesichtigen, Werkzeuge des Handwerkers, Jägers, Kochs vortäuschenden Aussehens dieser Messer, von welchem janusartigen Charakter eben auch das Genuesermesser seinen Namen herleitet, zu „tückischen Anfällen besonders geeignete Waffen“ seien, um mit dem österreichischen Waffenpatent (1852) zu reden. Weil manches Mitglied unserer Gemeinde vielleicht die älteren Jahrgänge dieser Zeitschrift nicht besitzt, in welchen derartige „Nadelmesser“ beschrieben und abgebildet waren, so will ich heut den jüngeren Waffenbrüdern wieder zwei typische Vertreter dieser Art von Messern vorführen. Beide Messer kamen mir gelegentlich der Versteigerung (1912) der Bestecksammlung des Grafen Lamberg unter. Der Katalog[3]) beschreibt sie folgendermaßen: „Nr. 863. Messer, lange zugleich als Spicknadel dienende Klinge. Buchsholzgriff. 17. Jahrhundert. Länge 23 cm.“ Dieses Messer (Abb. 2 u. 3) ist vermöge seiner Form ein sehr naher Verwandter des Genuesermessers. „Nr. 883. Damendolchmesser. Konischer Griff mit Schildpattschalen und gravierten Silberspangen. An der Wurzel der Klinge vollrund in Silber gegossener und ziselierter männlicher Kopf. Als Daumenstütze ein Drachenkopf. Köcher aus Schildpatt mit gravierter Silbermontierung. Französisch, erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Länge 19,5 cm.“ Ein ganz ähnliches Messer bildet auch E. von Lenz in seinem Werke Collection d'armes de l'Ermitage Imperial, 1908, Tafel XXVI, C 277 ab. Dieser angebliche Damendolch gleicht in der Form auffallend dem Messer aus der Sammlung des Barons Herring-Frankensdorf, in der Ausstattung dem in meinem

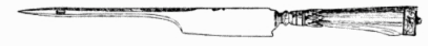


Abb. 1. Genuesermesser

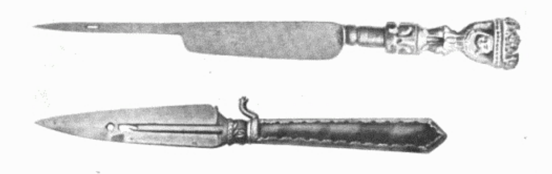


Abb. 2 u. 3. Vergiftete Messer

[1]) Buttin, Les armes prohibées en Savoie sous les royales constitutions, Annecy, 1897, auch Z. H. W. K. I, 76.

[2]) Potier, Kriminalistische Betrachtungen über das Genuesermesser (Z. H. W. K. I, 233). Etwas über das Vorkommen geöhrter Nadeln an den Klingen von Dolchmessern (Z. H. W. K. II, 32). Noch einmal die geöhrten Nadeln an den Klingen von Dolchmessern (Z. H. W. K. II, 83).

[3]) Katalog der Bestecksammlung Franz Emmerich Graf Lamberg. Wien 1912, K. K. Versteigerungsamt (Dorotheum).

Besitz befindlich gewesenen Messer (Z.H.W.K. II, 32–33, Abb. 4–6). Der unter 6 abgebildete Nadeldolch endlich gehörte einem der ältesten Mitglieder unseres Vereines an, dem bei Ta-wuan am 31. Juli 1904 gefallenen russischen Generalleutnant Grafen Keller. Einen geöhrten Streicher bildet Haberlandt (Tafel I) ab in „Werke der Volkskunst" (Wien, 1917).

An der Hand von Literaturbelegen, von Fällen aus dem Erfahrungsschatz des Kriminalisten hatten hatten ferner darauf verwiesen, daß das nur wenige Millimeter unter der Spitze der pfriemenartig zugeschliffenen Klinge oder der Nadel eingeschnittene Öhr förmlich dazu einlade, dieses Loch mit einer Giftpasta auszufüllen und so den mit einem derartig zugerichteten Messer geführten Stoß zu einem häufig unfehlbar tötlichen zu machen, wobei wir zunächst an die Verwendung des von jedermann unschwer zu beschaffenden Leichengiftes – man braucht ja nur

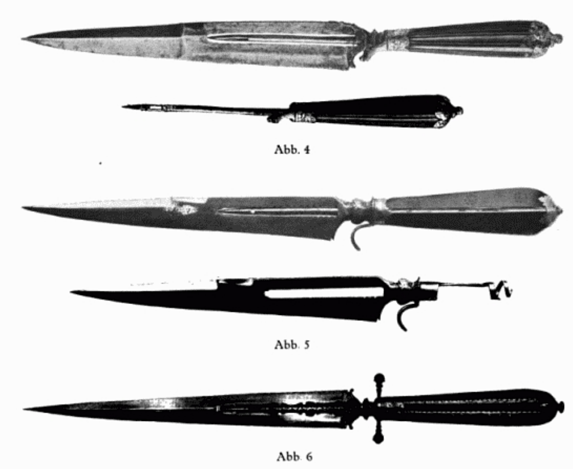


Abb. 4

Abb. 5

Abb. 6

Dolchmesser mit geöhrten Nadeln

der Strafrechtslehrer Groß und ich damals zu zeigen versucht, daß diese nadelartigen Waffen wegen der Kleinheit der von ihnen erzeugten Wunden bei dem Mangel einer gewissenhaften Totenbeschau im modernen Sinn in früherer Zeit ein Übersehen dieser Wunden leicht ermöglichen, damit aber das Verschleiern eines Mordes besonders begünstigen. Schon 1893 hatte Groß in seinem grundlegenden „Handbuch für Untersuchungsrichter" (S. 115) gesagt: „Ebenso möglich und gewiß schon vorgekommen sind Tötungen durch Stiche mit vergifteten Nadeln, im Vorübergehen zugefügt und ob ihrer scheinbaren Geringfügigkeit wenig beachtet." Groß und ich einen Brocken Fleisch verwesen zu lassen – gedacht hatten.

Als zu romantisch war damals diese Annahme von mehreren Seiten abgetan worden. Im Leben, dessen kaleidoskopartige Vielheit jedoch oft die ausschweifendste Einbildungskraft übertrumpft, erstand für unsere von manchem belächelte „Räuberromantik" aber der überzeugendste Eideshelfer.

So machte B. Wandolleck[4]) auf die näpfchenartigen, 3 mm tiefen, auf maschinellem Weg gebohrten Giftbehälter aufmerksam, welche sich 15 mm unterhalb der Spitze der im verflossenen Krieg aller

[4]) B. Wandolleck, Humane Waffen (Schuß und Waffe IX, 36).

gegen uns von der indischen Reiterei geführten Lanzen (Abb. 7) befinden, und meinte, in diese Höhlung gestrichenes Leichengift mache eine derartige Lanze zu einer unbedingt tötlich wirkenden Waffe.

Daß das Vergiften von Klingen etwas recht Naheliegendes und daher seit uralter Zeit überall auf Erden geübt worden war, glaube ich in dieser Zeitschrift (Bd. I und II) nachgewiesen zu haben. Ergänzend gebe ich hier eine Stelle aus einem in der „Leipziger Illustrierten Zeitung" (Nr. 2965, S. 610 vom 26. April 1900) erschienenen Aufsatz wieder, welche lautet: „Die Marken waren vertieft in die Klinge geschlagen. Sie sollten aber einer alten Überlieferung nach mit Metall ausgefüllt sein, weil gewisse bestraffte Leute sich unterstanden hatten, ein scharffen Gift in dergleichen Zeichen zu schmieren."

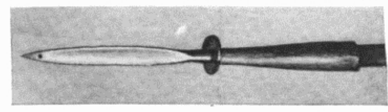


Abb. 7
Vergiftete Lanze

Daß man gerade in Wien bei Verwundungen mit besonders schweren Folgen, bei Mordanschlägen mit blanken Waffen gern sofort an Gift dachte, das zeigen folgende Vorkommnisse in der Geschichte der Stadt.

Im Jahre 1735 war dem Maler Adam Friedrich Oeser (1717–1799), dem späteren Lehrer Goethes und Winckelmanns und Vorstand der Zeichen-, Maler- und Architekturschule in Leipzig, als Preis für seine Leistungen als Schüler der Malerakademie in Wien die goldene Medaille zuerkannt worden. Oesers Freunde versammelten sich zur Feier dieses Ereignisses zu löblichem Tun. In vorgerückter Stunde geht die Medaille von Hand zu Hand. Plötzlich ist und bleibt das wertvolle Stück verschwunden. Wortwechsel unter den Zechern. Man zieht die Degen. Oeser wird schwer verwundet, angeblich mit vergifteter Degenspitze. Die Klinge wird wohl „vergiftet" gewesen sein, freilich nicht im engsten Sinne dieses Wortes, wohl aber durch an ihr haftende, vom Innern der Scheide aufgenommene Unreinigkeit: Daher die besonders bös sich anlassende Verwundung.

Am 18. Februar 1853 war Kaiser Franz Joseph durch einen gegen ihn geführten Messerstoß am Hals verwundet worden. Der Flügeladjutant Oberst Max Graf O'Donell sog sofort dem Kaiser die Wunde aus, in der Besorgnis, die Klinge des Messers könnte vergiftet gewesen sein. Ähnliches wird vom Kaiser Karl V. erzählt, dessen Jagdgefährte sich mit einem vergifteten Dolch am linken Arm verletzt haben soll: Der Kaiser sog dem Freund die Wunde aus.

Der Versuch eine Messerklinge zu vergiften kam im November 1910 in Wien vor. Hier war der Schuhmacher Matthias Markus deshalb verhaftet worden, weil er die mit ihm im gemeinschaftlichen Haushalt lebende Johanna Kindl erstochen hatte. Die Erhebungen ergaben, daß Markus Kupfergeld in Essig gelegt hatte, um sich Grünspan zur Bestreichung des Riemens zu verschaffen, auf welchem er den frisch geschliffenen Schusterkneip abzog. Nach der Ansicht des Markus sollte der Grünspan die Klinge vergiften, also zu einer unbedingt tötlich wirkenden machen.[5]) Das Mittel war in diesem Fall wohl ein tatsächlich untaugliches, in der Vorstellung des ungebildeten Schusters aber gewiß ein sehr taugliches zur Förderung seines Zweckes.

Auch der Kriminalist A. Abels mahnte schon 1913 in seinem Buche „Verbrechen als Beruf und Sport" die Behörden, sie möchten sich für die vermittelst Bakterien verübten Morde mehr interessieren, weil diese gefährlichen Lebewesen in den verschiedensten Formen dem Opfer beigebracht werden könnten, was 1910 die „Bonbons" des strebsamen österreichisch-ungarischen Oberleutnants Adolf Hofrichter, dann 1913 der Frankfurter „Blaubart aus dem Laboratorium" Karl Hopf bewiesen hatten.

Der Kampf der fremdrassigen Kommunisten in Ungarn mit den Männern der bürgerlichen Ordnung, welches Ringen um den Platz an der Futterkrippe Staat schon in Wien zu überaus romanhaften Zwischenfällen geführt hatte, scheint auch die vergiftete Nadel aus dem Arsenal des gewerbsmäßigen Mordbuben aus dem Zeitalter unserer Urgroßväter hervorgeholt zu haben, um auch sie zu neuen Ehren zu bringen. Am 26. Dezember 1919 teilte nämlich das ungarische Telegraphen-Korrespondenzbureau, also eine amtliche

[5]) Potier, Der Strumpfbanddolch und dessen Vettern (Österreichs Illustrierte Zeitung, Jahrg. 1913/14, 852).

Stelle, mit, daß man eine Verschwörung der Kommunisten entdeckt habe. Uns interessiert aus dem umfangreichen Schriftstück nur der gegen das Leben des Oberbefehlshabers des ungarischen Heeres, des Admirals Nikolaus Horthy de Nagy-Bánya, gerichtete Anschlag. Neben dem Revolver, dem Dolch, sollte auch eine „mit Bakterien vergiftete Nadel" verwendet werden, welche die Verschwörer dem Oberbefehlshaber in den Leib stoßen wollten.[6]) Ein halbes Jahr später erhielten die Wiener Blätter aus Budapest folgende Notiz: „. . . Es wurden mehrere Fälle bekannt, daß Offiziere der Nationalarmee auf der Elektrischen und in den belebtesten Straßen durch bolschewistisch-anarchistische Individuen mit von Tetanusgift verunreinigten Dolchen verletzt wurden."[7]) Am 7. Juli 1920 brachte das „Neue Wiener Tagblatt" folgende beschwichtigende Notiz: „. . . . Oberpolizeirat Dr. Derning erklärte: Es liegen Meldungen über Nadelstichfälle vor. Ich kann aber an den Ernst dieser Fälle nicht glauben, halte sie vielmehr für bedeutungslose Bubenstücke . . . Ein Fall von Vergiftung konnte bisher nicht festgestellt werden, weil die gestochenen Leute sofort zum Arzt eilten und die Wunde ausbrennen ließen. Polizeirat Horvath meinte, daß bisher zehn bis zwölf Fälle angezeigt wurden . . . es ist nicht unwahrscheinlich, daß es sich überhaupt nur um gewisse Insektenstiche handelt. Von der Rettungsgesellschaft wird berichtet, daß einige Personen tatsächlich Nadelstiche aufwiesen, die Anschwellungen jedoch ohne ernste Folgen blieben. Auch ein Chirurg äußerte sich dahin, daß es sich um Bubenstücke handle, wobei die Massenhysterie mitspiele." Man sieht: So viel Befragte, so viele Ansichten, die nur das eine mit Sicherheit dartun, daß Polizeibeamte, Rettungsgesellschaft und Chirurg in der kriminalistischen Literatur sehr schlecht beschlagen sind.

Die vom Kriminalisten Groß und mir 1899 in diesen Blättern „am Schreibtisch ausgeklügelte Räuberromantik", wie ein Kritiker sich damals ausdrückte, ist also doch, wie die hier angeführten Fälle zeigen, nicht zu romantisch, um in unserer Zeit des Wiederauferstehens des Streitkolbens, der Handgranate, des spanischen Reiters, des Stahlhelmes, Harnisches, Schildes – ich will nicht verfehlen, hier auf B. Deans prächtige vergleichende Studie: Helmets and Body Armor in Modern Warfare (New Haven 1920) (Z.H.W.K. 8, 354) ganz besonders aufmerksam zu machen – nicht ebenso wieder Wirklichkeit zu werden wie etwa die alten „Marschierpulver" sich zu dem konzentrierten Tod in der Westentasche modernisierten.

DIE BÜCHSENMACHERFAMILIE VON DER FECHT IN BERLIN

VON FRANZ WEINITZ

Im Schlosse zu Dessau wird eine Pferdeausrüstung aufbewahrt, über die Fürst Leopold – der alte Dessauer – sich im Anfange eines Schriftstückes vom 15. Juni 1740 in folgenden Worten vernehmen läßt:

Diese hierbey befindliche Pistolen, Sattel, Schabracke, Pistolen-Kappen und Holfftern nebst einem Englischen Pferde, welches ich mir habe von etliche zwantzig dergleichen Pferde auslesen müßen, haben S^e^ Königl. Mayt: in Preußen, Friederich Wilhelm den 31ten May 1740 des Morgens um halb 10 Uhr und also wenig Stunden vor Dero Ableben, mit Vielen gnädigen Expreſſionen mir geschenket. Daher dann an meine Nachfolger ernstlich befehle, diese Pferde Equippage, so lange als dieselbe nur immer dauren will, beständig bey meinem Hause zum immerwehrenden Andencken dieses Vortrefflichen Königs alhier zu verwahren . . . .

Dem Befehle des Fürsten ist bis auf den heutigen Tag Folge geleistet worden. Zusammen mit dem Schriftstücke, das im übrigen ausführlich die Herrschertugenden und Leistungen Friedrich Wilhelms preist, werden die genannten Gegenstände – kaum bekannte Zeugnisse der innigen Freundschaft zwischen beiden Männern – im Schlosse sorgsam aufbewahrt.

Wenden wir unsere Betrachtung den beiden Pistolen zu. Man erkennt auf den ersten Blick, daß es sich um auserlesene Stücke handelt: zwei Steinschloßpistolen, die der Reiter rechts und links in den schönbestickten Holftern mit sich führt. Die Gesamtlänge der Pistolen, die sehr gut in der Hand liegen, beträgt 49 cm. Der Lauf, lichtes Eisen, ist nicht gezogen. Die Schäftung besteht aus Nußbaumholz. Kolbenende, Bügel usw. sind aus im Feuer vergoldetem Messing hergestellt. Hier am Kolben verdient der barocke Zierat wohl Beachtung: Ein die Zähne fletschender,

[6]) Neue Freie Presse Nr. 19875. Wien, 27. Dezember 1919.

[7]) Neues Wiener Tagblatt Nr. 156, 8. Juni 1920.

löwenartiger Schreckkopf, umgeben von kriegerischem Gerät u. dgl. m. Auf dem Schloßblech liest man eingeschnitten: BERLIN VON DER FECHT. Dem Seitenbleche fehlt in dem Langrund der sonst vielfach übliche Namenszug des Besitzers. Bemerkenswert ist, daß zwei sehr feine Zündlöcher von der Pfanne in den Lauf führen. Dieses Pistolenpaar ist offenbar niemals in Gebrauch genommen worden, ebenso wie auch die anderen Ausrüstungsstücke keine Gebrauchsspuren zeigen. Sie wurden eben dem Vorrate entnommen, den der König für Geschenke an hohe Herren bereit hielt.

* * *

Die Büchsenmacherfamilie von der Fecht, deren männliche Mitglieder über ein Jahrhundert in Berlin tätig waren, stammt aus Hamm in Westfalen. Die erste Nachricht über den Bürger und Büchsenmacher George von der Fecht findet sich in dem Taufregister der Jerusalems- und Neuen Kirche zu Berlin vom Jahre 1708, wo er einen wohl früh gestorbenen Sohn taufen läßt. Zwei Jahre später (1710) wird ihm, der jetzt als kronprinzlicher Hofbüchsenmeister angeführt wird, sein Sohn Christian Ludwig geboren, sein Mitarbeiter und Nachfolger. Der Vater starb 1740, 65 Jahre alt, der Sohn 1753. Dieser hatte als Nachfolger seinen Sohn Johann Diederich (1738–1812), dessen um zwei Jahre älterer Bruder Georg Ludwig, ob auch Büchsenmacher, ist nicht bekannt, später als außerhalb Berlins angeführt wird. Dem Johann Diederich wurde im Jahre 1763 ein Sohn geboren, Johann Friedrich getauft. Er starb, Bürger und Büchsenmachermeister, im Jahre 1821. Sein jüngerer Bruder, Christian Ludwig (geb. 1769), im gleichen Berufe tätig, überlebte ihn um sechs Jahre. Als er, der im Adreßkalender als vereidigter Taxator für Büchsenmacherarbeit angeführt wird, 1827 starb, scheint mit ihm der letzte Berliner von der Fecht (van d. F.; Fecht), wohnhaft im alten Familienhause Jerusalemerstraße 18, dahingeschieden zu sein. Im Bürger- und Kirchenbuche findet sich auch ein Heinrich August von der Fecht eingetragen, „ein Sattler und hiesigen Bürgers Sohn". Er war Feldsattler gewesen, hatte also wohl die Schlesischen Kriege Friedrichs mitgemacht. Bürger wurde er 1746. Es muß der ins Taufregister 1721 als Heinrich Augustus eingetragene Sohn Georgs von der Fecht sein. Vielleicht hat er als junger Bursche an dem Sattelzeuge mitgearbeitet, das Fürst Leopold zum Geschenk erhielt.

* * *

Die von der Fecht waren angesehene Meister in ihrem Gewerbe. Bei J. C. Hendel: Versuch einer historischen Beschreibung aller ehemaligen und jetzt üblichen Wehr- und Waffenarten, Halle 1802, liest man S. 221 folgendes:

„Zu Lüttich wurden Büchsen für Jäger und Schützen verfertigt, welche den ehemaligen zu Berlin verfertigten Röhren vom ältern und mittlern Fecht nichts nachgaben, welche in Auctionen noch immer das Stück zu 20–25 Tlr. verkauft werden"; und S. 265 werden in der Liste ausgezeichneter Waffenverfertiger für Berlin angeführt: Frommery †, Nordmann, Fecht der Ältere †, der Mittlere † und der Jüngere van der Fecht.

Unzweifelhaft auf den älteren Fecht gehen zurück – vielleicht mit Beihilfe seines Sohnes verfertigt – die Dessauer Pistolen, auf ihn auch die gewichtige Leibbüchse im Berliner Zeughause (Schrank 268) für König Friedrich Wilhelm den Ersten. Auf dem Seitenblech liest man FW mit der Krone, auf dem Schloßblech: „Berlin von der Fecht". Weiter besitzt das Zeughaus eine Radschloßbüchse (Nr. 9147) mit acht halbrunden Zügen, Kaliber 16 mm; Inschriften: G. v. d. Fecht (auf dem Schloßblech); G v d Fecht A Berlin (auf dem Laufe). Hier befindet sich auch ein Paar doppelläufiger Pistolen mit der Inschrift: Fecht a Berlin. Christian Ludwig, Georgs Sohn, wird sie angefertigt haben. Die Läufe sind damasziert.

Die Dresdener Gewehrgalerie besitzt als Geschenk des preußischen Königs an Friedrich August II. von Sachsen ein Jagdgewehr (Nr. 934) bezeichnet: G. von der Fecht Berlin, also eine Arbeit des Georg von der Fecht. Das Gewehr soll (nach freundlicher Mitteilung aus Dresden) im Jahre 1733 geschenkt worden sein. In dieser Sammlung befinden sich auch eine Flinte und zwei Pistolen mit goldenen Beschlägen bezeichnet: v. d. Fecht à Berlin. Vielleicht Joh. Diederich (?).

Auch habe ich Kenntnis von zwei Arbeiten der jüngsten von der Fecht. Im Jagdschlosse zu Königs-Wusterhausen bei Berlin wird nach Mitteilung der Schloßverwaltung eine Flinte, einläufig und teilweise mit Silber ausgelegt, aufbewahrt, die auf ihrem Laufe die Bezeichnung trägt: v. d. Fecht Berlin 1790, und wohl dem Johann Friedrich zugeschrieben werden muß. Christian Ludwig aber ist zuzuweisen eine im Märkischen Museum zu Berlin befindliche Pistole (32 cm lang) mit achteckigem, nichtgezogenem Laufe (18 cm), auf dem, ebenso wie auf dem Schloßblech, zu lesen ist: C. L. v. d. Fecht in Berlin. Sie hat ein Schlagschloß und Messingbeschläge. Vom älteren Bruder wissen wir aus dem Gewerksmeister-Buche, daß er im Jahre 1790, vom jüngeren, daß er 1798

zum Mitmeister der Innung aufgenommen wurde. Johann Friedrich hatte als Meisterstück einzuliefern eine gezogene Büchse und ein Paar Pistolen, „welche der besagte von Silber anzufertigen sich erkläret". Binnen 18 Wochen waren diese Stücke herzustellen.

* * *

Die Verordnung für den Gesellen, der in Berlin sein Meisterstück machen wollte, lautete am Ausgange des 17. Jahrhunderts (1694) wie folgt: .... Sechstens, Sollen die Büchsenmacher zum Meisterstück machen, Ein Zielrohr, fünf Spann lang mit einen Feuerschloß, zwey Hahnen, mit dem Ladenschafft und alles, was sonsten dazu gehöret; Item zwo kurtze, oder Feuerbüchsen, mit einen guten Schloße, und was dazu gehöret, zum dritten Ein Feuer Zeug, das man in einen Hause oder Cammer gebrauchet und von ihm selbst Feuer auffschlägt. Vierzig Jahre später (1734) wird bestimmt: Ein Büchsenmacher sol zum Meister Stück machen 1. Eine gezogene Büchse, das Rohr fünf Spannen lang, aufs subtileste und leichteste ausgearbeitet, ganz fertig, mit dem Schaft und allem was darzu gehöret. 2. Ein Paar Pistolen nach der zeitigen Mode, von Eisen, Meßing, Printz-Metal, oder Silber, recht egal, daß sich alle Stücke verwechseln lassen, man mag sie auf dieses oder jenes schrauben, daß sie auf beide passen, mit denen Schäften und allem Zubehör, gantz fertig. 3. Eine Flinte, das Rohr zwey Ellen lang, mit einem ordinairen Bley (?), das Schloß mit einem Verschlag; daß es nicht aus der Ruhe gezogen werden kan, auch nicht wackelt, nebst dem Schaft und allem Zubehör, gantz fertig. Die Röhre und vornehmsten Stücke, wie sie ihm im Gewercke vorgeleget werden, muß er schmieden, und innerhalb vier Wochen nach dem einschmieden die Röhre gebohret, und in ihre Form gefeilet, wie sie seyn sollen, verschraubet, und die Zindlöcher darein gemacht, vors Gewerck bringen, da sollen sie mit Kugelschwerem Pulver und mit zwey Kugeln beschossen werden.

In der vortrefflichen Enzyklopädie des Johann Georg Krünitz wird im VII. Bande (Berlin 1776), S. 356 über das Büchsenmacherhandwerk dieses gesagt: Büchsen-Macher oder Büchsen-Schmied ist derjenige Eisenarbeiter, welcher entweder bei einer Gewehrfabrik, oder vor sich selbst, arbeitet, und die Röhre, welche ihm die Gewehrfabrik ohne Schwanzschraube, Zündloch, Richtkorn und ohne Politur liefert, zu Büchsen- Flinten- und Pistolenläufen vollends ausarbeitet, die Schlösser dazu verfertiget, und mithin ein Schießgewehr dergestallt fertig darstellet, daß es von dem Büchsenschäfter nur noch geschäftet werden darf; wiewol auch nicht selten die Büchsenmacher dieses Schäften selbst verrichten. Sie haben ein gezünftetes, aber ungeschenktes Handwerk, und stehen gemeiniglich mit den Schlössern, an einigen Orten auch mit den Sporern, Uhrmachern, Windenmachern und Nagelschmieden, in Einer Zunft. Die Lehrbursche lernen bei uns, nach Beschaffenheit der Umstände, 3 bis 5 Jahre, und erhalten kein Geschenk, wenn sie als Gesellen wandern. Ein Geselle, der sich um das Meisterrecht bewirbt, muß zum Meisterstück ein Paar Paß- oder Wechselpistolen verfertigen, da die Theile an beiden Schlössern dergestallt bearbeitet seyn müssen, daß, wenn sie unter einander geworfen werden, dennoch jedes an seinen Ort einpasse; und ebenso muß sich auch die Garnitur der Schäfte ohne Ausnahme verwechseln laßen. Hierzu kömmt noch eine Flinte, und eine Büchse mit stählernem Beschlage, dazu der junge Meister die Läufe selbst krumm-drall schmieden und bohren muß. An ihren Schlössern von außen muß ein Schieber seyn, welcher inwendig zwischen die Nuß eingreifen muß, damit niemand den Hahn aufziehen könne, wenn er nicht vorher den Schieber zurückgestoßen.

Über den Büchsenschäfter oder Schifter heißt es bei Krünitz: Es ist derjenige Handwerksmann, welcher die letzte Hand an das Schießgewehr leget und es völlig fertig darstellet, daß man es gebrauchen kann.

* * *

Die von der Fecht als Büchsenmacher in Berlin.

1. [Johann] George von der Fecht, geb. 1675 zu Hamm, † in Berlin 1740, Bürger 1711;

   sein Sohn:
2. Christian Ludwig, lebte von 1710–1753, Bürger 1735;

   sein Sohn:
3. Johann Diederich, 1738–1812, Bürger 1762;

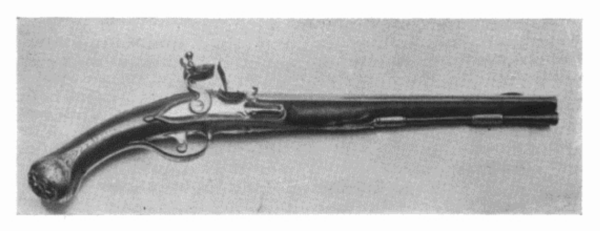
   dessen Söhne:
4. Johann Friedrich van der Fecht, 1763–1821, Bürger 1790;
5. Christian Ludwig van der Fecht, 1769–1827, Bürger 1798.

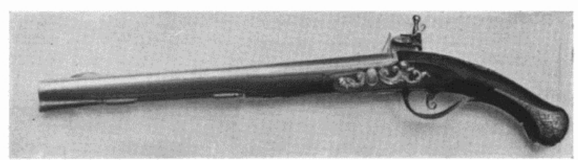
* * *

In den öffentlichen und privaten Waffensammlungen, zumal Norddeutschlands, werden gewiß noch manche Arbeiten aus den Werkstätten der von der Fecht bei genauerer Durchsicht zu finden sein. Die Hofbüchsenmacher Georg von der Fecht und sein Sohn kommen da hauptsächlich in Betracht, denn

sie waren anerkannte Meister auf ihrem Gebiete. Vielleicht regt dieser Aufsatz andere Waffenfreunde dazu an, ihnen und ihren Erzeugnissen weiter nachzuspüren.

[Quellen: Die Kirchenbücher der Jerusalems- und Neuen Kirche in Berlin. Alte Schriftstücke der Berliner Schlosserinnung, zum Teil im Märkischen Museum. Berl. Bürger-Reg. im Archive des Rathauses.]







Pistolen von Georg von der Fecht, Berlin. (Dessau, Schloß)

EINE OFFIZIERSUNIFORM DES 30JÄHRIGEN KRIEGES IM BERLINER ZEUGHAUS

VON HANS MÜTZEL

Zu den Neuerwerbungen des Berliner Zeughauses gehört ein fünfteiliges soldatisches Lederkostüm aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrh. (Abb. 1), wel-



Abb. 1
Lederuniform 1630–1640
(Zeughaus Berlin)

ches wahrscheinlich von vornherein ein kostümliches Ganze bildete, bestehend aus einer grobleinenen Unterweste mit Lederärmeln, einer Lederweste ohne Ärmel (Abb. 2), einem ärmellosen Kollett (Abb. 3) und einem Hut. Alle Stücke sind von gelbgrauem Elenleder und ihre Machart ist so übereinstimmend, daß auch hieraus auf ihre ursprüngliche Zusammengehörigkeit zu schließen ist. Als Teile eines militärischen Kostüms gehören diese Stücke in die Waffenkunde und ins Zeughaus, dem Kostümforscher sind sie ebenso interessant, weil sie in Bezug auf Schnitt und Technik dem bürgerlichen Kostüm angehören. Denn waren schon in der Zeit der starren Eisenrüstung die Wechselbeziehungen zwischen den Formen der bürgerlichen und der ritterlichen Tracht unverkennbar, um so vielmehr zur Zeit, als man den Eisenschutz aufgab und die militärische mit der bürgerlichen Tracht auch im Material übereinstimmte; die selbständige Uniform begann sich erst aus den Zweckformen der bürgerlichen Tracht zu entwickeln. Noch in der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges war der Schnitt des bürgerlichen Gewandes so übereinstimmend mit dem Soldatenrock, daß man im einzelnen oft nicht sagen kann, welcher von beiden dem anderen als Vorbild diente. Nicht selten ist in diesen kriegerischen Zeiten wohl der Militär in der Mode tonangebend gewesen. So hat die breite Binde, die besonders in Deutschland und Holland der Bürger quer um den Leib schlang, zumal wenn er einer der vielen Schützengesellschaften angehörte, ihr Vorbild in der Feldbinde, welche ein Abzeichen der höheren militärischen Chargen war. Sie muß man sich auch ergänzend zu dem Soldatenkleid des Zeughauses hinzu denken.

Ganz zweifelsfrei zusammengehörig sind die beiden Westen. Die ärmellose Lederweste wird ergänzt durch die gewissermaßen westenlosen Lederärmel; denn die Lederärmel sind an der Unterweste die Hauptsache, und das Leibchen aus groben Leinen ist nur das unentbehrliche Verbindungsstück. Durch diese Trennung behielt man sich die Möglichkeit abwechslungsreicher Zusammenstellungen vor. Das leinene Leibchen hat vorn Schnürverschluß, wozu auf jeder Seite zwölf Löcher dienen. Die Vorderlänge ist 29 cm, die Rückenlänge 35 cm. Die Ärmel zeigen einen 14 cm langen Schlitz am Handgelenk, der durch fünf mit Seide und Silberfaden übersponnene Knöpfe geschlossen werden kann; eine



Kappe mit Nackenschirm. Italienisch, 15. Jahrhundert, 2. Hälfte
Sammlung Figdor, Wien

6 cm breite Silberspitze begleitet den Ärmelrand sowie den Schlitz und erscheint schon fast wie ein Vorläufer der späteren preußischen Infanterie-Aufschläge. Die Ärmel sind in ihrem oberen Teil mit grobem Leinen gefüttert, in der Breite des Schlitzes dagegen mit roter Taffetseide. Eine weitere Dekoration bilden Litzen von weißer Seide und Silberfäden, welche die Ärmelnähte begleiten. Dieselbe Litze findet sich als Einfassung des Halsloches an der Überweste. Diese ist von 4 mm starkem Elenleder, mit grobem Leinen gefüttert. Die Länge ist wie bei der Unterweste vorn 29 cm und hinten 35 cm, aber durch einen 5 cm breiten, aus vier unverbundenen Teilen bestehenden schoßartigen Ansatzstreifen auf 34 bezw. 40 cm verlängert. Diese schmalen Schoßklappen haben ein selbständiges Futter aus demselben groben Leinen wie die Jacke selbst. Die Taillenweite ist 75 cm. — Der Verschluß ist vorn und geschieht durch 12 Paar innen angebrachter Haken und Ösen mittleren Kalibers, die sich alternierend gegenüberstehen. Äußerlich ist ein Schnürverschluß vorgetäuscht, indem auf jedem Brustteil mittels eines schwarzseidenen, durch Schnürlöcher gezogenen Senkels dreieckige Figuren gebildet werden, die beim Zusammenhaken den Eindruck eines geschnürten Senkels machen. 16 Schnürlöcher verteilen sich auf 25 cm vom Halsloch abwärts. Denselben Verschluß zeigt das Kollett, nur ist der Senkel von Silberdraht — auf 40 cm kommen 18 Schnürlöcher und 9 Paar Haken und Ösen; aus den untersten Löchern hängt jederseits das Senkelende, um vielleicht noch durch eine gebundene Schleife die Täuschung vollkommen zu machen. Das Kollett ist das Hauptstück des ganzen Kostüms. Es besteht aus vier keilförmig geschnittenen Teilen, mit stark glockenförmigem Schnitt. Die vorderen Teile haben unten je 74 cm Breite, in der Taille 26; die beiden Rückenteile unten je 59—60 cm, in der Taille je 17, so daß eine Taillenweite von 86 cm entsteht, während die untere Weite bei breitem Übereinandergreifen der vom Taillenschluß frei herabfallenden Schöße 207 cm beträgt. Die vorderen Schöße greifen in die Taillen 4 cm nach hinten über die Rückenteile und der rechte Rückenschoß 4 cm über den linken. Die ganze Länge beträgt vorn 100, hinten 105 cm. Der Taillenschluß sitzt im Rücken bei 43 cm von oben her gemessen. Die Seitennähte und das Halsloch sind mit zwei silberumsponnenen nebeneinander laufenden Fäden benäht. Die Rückennaht zeigt keinen Silberfaden. Im Taillenschluß befinden sich an den drei Stellen, wo die Teile zusammenstoßen, Lederschlaufen zum Durchlegen des Schwertgurtes, den dann die Feldbinde verdeckte. Das Kollet ist ungefüttert, dagegen sind an die Innenränder der Schoßteile Stoffleisten gelegt, welche genügen, um das 5 mm starke Leder am Aufrollen zu hindern.

Sehr elegant und selten ist der Hut von demselben starken Leder. Er ist aus einem Stück gearbeitet und hat eine stark überhöhte abgeflachte Kegelform mit gerade abstehender Krempe. Der ganze Durchmesser beträgt 50 cm, wovon 18 auf die Kopföffnung und je 16 auf die Krempe entfallen. Die Höhe beträgt 19 cm und der Durchmesser des Deckels 13 cm. Für eine ehemals um den Hut gelegte doppelte Schnur zeugt eine schmale Rille unten am Kopfteil.

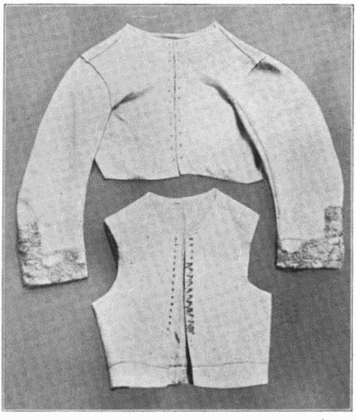


Abb. 2
Ärmel- und Überweste von Leder 1630—1640
(Zeughaus, Berlin)

Der Träger der Kleider war kein gewöhnlicher Soldat, sondern ein Kriegsmann in gehobener Stellung; darauf deutet die Ausstattung mit Silberschnur und -Spitzen. Dementsprechend muß man sich auch die übrigen Zutaten denken: Spitzenmanschetten, einen breiten Spitzenkragen oder einen Ringkragen mit darüber fallendem Leinwandkragen; wenn nicht gar ein Brustharnisch den oberen Teil des Kolletts verdeckte. Es gibt eine ganze Reihe von Kriegerporträts — darunter auch eines des jugendlichen Kronprinzen

Friedrich Wilhelm von Brandenburg von ca. 1640 –, welche diese Kollertracht zeigen, allerdings meist in kürzerer Form und dann über eine Stoffjacke gezogen, deren Ärmel oft geschlitzt sind und den Hemdärmel sehen lassen. Die lederne Unterjacke und die Lederärmel sind zwar nicht außergewöhnlich, aber doch seltener. Auf Bildern kann man nicht erkennen, ob die Lederärmel an dem Kollett sitzen oder an der darunter getragenen Jacke; erst solche Originalstücke lassen diesbezügliche Vermutungen aufkommen.

Die Entstehung unseres Soldatenkleides dürfte in die Jahre 1630–40 fallen; gegen Ende des dreißigjährigen Krieges kam schon die kurze Pourpoint-Tracht auf; die Zeit des langen Schoßrocks war vorbei. Es ist das Kriegskleid der Schweden Gustav Adolfs. Einzelne Kolletts sind nicht gerade selten, sie wurden in allen am großen Kriege beteiligten Armeen getragen. In Frankreich hießen sie buffletin oder colletin, in England bufflecoat oder jeckir. Das Zeughaus besitzt selbst eine Reihe von solchen Stücken. Doch ein Kostüm in dieser Vollständigkeit ist eine seltene Erwerbung, zu der man dem Zeughaus Glück wünschen kann.

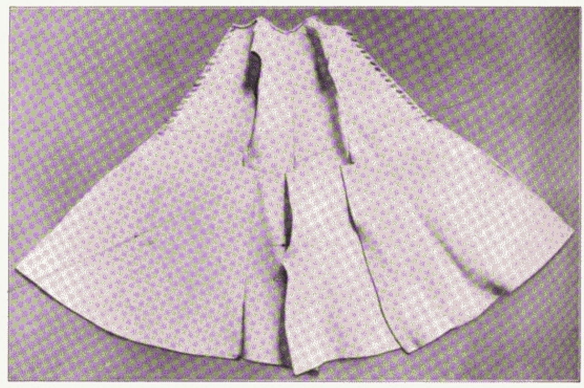


Abb. 3
Leder-Koller 1630–1640
(Zeughaus, Berlin)

AUSZÜGE AUS ALTEN SOLINGER ZEICHENROLLEN

VON ALBERT WEYERSBERG

(2. Fortsetzung; vergl. Bd. 8, 76 und 288.)

Während die bisherigen Mitteilungen der am „8. Mertz 1777" angelegten „Schwert-Schmits Handwercks Zeichens Rolle" entnommen sind und mithin die eingeschriebenen Schwertschmiede, die allerdings auch kleine Messer anfertigen durften, betreffen, folgen nun die Zeichen der Schwertfeger.

Zumal für die mit den eigenartigen Verhältnissen der alten Solinger Handwerke nicht Vertrauten sei vorausgeschickt, daß die Solinger Schwertfeger und Reider der Zunftzeit (Privilegium vom 9. März 1412) weder Schwert- und Degenklingen schmieden noch härten und schleifen durften. Sie stellten insbesondere

Scheiden und einfache Griffe her, machten Schwerter verkaufsfertig und sollen der Überlieferung nach, da ihnen neben der Arbeit auch Reisen erlaubt waren, einstmals den Absatz der Klingen hauptsächlich be- sorgt haben. Die Anfertigung besserer Gefäße war den Kreuz- und Knaufschmieden vorbehalten (Privi- legium vom 10. Oktober 1623).

Die in der Zeichenrolle von 1777 genannten Schwert- feger werden neben dem Scheiden- und Griffemachen einen kleinen Klingenhandel betrieben haben. Manche stellten wohl auch, wie die Zeichen es andeuten, Mes- ser her, wozu sie ebenso wie die Angehörigen der Schwertschmiede- und der Härter- und Schleifer- bruderschaften nach entsprechender Ausbildung von altersher berechtigt waren. Die Klingen, worunter nach Solinger Sprachgebrauch bloß Schwert- und Degen- klingen zu verstehen sind, die mit ihren oder ihrer Auftraggeber Zeichen versehen wurden, mußten die Schwertfeger bis zur Aufhebung der Handwerksprivi- legien im Jahre 1809 für ihre Rechnung durch Schwert- schmiede, Härter und Schleifer anfertigen lassen.

Die Abkürzung M. Z. R. weist auf die Messermacher- Zeichen-Rolle von 1684 bis 1775 hin.

* * *

Auszüge aus der am 1. Mertz 1777 angelegten Schwert-Feger Handwercks Zeichens Rolle.

Hindrichs, Peter in der Stadt, 1777: die Glocke, 1792 an Benjamin vom Feld vertauscht.

Henrichs, Peter jun., 1791: MEZ, von Abr. Grahe geschenkt (Schleifer-Rolle S. 55).

GRAF, GRAFF, GRAEF, von Friedrich Hermes gekauft.

Daniell Heinrichs ließ 1710 das Zeichen PH in die Messermacherrolle einschreiben; er hatte es von seinem Vater geerbt, verkaufte es aber 1717 an Peter Ollig.

Olf Heinrichs, Johannes und Hans Heinrich Hen- drichs zeichneten um das Jahr 1684 mit den zu- sammengezogenen Buchstaben AH und IH, auch mit AHS (M.Z.R.).

Peter 1792: RG, von Abraham Grah geschenkt (M.Z.R. 99), der das begehrte Zeichen von seinem Oheim und Paten Wilhelm Grah gleich- falls zum Geschenk erhalten hatte (Herder- und Schleiffer-Zeichens-Rolle de anno 1771, S. 34). RG mit dem Schwert oder der Krone darüber war vor 1700 (? 21. Januar 1699 oder früher) mit zwei anderen Zeichen (vgl. Mumm Bd.VIII, S. 290) für Rüdtger Grah, Abrahams Großvater, eingeschrieben.

Von 1802 bis 1893 wurde es von der Firma Peter Hendrichs & Grah[1]) viel benutzt.

1792/94: PF von J. Abr. vom Feld gekauft, P, von Benjamin vom Feld eingetauscht.

1794: HF

Heinrichs, Wilhelm 1805: CONGRES, von Clem. Schaaff gekauft.

Katterberg, Johann Abraham, 1777: MESSER, COVTEAV, CALAIS, beide an J. u. A. Schim- melbusch verkauft, COLTER, MESER, SCHMIT, SMIT, SCHNIT, diese drei an Ge- brüder Schimmelbusch verkauft, SIMON, an Joh. Wilh. Katterberg verkauft.

NANTES, VIVA ESPANA, beide an Ph. Wolffertz verkauft, WUNDES, WUNDER, WUNDE, letztere drei an Joh. Wilhelm Wundes verkauft, MALTA, an J. A. Bügel verkauft, DELET, DUBLIN, NEUWIED, SILBER, an Johann Gottfr. Katterberg vertauscht, 1 = GL, 2 = GL, beide an Gerh. Wilhelm Lauterjung verkauft, an Ph. Wolffertz verkauft.

Joh. Wilhelm, 1777: mit Krone oder Schwert darüber (1731 im Besitz von Joh. Katterberg, H.Z.R. 141), gegen SIMON an Joh. Abrah. Katterberg vertauscht.

Joh. Gottfried, 1777: „d. Traubentrobel" (schon vor 1700 eingetragenes Zeichen, 1743 Johann Katterberg[2]) zugehörig, M.Z.R. 130 und 141), an Philipp Wolfertz verkauft.

[1]) Diese auf der Hausindustrie fußende, lange Jahre hin- durch bedeutende Firma bestand seit 1802 infolge der Vereini- gung zweier alter Messergeschäfte. Im Volksmund führte sie den Namen „Porte", welche Bezeichnung sich von der Lage des Geschäftshauses „vor der neuen Pforte", dem ehemaligen Stadttor an der Nordseite Solingens, ableitete. Ihre Waren ließ sie entweder mit RG und dem Schwert darüber oder mit ihrem vollen Namen oder mit dem Blumentopf versehen. Außer Messern und Scheren lieferte sie Fechterklingen und stellte vorübergehend auch Säbel her. Von ihren Teilhabern sind zu nennen: Kommerzienrat Abraham Grah (1802—1852), Peter Daniel Hendrichs (1827—1871), Kommerzienrat C. Weyersberg (1853—1892), Erhard Breit (1853—1893), Peter Rudolf Hendrichs (1871—1893). Ende 1893 löste sie sich auf in Peter Hendrichs, welche Firma in dem alten Geschäftshause noch fortgeführt wird, und in Erhard Breit & Söhne.

[2]) Am 1. May 1690 wurde zwischen Joh. Katerberg und seiner Hausfrau geb. Catrina Wirsberg und Arnolt Linder ein Vertrag wegen des Zeichens „d. Brill" getätigt (M. Z. R. 100/102.)

F
SILBER, von Joh. Abr. Katterberg eingetauscht.

Johann Abraham, 1779: TESCH, TESCHE, TESCHEN, TASCH, ALTONA, sämtlich von Wm. Tesche Peters Sohn gekauft.

Die Pistole, ein Messerzeichen, gekauft von Joh. Clarenbachs Erben, verkauft an Joh. Wilh. Clauberg.

Leunenschloß[3]) Erben, Benjamin, Andreas und Wilhelmus Erben, 1777: I K, „d. Hupenkopf" (Kopf des Wiedehopfs).

Joh. Gottfried, 1801: WWV, später an Wm. und Arn. Weber verkauft, ABUKIR, FANO, FAMA mit und ohne Figur, F.L.S.

1803: UNION, 1807 an Pet. Schmitt vertauscht.

1807: Cw, von P. Schmitt, G. Bechers Eydam eingetauscht.

Neeff, Clemens auf'm Mangenberg, 1777:

Joh. Abraham Erben auf der Bech, 1777: G (schon vor 1700 eingetragen, M.Z.R. 131), CP.

Johannes Erben zur Straßen, 1777: HN

Isaac Erben, 1777: „d. Tegen (Degen) m. d. Gefäß" und das Gefäß allein (1709 für Joh. Neeff eingetragen, M.Z.R. 135).

Hindrich Erben auf der Poschheiden, 1777: (vor 1700 Driß [Andreas] Neff zugehörig. M.Z.R. 131).

Gebrüder auf der Janstraße (Johannisstraße), 1777:

Peter zu Pilghausen, 1778: P.N.F. (von Peter Hoppe gekauft).

Abraham auf der Poschheiden, 1786: NEEF (JA), GLAS, BLUM (dieses gestrichen).

Schwartz, Johannes, 1777: „Die Sterne", „Kreutzer" u. „Punkte", früher Clemens Joest gehörig.

Johannes, Clemens Sohn auf'm Kampf (Kamp), 1777: LANGRE, 1780 an Joh. Wilh. Hartkopf verkauft, (1675 auf Driß Schwarte's Namen eingetragen, M.Z.R. 139.

Joh. Peter, Clemens Sohn in der Stadt, 1777: an Joh. Meygen verkauft.

Jungfrau Anna Catharina, Clemens Tochter, 1777:

Johann Erbgenahmen zum Lehn, 1777: IS mit der Krone darüber (vor 1700 Jan Schwarte gehörend, M.Z.R. 137). „d. Sitter'sche Kreutz", „d. Speer".

Johs. nachgelassene Erben zum Holtz, 1777: (1710 Johann Schwartz gehörend, M.Z.R. 137).

Joh. Peter zum Stockdem, 1777: und sein Anteil am lateinischen A mit der Krone darüber.

Schwarz, Hindrich Erben: Hendrich am Schmallenhäuschen, Hindrich zu Merscheid, Joh. Peter zu Schnittert, 1777: , das gantze und das halbe Einhorn[4]) (vor 1700 Heinr. Schwartz Erben gehörend, M.Z.R. 131; um 1600 schlug der ausgezeichnete Klingenschmied Clemens Horn den Einhornkopf.)

Joh. Peter zu Feld, 1777: CG „d. Zievier" genannt, früher Clemens Grefrath gehörig. (um 1700 Peter Schwarte gehörig, M.Z.R. 132).

[3]) Auf eine Aufforderung des Herzogs Wolfgang Wilhelm von Jülich-Berg (1614—1653), die er im Jahre 1645 an den standhaften Pfarrer der Solinger reformierten Gemeinde Johann von Lüneslat (Leuneslad) richtete, bat dieser um die Vergünstigung, daß seine Nachkommen in das Solinger Schwertfegerhandwerk aufgenommen werden möchten. Die Bitte wurde sofort durch ein eigenhändiges Dokument gewährt, und am 4. Mai 1671 tätigten Vogt und Rat daraufhin die Aufnahme zweier Söhne des Pfarrers, Abraham und Benjamin von Leuneschloß, in die Schwertfeger-Bruderschaft. Sonst ist von besonderen Neuaufnahmen, herbeigeführt durch die Landesherren oder durch eine Zahlung, in die „drei geschlossenen Handwerke" nichts bekannt. Alle ihre Angehörigen waren „eingeborene" Söhne von Handwerksbrüdern, deren Vorfahren, so lange man wußte, immer in demselben Handwerk gewesen waren. — Aus Solingens vergangenen Tagen. Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereines, Elberfeld 1910, S. 109/112. — Die Waffenfirma P. D. Lüneschloß in Solingen besteht seit über 80 Jahren.

[4]) Die ungeschickten Zeichnungen lassen weit eher auf ein gehörntes Walroß als auf das sagenumwobene Einhorn schließen.

Peter Erbgenahmen zu Poschheide, 1777: DP1 bis DP6 (6 Zeichen).

Tilmanns, Joh. Gottfried am Platzhof, 1777: , früher J. Peter Joest zu Feld gehörig (M.Z.R. 143) (1875 v. J. W. Linder Sne. in Ohligs benutzt).

1779: SCHAGEN, SCHAIGEN, alle drei 1788 an Gebr. Engelsberg verkauft.

1777: VIVAT ORANIE mit dem Schwert darüber, „1739 publiciert", d. Lücker Waapen mit dem lateinischen H.

„d. schwartz. Hahn", d. Weltkugel mit d. Kreuz (1743 von Joh. Kirsch und Joh. Kirschbaum gekauft. M.Z.R. 139).

„d. griechische Omega gen." (1759 von Joh. Bick gekauft. M.Z.R. 139), an Gebr. Engelsberg verkauft.

„d. Schnepfenkopf", von F. W. Franz Erben zur Kullen gekauft, 1802 an Gebr. Engels Daniel Söhne verkauft.

Gebrüder Joh. Gottfried und Joh. Abraham am Platzhof, 1777: und ähnlich „der Brill", von Joh. Katterbergs Erben gekauft,

das Buscher Bäumgen mit der Krone, das Buscher Zeigen mit den Sternen, das Buscher Zeigen mit dem halben Mondt, das Buscher Zeigen ohne Beizeigen und weitere ähnliche Zusammenstellungen.

1777: , die doppelte genannt mit dem Schildgen, d. drey französischen Lilien (diese Zeichen erbte Peter Tilmes 1711 von Clemens Tilmes).

d. Weinrömer ,

d. Jahlkreutz, von Wm. Metzmacher, d. Kreutz mit d. Krönge (Krönchen) von Clemens Metzmacher gekauft.

d. schwarze Glocke, an Abr. Schimmelbusch verkauft, das Amsterdamer Waapen, das Enthowische Waapen.

d. R. m. d. Krone.

1779: ANHALT, ANHALF, ANHOLZ, , von Lütters gekauft, an Gebr. Engelsberg verkauft.

Gottfried, 1779: , an Gebr. Engelsberg verkauft.

Tilmans, Joh. Wilhelm in der Stadt auf'm Ohlig, 1777: 2

Joh. Abraham, Peters Sohn auf'm Ohlig, 1777: auch ohne Krone (vor 1700 für Teis Tilmes, M.Z.R. 132, dann für Petter Tillmans, Teiß Sohn, eingetragen).

Tillmans, Johannes zu Unnersberg, 1777: , für seinen Sohn Peter Gottfried, auch ohne Krone.

* * *

Die auf dem Gewerbegericht in Solingen liegende
Herder- und Schleiffers Zeichens-Rolle
de anno 1771

enthält die Namen von Angehörigen der folgenden 47 Härter- und Schleiferfamilien: Adams, Aschhäuer, Baus, Butz, Claß, Clats, Clauberg, Dings, Engels, Everitz, Grah, Henckels, Herder, Herman, Hermes, Höhmann, Hottejan, Jungbruder, Jüngel, Kaymer, Kirchhoff, Kirschbaum, Knecht, Knechtgen, Köller, Kratz, Küller, zur Kullen, Lauterjung, Linder, Melcher, Melchiors, Moll, Mutz, Nippes, Peters, Plücker, Rölgen, Röltgen, Schaaf (Schaff), Schaberg, Steinsiepen, Tigarden (Theegarten), Voß, Weck, Wibbelraht, Witte.[5])

Gegen 400 Eintragungen und Verschreibungen wurden in der Zeit vom 16. Dezember 1779 bis zum 21. März 1807 vorgenommen, die ungefähr 750 Zeichen betreffen.

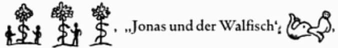
Während sich die meisten der aus der Härter- und Schleiferbruderschaft hervorgegangenen Fertigmacher und Kaufleute mit einem oder zwei oder aber mit drei Zeichen begnügten, ließen andere, zum Teil wohl durch ihre Abnehmer dazu veranlaßt, unglaublich

[5]) Albert Weyersberg: Die in den privilegierten Handwerken der Solinger Industrie vertretenen Familiennamen. Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld 1895, S. 22; 1896, S. 66; 1899, S. 23.

viele Figuren- und Buchstaben-Zeichen eintragen, z. B. Joh. Peter Weck zu Gräfrath 33, worunter 15 hebräische.

Drei Vormerkungen von Angehörigen anderer Handwerke begegnen uns in der Rolle. Sie betreffen Joh. Dültgen, Peter Ronsdorff und Peter Wilhelm Wupper. Bei allen dreien wird auf einen „Versatzbrief" vom Jahre 1768 verwiesen.

Da gerade die Härter- und Schleiferbruderschaft namhafte Kaufhändler hervorbrachte, wie die Clauberg, Eickhorn, Grah, Henckels, Herder, Kirschbaum, Knecht, Küller, sind viele heute noch begehrte und wertvolle Zeichen in ihr vertreten, z. B. der „Blumenpott", das Schöppen-Aß und der Schuhnagel, die Zwillinge[6]), der Hirschkopf, zwei sich fütternde Tauben. Auch solche scherzhafter Art gibt es, u. a. „das ganze Paradies" „das halbe Paradies", „der Baum im Paradies"



, „Jonas und der Walfisch", „der Japerts" (Gähnende), „der süße Einfall". Als Beweise für die wachsende Ausfuhr nach Amerika können CHILI, CVBA, LIMA, MEXICO, PARA, PARAIBA, R° de J^ro (Rio de Janeiro), sowie EMA, HERON, PAON, PUMA, TUCAN angesehen werden, mit denen gleichzeitig (nach 1775) eine Fülle hübsch gezeichneter Tiere in den verschiedensten Stellungen eingetragen wurde. Alle diese werden mehr auf Zuckerrohr- und andere Plantagen-Hauer sowie große Jagdmesser (Arkansas-Messer) als auf eigentliche Waffen geschlagen worden sein.

Wenn ein völliger Überblick über die Eigenart und die Mannigfaltigkeit des Solinger Zeichenwesens gewonnen werden soll, ist es nötig, die Rollen der Messermacher und der Härter und Schleifer sowie die neueren Register zusammen mit meinen Auszügen aus den Rollen der Schwertschmiede und der Schwertfeger zu bearbeiten; sind doch manche Zeichen, besonders Messermarken, von der einen Rolle in eine andere übergegangen. Eine derartige Bearbeitung und Zusammenstellung wird sich lohnen.

KOPF UND HUT

AUSSTELLUNG DER LIPPERHEIDESCHEN KOSTÜMBIBLIOTHEK

VON WOLFGANG BRUHN

Die Freiherrlich Lipperheidesche Kostümbibliothek hat in ihren Räumen seit einiger Zeit eine eigenartige kleine Ausstellung vereinigt, die sich kurz und treffend „Kopf und Hut" benennt und sich die interessante Aufgabe gestellt hat, das Wesen und das Werden von Haartracht und Kopfbekleidung der Kulturvölker im Wandel der Zeiten an ausgewählten Darstellungen vor Augen zu führen. Der Wert einer solchen Ausstellung liegt vor allem in der Auswahl des reichen Stoffes, die die Begriffe und die Anschauung von der Entwicklung dieses wichtigsten Teiles der menschlichen Tracht klären hilft. Kein Teil der menschlichen Tracht ist wohl für den Träger wie für seine Zeit und Umgebung so bezeichnend wie gerade die Kopftracht, andererseits bietet eben sie dem Beschauer die größte Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer Formen dar und wirkt dadurch fast verwirrend. Dazu kommt, daß die Kostümgeschichte heute noch weit entfernt ist von einer genauen Scheidung in der Bezeichnung gewisser Grundelemente wie Hut, Mütze, Kappe, Haube, eine Scheidung, die durch den ungenauen und schwankenden Sprachgebrauch besonders der alten Schriftsteller noch erschwert wird.

Alle Errungenschaften neuzeitlicher Reproduktionstechnik sind benützt worden, um die für jede Zeit charakteristischen Formen des Kopfputzes und der Huttracht zu zeigen. Groß ist auch die Zahl wertvoller Originalabdrucke von Holzschnitten, Stichen, Schabkunstblättern, Steindrucken sowie Handzeichnungen und Aquarellen aus den Beständen der reichhaltigen Sammlung. Die Ausstellung führt vom ägyptischen Altertum über Griechenland, Rom, deutsches Mittelalter, burgundische Blütezeit, italienische Renaissance, Reformation, sogen. Spanische Mode, niederländisches und französisches 17. Jahrhundert, Rokoko, Louis Seize, Klassizismus, Biedermeier bis zur Neuzeit und gibt am Schluß einen reizvollen Überblick über die volkstümlichen Kopftrachten Europas und Asiens. Der Laie wie der Kenner kann seine Freude haben an der reichen und doch übersichtlichen Auswahl von Kopftrachten, die ein so besonders bezeichnendes Merkmal jeder einzelnen Kulturepoche bilden.

Die früheste, ägyptische Zeit bringt gleich eine vollkommen abgeschlossene Form der Kopfbedeckung: das eigentümliche gestreifte quadratische Tuch, das, diagonal gefaltet, den ganzen Kopf bedeckt und das hinten geknotete Haar oder die Perücke in einen Sack zusammenfaßt. Das war seit Alters die Tracht der Würdenträger, „eine monumentale Form der ägyptischen Haube" nennt sie Weiß. Die beiden ersten Bilder von oben nach unten gerechnet, der sogen. Pharaokopf in Florenz u. a.

[6]) Die damaligen Zwillinge ähneln einem munter herankommenden Kinderpaar. Im Besitze des Verfassers befinden sich Tischmesserklingen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, bei denen dieses Zeichen mit Kupfer eingelegt ist.

verdeutlichen die Form gut nach zwei Seiten. Die andere Hauptart der ägyptischen Kopfbekleidung ist die tiaraartige Königskrone oder der Kegelhut. Bei beiden ägyptischen Kopftrachten spielt die Uraeusschlange als Symbol des Herrschers über Leben und Tod eine wichtige Rolle. Die ägyptischen Frauen trugen anfangs ihr natürliches Haupthaar, das sie in langen Flechten herabfallen ließen, etwa durch eine Lotosblume oder ein Stirnband geschmückt, oder als kurze Ponyhaare. Jedoch überwiegt auch bei ihnen bald die künstliche Perücke, die als Kennzeichen vornehmen Standes galt. Die Toilettenkunst der späteren ägyptischen Frauen kann man sich bekanntlich nicht raffiniert genug denken.[1]) Ich übergehe die assyrische Tracht, die durch ihre steife, streng stilisierte Haar- und Barttracht auffällt.

An die künstlichen Haartrachten der Ägypterinnen schließen sich die Darstellungen der *früharchaisch-griechischen* Kunst eng an. Die Ausstellung zeigt hier mit Recht hauptsächlich weibliche Kopftrachten, da die männlichen nichts Besonderes an sich haben.[2]) Die frühen griechischen Frauenköpfe tragen äußerst kunstvoll geflochtene und gelockte Haarfrisuren, bei denen die Brennscheere eine große Rolle gespielt haben wird. Besonders hübsch und fein ist die aus Schraders schönem Werk über die Porosbildwerke der Akropolis entnommene Kore mit ihren langen, preziös geteilten Haarflechten. Wieder ein Beweis dafür, daß die frühen Kunstepochen die komplizierte und mannigfache Form oft mehr bevorzugen als die klassischen Zeiten. Je reifer die griechische Kunst wird, desto mehr drängt sie auch in der Tracht zur Vereinfachung und Zusammenfassung. Ein gutes Beispiel dafür ist die sogen. Sappho des Louvre, die den berühmten griechischen Knoten als klassisches Ideal der griechischen Frauenkopftracht zeigt. Dieser Haarknoten wird dann in allen erdenklichen Varianten in ein Netz (Kekryphalos), einen Haarbeutel (Sakkos) gesteckt oder durch oft farbige Bänder (Sphendone), band- oder halbmondförmige Reifen aus Leder oder Metall verziert. Auch eine Art von Zipfelmütze ist gebräuchlich. Solchen Haarbeutel trägt unter vielen anderen die Hegeso auf dem bekannten schönen Grabmal. — Sehr modern mutet der zierliche griechische Bronzekopf mit hochgestrichenen Haaren an, die in eine sorgfältige Frisur endigen.

Die *römische Kaiserzeit* ist durch charakteristische Köpfe besonders von Mitgliedern der Caesarenfamilien vertreten, die besondere Vorliebe für die aus Kräusellocken gebildete hohe Perücke hatten (z. B. die famosen Porträtköpfe in der Sammlung Ny Karlsberg, Kopenhagen). Auch das hohe Diadem in Verbindung mit dem Matronenschleier, wie bei der Faustina, war sehr beliebt. Die phrygische Mütze ist nicht vertreten und auf Denkmälern überhaupt kaum nachweisbar. Sie blieb nach Weiß vorzugsweise ein Abzeichen des phrygisch-lydischen Volkes und kommt auch, als Helm erstarrt, später häufig vor. Wichtig wird sie ferner in der Byzantinertracht seit dem 9. Jahrhundert. Andere römische Kopfbekleidungen wie der pileus des freigewordenen Sklaven werden Vorläufer mancher im Norden später häufig gebrauchter Hutformen. Man denke z. B. an den Spitzhut der romanisch-gotischen Zeit, oder an den Cucullus, der der späteren Gugel entspricht.

Unsere Ausstellung übergeht die byzantinische und frühromanische Zeit, vor allem aus Mangel an brauchbaren oder genügend deutlichen Bilddarstellungen.[3]) Mit dem 13. Jahrhundert wird das Bildmaterial wieder reichlicher. Die Ausstellung setzt hier mit den Figuren der Westfassade des Straßburger Münsters und den Stifterfiguren des Naumburger Westchores ein. Diese tragen schon die charakteristischen Formen des einfachen Schapel, jener Kopftracht für beide Geschlechter, die sich als Reif über der Stirn um den Kopf legt und das Haar zusammenhält.[4]) Eine Weiterbildung davon ist das sogen. Gebénde, ein steifes Leinenband, das wie ein Reif mit (oft) aus-ausgezacktem Rand den Scheitel überragt oder wie eine Haube oben geschlossen ist. Die weibliche Stifterfigur zeigt zugleich, wie das Gebénde durch eine besondere Binde auch Kinn und Wange umschließt. — Hier ist noch der bekannte Judenhut zu erwähnen, der damals sehr häufig auf alttestamentlichen Darstellungen als Kopftracht vorkommt, z. B. am Lettner des Naumburger Domes, und im Mittelalter die den Juden vorgeschriebene und sie kennzeichnende Tracht war. Wir sehen übrigens, wie im ganzen Mittelalter und in der Renaissance keineswegs die *weibliche* Kopftracht die Mode bestimmt, sondern ganz überwiegend die männliche.

Eine wichtige trachtenkundliche Quelle des 13. Jahrhunderts bildet die Manesse-Handschrift, wovon ein farbiges Blatt der Ausgabe von Fr. X. Kraus entnommen ist, das eine besonders häufige und beliebte Hutform wiedergibt: den hohen Jäger- oder Pfauenhut, der besonders auf Reisen und auf der Jagd getragen wurde. Daneben wäre die einfache Knappenmütze zu erwähnen, die auch bei Manesse und öfters sonst erscheint. Die Gugel, die Kapuze mit langem Schwanz und Kragen, spielt dann im ganzen späteren Mittelalter, besonders seit dem 14. Jahrhundert, die wichtigste Rolle bei beiden Geschlechtern. Das gleiche Manessebild stellt den kleinen „Pferdehalter" mit der Gugel dar. Eine andere Tracht wieder, die Hulle und der Krüseler, waren Hauben, die, alles Haar verbergend, das Gesicht mit Leinenrüschen umschließt, die oft wie Kissen auf den Schultern liegen. (Beispiel das Grabmal v. Holzhausen-Goldstein im Frankfurter Dom.)

Eine Abart des Gebéndes ist die Rise, die, ähnlich der Nonnenhaube, als breites Tuch Kinn und Mund verhüllt und über Brust und Schultern herabfällt. Sie ist die weibliche Haupttracht des 15. Jahrhunderts und findet sich auf den nun folgenden Bildern der Frühniederländer sowie der Spätgotik zur Zeit Dürers oft. (Beispiel: Dürers Handzeichnung einer Nürnberger Patrizierin, die zur Kirche geht.) Aus der Fülle von männlichen Kopfbedeckungen, die in Deutschland zur Zeit der Spätgotik sowie in den Niederlanden zur Zeit der alles beherrschenden burgundischen Mode getragen wurden, wählt unsere Ausstellung naturgemäß nur einige bezeichnende Typen aus. Die weiche Filzkappe, in einigen Formen dem türkischen Fez sehr ähnlich, findet sich besonders auf den Bildnissen der frühen Niederländer, eines Jan v. Eyck, Bouts, Roger v. d. Weyden, Memling, häufig. Eigentümlich ist der hohe rote oder schwarze Filz in Birnenform, auf dessen Spitze sogar der Stengel nicht

[1]) Zur Ergänzung der ausgestellten Bilder erinnere ich an die merkwürdigen Salbkegel, die man auf dem Kopfe trug, die, von der Hitze erwärmt, Kopf und Körper mit wohlduftenden Salben beträufelten. Der vorzügliche Bilderatlas von Wreschinski bietet dafür wie für die extravaganten Perückenformen der Ägypterin, die übrigens den Vergleich mit den Riesen-Coeffuren des späten 18. Jahrhunderts herausfordern, treffende Beispiele.

[2]) Der eigentliche Hut, der Pilos, wurde im allgemeinen nur von Vertretern bestimmter Gewerbe, wie Fischern und Schiffern getragen, der Petasos nur auf Reisen, im Theater oder von Jägern und Kriegern. (Letzterer hieß mit breiterer Krempe Kausia.) Immerhin ließen sich besonders aus Vasenbild-Darstellungen einige interessante Abarten dieser Hutform beibringen.

[3]) Wer sich ein Bild von den Kopftrachten jener Zeit machen will, sehe für Byzanz vor allem die ravennatischen Mosaiken an, für die Karolinger- und Sachsenkaiserzeit die Miniaturen-Codices, für die romanische Kunst die Bilder der Herrad v. Landsberg und des sächsischen Lehnsrechts. Der Hut war in dieser Zeit eigentlich ausschließlich die Amtstracht der Richter, das Würdeabzeichen des Herzogs usw., der einfache Bürger wird fast stets barhäuptig dargestellt. Freilich wissen wir, daß der alte sächsische Strohhut schon zur Zeit Karl des Großen getragen wurde. Doch fehlt es an Darstellungen.

[4]) Der etymologische Ursprung des Schapel aus chapeau-chapelet widerspricht eigentlich der tatsächlich gegebenen Form!

fehlt. Die häufigste Kopftracht, die vor allem den vornehmen Mann des 15. Jahrhunderts auszeichnet, entwickelt sich unmittelbar aus der Gugel: es ist der Turban oder die Sendelbinde, wie sie als pars pro toto nicht sehr glücklich genannt wird, und entsteht dadurch, daß die alte Gugel (seit etwa 1390) mit dem ursprünglich für den Halsausschnitt bestimmten Teil um den Kopf gewickelt wird, so daß das Kragenstück auf der einen, der stark verlängerte Zipfel (eben die eigentliche „Sendelbinde") auf der andern Seite herunterfällt.[5]) Jan van Eycks Bildnisse in Hermannstadt, Berlin und anderen Orten (sämtlich von der Brügger Ausstellung her bekannter geworden), geben gute Belege für diese eigenartige Kopftracht der Burgunder Zeit.[6]) Eine Abart davon stellen die Zeug- oder Lederkappen vom Ausgang des 15. Jahrhunderts dar, die z. B. Dürers Pfeifer und Trommler (Köln, Museum) tragen. Hier scheint der Turban zu einer Kappe zusammengeschrumpft und zeigt seine Herkunft nur noch in dem Zipfel, der auf eine Seite überfällt. Gutes Beispiel dafür: Dürers Selbstbildnis im Prado zu Madrid.

Wie so häufig, lehnt sich die Frauenmode auch in der burgundischen Kopftracht des 15. Jahrhunderts an die männliche an. Denn die Frauen auf den bekannten Bildnissen des Memling, Roger u. a. (in Brüssel, Paris, Hermannstadt) tragen doch nichts anderes als den hohen Filzhut, der, ähnlich der obengenannten Rise, noch mit einem lang überfallenden Schleiertuch bedeckt ist. Von dieser Frauenhaube zu der berüchtigten riesigen Spitzhaube [7]) war es eigentlich nur noch ein Schritt. In ziemlich maßvoller Form trägt diese Haube die Maria Portinari v. Memling. Die zweiteilige Hörnerhaube begegnet seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Burgund, Flandern, Deutschland und Italien nicht minder häufig und hängt wahrscheinlich mit der eigentümlichen Wulsthaube zusammen, die u. a. schon auf einem schönen Grabmal von J. della Quercia im Dom zu Lucca erscheint. Damit kommen wir zu der Kopftracht der italienischen Renaissance, die in der Ausstellung sehr würdig vertreten ist. Zunächst fallen keine besonderen Unterschiede von der burgundisch-niederländischen Mode auf. Signorellis großes Bildnis eines alten Mannes (Kaiser Friedrich-Museum) zeigt die bekannte rote Filzkappe, ähnlich die Porträts in Ferrara und Florenz. Dieselbe Kappe in Weiß mit aufgeklappter Krempe auf Filippo Lippis Bildnis und Signorellis Niccolo Vitelli.[8]) Mantegnas Vesp. Gonzaga trägt eine spitzovale Mütze mit nach vorn gerichtetem scharfen Kiel. Besonders originell wirkt die hohe, steife, schirmlose Soldatenmütze, die Federigo v. Montefeltre auf P. della Francescas bekanntem Porträt trägt. Sie erinnert mich an die neuzeitlichen sogen. Extramützen der preußischen Einjährig-Freiwilligen. Bei den Frauen sind im damaligen Italien eigentliche Kopfbedeckungen bildlich so gut wie nicht überliefert mit Ausnahme der genannten Wulst- und Hörnerhauben. Im allgemeinen zeigen die Künstler sie in ihrem natürlichen und noch öfter künstlichen Haarschmuck von Perlen, Diademen, Spangen usw. reich verziert. Dagegen ist der Haarbeutel, das Haarnetz, ähnlich der griechischen Frauentracht, sehr häufig.

Pisanellos Mädchenkopf zeigt solchen Haarbeutel sehr anschaulich. Da es galt die Haartracht durch immer neue Moden zu verändern und zu bereichern, kam man auf die sonderbarsten Einfälle; besonders eigentümlich wirkt die Manier, das Haupthaar bis über die Mitte des Schädels wegzurasieren, wie z. B. auf dem Londoner Mädchenbildnis des P. della Francesca. Ähnliche Beispiele sind häufig. Daneben spielt natürlich das frei herabfallende Lockenhaar oder die in einzelne Strähnen gegliederte Frisur eine große Rolle, z. B. „Simonetta" im Palazzo Pitti, Botticellis Mädchenbildnis im Städelschen Museum und zahlreiche andere Bilder. Auch die Männer trugen das Haar langgelockt oder hinter dem Ohr zusammengenommen.[9])

Die Zeit vor der deutschen Reformation bevorzugt im allgemeinen die neue Mode des Baretts, das in zahllosen Varianten: einfach, geschlitzt, mit flacher, mit hochgeklappter Krempe, federgeschmückt usw. vorkommt. Besonders die Innenseite des Baretts wird gern mit Schmuck behängt oder durch verschiedene farbige Stoffe bereichert. Bei stoffreichen, faltigen Gewändern ist auch das Barett besonders reich und groß, bei knapper Silhouette des bekleideten Körpers bekommt auch der Umriß des Hutes etwas Knappes, fast Schneidendes, wie in Kranachs Stuttgarter Frauenbild. Prachtvoll ist Mostaerts Bildnis im Kaiser Friedrich-Museum um 1520, das die Form des leuchtend roten dreieckigen Baretts gut zur Geltung bringt. Das flache weitausladende Barett mit sternförmig gestreiftem Muster des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern läßt kaum mehr etwas von dem Hutkern ahnen, den der breite Rand sozusagen völlig verschluckt hat. Unentbehrlich für das Barett, zumal wenn es nur auf einem Ohr saß, war die Calotte oder Haarhaube, die, anscheinend zunächst Frauentracht, bald allgemeine Aufnahme fand. Die Calotte wird natürlich auch für sich allein getragen, und als intime häusliche Kopftracht erscheint sie auf Lor. Lottos Vermählungsbild im Prado. – Kein Maler der deutschen Frührenaissance ist als wahrheitsgetreuer Schilderer des Zeitkostüms seiner Umgebung so vielseitig wie der jüngere Holbein. Er ist daher in der Ausstellung sehr mit Recht besonders gut bedacht worden. Neben dem Barett für beide Geschlechter zeigt er uns noch besonders die Haubentracht der englischen Hofdamen, an deren Rückseite ein Schleier oder Tuch befestigt ist, das bald herabfällt, bald aufgesteckt ist, z. B. in dem Bildnis der Jane Seymour 1536. Außer Holbein liefern Maler wie Amberger und Barthel Bruyn die besten Beispiele für das Barett und die Frauenhaube.

Das italienische Barett erscheint dem deutschen gegenüber wesentlich einfacher und zurückhaltender, charakteristisch ist die häufige Verwendung von kunstvollen Medaillen an der Innenseite der Hutkrempe, z. B. Bartol. Venetos Bildnis in Rom. Künstlerisch besonders schön ist die Art, wie Rafael den Kopf der Johanna von Aragon mit dem in ihren Nacken gesetzten Purpurbarett einrahmt.

Machte sich schon die Reformation in Deutschland und England um die Mitte des 16. Jahrhunderts in einer ernsteren Auffassung auch der Kopftracht geltend, so verliert die europäische Mode in den Zeiten der Gegenreformation jeden Rest ihres fröhlich-festlichen Charakters. Leichtfließendes Haar oder Locken verschwinden unter der Netzhaube, das bauschige Barett weicht dem knappen, steifen spanischen Hut mit schmaler Krempe, jenem so bezeichnenden Ausdruck der jesuitisch-soldatischen Gesinnung; die steife spanische Halskrause zwängt den bisher freien Hals ein und drückt sozusagen automatisch das Kopfhaar zu einer hohen Coëffüre in die Höhe, auf deren Ende

[5]) Auf die vielen Variationen im Schnitt und in der Art den Turban zu tragen, kann hier nicht näher eingegangen werden.

[6]) Zu bemerken ist, daß die einfache Filzkappe, wie sie z. B. der hl. Eligius auf dem gleichnamigen Bilde des Petrus Cristus trägt, meist noch unter der Sendelbinde getragen wurde, ähnlich der späteren Calotte unter dem Barett

[7]) Über Bedeutung und Form des sogen. Hennin sind wir heute trotz der interessanten Beiträge von Karabaçek u. a. noch nicht hinreichend unterrichtet.

[8]) Die Grenze zwischen Kappe, Mütze oder Hut ist hier, wie auch schon in früheren Beispielen oft schwer zu ziehen.

[9]) Ein Zeichen für die modischen Einflüsse der italienischen Renaissance auf die deutschen Länder ist z. B. Dürers genanntes Selbstbildnis.

ein winziges Hütchen aus Brokat oder Samt sitzt. Eine andere, spanisch-englische weibliche Kopftracht ist die Stuarthaube, nach der Königin Maria Stuart benannt. Die Bildnisse von Antonis Mor, Coello, Ludger tom Ring und in Frankreich Clouet u. a. zeigen die spanische Mode in charakteristischen Typen. — Neben dem hohen spanischen Hut ist die interessante Tocque auf dem männlichen Kopfe häufig zu sehen, keineswegs ein bloßer Nachläufer des Baretts; der Rand ist ganz schmal und steif, der Kopf selbst, meist aus schwarzem Samt, ist biegsam weich oder etwa mit Fischbein verstärkt und kann nach Art unserer Sportmützen höher oder flacher getragen werden. Sehr gut kann man das an der Handzeichnung eines „französischen Meisters" (Albertina), an Clouets Karl XI. und an dem reizenden Darmstädter Knabenbild eines niederländischen Meisters erkennen, auf dem auch der zierlichere weniger steife Spitzenkragen des Kindes sichtbar ist. Ganz ohne Krempe ist Philipps II. Bildnis auf Wierix' Stich.[10])

Mit dem Sinken der spanischen Macht treten auch wieder freiere Modeformen in ihre Rechte. Auf der anderen Seite trug die Zügellosigkeit des dreißigjährigen Krieges zur Auflockerung der Tracht bei. An Stelle der steifen Halskrause tritt der einfache schlaffe Spitzenkragen (sagt Thimidior), das Haar wird lang getragen, der feste spanische Hut macht dem weichen Filzhut Platz, der phantastisch aufgeputzt wird mit Federn, die „oft ellenlang den Rücken herabwallen". Die Ausstellung zeigt das besonders an den niederländischen Bildern des 17. Jahrhunderts, wo der weiche breite Schlapphut ebenso den Krieger wie den Künstler ziert. Rubens auf dem schönen Doppelbildnis der Pinakothek trägt die hohe Form, die dem alten spanischen Hut noch nahe kommt, Franz Hals' Bild zeigt den breitkrempigen Schlapphut mit niedrigem Kopf. Beide Arten gehen lange nebeneinander her; die mächtige Straußenfeder verleiht solchem niederländischen Kopf im Vergleich zu den „kleinen Köpfen" der spanischen Mode eine riesige Größe. Parallel zu den großen Ausmaßen des männlichen Hutes geht bei der Frau, außer der großen Leinen- und Spitzenhaube, vor allem der große Mühlsteinkragen, der ebenfalls dem Kopf eine besondere Bedeutung verschafft.

Ludwig XIV. und sein Hof brachte mit dem Jahre 1655 die große Staats- oder Allongeperücke zu Ehren, die für Europa ebenso tonangebend wurde wie die spanische Kopftracht 100 Jahre zuvor. Auf diese Perücke paßt der Schlapphut nicht mehr; er wird kleiner, versteift sich wieder, wird an den Rändern aufgebogen und verwandelt seine langen Federn in eine leichte Plumage. Als Dreispitz sodann trägt ihn der Kavalier schließlich nur noch in der Hand. Den flachen Modehut zeigt van Rossums „Spaziergang" (in Wien), den Dreispitz führen z. B. die Stiche von G. Valck, die Allongeperücke viele schöne Schabkunstblätter und Stiche nach Rigaud, Merian, Waillant u. a. vor Augen. Der männlichen Perücke entspricht die weibliche mit den Ringellocken zu beiden Seiten des Gesichts, wie sie schon die bekannten Prinzessinnen des Velasquez tragen. Schön ist Merians Stich mit Anna Katharina von Württemberg von 1678. Allein die Haarfrisur der französischen Damen trachtete von der pompösen Breite bald fort und stieg in die Höhe zu einem koketteren Gebilde, das besonders in der „allamodischen" Fontange (nach einer königlichen Maitresse benannt) seinen bezeichnenden Ausdruck fand; ein aus Bandschleifen und Spitzen zurechtgemachter turmartiger Kopfputz, der im Nacken gestützt wurde.

[10]) Übrigens stellt ein älterer Holzschnitt nach Cranach bereits seinen Vater Karl V. mit demselben krempenlosen hohen Hut dar, ein Zeichen, daß diese strenge Hutform am spanischen Hofe wohl schon in der Reformationszeit Mode war.

(Gutes Beispiel: Der farbige Stich von Danckerts.) — In Deutschland und Rußland besonders wird Pelzmütze sowie Pelzhut aus Biber- und Marderfell beliebt.

Das Rokoko lockert wie in allen Künsten auch in der Kunst des Kostüms die schweren Formen des Barock auf: die Allongeperücke wird von den zierlichen Puderlocken, die hohe Fontange von dem graziösen Häubchen abgelöst, Dinge, die uns besonders in den entzückenden Pastellbildern eines Pesne, de la Tour, R. Carriera lebendig werden oder auf den Ölbildnissen von Watteau, Nattier, Pesne u. a. Der Dreispitz gewinnt seine Hauptbedeutung wohl erst im Stil Ludwigs XV. und bleibt bis zur Revolution die elegante Kopfbekleidung. Die weibliche Haartracht, durch den neuen Frauenkultus unter Ludwig XIV. zu freier Entfaltung gebracht, gefällt sich besonders gegen Ende des 18. Jahrhunderts in immer stärkerer Willkür und bringt mit den Riesencoëffüren der 70er und 80er Jahre die bekannten wilden Auswüchse zu Tage. Es ist die Zeit der ersten Modekupfer, die uns zum erstenmal in regelmäßigen Modejournalen jede Einzelheit der Tracht in feinen kolorierten Stichen überliefert. Die Lipperheidesche Sammlung, die alles das in seltener Vollständigkeit besitzt, stellt zahlreiche schöne Originale aus den drei ältesten Pariser, Weimarer und Londoner Journalen (Galerie des Modes, Journal des Luxus und der Moden, Galery of Fashion) aus.

Den großen, mit Seidenbändern garnierten Strohhut, schon zur Zeit der Schäferpoesie in Mode, zeigt ein pikanter Farbenstich nach J. B. Huet. Er kehrt dann häufig wieder auf den leicht sentimentalen Farbstichen der Engländer nach Romney, Reynolds u a.; vergl. Bartolozzis Stich der Miß Bingham (1786). Wie die Coëffüren, so wachsen auch die Hutgarnierungen in die Höhe. Die Wertherzeit hatte ja mit dem jungen Goethe an der Spitze den runden hohen Wertherhut in Mode gebracht. Er gewinnt als Spitzhut des Revolutionärs gleich 1789 eine neue Bedeutung. Mit der Trikolore geschmückt trägt ihn der elegante Monsieur Sériziat auf Davids Louvrebildnis. Die Zeit der Incroyables und Merveilleuses führt die große „Schute", wie wir sagen würden, ein, die bald den Kopf völlig zudeckt und manchem Satiriker der Mode als Zielscheibe gedient hat. (Vergl. besonders H. Vernets und Lantés Karikaturen.) Grotesk und witzig der Steindruck mit den drei weiblichen Theaterbesuchern.

Die Directoire-Zeit bringt in Anlehnung an antike und orientalische Muster das leicht gekräuselte kurze Haar, das Turbanhäubchen (vergl. Vigée Lebruns Selbstbildnis in den Uffizien), das Diadem (Prud'hons Kaiserin Josephine) und andere Kopftrachten auf.

Um diese Zeit kommt auch der Zylinderhut auf (Geddes Bildnis des Herrn Plimer, 1815). Eine der frühesten Darstellungen davon mit geschweifter Krempe scheint Hickels Bildnis des Charles J. Fox zu sein. Der heutigen Form schon mehr angenähert ist er bei Dightons Lord Londonderry.

Mit der Biedermeierzeit setzen dann die freundlich-behäbigen Kopfbedeckungen ein, die z. B in den Kapottehüten ihren hübschen Ausdruck finden (vergl. Franz Krügers Geschwister Stich, Handzeichnung der Nationalgalerie). Von Gavarnis Modebildern sind gute Neudrucke vertreten, Schadow, Stieler, Menzel liefern Beispiele. Aus der Zeit seit 1850 nenne ich die flotten Zeichnungen von Guys.

Die neueste Zeit ist durch Bilder von Skarbina, Shannon, Delvaille vertreten, auch Paul Poirets geschmackvolle Aufnahmen, Ludwig Kainers und Christophes Entwürfe für den „Wieland" u. a. sind zu nennen

Eine besondere abschließende Abteilung bilden die volkstümlichen Kopftrachten von Europa einerseits und Osteuropa und Asien andrerseits. Ich erwähne kurz Bantzer, Bartels, Bieler, Oluf Braren, C. L. Jessen, Knaus, Leibl, Strobentz, Zorn, Zuloaga.[11])

Unser Gang durch die Ausstellung „Kopf und Hut" ist beendet. Ich konnte notwendig aus dem großen Material nur einiges besonders Charakteristische herausgreifen, ebenso wie die Ausstellung selbst keinen Anspruch auf absolute Vollständigkeit macht. Aber der Anregungen für Laien und Kenner gibt sie die Fülle und zeigt überhaupt, welche überragende Rolle gerade die Kopftracht in der allgemeinen Kostümgeschichte spielt.

ZU DEN TAFELN

I. MEISTERWERKE DER WAFFENSCHMIEDEKUNST. Tafel V.

a) **Armbrust. (Halbe Rüstung) des Kurfürst Johann Friedrich des Großmütigen von Sachsen.** — Die Säule oben, unten und an den Leisten der Seiten mit Platten von graviertem Bein belegt, an den Langseiten rechts und links Einlagen von graviertem Bein. Darstellungen: Links Jagd auf Bär, Eber, Hirsch, Vogelwild, Falkenjagd, Jäger zu Fuß und zu Pferd in Zeittracht, lebhaft bewegt. Rechts Orpheus nackt und bärtig, die Kniegeige spielend, sitzt im Wald unter einem Baum, um ihn die Tiere, darunter auch Einhorn, Drache und ein Äffchen, auf einem Esel reitend, das Spiel des Meisters nachahmend. Oben, zwischen Ranken, die pilasterartig aufsteigen, wie auf Entwürfen Aldegrevers, weibliche Gestalten in Nischen, Musik und Glaube; auf der Unterseite wieder Jagdszenen, der hl. Sebastian (unter der Bolzenklammer), Kupido und Venus. Alles in der Art der Kleinmeister, das Figürliche etwa H. S. Behams, (S. A. Brinckmann, Die praktische Bedeutung der Ornamentstiche für die deutsche Frührenaissance, S. 41). Eiserner Stift, umklappbares Flugvisier. Abzugsbügel und Bogen reich geätzt, letzterer oben mit moresken Ranken, unten mit einer Komposition in Friesform, das Leichenschießen (Gesta Roman. Cap. 45) und Auszug Gewappneter ins Feld.

Von einem in Weimar 1813 plündernden Franzosen wurde das Stück mit einer Winde, die den Namen Johann Friedrichs trägt, nach Leipzig verkauft, wo es Maximilian Freiherr Speck von Sternburg, der Gründer der Sammlung in Lützschena, erwarb, der es 1832 dem Histor. Museum in Dresden schenkte. Ausgezeichnete Arbeit, von lebendigstem Formgefühl und vorzüglicher Erhaltung. Um 1540.

(Dresden, Histor. Museum.)

b) **Armbrust (Halbe Rüstung).** Die Säule bis auf den Teil der Oberseite über der Nuß ganz mit geätztem Eisen belegt: in lockeren Ranken Jagdszenen, Vögel. Auf der Backe eine besondere Platte mit der stehenden Figur eines Geharnischten, der sich mit der Rechten auf ein Schild mit dem kursächsischen Wappen stützt; auf der rechten Seite ebenso die Fortuna auf einer Kugel über das Meer schwebend, das vom Wind geblähte Segel in ihren Händen, zeigt als Wappenbild ein Kreuz (Merseburg?). Auch der Bogen trägt auf beiden Seiten tiefe Ätzungen, Ranken mit Blättern im Stile Aldegrevers. Verankerung vergoldet, Bindung schwarz-gelb. — Auf der zugehörigen Winde die Jahreszahl 1579; doch weist das Stück seiner Ornamentik nach in die Mitte des 16. Jahrhunderts.

(Dresden, Histor. Museum.)

II. ALTE TRACHTEN. TAFEL V.

Kappe mit Nackenschirm. Italienisch, 15. Jahrhundert 2. Hälfte. — Karmoisinrote Seide mit eingewebtem hellem Blattornament, besetzt und eingefaßt von Goldschnüren. Höhe 11 cm. Gefunden 1852 im Gemäuer vom **Palazzo Venezia in Rom**. — Unter der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zum Turban oder ähnlichen Gebilden um den Kopf gewundenen Kragenkapuze ist beim Manne häufig der tief in den Nacken reichende Rand einer Kappe zu beobachten. Das Aufkommen dieser fezartigen Kopfbedeckung steht anscheinend in ursächlichem Zusammenhang mit dem gleichzeitigen kurzen Haarschnitt, der im Norden (Frankreich und die Niederlande) häufig bis zum Ausrasieren des Nackens getrieben wird (vergl. Z. H. W. K. 9, S. 20). Denn die der priesterlichen Calotte verwandte und vielleicht ihr nachgebildete Kappe soll offenbar den entblößten, des schützenden Kapuzenkragens beraubten Nacken decken. (Vergl. S. 171 ff.)

Um 1450 stößt die Kappe den Turban ab und wird, zugleich an Höhe zunehmend, zum selbständigen, in dieser Zeit das ganze Abendland beherrschenden Kopfbedeckung. Der Rand verläuft von jetzt ab im allgemeinen gerade, nicht selten in mannigfaltigster Form umgekrempt. Seit etwa 1470 beginnt die Kappe sich wieder zu verflachen und wird gegen Ende des Jahrhunderts vom Barett verdrängt.

Die hier zum erstenmal veröffentlichte Kappe der Sammlung Figdor ist der einzige erhaltene Repräsentant dieser Kopfbekleidung, u. W. überhaupt die älteste erhaltene profane Kopfbedeckung und daher von ungewöhnlichem kostümlichem Interesse. Der Nackenschirm, den man sich beim Tragen steiler herabhängend zu denken hat, als es die Abbildung zeigt, deutet noch auf die beschriebene ursprüngliche Gestalt, die Höhe weist indessen auf die reifste Zeit von etwa 1450—1470. Der Fundort der Kappe läßt keinen Zweifel über die italienische Herkunft, ihr kostbarer Stoff deutet auf einen vornehmen Träger.

(Wien, Sammlung Figdor.)

FACHNOTIZEN

Eine Geschützrichtwinde um 1600. An die von R. Cederström Z. H. W. K. 5, 258 f. publizierte Fachnotiz „Dürers Kanonenwinde" anschließend, sei hier eine in der Waffensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien befindliche Geschützrichtwinde vorgeführt. (Inv. N. 466.)

Dieses Stück (Abb. 1 u. 2) läßt in der Außenansicht einen quadratischen, aus Eisenplatten zusammengesetzten Kasten (90 × 90 × 25 mm), der auf der Vorderseite ein Zifferblatt mit Zeiger und eine ∾förmig geschwungene Kurbel zeigt, eine seitlich durch den Kasten geführte Zahnstange mit schwach konkav

[11]) An der letzten Wand kann man sich erfreuen an den Originalaquarellen, die der Maler Max Tilke mit feinstem Farbensinn und erstaunlicher Sachkenntnis in Asien, Afrika und in Museen nach den Kostümen selbst aufgenommen hat. Besonders schön erscheinen mir die Aufnahmen aus dem Kaukasus.

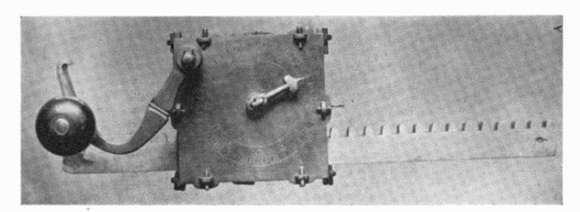


Abb. 1

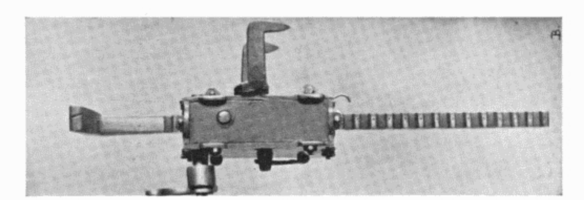


Abb. 2

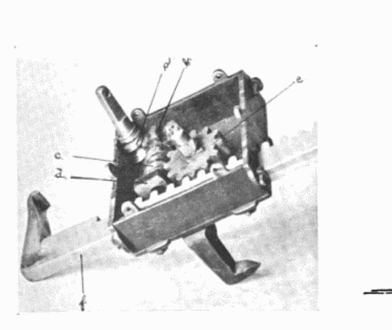


Abb. 3

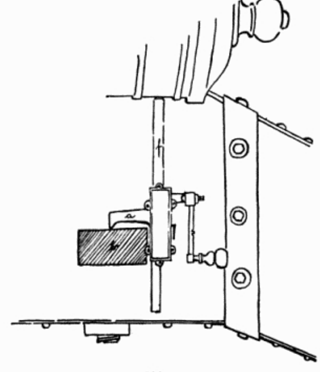


Abb. 4

Deutsche Geschützrichtwinde. Um 1600
(Wien, Waffensammlung des Kunsthistorischen Museums)

gebogener Krücke und auf der Rückseite des Kastens zwei kräftige, angeschweißte Haken (Abb. 2) erkennen.

Der vorerwähnte Kasten ist aus zwei quadratischen, 3 mm starken Eisenplatten — Vorder- und Rückseite — und vier rechteckigen Seitenteilen (90 × 25 mm) zusammengesetzt, die durch kleine durch seitliche Lappen getriebene Eisenkeile untereinander verbunden (verzapft) sind.

Die blanke Vorderplatte (Abb. 1) zeigt in Gravierung in einem Kreisring zwölf mit Ziffern bezeichnete Einteilungen wie bei einer Uhr, Einteilungen, die wieder in je vier Teile unterteilt sind; weiter einen auf eine vertikale aus der Mitte der Platte herausragende Achse mittels Verkeilung befestigten Eisenzeiger mit herzförmigen Kopf und bei der rechten, oberen Ecke den Kopf einer Vertikalachse, auf welcher die Kurbel gleichfalls mittels Verkeilung befestigt ist. Links seitlich durch zwei korrespondierende, rechteckige Öffnungen der oberen und unteren Seitenteile ist die Zahnstange geführt.

Diese 305 mm lange, 22 mm breite und 10 mm starke Zahnstange hat 24 vorn abgerundete Zähne und 24 Intervalle von je 5 mm Breite, also insgesamt 48 Teilungen, welche den 48 Unterteilungen des Zifferblattes entsprechen, und eine 70 mm lange, nach oben leicht konkav geschwungene, zur Auflagerung des Geschützrohres bestimmte Krücke.

Die rechte Seitenwand zeigt in ihrem oberen Teil das runde Ende einer in ihr gelagerten horizontalen Achse. Die Rückwand trägt die beiden schon erwähnten 42 mm langen, kräftigen Haken (10 × 10mm) und zeigt in der Mitte das in ihr gelagerte, abgerundete Ende der den Zeiger tragenden Vertikalachse und oben in der rechten Ecke das Ende der Vertikalachse, auf welcher die Kurbel aufsitzt.

Entfernt man die Vorderplatte und mit ihr Kurbel und Zeiger, so liegt der ganze Mechanismus klar zu Tage (Abb. 3) Die Kurbel sitzt auf der in Vorder- und Rückwand gelagerten Achse der 30 mm langen, dreigängigen, vertikalen, unendlichen Schraube a auf, die ihrerseits in das Zahnrad b (6 Zähne und 6 Intervalle) eingreift, das auf der Achse der 30 mm langen, horizontalen, dreigängigen, unendlichen Schraube c aufsitzt, die rechts in der Seitenwand und links in einem an der Rückwand angeschweißten Lagerblock d gelagert ist. Die unendliche Schraube c greift in das auf der den Zeiger tragenden Vertikalachse aufgeschobene Zahnrad e (40 mm Durchm., 12 Zähne und 12 Intervalle) ein, das seinerseits wieder in die Zähne der Zahnstange f eingreift.

Dreht man die Kurbel gegen den Uhrzeigersinn (d. h. von rechts nach links), so bewegt die Schraube a das Zahnrad b und mit ihm die Schraube c, die ihrerseits das Zahnrad e bewegt, wodurch sich dieses im Uhrzeigersinn (d. h. von links nach rechts) bewegt, was auch der Zeiger durch sein Fortschreiten von 12 (zugleich 0) nach rechts (d h. gegen 1) hin anzeigt und zugleich in die Zähne der Zahnstange f eingreifend diese hebt. Und zwar entsprechen dem Zeigerwege von 12—1, 1—2, 2—3 etc. je ein Zahn und ein Intervall der Zahnstange, was einem vertikalen Wege von 10 mm entspricht.

Umstehende Zeichnung (Abb. 4) zeigt die Anwendung dieser Geschützrichtwinde. Die keilförmigen Enden der beiden Haken a werden in den unter dem Hinterteil des Geschützrohres liegenden Verstrebungsbalken b der beiden Lafettenwände so eingeschlagen, daß die Längsteile der Haken fest auf dem Oberteil des Balkens aufruhen. Der Hinterteil des Geschützrohres liegt auf der Krücke der Zahnstange f auf. Dreht der die Geschützrichtwinde bedienende Mann die Kurbel gegen den Uhrzeigersinn, so wird der Hinterteil des Geschützrohres gehoben und daher die Mündung des Rohres gesenkt (Depression). Wird dagegen die Kurbel im Uhrzeigersinn gedreht, so senkt sich der Hinterteil des Geschützrohres und mithin hebt sich dessen Mündung (Elevation).

Da sich in keinem der artilleristischen Bücher des 17. und 18. Jahrhunderts (soweit sie mir zu Gebote standen) eine annähernd nur ähnlich konstruierte Geschützrichtwinde feststellen ließ, darf man wohl annehmen, daß das vorliegende Stück nur ein Versuchsmodell ist. Einen Anhaltspunkt für die Datierung des interessanten Stückes gibt nur der Ductus der Ziffern des Zifferblattes. Dieser läßt auf eine Entstehung um 1600 schließen. Als Entstehungsland dürfte, nach dem Ductus der Ziffern zu schließen, Deutschland angenommen werden. *August Groß*

Gerkammer. Der den Germanisten seltsam berührenden Anfrage Paul Reimers Z. H.W. K. 2, 75 ist entgegenzuhalten, daß das niederdeutsch und mitteldeutsch belegte *gêrkamer, gêrhûs,* das — als sacristia, vestibulum glossiert — diejenige Abteilung der Sakristei bezeichnet, in der die Meßgewänder aufbewahrt werden, mit der *gêr* benannten Stangenwaffe nicht das mindeste zu schaffen hat. Dagegen weisen die überlieferten Formen *gerwekamer, gerbekamer, garfkamer* schon von sich auf den ersten Teil des Kompositums: mhd. *gerwe, garwe,* ahd. *garawi,* das etymologisch zu *gar* und *gerben* gehört und einmal die Kleidung ganz allgemein, dann aber insbesonders die priesterliche Kleidung bezeichnet. *Julius Schwietering*

Die Waffensammlung in der Wallace Collection, London. Der zweite Saal der europäischen Waffen (Raum 6) ist wieder geöffnet worden, der dritte aber, heute noch Vorratsraum für Bilder, wird wahrscheinlich noch einige Monate länger geschlossen bleiben. Wenn auch dieser Zustand für das Publikum wenig angenehm ist, hat er sich doch andrerseits als sehr nutzbringend erwiesen, da er ein genaueres Studium der Stücke ermöglichte, mit interessanten, ja erstaunlichen Ergebnissen. Eine schöne Gruppe von Rappieren (451, 453, 457, 513 u. 546) konnte als Arbeit von Pietro Caino, Mailand, nachgewiesen werden. Die Degentasche (615), einst „spanisch" genannt, wurde als sächsische Arbeit erkannt aus der Reihe der Degentaschen im Dresdner Histor. Museum. Die Brust (659), einst in der Slg. Meyrick (Joseph Skelton, The engraved illustrations of anciens arms and armour, vol. I, Kl LXX) wird jetzt richtiger als „zusammengesetzt" bezeichnet. Der obere Teil gehört zu einer getriebenen italienischen Harnischbrust, Schule der Negroli, der untere Teil besteht aus fünf Geschüben eines deutschen „ganzen Krebses", einer vorzüglichen Arbeit aus der gleichen Zeit Einige Rappiere des späten 17. Jahrhunderts, Brescianer Arbeiten, in der letzten Ausgabe des Kataloges als Fälschungen bezeichnet, wahrscheinlich wegen ihrer unangenehmen Farbe und wegen der Rostgruben, die durch Putzen mit Säure entstanden sind, können jetzt wieder als echt gelten. Der glänzende Turnierharnisch (521), geätzt und vergoldet im besten Stil des Pompeo della Chiesa, trotz seiner Markierung „Pompe" früher einfach „Italienisch, um 1580" genannt, ist dem Meister jetzt zuerkannt worden. Genaue Untersuchung des berühmten „Gotischen Harnisches" (620) zu Pferde, einst in der Slg. Nieuwekerke, förderte nicht weniger als sechs Meistermarken zutage, die noch näher zu bestimmen sind. *Charles R. Beard*

Solinger Schwertschmiede-Familien.

(Vergl. Z. H.W. K. 1, 2, 5, 6.)

Die Familien Brach und Broch.

Nachträge zu Bd. 5, S. 111-113 und Bd. 6, S. 142.

Clemens Brach. Deutscher Degen, 95 cm lang, Inschrift „CLEMENS BRACH". Mitte des 17. Jahrhunderts.

(Real Armeria de Madrid G 67, Katalog von 1898, S. 232.)

Jacob Brach. Deutsches Schwert aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, 105 ¹/₂ cm lang. Auf der einen Seite die Inschrift „JACOP · BRACH · ME · FECIT", auf der anderen Seite „SOLINGEN". Zeichen: König David mit der Harfe.

(Real Armeria de Madrid G 94, Abbildung 171.)

Degen des 17. Jahrh. mit der Inschrift „JACOP · BRACH", 93 cm lang, 1,8 cm breit. (Real Armeria de Madrid G 90.)

Familie Schimmelbusch.
Zu Bd. 6, S. 143.

Der 437 Zentner betragende Messerabsatz der Firma Johann Schimmelbusch & Söhne vom Jahre 1786 wurde übertroffen durch den von Joh. Wm. Engels mit 1614 und den von Gebrüder Bauermann mit 1029 Zentnern.

(Friedr. Wilh. Dransfeld, Solinger Industrie-Verhältnisse im 18. Jahrhundert, S. 58. Solingen 1914.)

Die Familien Weyersberg.
Nachträge. Vergl. Bd. 1, 2, 5 und 6.

Zu Wilhelm Wirsberg (I). Degen des Herzogs von Weimar, erbeutet in der Schlacht bei Nördlingen 1634. Klinge 85 cm lang, oben 3,2 cm breit. Inschriften: „FRID · HENRIC · D · G · AUR · PRINC · COM · NASS · CA · VB — PRO · ARIS · ET · FOCIS — PRO · FIDE · ET · PATRIA — IOH · GEORGI · D · G · SAXON · IVL · CLIVMONT · DVX · SRI — WILHELM · WIRSBERG — ME · FECIT · SOLINGEN." Zeichen: die kleine Zange im ovalen Kranz. (AVR = Oranien.)

(Real Armeria de Madrid G 61 mit Abb. 160 und 161, Katalog von 1898, S. 229/230.)

Degenklinge, 85 cm lang, oben 2,7 cm breit, aus dem Ende des 16. Jahrh., mit dem Namen „WILHELM · WIRSBERG" und zwei gleichen Zeichen, die ein gekröntes T mit Blumen (?) darüber zeigen, nicht die Zange.

(Real Armeria de Madrid G 194, Abb. 203. Katalog von 1898, S. 259.)

Degen: Klinge mit Kopf 1,05 cm lang, am unteren Kopf 2,2 cm breit. In beiden Blutrinnen, von Reichsapfel-Zeichen umgeben, die Inschrift: „WILHELM + WIRSBERG + ME · FECIT SOLINGEN". Am Kopf beiderseits eingeschlagen: die kleine Beißzange im Oval. Ganz einfaches eisernes Gefäß mit Holzgriff, der früher mit Messingdraht umwickelt war (1914 von Albert Weyersberg in Solingen erworben).

Degen mit dem Zangenzeichen in Oval, dem eingehauenen Wolf und dem Reichsapfel, aber ohne Namen (vergl. Bd. V, S. 114, Bd. VI, S. 144, Bd. VIII, S. 293). (Sammlung Paul Boedinghaus jun. in Elberfeld.)

Als Zeichen der Wirsberg (Weiersberg, Wirsberger) — vergl. Bd. 8, S. 292 — sind nachzutragen:






Wilhelm Wirsberg (Weiersberg)






Johannes Wirsberger

Stockholm St. Gallen Frauenberg

Zwei nebeneinander stehende Herzen mit der Krone darüber, ferner die Lichtputzschere, beide Zeichen 1823 eingetragen für Gebrüder Weyersberg. *Albert Weyersberg*

Die Flintenlauffabrikation zu Burg an der Wupper. (Vergl. Bd. 1, S. 257, Bd. 2, S. 387, Bd. 5, S. 30, Bd. 6, S. 142, Bd. 7, S. 87.) „Im Jahre 1685 machte der Laufenschmied zur Bourg Johann Schmitt bei dahiesiger Hofkammer die untertänigste Vorstellung, daß er aus der Ursache Serenissimo mit seiner Arbeit nicht nach Wunsch aufwarten könnte, weil er nur die Hälfte eines kleinen auf der Eschbach gelegenen Schleif- und Bohrmühlgens eigenthümlich innehätte, mit der beiläufigen Erinnerung, daß unweit demselben auf dem Wupperfluß eine Kameraldrahtmühle vorhanden wäre, welche lange Zeit ungebraucht still läge, dem unerachtet aber alljährlich mit vergeblichen Kösten unterhalten würde.

Er bittet, ihm dieselbe als Bohrmühle zu concedieren, und erhielt sie am 13. Februar 1688 vermittels Erbpacht." [1])

Im Jahre 1786 stritten sich die Gebrüder Schmitt und Johann Hutz wegen der Mitbenützung einer Schleif- und Bohrmühle (wohl 1708 erneuert und unterhalb der Wupperbrücke gelegen) [2]).

Bei der Drahtmühle („Draatmüll") handelt es sich um eine ehemalige Walkmühle der Burger Tuchmacher. Im Jahre 1731 trat wieder eine Wandlung ein, indem der „Büchsenschmitts-Rotten", weil er seinen Besitzern „gantz und gar nichts nutzte" für ein billiges verkauft und als Ölmühle eingerichtet wurde. [3]) *Albert Weyersberg*

Berichtigung zu Heft 4, S. 117: Eine mittelalterliche Geschützkammer im Berliner Zeughaus. Bei Interpretation der Teppich-Darstellung mit abfeuerndem Geschütz (Abb. 6) ist mir ein bedauerlicher Irrtum unterlaufen. Der Strick, den der linke Kanonier in der Hand hält, dient nicht, wie ich annahm, zum Festhalten der Kammer, sondern, wie ich mich von verschiedener Seite überzeugen ließ, handelt es sich offenbar um die Lunte, die zum Abfeuern an das Zündloch gehalten wird. Nach einer Mitteilung von Sr. Exzellenz Herrn Generalleutnant a. D. Rathgen ist es die bisher früheste Darstellung dieses Geräts. *Post*

AUKTIONSBERICHTE

London. Bei Christie, Manson and Wood fand die Versteigerung der Waffensammlung Meyrick, zuletzt im Besitz von Leonard Brassey, Apethorpe Hall, Peterborough, statt. Die Sammlung des Dr. William Meyrick entstand in den Jahren 1841 bis 1861 während und nach der Auflösung der berühmteren Meyrick Collection in Goodrich Court. Dank der genauen Zeichnungen Joseph Skeltons in dem Katalog dieser Sammlung lassen sich heute viele Stücke in dem jetzigen Katalog identifizieren Allerhand Ergänzungen erfuhr die Sammlung von anderen Orten; aus dem Katalog von 1861 erkennt man, daß die Sammlungen Bernal, Swabey, Medina Coeli und Hooper hier in Frage kommen, und obwohl wir heute unmöglich die

[1]) Jülich-Berg, Amt Solingen. Johann Arnold Hutz gegen die übrigen Laufenschmiede 1785. (Staats-Archiv in Düsseldorf.)
[2]) Hofrat B XXVI Solingen 1, 112. (Staats-Archiv in Düsseldorf.)
[3]) Eine alte bergische Industriestätte. (Kölnische Zeitung, Juli 1911.)

einzelnen Stücke identifizieren können, dürfen wir es für sicher halten, daß Teile der spanischen Beute aus der Madrider Armeria, die 1839 bei Christie verkauft wurden, gleichfalls in Meyricks Hand gelangten. Sicherlich stammen alle Schuhkappen (132, 133, 144—147) und möglicherweise die Beinschiene und Hackenschutz (35 u. 148) sowie die Henzen (39 u. 45) aus dieser Quelle. Viele andere Waffen wurden im Ausland erworben, vor allem in Nürnberg. Das Ergebnis war, daß die Sammlung in der Hauptsache seinem Wunsch entsprach: „nur solche Stücke zu enthalten, die wirklich gut in der Form und in der handwerklichen Arbeit seien." Das trifft zweifellos für die Harnische zu; dagegen lassen die Trutzwaffen, besonders die Schwerter, viel zu wünschen übrig. Davon sind viele aus Teilen verschiedenen Alters und verschiedener Herkunft zusammengestellt, und einige mit glänzender dekorativer Durchbildung sind von sehr zweifelhafter Echtheit. Ein interessantes Beispiel der ersteren Gattung ist das wallonische Rappier (172) um 1610, mit einem achteckigen Knauf von Silberfiligran von einem sehr schönen italienischen Schwert des späten 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich von derselben Hand wie das Schwert Cesare Borgias und das Puccischwert. Infolgedessen brachte dies Schwert 190 Guineas, während es tatsächlich nur 15 wert ist. Gleichfalls sehr anfechtbare Stücke sind das tauschierte Schwert und die Rappiere 52, 129, 166 und 170, die Eisenschuhe von gotischer Form 117 und die beiden Handschuhe 41 und 42.

Der Auktionskatalog selbst läßt auch viel zu wünschen übrig. Er ist weder von der nötigen Vollständigkeit noch von hinreichender Genauigkeit in seinen Angaben über Alter und Herkunft der Stücke. Die schöne Armkachel (22) „circa 1460" ist kaum früher als 1520, wahrscheinlich deutsch (20 Guineas). Die Handschuhe (39) sind nicht „Arbeit von Greenwich um 1570", sondern deutsch und wesentlich älter; von demselben Harnisch wie die Beinschienen und Schuhkappen (65) in der Sammlung Laking (300 Guineas). Die Gläven (90 u. 96) sind Mitte 17. Jahrhunderts, ihre Wappen nicht die Francisco Veneris (70 und 75 Guineas). Die Achseln (109) stammen von einem Turnierharnisch für das gemeindeutsche Gestech um 1510—20, nicht 1460 (170 Guineas). Die schöne Henze (115) ist 1560, nicht 1490 (150 Guineas), der Geschlossene Helm (184) muß um 1530 angesetzt werden (210 Guineas), der Helm (185) ist deutsch (Augsburg?) um 1560—1570 (130 Guineas). Die einzigen bemerkenswerten Blankwaffen sind der schöne italienische Fechtdegen mit dem dazugehörigen Linkhand-Dolch (25) um 1650, die 520 Guineas brachten. Der ausgezeichnete Geschlossene Helm (62) von dem Harnisch 10 in Turin, jetzt schlecht überputzt, aber 1861 noch mit den Originalnieten und der echten Vergoldung ausgestattet, ging für 480 Guineas an Dr. Dean; ebenso die geätzte Brust (74(aus der Sammlung Bernal (2426) um 1540, für 320 Guineas, und das Stechmäusel („Passguard"), fälschlich als „Guard-de-bras" bezeichnet (87), deutsche Arbeit um 1550, für 330 Guineas. Die Armkachel, eine hervorragende Arbeit, die zu einem Harnisch in Petersburg gehört, ging für 170, und die schöne deutsche Harnischbrust (111) aus Goodrich Court für 50 Guineas weg. Dr. Dean erstand weiter die sehr gute italienische Brust von runder Form (122) für 360 und ein ähnliches Stück (123) für 60 Guineas. Die Schuhkappen bleiben zum größten Teil in England; sie sind wesentlich älter als im Katalog angegeben, d. h. um 1530—1550. Die Paare (132 u. 134) erzielten 200 und 260 Guineas, das einzelne Exemplar (144) 144, 145 immerhin 120 Guineas, während 146 (70 Guineas) und 147 (120 Guineas) an Dr. Dean kamen. Der Helm (160), für den Dr. Dean 560 Guineas anlegte, ist wohl das beste Stück der Sammlung, wahrscheinlich aus der Bernal-Kollektion Nr. 2526, glänzend in Form und Qualität, blank, mit vergoldeten Ätzstreifen, die ein Rautenmuster auf gepunztem Grund aufweisen, besitzt er ein dickes Verstärkungsstück über der Stirn des Visiers, das allerdings, wenn auch aus derselben Zeit, doch von einem andern Helm zu stammen scheint. Hinten auf der Glocke sieht man zwei Frauengestalten in der Tracht um 1550, um den Hals eine Ordenskette mit ringförmigen Gliedern, alles geätzt. Die beiden Helme 184 und 186, deutsche Arbeit, brachten 210 und 250 Guineas.

Charles R. Beard

London. Bei Sotheby, Wilkinson and Hodge wurde am 3. Februar u. a. eine kleine Sammlung von Schutz- und Trutzwaffen aus Schottland versteigert. Zum größten Teil orientalische Sachen, darunter aber auch einige europäische Stücke, und diese von nicht geringer Bedeutung. Der hintere Teil eines Harnischkragens (205), graviert mit Trophäen von Waffen und Seeungeheuern, als Umrahmung eines getriebenen Feldes mit einer Reiterschlacht im Kostüm der Zeit um 1640, deutsche Arbeit, brachte 28 Pf., das italienische Rappier (207) mit Spuren von Vergoldung und Silbertausia am Griff, am Knauf und an den Pariermuscheln Reliefs mit Szenen eines Reiterkampfes vor einer Stadtmauer, 40 Pf. Das Hauptinteresse der Versteigerung richtete sich auf die historische Schottische Pistole (201), ehemals im Besitz von John Graham, 4. Earl of Montrose († 1626), Präsident des Staatsrates, Vater des berühmten Marquis of Montrose, die den Rekordpreis von 500 Pf. erzielte. Der bisher höchste Preis für eine einzelne Schottische Pistole bei einer Auktion war 93.10,0 Pf., eine Messingpistole von 1637 (bei A. Fraser and Co., Inverness, September 1910). Wenn nicht von derselben Hand, sind doch beide Stücke zweifellos aus derselben Werkstatt. Ein ganzes Paar der Sammlung Morgan Williams bei Christie im April 1921, ging sogar auf 630 Pf.; es war ein hervorragend schönes Exemplar, ziseliert und vergoldet, bezeichnet und datiert J. L. 1614. Da die Läufe die Marke „Pistoia" trugen, waren sie im Katalog irrigerweise als „italienisch" bezeichnet. Bei der Montrose-Pistole besteht Lauf wie Schaft aus ziseliertem und vergoldetem Metall, mit Feldern in einer Art Dekoration von Quadraten und Federn, von Bändern umschlungen; die Afterkugel ist birnförmig, nicht eiförmig. Das Steinschloß, wesentlich jünger als die anderen Teile (um 1720—40), ist an der rechten Schaftseite, dazu ein Gürtelhaken. Über der Schwanzschraube befindet sich, in rechteckigem Rahmen, das Wappen der Montrose, darüber eine Krone, umgeben von einem Band mit der Inschrift „Joannes Graemus Comes Montis Rosarum 1615". Dies Stück erschien zuletzt auf dem Markt bei der Auktion Cosson 1893 mit der Notiz, daß der Baron de Cosson es in Paris gekauft habe. *Charles R. Beard*

London. In der Sammlung von Sir Henry Waechter, Bart., die am 27. Februar bei Christie, Manson and Wood versteigert wurde, waren nur wenige wertvolle oder interessante Stücke. Und diese erzielten auch keine angemessenen Preise, eben weil sie mit dem Minderwertigen, das den Hauptteil der Sammlung ausmachte, zusammengekoppelt waren. Nur drei Schwerter müssen erwähnt werden: ein italienischer Fechtdegen mit Glockengefäß (35), um 1660, der Griff schön durchbrochen und getrieben mit Blumenranken und Vögeln, die Klinge nicht zugehörig; ein französischer Offiziersdegen um 1740 (97) mit gebläutem und goldtauschiertem Gefäß, auf der Klinge das königliche Wappen von Frankreich, schön geätzt und vergoldet, der 21 Guineas brachte, und ein typisches, englisches Rappier um 1620 (163), die brünierte Glocke mit Silber tauschiert. Ein reizendes Brescianer Stilet, Ende 16. Jahrhunderts (120), mit

getriebenem Griff, von brüniertem, vergoldetem und silbertauschiertem Stahl, die Scheide mit altem Samtbezug, erzielte 3 Guineas. Die Harnische waren zum größten Teil neue Arbeiten, und wenn alt, aus verschiedenen Teilen komponiert und modern geätzt. Der Halbharnisch, um 1570 (21), gut gebaut und gut erhalten, ist einheitlich, mit Ausnahme der Handschuhe, die Nürnberger Beschau aufweisen, während der Rücken die gekreuzten Schlüssel von Liegnitz zeigt. Trotz der modernen Ätzung und Vergoldung brachte er 75 Guineas. Der Harnisch Nr. 67, englisch, um 1640, geschwärzt und mit alter Bemalung in Gold, aber in sehr schlechtem Zustand, brachte 45 Guineas. Schließlich wurden für eine Sturmhaube (185), mit getriebenen Ranken und sitzenden Figuren auf vergoldetem Grund 30 Guineas bezahlt; leider sind die Backen und Halsreifen neu, dagegen die Glocke echt, deutsche Arbeit um 1610, wenn auch nicht erste Qualität. *Charles R. Beard*

Kostümsammlung Nachlaß Prof. Franz Simm †, München. Rudolf Bangel, Frankfurt a/M. 16. bis 20. Mai 1922. Aus dem Nachlaß des 1918 verstorbenen Münchner Genremalers Franz Simm kam u. a. auch eine beträchtliche Kostümsammlung von mehr als 500 Nummern zur Versteigerung. In der Hauptsache waren es Kostüme des Empires und Biedermeier, daneben Bauern- und Theatertrachten und einige Orientalia. Die durchschnittlich für den heutigen Wert der Mark sehr niedrigen Preise, die auch für recht gute Stücke gezahlt wurden, zeigen, daß es auch heute noch Sammelgebiete gibt, die mit kleinen Mitteln zu bestreiten sind. Wenn man hört, daß z. B. für ein seidenes Empirekleid durchschnittlich 300—400 M. bezahlt wurden, für zwei komplette Herrenanzüge des 18. Jahrhunderts ganze 40 M., so fordert das unwillkürlich zu einem Vergleich mit heutigen Kleiderpreisen heraus. Die erzielten Höchstpreise für Theaterkostüme — eine Königin von Saba brachte es auf 8000 M. — verraten uns die Hauptinteressenten auf diesem Gebiet. Im einzelnen wurden u. a. folgende Preise bezahlt:

Frauen-Kleider: Gelbes Taftkleid, gestreift und geblümt, Rock und Taille; Zopf M. 440.—. Ganzes Kleid, Rock und Taille, weiß, Taft geblümt; Übergang Rokoko-Zopf M. 5000.—. Schwarzseidener Umhang, wattiertes Seidenfutter, Empire M. 110.—. Schwarzseidener Umhang mit Rüschen, wattiert, Louis XVI. M. 110.—. Mantelkragen, grün-kupferroter Taft-buntes Passepoil, weißes Atlasfutter M. 2300.—. Empirekleid, crepe de chine, hellblau M. 900.—. Empirekleid, mattrosa, schwere Seide, reich verzierte Taille M. 900.—. Empirekleid, creme mit rosa Atlasstreifen M. 900.—. Empirekleid, rotbraune Seide gemustert (Taft) M. 780.—. Empirekleid, graulila Seide, hübsch gearbeitete Taille M. 460.—. Empirekleid, rot-gelb-grün gestreifter Kattun M. 500.—. Überkleid, rosa Seidenbrokat mit Blumen; Rokoko M. 2500.—. Empirekleid, creme Tüll, reichgestickte Bordüre M. 220.— (zweimal). Empirekleidchen, Mull, gestickte Bordüre M. 750.—. Empirekleidchen, weiß Mull, farbig gestickt M. 750.—. Empirekleid, Leinenlinon, grün, Streublumen, reich gestickte Bordüre und Schleppe M. 400.—. Empirekleid M. 400.—. Empire-Überkleid, weiß Mull, reich gestickte Vorder- und Rückenbahn, breite Bordüre, Tüllspitze M. 820.—. Empirekleid, weiß, mit weißer Stickerei M. 820.—. Oberleibchen: Leibchen, dunkelbraune Seide, quadrat. abgesteppt, mit Rückeneinlage M. 90.—. Leibchen, schwere rosa Seide, quadratiert geblümt M. 90.—. Leibchen, grüngelb schillernde Taft-Seide M. 90.—.

Herrenkleider: Hellblauer Atlasrock, reich gestickt; Rokoko M. 100.—. Grüner Seidenripsrock mit eingewebten Blumen M. 500.—. Brauner Tuchrock mit Weste, reich gestickt, 1770—1780 M. 400.—. Dunkelblauer Tuchrock, reich gestickt, 1770—1780 M. 200.—. Braun, grün und weiß gestreifter Atlasrock mit Hose, Seide, 1770—1780 M. 2000.—. Grüngelbe Schillerseide, 1770—1780 M. 400.—. Leuchtend rosa-roter Tuchrock. Mit weißer Tuchweste, beide reich mit breiten, gemusterten Wollborten besetzt M. 2500.—. Schwarzer Tuchfrack mit Samtfrack, 1770—1780 M. 30.—. Kardinal, rote Ripsseide siebenteilig, drei Umhänge, zwei Kopfbedeckungen, Stehkragen und Hemd M. 1400.—. Spanisches Gewand. Schwarzer Seidensammet mit reicher Goldstickerei M. 1700.—. Westen: Gelbe Seidenbrokatweste, Barock, lang M. 380.—. Geblümte schwere Seidenbrokatweste, schillernd. 1770, lang M. 380.—. Weiße, bunt bestickte Atlasweste, 1770, lang M. 80.—. Weiße, schwarz bestickte Atlasweste, 1880, lang M. 80.—. Buntgestreifte Seidenweste, Louis XVI., kurz M. 500.—. Rote Tuchweste, bunt gestickt, Louis XVI., kurz M. 500.—. Hosen: Schwarze Atlas-Kniehose M. 70.—. Schwarze Taft-Kniehose M. 730.—. Braune Samt-Kniehose M. 730.—. Schwarze Plüsch-Kniehose M. 730.—.

Kopfbedeckungen, Kopfschmuck: Hoher schwarzer Rohrzylinder M. 50.—. Brauner Strohzylinder mit eingeflochtenen Streublumen, 1776—1780 M. 50.—. Breiter Seidenfilz-Zweispitz, flach M. 35.—. Alte Spitzenhaube ohne Volant M. 100.—. Alte Spitzenhaube mit Spitzenvolant M. 100.—. Reich gesteppte Spitzenhaube mit breitem Klöppelspitzenvolant M. 100.—. Weißer Spitzenhut mit rosagestreiften Seidenbändern, Louis XVI. M. 110.—. Großer Florentiner Strohhut, um 1800, mit grauen Straußenfedern M. 110.—. Goldbraune Seidenbrokatmütze, um 1800 M. 110.—. Strohhut, Mitte des 19. Jahrhunderts M. 70.—. Silberne Riegelhaube M. 70.—. Schwarze Damastkostümhaube mit Goldspitze M. 70.—.

Kinderkleider: Weißes Atlastaufkleidchen mit Kapuze, echt goldgestickt, Louis XVI. M. 25.—. Dazugehörige Atlasdecke, goldgestickt, Louis XVI. M. 25.—. Goldbrokathäubchen, Louis XVI. M. 80.—. Rote Brokathaube, weiß geblümt mit blumigen Bändern, Louis XVI. M. 80.—.

Schuhe, Handschuhe, Strümpfe, Schirme: Ein Paar rosa Brokatschuhe, blaue Absätze, Louis XVI. M. 20.—. Ein Paar gestreifte weiß-lila Lederschuhe, Louis XVI. M. 20.—. Ein Paar weiße Lederschuhe, Louis XVI. M. 10.—. Ein Paar rote Seidenbrokatschuhe, Louis XVI. M. 10.— Ein Paar weiße Lederschuhe mit Stickerei, Empire M. 180.—. Rosa Lederschuhe mit Stickerei, Empire M. 180.— (zweimal). Kindersamtschuh und weißer Atlasschuh M. 180.—. Feines Leinenvorhemd mit Kragen und Jabot, um 1800 M. 8.—. Ein plisierter Batistkragen M. 8.—. Weiße Seidenstrümpfe, gestreift, grün und graues Zackenornament, um 1800 M. 150.—. Zinnoberrote Seidenstrümpfe, oben blau-weiße Streifen, unten weißer Zwickel, um 1800 M. 150.—. Knigger, rosa Atlas, Holzgriff, Messinggestell M. 48.—. Sonnenschirm, grüne Seide, Stoff aus gedrehtem Horn, Messinggriff, Empire M. 10.—.

Orientalische Kostüme: Roter seidener Goldbrokatkaftan M. 800.—. Japanischer langer Seidenkimono, blauer Seidenkrepp, reich mit Seide und Gold bestickt M. 1500.—. Blaßgrüner Seidenkaftan, durchweg reich mit bunter Seide tamburiert, mit golddurchwirkter Seidenspitze besetzt M. 520.—. Rotseidener Seidenkaftan mit reich gesticktem Halsausschnitt M. 520.—. Rotes Tuchkostüm, sehr reich mit Gold bestickt, bestehend aus weiter Hose, Rock und Überjacke M. 880.—. Rote weite Tuchhose mit schwarzen Seidenschnüren, reich ornamentiert M. 200.—. Weißer Kaschmir-Männerrock mit Streublumen, mit roten Seidenschnüren ornamentiert M. 95.—. *Post*

LITERATUR

Selbstanzeige. **Hans Mützel**, Kostümkunde für Sammler. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. 250 Seiten. 150 Abb. Berlin 1921. Rich. Carl Schmidt. Mk 50.—.

Das Buch ist dem Titel nach zunächst für den Sammler bestimmt und umfaßt daher nur diejenigen Gebiete der Kleiderkunst, auf denen er heute noch seine Ernte halten kann. Da die Vergänglichkeit des Materials allem, was zur Kleidung gehört, von vornherein das Todesurteil spricht, ist dieses Feld, wenigstens soweit es sich um historische Trachten handelt, kein sehr großes. Auf diesen um so kostbareren Bestand will auch das Buch vor allem das Interesse erst einmal lenken. Dies ist der Wesensunterschied gegenüber anderen Kostümwerken und Trachtenkunden, welche zunächst nichts anderes als eine Entwicklungsgeschichte des westeuropäischen Kostüms bis zur heutigen Modetracht geben und die Originalstücke gar nicht und die außereuropäischen Formenkreise nur ganz nebenher berücksichtigen. In dieser Hinsicht erstrebte das Werk, wie wir glaubten, schon in seiner ersten Auflage etwas durchaus Neues. Die älteren Originalstücke bis zum 17. Jahrhundert sind an sich schon eine Seltenheit und sämtlich im Museumsbesitz; aus dem 18. und 19. Jahrhundert dagegen ist, abgesehen von den öffentlichen Sammlungen, noch Vieles in Privatbesitz und im Antiquitätenhandel. Unter Benutzung gerade dieser Quellen konnten die hauptsächlichsten Typen der Mode aus diesem Zeitabschnitt in guten Exemplaren vorgeführt werden und es werden Stücke abgebildet, die vom Verfasser erst in der Verborgenheit des Privatbesitzes aufgestöbert wurden und daher zum erstenmal publiziert werden. Ein systematisches Sammeln in dieser Richtung ist ebenso neu wie interessant Das Buch, das bis zum Jahre 1900 geht, will hierzu die fachliche und historische Anregung geben und vor allem denen, die noch im Besitz von Kleidergut gerade aus den letzten Jahrzehnten, etwa von 1870—1900, sind, zum Bewußtsein bringen, daß diese Stücke jetzt schon historisch, also einer pietätvollen Konservierung würdig sind. Der andere Teil des Buches beschäftigt sich mit den außereuropäischen Formenkreisen. Die vergleichende Kostümkunde hätte eine Tochterwissenschaft der Völkerkunde sein müssen, statt dessen war sie ihr Stiefkind. Da hier noch so gut wie gar nicht methodisch geforscht ist, muß der Verfasser seinen eigenen neuen Weg gehen, indem er die kostümlichen Zusammenhänge auf der ganzen Erde zwischen allen bekannten Völkern der Vergangenheit und der Gegenwart feststellt. Er kommt dadurch zu einer grundlegenden Systematik nach Gesichtspunkten, welche sich den Voraussetzungen der Rasse, der klimatischen, kulturellen und sonstigen Lebensbedingungen zwanglos anpassen, eine Systematik, die durch diese natürliche Selbstverständlichkeit andere erkünstelte Einteilungsversuche zu ersetzen versucht. Unter diesem Gesichtswinkel bedeutet die Geschichte des westeuropäischen Modenkostüms nur die Entwicklung eines einzigen Typs unter den vier gleichwertigen und gleichwichtigen Typen, die auf dem ganzen Erdball in Erscheinung treten, nämlich des Hemd- oder Kittel-Typus. Dieser Bekleidungsgedanke einer zylindrischen Umhüllung des Körpers und seiner Glieder ist sowohl allen arktischen Völkern in Asien, Amerika und Europa eigen, als auch den syrisch-vorderasiatischen, welche ihn an die Völker des Mittelmeerbeckens weitergaben. Die alten Ägypter, Griechen und Römer trugen das Hemd zu ihren Wickelgewändern und als sie diese aufgaben, entstand durch Vermählung mit der nordisch-germanischen Kitteltracht die westeuropäische Kulturtracht mit ihrer ganz einzigartigen Entwicklungskette. Diesem Typus gedanklich verwandt ist die Kaftantracht, welche in breiter Zone ganz Mittelasien von der Küste des Stillen Ozeans bis tief nach Europa hinein in tausendfacher Gestaltung beherrscht. Die Weichsel wird hier als eigentliche kulurelle Grenze zwischen Asien und Europa durch die Kostümwissenschaft bestätigt. Diesen beiden Typen stehen die ungenähten Gewänder der alten und der neuen Welt gegenüber: Die Wickelgewänder des Altertums und der Gegenwart in Hinter- und Vorderindien, Ost- und Nordafrika und Südeuropa, und der Poncho-Gedanke, der den ganzen amerikanischen Kontinent beherrscht hat und bei den Naturvölkern und den niederen Ständen der jetzigen Kulturstaaten noch herrscht. Auch diese vergleichende Kostümkunde hat ihre Logik: ganz selbstverständlich ergeben sich aus den Grundgedanken die Verschlußmethoden und die Dekorationsmotive. In richtiger Anwendung werden die Völker mit unverdorbenem Stilgefühl auch heute noch ihre Kleider zu Kunstwerken erheben können. Durch die Darstellung dieser Beziehungen wird das Buch auch anregend auf eine reine künstlerische Auffassung der Kostüme der Vergangenheit und der Gegenwart wirken können. Das Kleid erscheint als Kunstwerk, als Produkt eines zielbewußten Willens, der sich in der Massenerscheinung der Volkstrachten ebenso äußert wie in den Einzelkostümen eines kultivierten Westeuropäers. Es ist dem Verfasser wohl bewußt, nach welcher Richtung der Schatz der Abbildungen nach bereichert werden könnte. Es müßten im historischen Teil die Sammlungen des Bayerischen Nationalmuseums, des Germanischen Museums in Nürnberg und des Historischen Museums in Dresden eingehend gewürdigt und aus kleineren Museen noch mehr Belege beigebracht werden; aber bevor nicht die Originalstücke der Kleiderkunst aus dem Stadium amüsanter Kuriositäten zu Gegenständen wissenschaftlicher Forschung erhoben werden, wird auch die Beschaffung von photographischen Abbildungen umständlich und kostspielig sein, weil die Museumsleitungen selbst noch kaum solche haben anfertigen lassen. Auch dürfen in einer späteren Auflage einige Farbentafeln von hervorragenden Stücken nicht fehlen. Für den Teil der außereuropäischen Kostüme müssen aber zunächst erst die infolge unserer langjährigen Isolierung gerissenen Lücken durch planmäßige vergleichende Forschung geschlossen werden. *Hans Mützel*

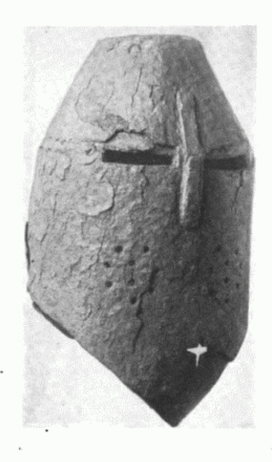
VEREINSNACHRICHTEN

Dem Verein neu beigetreten sind: Dr. Hans Karl Becker, Chemiker und Geologe, Frankfurt a/M., Myliusstr. 49; Dr. Karl Schumacher, München, Krankenhaus l. d. I.; Karl Leopold Hollitzer, ak. Maler, Wien VI, Gumpendorferstr. 63 B; Oberst a. D. R. H. Vogel, Cham, Kt. Zug (z. Zt. München, Ainmillerstr. 26). Stadthistorisches Museum, Straßburg i. E.

DRUCKFEHLER

Heft 4: S. 117, Abb. 1b befindet sich S. 120 neben Abb. 4. — S. 119: Spalte 2, Absatz 2, Zeile 5 von unten lies statt „eine abgebildet sei": „zwei abgebildet seien". — S. 121, Spalte 1, Zeile 5 hinter „regierte" einzuschalten „(Abb. 5)" — S. 145, Unterschrift Abb. links: statt „Tembroke" lies „Pembroke".





Topfhelm aus Stein in Krain, Burg Kreuzenstein, 1300–1325

(Zu dem Aufsatz von W. Rose, Z. H.W. K. 9, Heft 4, S. 122)

Diese Bilder sind infolge eines Irrtums dem Aufsatz in Heft 4 nicht beigegeben worden

EDUARD VON LENZ, † in Petersburg 23. Juni 1919

Die Hoffnung, unsern Eduard von Lenz aus den Stürmen der russischen Revolution noch einmal auftauchen zu sehen, ist nun dahin. Über Stockholm kommt die Nachricht, daß er schon vor fast drei Jahren in der Stadt seiner Lebensarbeit verschieden ist. Mit ihm verliert unsere Wissenschaft einen Meister und einen Führer. Wenn auch wenige von uns das Glück gehabt haben, sein Wissen und sein Urteil in dem vollen Reichtum seiner starken und durchgebildeten Persönlichkeit in der herrlichen Waffensammlung der Eremitage selbst zu erleben, so wissen wir doch alle, mit welcher Aufmerksamkeit es zu lauschen galt, wenn er in diesen Blättern seine Stimme erhob. Das Werk, mit dem er sich vor einem Vierteljahrhundert in unsere Wissenschaft einführte, der beschreibende Katalog der Waffensammlung des Grafen Scheremetew, hat sich des Lobes würdig erwiesen, das ihm sein Lehrer Wendelin Boeheim damals mit lebhaften Worten spendete. Es ist das maßgebende Handbuch für die Waffengeschichte des Ostens, das in das Dunkel dieses Gebietes mit der Fülle seiner entwicklungsgeschichtlichen Beobachtungen, mit der Schärfe seiner sprachwissenschaftlichen Kritik auf einmal blitzartig hineinleuchtete. Wer immer mit orientalischen Waffen zu tun hat, wird diese Arbeit zum Ausgangspunkte jeglicher Forschung machen müssen. Boeheim hatte wohl Recht, wenn er die Berufung des damaligen Kollegienrates im Ministerium für Volksaufklärung an die Spitze der Waffensammlung in der kaiserlichen Eremitage auf den unumstrittenen Erfolg dieser hervorragenden Publikation mit zurückführte. Als „Oberkonservator der Renaissanceabteilung" dieses Museums, wie sein offizieller Titel lautete, hat Lenz fast zwanzig Jahre lang an der wissenschaftlichen Erschließung dieser berühmten Sammlung gearbeitet. Leider konnte der Katalog, den er zusammen mit einem kleinen Tafelbänd nach den sorgfältigsten Vorbereitungen im Jahre 1908 herausgab, vorläufig nur in russischer Sprache erscheinen; eine deutsche Ausgabe, die Lenz außerordentlich am Herzen lag, scheiterte an inneren, zum Teil rein bürokratischen Schwierigkeiten, wie sie Lenz während der ganzen Dauer seiner amtlichen Tätigkeit das Leben verbittert haben. Unsere Zeitschrift genoß den Vorzug, die Früchte seiner Forschung in erlesenen Proben nach dem Fortgang der Arbeit der internationalen Republik der Gelehrten zu bieten. Ein Überblick über die Waffensammlungen Rußlands und ein programmatischer Aufsatz über die Beziehungen Rußlands zum Orient eröffneten die Reihe. Aus der Summe der Untersuchungen sind vor allem die über die Geschichte und Technik des Damast, über Doppelwaffen, über Ferrara- und Luccaklingen und über die Arsenalzeichen Mohameds II. hervorzuheben. Die sehr eingehende Auseinandersetzung über den Sinn der frühmittelalterlichen Tongefäße, die Gohlke, gemeinsam mit Kretschmar, als Handgranaten, also Angriffswaffen, gedeutet hatte, ist noch in aller Gedächtnis. Die Vorzüge der Lenz'schen Methode kamen in dieser glänzend durchgefochtenen Polemik mit größter Deutlichkeit zur Geltung; die realistische Schärfe seines Blicks, die Sicherheit in der Verwertung der Quellen, die Fähigkeit, die historischen Tatsachen zu kombinieren, die Plastik der Problemstellung und die Unbeirrbarkeit in der Kritik der gegnerischen Kampfmittel. Ein ausgezeichneter Stilist, der er war, verstand er auch die literarische Form seiner Aufsätze, selbst bei reinen Tatsachenberichten, auf einer Höhe zu erhalten, wie sie leider nicht vielen Beiträgen seiner Fachgenossen erreichbar ist. Seine Briefe sprühten von Geist und Witz; der äußerlich so bescheiden auftretende Mann, dem Krankheit fast Gewohnheit war, beherrschte die Bildung seiner Zeit in einer für einen Osteuropäer erstaunlichen Weise.

Über dem Schicksal des Beamten und des Forschers liegt seit den blutigen Tagen des Winters von 1917 tiefer Schatten. Der Verlust, den sein Tod uns bereitet, ist der schwerste, den unsere Wissenschaft seit dem Hingange von Max Jähns erlitten hat. Wir wissen in diesem Augenblick weder wie sein Ende war, noch wer sein Nachfolger ist. Wir wissen nur, daß ihn heute keiner von uns ersetzen kann, und daß wir unsere beste Kraft daran geben müssen, seiner und des Erbes, das er uns hinterläßt, würdig zu werden.

KARL GRAF RAMBALDI, † 29. April 1922

Wer den Verstorbenen, nach Graf Wilczeks Tode wohl der Senior unseres Vereins in Deutschland, gekannt hat, mit ihm einmal in seiner schönen Sammlung Geschichte und Technik der Waffe in den Kreis des geistigen Austausches ziehen konnte, wird mit aufrichtiger Wehmut hören, daß unser alter Mitarbeiter das Erscheinen seiner letzten, mit ungewöhnlicher Hingabe geförderten Untersuchung nicht mehr hat erleben können. Vor fast zwanzig Jahren trat Graf Rambaldi, bayerischer Major a. D., in unsere Reihen, nahm an unserer Tätigkeit aufs lebhafteste teil und hat uns in manchem kleineren und größeren Aufsatz mit den Hauptstücken seiner liebevoll gehüteten Sammlung bekannt gemacht. Historiker und Soldat, ein gründlicher Kenner der Geschichte seines engeren Vaterlandes, fand er in der Waffe vor allem das historische Dokument und ging dessen Quellen und Ergebnissen gern nach. Wie unermüdlich er auch auf abseitigerem Boden, so hier dem schwierigen und zerklüfteten der Kabbalistik und Astrologie, seinen Weg suchte, beweist die im letzten Heft erschienene Arbeit, die ihn die letzten Jahre seines Lebens fast leidenschaftlich beschäftigte. Wir bewahren dem vornehmen Manne, dem Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit aus den Augen leuchtete, ein ehrendes Andenken.

HEINRICH DOEGE, † 11. März 1922

Der junge und noch gar gebrechliche Sproß unserer Zeitschrift, ihr kostümlicher Teil, ist in kurzer Folge von zwei harten Schlägen betroffen. Nach dem Tode unseres verehrten Dr. C. W. Schmidt, in dessen Verlage das Kostüm gleich nach dem ersten Anklopfen mit offenen Armen aufgenommen wurde, ist nun noch ein Paar treusorgender und fördernder Hände in den Schoß gesunken, die wir schwer missen werden.

Am 11. März erlag Professor Dr. Heinrich Doege, der als Kustos am Berliner Kunstgewerbe-Museum die Lipperheidische Kostümbibliothek verwaltete, im 55. Lebensjahre unerwartet einem Herzschlag. Ein Hauptanteil an seinem jähen Ende ist dem eine Woche zuvor erfolgten Tode der verheirateten Schwester beizumessen, in deren Haus der Junggeselle seit langem ein Heim gefunden hatte. Dieser erschütternde Beweis geschwisterlicher Anhänglichkeit entsprang jener selten zarten Gemütsanlage und Treue, von der keiner, der persönlich und in der Arbeit mit dem Verstorbenen in Berührung kam, ausgeschlossen blieb. Treue und Gewissenhaftigkeit kennzeichnen auch den Gelehrten und sichern seinem Anteil an der Kostümkunde dauernden Bestand.

Von Haus aus Philologe und Bibliothekar, brachte Heinrich Doege die besten Kenntnisse mit, als ihm 1899 die Verwaltung und Ordnung der vom Staat übernommenen Lipperheidischen Stiftung übertragen wurde.

In 23 jähriger Tätigkeit aufs engste mit seiner Bibliothek verwachsen, hat er das reiche Wissen, welches er ihr dankt, der Sammlung durch Sichtung, Ordnung und Mehrung reichlich zurückgezahlt. Von der Geschichte, Inhalt und Entwicklung der Lipperheidischen Bibliothek konnte uns Heinrich Doege noch selbst in einem der letzten Hefte (Nr. 68) berichten. Der stattliche zweite Band des Kataloges der Lipperheidischen Kostümbibliothek mit seinen 840 Seiten und weit über 3000 Nummern ist das handgreiflichste Zeichen seiner Tätigkeit, das er zurückläßt. Weiter ist eine kleine wertvolle Schrift über die Kostümbücher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu nennen, in der Herkunft, Zeit und Zusammenhänge der wichtigsten dieser Werke in knapper und klarer Form erörtert und festgelegt wird. (Die Trachtenbücher des 16. Jahrhunderts. In den Beiträgen zur Bücherkunde und Philologie 1903). Die Bescheidenheit des Verfassers gestattete erst jetzt nach seinem Tode die Einreihung der Schrift in schmuckem Bande von der Hand seines getreuen Gehilfen Schulz in die Lipperheidische Bibliothek. Nennen wir noch die kostümlichen Beiträge in dem neuen „Brockhaus", in die Doege zu seinem wiederholt geäußerten Kummer seine reichen Kenntnisse namentlich auf dem schwierigen Gebiet der Kostümbezeichnungen in wenige Zeilen zu pressen gezwungen war, so dürfte sein schriftstellerischer Nachlaß in der Hauptsache erschöpft sein. –

Dieser zu seinem reichen Wissen in keinem Verhältnis stehende literarische Ertrag mag mancherlei Gründe haben, unter denen vielleicht die bereits gerühmte Gewissenhaftigkeit hemmend mitgewirkt haben wird. Der Hauptgrund ist sicherlich in der Hingabe an sein Amt zu suchen, die für seine Arbeit wenig Raum ließ. Das vielfältige Interesse, das nicht allein die rückblickende Forschung, sondern vor allem auch das künstlerische Schaffen der Gegenwart auf mannigfachen Gebieten dem Kostüm der Vergangenheit entgegenbringt, führte ein buntes und zahlreiches Publikum aus Gelehrten- und Künstlerkreisen, der Theater- und Kinowelt in die Lipperheidische Bibliothek, das Rat suchte und in Doege einen stets unermüdlichen, bereiten und zuverlässigen Berater fand.

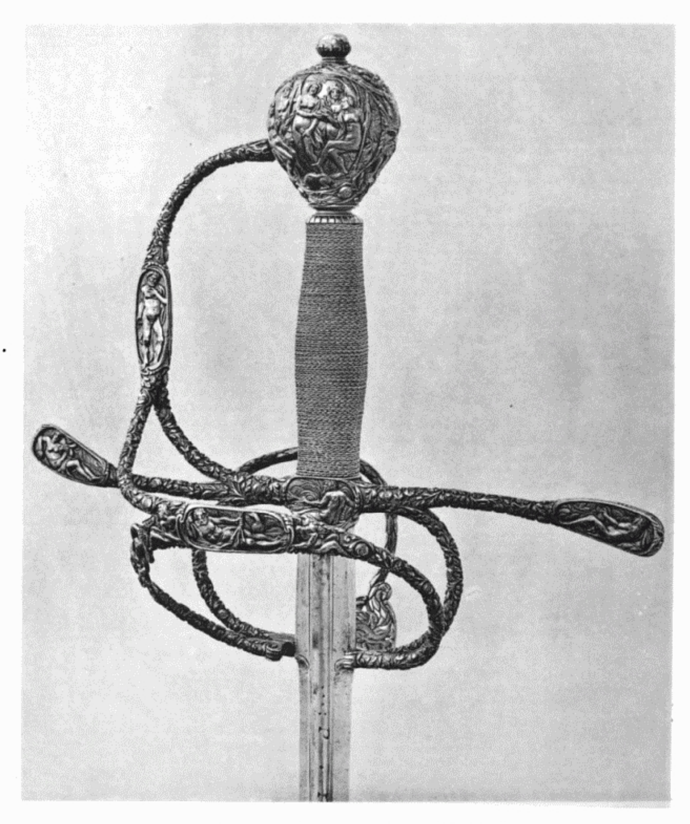
Vielleicht ist diese unmittelbare Form, sein Wissen der Allgemeinheit nutzbar zu machen, die beglückendste, und wir hoffen, daß der Verstorbene sein Glück darin gefunden hat. Jedenfalls ist gerade aus diesem Grunde die Zahl derer groß, die sein Hinscheiden schwer zu beklagen haben und denen er eine kaum zu füllende Lücke hinterläßt.

Zu der Zahl der Betroffenen zählen auch wir. Der Versuch, dem verwaisten Kostüm in unserer Zeitschrift eine Stätte zu schaffen, hat von vornherein Doeges lebhafte Anteilnahme und Förderung durch Rat und Tat gefunden. Außer aktiver Mitarbeit, Beschaffung von Material, Werbung von Mitgliedern, verdanken wir vor allem den kleinen Stamm von Mitarbeitern, der bisher gewonnen wurde, fast ausschließlich seiner Vermittlung.

Sollte das Kostüm im Rahmen unserer Zeitschrift seinen Platz zu behaupten und wie wir zuversichtlich hoffen und wünschen, weiter zu entfalten imstande sein, so wird dies nicht am wenigsten ein Verdienst H. Doeges bleiben. Die Zeitschrift und alle ihre Freunde schulden daher dem Verstorbenen, auch wenn er unserem Verein als Mitglied nicht angehörte, ein dankbares und ehrendes Andenken.

* * *

Die durch Heinrich Doeges Hinscheiden freigewordene Kustodenstelle wird aus Sparsamkeitsgründen nicht neu besetzt. So sehr die durch die Not der Zeit diktierte Maßnahme gerade an diesem wichtigen Posten zu beklagen ist, müssen wir begrüßen, daß für die Verwaltung der kostbaren Bibliothek ein Ausweg gefunden wurde, der die Wahrung der Doegeschen Tradition zu gewährleisten verspricht. Dr. Bruhn, ein Kunsthistoriker, der außer kulturhistorischen wertvolle Bücherkenntnisse aus der Praxis mitbringt, waltet z. Z. an dem verwaisten Platz. Obwohl neu in der Materie, hat er sich auf unsere Bitte bereit gefunden, zum Gedächtnis Heinrich Doeges über die letzte von ihm veranstaltete Ausstellung in den Räumen der Lipperheidischen Bibliothek (S. 170) zu berichten, um alle Freunde des Entschlafenen, soweit sie es nicht bereits getan, zum Besuche einzuladen. *Post*



Degen aus der Sammlung Dreger, Berlin-Steglitz
1. Hälfte 17. Jahrh.

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE WAFFEN- UND KOSTÜMKUNDE
BAND 9 1. DEZEMBER 1922 HEFT 6/7

GESCHÜTZLIEFERUNGEN GREGOR LÖFFLERS FÜR DIE REICHSSTADT NÜRNBERG 1553—1555

VON ALBERT GÜMBEL

I. DIE GESCHÜTZLIEFERUNG MAI 1553 BIS SEPTEMBER 1554

EINLEITUNG

Während der Belagerung der Stadt Nürnberg durch Markgraf Albrecht Allicibiades von Brandenburg (Mai und Juni 1552)[1]) hatte es sich als ein fühlbarer Mangel des Nürnberger Geschützwesens herausgestellt, daß ein Teil der auf den Türmen und Mauern aufgepflanzten Stücke nicht weit genug trug, um dem Feinde ernstlichen Schaden zuzufügen. Der Nürnberger Zeugmeister — es war der seit 1541 im Dienste der Stadt stehende Berner Kaspar Brunner, der Verfasser des „Gründlichen Berichts des Büchsengießens"[2]) — glaubte die Schuld darin zu finden, daß die Rohre der Stücke zu kurz seien, und schlug vor, eine Anzahl 5-, 10- und 20-Pfünder von 13 bezw. 15 und 16 Schuh[3]) Länge „alls (d. h. alles) notschlangen", gießen zu lassen. Der Nürnberger Rat wollte aber bezüglich des richtigen Verhältnisses zwischen Kaliber und Rohrlänge sicher gehen und wandte sich unter dem 13. Mai 1553 an den königlichen Geschützgießer Gregor Löffler in Innsbruck um ein Gutachten.[4]) Gleichzeitig fragte er an, ob Löffler bereit sei, die nach seinen Vorschlägen herzustellenden Geschütze zu gießen, und wie hoch sich die Kosten für den Zentner frei Regensburg belaufen würden.[5]) Das daraufhin ergangene Gutachten Löfflers vom 26. Mai ist leider nicht erhalten. Es gelangte um den 1. Juni in die Hände des Rates, der daraufhin beschloß, die Zeugherren[6]) sollten sich erkundigen, welche „püchsen oder große stück" man zur Zeit am nötigsten brauche, und welche und wieviel Stücke man Löffler etwa „andingen" wolle.[7]) Unter dem 12. Juni erfolgte sodann, nach vorausgehender Danksagung für die von Löffler gegebenen Auskünfte und seine Anerbietungen, die endgültige Bestellung von vier Kartaunen zu 40 ℔ Kugelgewicht, vier „Singerinnen" zu 28 ℔, vier Doppelschlangen zu 20 ℔ und 10 Schlangen zu 10 ℔. Gleichzeitig erbat sich der

[1]) Vgl. Reicke, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg S. 893 ff.

[2]) Vgl. Johannsen, Kaspar Brunners gründlicher Bericht des Büchsengießens vom Jahre 1547 (Arch. f. die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 7. Bd., 1916.)

[3]) Der Nürnberger Schuh ist „ganz nahe 0.3 m" (Jähns, Geschichte des Kriegswesens 1880, S. 1185, Anm.). Das Verhältnis des in unseren Ausführungen öfter genannten Zentners wienischen Gewichts zum Zentner nürnbergisch ist 100 : 110, d. h. auf 100 ℔ wienisch gehen 110 ℔ nürnb.

[4]) Über Leben und Tätigkeit Gregor Löfflers, des Schöpfers des Geschützparkes Kaiser Karl V. und König Ferdinand I. vgl. Boeheim, Meister der Waffenschmiedekunst, S. 121 ff. Auch Boeheim erwähnt unsere Geschützlieferungen mit einigen Worten, aber offenbar nur auf Grund von Baaders ganz fragmentarischen Nachrichten,

[5]) Das Ratsschreiben (Nürnberger Briefbücher, Bd. 148, Fol. 298 a) lautet:

Dem ernhaften und kunstreichen Gregorien Löffler, römischer kön. mt. püchsengießer zu Ynspruckh.

Unser freuntlich dienst zuvor, lieber maister Gregori! wir haben in jungster belegerung unser stat unter anderm an etlichem unserm geschüz, als daß wir damit gegen dem feind so weit nit, als uns wol vonnöten gewesen, raichen mögen, mangl befunden; nun werden, wir von unserm zeug- und püchsenmeistern bericht das sölche stück etwas zu kurz und derwegen geraten, etliche stück, die zu 5, 10 und 20 pfund eisens schüssen, gießen zu lassen, und nemlich die zu 5 pfunden 13 schuch, die zu 10 pfunden 15 schuch, und dann die zu 20 pfunden, alls notschlangen, 16 schuch lang. dieweil wir dann nit wissen mögen, ob die angezeigte leng an sölchen stücken nuz und dienstlich sein möchte oder nit, so ist demnach an euch unser freuntlich bitt und ersuchen, ir wöllet uns hierüber eurn rat und gutbedünken, ob sölche leng nüz und gut, oder aber besser, daß die stück kürzer oder lenger gemacht werden söllten, unbeschwert mit[t]eilen; und, was euch alsdann in ein und den andern weg für ratsam ansihet, werden (!) wir alsdann entschlossen, etliche hundert centner solche, auch andere sorten von geschüz vergießen zu lassen. so bitten wir freuntlich uns hieruff fürderlich zu verstendigen, ob ir uns sölche stück gießen, auch in was weis ir uns den centner von Inspruckh aus uff eurn kosten gen Regenspurg liebern wollt, damit wir uns daruff entschließen und euch unser gemüt derhalben verner eröffnen mögen; das wöllen wir gegen euch hinwider mit allem freuntlichen willen beschulden, eur schriftlichen antwort gewartend. datum 13. maii 1553.

[6]) Diese führten die Oberaufsicht über das Zeughaus von Rats wegen, während der eigentliche technische Beamte der Zeugwart oder Zeugmeister war. Zeugherren für die Jahre 1553 und 1554 sind Sebald Haller, Paulus Grundherr und Jobst Tetzel.

[7]) Das Ratsdekret bei Hampe, a. a. O., No. 3420.

Rat Auskunft über den voraussichtlichen Zeitpunkt der Ablieferung und die Art der Bezahlung. Als Herstellungspreis schlug er, angesichts des niedrigen Kupferpreises auf dem Nürnberger Markte, 14 fl. für den Zentner wienisch vor, doch wolle er sich auch die von Löffler verlangte Entschädigung von 14½ fl. gefallen lassen; schließlich bat der Rat, den Auftrag möglichst geheim zu halten — Nürnberg lag ja noch immer, gemeinsam mit den Bischöfen von Würzburg und Bamberg, im Kampfe mit dem Markgrafen — und auf den neuen Stücken nicht das Nürnberger Wappen, sondern nur Tierfiguren nach Löfflers Gutdünken anzubringen.[8]) Die Bestellung wurde durch Schreiben vom 17. Juni noch dahin erweitert, daß Löffler auch 4 Stück Halbkartaunern oder Singerinnen, die „20 ℔ eisens hieichs statt-gewichts" schießen sollen (bei 34 Ztr. Rohrgewicht und 11 Schuh Länge), wie er selbst vorgeschlagen hatte, sobald als möglich anfertigen solle.[9]) Damit war die Zahl der zu liefernden Stücke auf 26 gestiegen. Löffler nahm mit (nicht mehr erhaltenen) Schreiben vom 24. und 28. Juni die Bestellung an und machte sich, wie wir der Antwort des Rates entnehmen können, anheischig, die 26 Geschütze „von gerechtem, guten zeug, gerad an rören und sauber" zu gießen und sie bis Frühjahr 1554 — da er mit dem Guß wegen anderer Arbeiten erst im September beginnen könnte — nach Regensburg zu liefern; an dem „Kaufgelt" von 14½ fl. für den Zentner wienisch frei Regensburg hielt er fest; auch erbat er eine Anzahlung von 4000 fl. zu Händen des Matthias Mannlich in Augsburg.[10]) Der Rat erklärte sich im Schreiben vom 8. Juli mit allen diesen Bedingungen einverstanden und überschickte ihm zugleich auf seinen Wunsch „einen gerechten ring" der vorrätigen Kugelgrößen „von 40 in 41 ℔ eisens schwer, item 28 bis in 29 ℔, von 20 und 10 pfunden schwer". „Darnach," fügte der Rat bei, „werdet ir die ror einer jeden sort zu machen und, weil die ring nit weiter, dann die kugeln groß seien, dem ror, was es weiter sein soll, zuzegeben wissen."[11])

Zunächst drohten freilich einige Schwierigkeiten. Dem Innsbrucker Meister waren dringende Bestellungen des Kaisers, sowie des deutschen Königs

[8]) Das Ratsschreiben (Briefbücher Bd. 149, Fol. 122 a) lautet: *Dem ernhaften und kunstreichen meister Gregorien Löffler, röm. küng. mt. püchsengiesser zn Inspruck.*

Unser freuntlich dienst zuvor, lieber meister Gregori! wir haben eur schreiben und antwort vom dato 26. mai uff unser darvor an euch beschehens ansuchen, etlich geschütz belangend, wol empfangen, darinnen wir eurn gutwilligen, getanen bericht, was underschied an kurzen und langen püchsenrören sein solle, beneben eurm ratsamen gutbedünken und angehengtem erbieten, (daß ir) uns, was wir fur sorten und, wie lang oder kurz wirs haben wöllen, dieselben aus lauter gutem, neuem zeug, von kupfer und zin, sauber, gerecht, auch gerad am ror, von neuem [zu] gießen und [zu] machen, sölche mit dreien starken probschüssen, jeden kugelschwer, wol zu probieren und one unsern kosten und nachteil gein Regenspurg, nemlich den wienischen centner schwer gewicht um 14½ fl. zu liefern, daran wir unbeschwert und billich zufriden sein sollten etc., zu sonderm dank und gefallen vernommen und seien demnach entschlossen ein anzal stück, wie underschiedlich hernach volgt, gießen zu lassen, und nemlich zum ersten vier cartaunen, so 40 ℔ eisen schießen, eurm getanen fürschlag der leng und gewicht gemeß.

Zum andern haben wir vor der zeit etliche singerin gehabt, die 28 ℔ eisens geschossen, von dene wir in vergangnen kriegsleuften kommen seien; dieweil wir aber derselben kugeln noch ein merkliche anzal im vorrat haben, seien wir entschlossen, uns sölcher stuck widerum viere, deren ein jedes in 12 schuch lang, gießen zu lassen.

Mer 4 doppelnotschlangen, deren eine in 14 werkschuch lang und 20 ℔ eisen scheußt, mer 10 schlangen, deren jede 10 ℔ eisen scheußt, alles unsers statgewichts, eurm furschlag gemeß 13 schuch lang.

Daruff gelangt an euch unser freuntlich bitt, ir wöllet uns obgesetzte 22 stück, angezognem eurm erpieten nach, gerecht, von gutem zeug und sauber, sobald irs zu eur gelegenheit tun könt, gießen und verfertigen und uns daneben verstendigen, in was zeit ir ungeverlich dieselben gen Regenspurg zu liefern vermaint; wollten wir uff sölche zeit daselbst hin verordnung tun, dieselben zu empfahen und verner alher zu verschaffen, euch auch alsdann die bezalung darfür, sovil diesselbig anlaufen wirdet, hie, aldo es uns an gelegensten, oder, wo es euch gelegner, zu Augsburg zu dank entrichten und erlegen lassen. dieweil aber die kupfer dieser zeit bei uns in gutem wolfailem kauf und der centner um 1 fl. und mehr neher dann vor der zeit zu bekummen, derhalben verhoffen wir, ir werdet uns den wienischen centner, one eurn nachteil und schaden, um 14 fl. volgen und gen Regensburg liefern können. wo es aber euch je beschwerlich, so wöllen wirs an dem halben gulden uff jeden centner wienisch gewichts auch nit erwinden lassen, welches wir euch hiemit freuntlicher guter mainung uff berürt eur schreiben, euch darnach haben zu richten, nit verhalten wöllen. und seien euch zu freundlichem guten willen geneigt und gewegen. datum montags, 12. junii, anno 1553.

Zedula.

Lieber meister Gregori! aus allerlei ursachen der jetzt bei uns schwebenden kriegsleuft halben möchten wir wol leiden, daß nit sonders laut gemacht würde, daß diese stück für uns oder gemeine unser stat gegossen wurden; derhalben wir dann verursacht, kein wappen, sondern nur allein uff jedes stück ein beizeichen, tierle oder anders (eurm gutbedünken nach), dabei man ein jedes stück nennen möcht, neben der jarzal machen zu lassen, in welchem ir euch dann one zweifel wol werdet zu halten und darnach zu richten wissen, dat. ut in literis.

[9]) Briefbücher Bd. 149, Fol. 128 a und b.

[10]) Matthias Mannlich, „röm. Kön. Mt. rath" zu Augsburg, war der Vertrauensmann Löfflers, durch dessen Hände sein Briefwechsel mit dem Rate und umgekehrt lief.

[11]) Briefbücher Bd. 149, Fol. 224 a u. b. (Das Datum „8. junii" ist natürlich in „Juli" zu verbessern.) Der Schluß lautet: „*wöllen auch uff eur begern, do ir mit gießung des geschüz in* [geschrieben ist und] *arbeit sein, und wir deß von euch bericht werden, dem Mathias Mannlich zu Augspurg 4000 fl. und ime den übrigen rest nach lieferung des geschüz gen Regensburg alsdann auch erlegen und entrichten lassen, daran ir zufrieden und gutem benugen sein sollet.*"

Ferdinand zugegangen, welche die Ausführung des Nürnberger Auftrags zu verzögern oder ganz unmöglich zu machen drohten. Löffler berichtete hierüber dem Rate in einem jetzt verlorenen Schreiben, worauf dieser Jobst Tetzel, einen der Zeugherren, zu einem Gutachten aufforderte, ob man sich etwa mit 10 großen, besonders notwendigen Stücken begnügen könne.[12]) Tetzel befürwortete die Anforderung von vorläufig 13 Geschützen. In diesem Sinne wurde Löffler am 16. August geschrieben. Der Rat, hieß es dort, habe die eingetretenen Hindernisse, „sonderlichen darumb, daß wir uns an geschütz merklich emplößt", ungern gehört, jedoch müßten natürlich die Geschäfte des Kaisers und des Königs billigerweise vor andern gefördert werden. Trotzdem hoffe er, daß Löffler die Nürnberger Stücke zugleich und neben den königlichen herstellen könne; sollte dies aber nicht möglich sein, so möge Löffler doch wenigstens die Hälfte, also zwei ganze und zwei halbe Kartaunen, zwei Singerinnen, zwei Doppelnotschlangen und fünf Schlangen im Laufe des Winters anfertigen.[13]) Jedoch lösten sich die Schwierigkeiten schneller als vermutet. Schon unter dem gleichen Datum des 16. August konnte Löffler dem Rate die Mitteilung machen, daß das Hindernis durch das Entgegenkommen seiner fürstlichen Auftraggeber, insbesondere des römischen Königs, beseitigt sei. Dieser erklärte sich bereit, mit seinem Geschütz Geduld zu haben, bis das Nürnberger fertig sei. Der Rat bestätigte unter dem 29. August den Empfang dieser erfreulichen Mitteilung mit lebhaften Dankesbezeigungen für das Entgegenkommen des Königs und die bereitwillige Zusage Löfflers, den Guß nunmehr unverzüglich in Angriff zu nehmen. Zugleich teilte der Rat mit, daß er mit der Wahl der auf den Stücken anzubringenden „veldzeichen" einverstanden sei und bat Löffler, es ihn wissen zu lassen, wann er ungefähr die Hälfte der Geschütze gegossen habe; man wolle sodann, seinem Ansuchen entsprechend, 4000 fl. an den von ihm bezeichneten Empfänger in Augsburg erlegen.[14]) Unter dem 4. September richtete der Rat sodann noch an Löffler die Bitte, er möge die genauen Maße („maß der leng und dicken hinter den zapfen"), sobald er von jeder der angedingten fünf Sorten ein Geschütz fertiggestellt habe, auf Kosten des Rates übersenden, um inzwischen die „Gefäße", d. h. die Lafetten zur Aufnahme der Rohre herstellen lassen zu können, „inmaßen etwo der röm. kei. mt. vor etlichen jaren uff eur zugeschickte maßen dergleichen gefeß alhie auch gemacht und ausberait worden seien".[15])

Im Laufe des September und Oktober erfolgte sodann die Zahlung der 4000 fl. an Michael Hitzler in Nürnberg, den Faktor des M. Mannlich.[16]) Die Quittung Löfflers ist vom 25. September 1553 datiert.[17])

Der Rat teilte dem Innsbrucker Meister die bevorstehende Auszahlung am 12. Oktober mit und bat, unter lebhaften Dankesbezeigungen für Löfflers Bericht, daß er den Guß der Geschütze schon in Angriff genommen habe und die Arbeit zu Gefallen des Rates fördern wolle, nochmals um Angabe der Maße.[18]) Am 6. November waren diese in den Händen des Rates, der sogleich den Auftrag zur Anfertigung der „Gefäße" gemäß den Löfflerschen Mustern gab.[19]) Unter dem 29. November 1553 bestätigte der Rat in einem nicht mehr erhaltenen Schreiben den Empfang der „visirung der püchsen gefeß" und benachrichtigte Löffler von der am 15. Oktober erfolgten Auszahlung der 4000 fl. an Mannlich.[20]) Am 20. Dezember konnte der Büchsengießer dem Rate bereits mitteilen, daß die 26 Stück bis auf zwei gegossen seien. Dieser bestätigte dem Meister unter dem 3. Januar 1554 den Empfang dieser Nachricht, die er „zu sonderm, freundlichen dank und gefallen" vernommen habe; nach dem Guß der noch fehlenden beiden Stücke werde er dem Wunsche Löfflers gemäß jemanden zum Abwiegen und Beschießen nach Innsbruck entsenden.[21]) Am 4. Februar erstattete sodann Löffler die Meldung, daß die 26 Stück sämtlich fertiggegossen und „ganz und wol geraten" seien; zugleich stellte er eine weitere baldige Mitteilung über den Zeitpunkt der Beschießung in

[12]) Ratsverlaß vom 14. August 1553 bei Hampe, a. a. O., No. 3432.

[13]) Briefbücher Bd. 150, Fol. 70a. Dazu der Ratsverlaß bei Hampe No. 3433.

[14]) Briefbücher Bd. 150, Fol. 109b. Dazu Ratsverlässe vom 23. und 29. August 1553, a. a. O., No. 3435 und 3437.

[15]) Briefbücher Bd. 150, Fol. 131b.

[16]) Ratsverlaß vom 11. September 1553 bei Hampe No. 3440.

[17]) K.Z A. Stück No. 1. Orig.-Papier mit Unterschrift und aufgedrücktem Siegel. Das Siegel Löfflers zeigt das Bild einer Löffelgans, tierkundlich auch „Löffler" genannt. Als Sohn des Büchsengießers Peter Layminger geboren, bediente sich auch unser Meister des Beinamens seines Vaters. Löffler sagt in der Urkunde, daß er mit Ausführung der Bestellung (*„26 großer stuck puchsen, alles maurprecherin, in funferlai underschidlichen sorten"*) schon „im werk" sei.

[18]) Briefbücher Bd. 150, Fol. 276a. Dazu Ratsverlaß vom 11. Oktober 1553 bei Hampe, a. a. O., No. 3442.

[19]) Hampe No. 3448.

[20]) Ebenda No. 3449.

[21]) Briefbücher Bd. 151, Fol. 246b. Dazu Ratsverlaß vom 2. Januar 1554 bei Hampe, a. a. O., No. 3454.

Aussicht. Diese Mitteilung verzögerte sich aber so, daß die Nürnberger am 17. des gleichen Monats Löffler baten, ihnen auf ihre Kosten durch einen eigenen Boten — da der letzte Brief so lange unterwegs gewesen sei — zu melden, bis wann er die Stücke gebohrt und gar fertig gemacht habe; für seinen Fleiß und gutwillige „befurderung" seien sie ihm zu freundlichem Dank verpflichtet und erbötig, „solchs neben geburlicher bezahlung in allem guten zu beschulden".[22]) Anfangs März stellte sich Löfflers Bote denn auch tatsächlich in Nürnberg ein, durch dessen Mund der Rat Löffler in Aussicht stellen ließ, er werde sobald als möglich jemanden nach Innsbruck abfertigen, um sich mit ihm „in einen und den andern weg freundlich und vertreulich zu bereden und zu vergleichen, das sich der federn nit vertrauen leßt".[23]) (Es handelte sich, wie aus dem Folgenden hervorgeht, vor allem um die Wahl des Transportweges, wie nämlich das neugegossene Geschütz „uff das unvermerkest und sicherst möchte von statt und gen Nurmberg pracht werden" [Schreiben Rüds].) Zum Abgesandten des Rates wurde der Ratssyndikus Plato Rüd ausersehen.[24]) Dieser traf am 21. März 1554 in Innsbruck ein und übergab dem Meister Gregorius sein Kredenzschreiben und ferner auf dessen Wunsch eine Abschrift seiner Instruktion. Kurz darauf händigte Löffler ihm wiederum ein eigenhändiges Gutachten über die Wahl des Transportweges und die diesbezüglichen von Nürnberg gemachten Vorschläge ein.[25]) Der Rat hatte nämlich, um Aufsehen zu vermeiden, angeregt, den Transport zu teilen und die kleinen Stücke auf der Achse über Land nach Augsburg und von da weiter führen zu lassen; die großen Geschütze dagegen auf Inn und Donau nach Regensburg zu verschiffen. Löffler sprach sich gegen eine solche Teilung aus; ein gewisses

[22]) Briefbücher Bd. 152, Fol. 58a. Dazu Hampe No. 3465.

[23]) Schreiben vom 12. März 1554 in Briefbücher No. 152, Fol. 134a.

[24]) Plato Rüd, genannt Anßelm, war am 1. Februar 1540 mit einem Jahresgehalt von 80 fl. „*zu werbender potschaft und anderen gescheften*" in die Dienste der Reichsstadt getreten (Staatsarchiv Nürnberg, Losungsurk. V[44]/1 No. 1914).

[25]) Das Gutachten Löfflers (K.Z.A., Stück 2, Orig.-Papier mit Unterschrift Löfflers) lautet:

Auf meiner herrn von Nürnberg instruction ist das mein bedenken: Erstlichen will mich nicht für guet ansehen, das das geschüz allhie von einander getailt und das ring geschüz über land auf Augspurg zue, auch das schwar geschüz auf dem wasser gegen Regenspurg zue gefuert vnd gevertigt werden sollen, dann man greiff es an, wie man wöll, man fuer aine, zwo oder drei puchsen, zumal miteinander, so macht es auf baiden straßen vil geschrai, sonderlich mit dem fuerwerch auf der achs, sonder wär vil mer mein guetbedunken, das die 26 stuck allhie miteinander samentlich in drei schiff eingeladen und von dannen den negsten auf dem Ynstram gegen Passaw — das beschicht von hie in vier tagen — volgends von Passaw gegen Regenspurg auf der Tonaw — das kann auch in fünf tagen beschehen — gefuert wurden — und ligen die stück in den schiffen still und unsichtper; man kombt auch wenig damit zu stetten oder flecken und mugen also zimlichermaßen still gen Regenspurg gebracht werden; und das kann in zehn tagen beschehen ungeverlichen; so acht ich, die stuck mugen am glegnisten von Regenspurg gen Nürnberg gebracht werden.

Man fuer nu die stuck auf dem wasser oder land, so trift man damit das land Bayrn an, derhalben bedarf es kainen andern passbrief, allain das man die durch Bayrn frei passiern laß.

Nun steet es bei meinen herrn, ob si wöllen vom herzogen in Bayren ainen freibrief erlangen oder aber ob si, die herrn, ainen gemainen pass- oder freibrief selbs vertigen, darinnen si all fürsten, stend und herren ersuechen und bitten, das man inen das geschüz frei zuegeen und passiren lassen, dann es kan doch so gar nit verhalten oder verschwigen werden, man wirds wissen, das inen, den herrn, solch geschüz zuestendig sei.

Von Ynsprugg bis gen Passaw ist sich gar nicht zu befaren, so möchten die herrn bedacht sein, etlich wenig pherdt (!) in der still gen Regenspurg zu ordnen, die das gschuz zwischen Passaw und Regenspurg belaiten.

Es will mich gar nit fur guet ansehen, das die stück auf dem wasser getailt, die vierzehen hinweg gefürt und die zwölf stuck allhie gelassen, sonder das es alles gleich miteinander geet, so komt man auf ainmal davon.

Des fuerlons unterschid halben acht ich, das ain jeder centner wienisch gwicht gen Regenspurg mit dreißig kreuzer und gen Augspurg mit vierzig kreuzer fuerlon gebracht werden müge; ich kan warlich nit bedenken, das solch gschuz under ainem andern namen mug gevertigt werden, dann man het zeitlichen die kuniglich majestat ersucht, ob ir majestat solch geschüz under irer majestat titl und namen gen Nürnberg vertigen lassen.

Meine herrn sollen mir glauben und vertrauen, das solh geschüz erber, treulich und gerecht abgewegen werden, so will ich dasselb stark und nach aller notturft mit guetem pulfer wol beschießen; des kunftigen gießen halber bedank ich mich mit sonderm vleiß gegen meinen herrn irer gunstigen befurderung; dieweil ich aber bei meiner werchstat und haushaben aus allerlai ursachen pleiben und derselben warten mues, kan ich solch gießen in Nurnberg nit verrichten, wie gern ich meinen herrn sonst darinnen diente; so wais ich furwar derzeit hie zu land kainen gießer, damit meine herrn versehen sein möchten.

Wann mich aber meine herren den alten zeug alhie vergießen lassen wollten, so will ich meinen herrn ainen jeden centen an neugegoßnem gschuz pro vierzehen gulden geben und dagegen von inen, den herrn, ainen jeden centen alten zeug auch wienisch gwicht pro aindliff gulden kaufgelt annemen, doch sollen mir der alt zeug on allen meinen nachtail hieher gelifert und das neu gschuz auch on meinen verrern costen von hie hinweg gefuert werden; das alles mag, wie vorstet, auf dem wasser am glegnisten und mit wenigisten costen beschehen, dardurch vermain ich, meine herrn sollen gar nicht beschwärd, sonder leidenlich gehalten sein.

Sonst will ich meinen herrn daraus fur geschuz gießen und machen, was inen gelegen und gevellig sein will.

Wann aber meine herrn mich kaine puchsen hievorbeschribnermaßen daraus gießen lassen wurden, so ist mir solcher alter und neuer puchsenzeug in anderweg zu kaufen nich annemlichen.

Gregori Löffler
puchsegießer.

Aufsehen sei bei dem Transport auf beiden Wegen unvermeidlich; immerhin empfehle sich unter diesem Gesichtspunkt der Wasserweg eher; die Stücke lägen in den drei Schiffen wohlverpackt und unsichtbar; ohne viele größere Orte zu passieren, könnten sie in etwa vier Tagen „zimlicher maßen still" nach Passau und in etwa weiteren fünf Tagen nach Regensburg gelangen. Von Pässen bedürfe man hier wie dort lediglich eines bayerischen; vielleicht könne der Rat wohl auch selbst „einen gemainen paß- oder freibrief" für alle in Betracht kommenden Herrschaften fertigen, worin er um freie Durchfahrt für sein Geschütz bäte; denn daß dieses für Nürnberg bestimmt sei, könne doch nicht verborgen bleiben. Bis Passau bedürfe es keines bewaffneten Schutzes, dagegen sollten die Nürnberger für die Deckung des Transportes von Passau bis Regensburg einige Reiter ganz in der Stille bereitstellen. Was die Transportkosten betreffe, so werde der Zentner wienisch auf dem Landweg nach Augsburg auf ca. 40 Kreuzer, auf dem Wasserweg nach Regensburg auf ca. 30 Kreuzer zu stehen kommen. Die Geschütze auf einen fremden Namen abzufertigen, werde kaum angänglich sein, man habe denn den röm. König Ferdinand zeitig vorher gebeten, den Transport auf seinen Namen gehen zu lassen. Auf den Vorschlag des Rates, den Guß weiterer Geschütze aus „altem zeug" in Nürnberg selbst vorzunehmen, könne er nicht eingehen, da er bei seiner Werkstatt bleiben müsse; einen anderen Gießer vorzuschlagen, sei er nicht in der Lage. Wenn ihm übrigens das zu vergießende Altmaterial auf Ratskosten nach Innsbruck geliefert und das neugegossene Geschütz ebenfalls ohne seine weiteren Kosten von da weggeführt werde, wolle er diesen „alten zeug" mit 11 fl. „Kaufgeld" für den Zentner wienisch annehmen und für den Zentner Neuguß nur 14 fl. berechnen. Selbst alten oder neuen Büchsenzeug anderwärts für Nürnberg anzukaufen, könne er sich nicht entschließen.

Plato Rüd übermittelte dem Rate dieses Gutachten am 23. März durch eigenen Boten, wobei er freilich Bedenken gegen die von Löffler vorgeschlagene Bereitstellung von Geleitsreitern in Passau geltend machte.[26])

Bis zum Eintreffen der Antwort des Rates ging man in Innsbruck an das Abwiegen und Beschießen des Geschützes. Ersteres erfolgte am 23. März auf der königlichen Zeughauswaage in Gegenwart Hans Ott von Achterdingens, kgl. Zeugmeisters, und Andreas Frölichs, Gegenschreibers; altem Brauch nach wurde mit jedem Stück eine eiserne Kette mitgewogen. Es ergab sich ein Gesamtgewicht der 26 Stück von 1090 Ztr. und 25 ℔ wienisch, wofür bei einem „Kaufgeld" von $14^1/_2$ fl. für den Zentner wienisch, nach Abzug der schon empfangenen 4000 fl., noch 11 808 fl. $37^1/_2$ kr. zu zahlen waren. Bei der am 10. April stattfindenden Beschießung mit nürnbergischem „probiertem" Schlangenpulver stieß Löffler das Mißgeschick zu, daß fünf Stücke „aufgingen", d. h. Risse erhielten. Der Meister ließ sie sogleich wieder in seine Werkstatt zurückschaffen und erbot sich, fünf neue zu gießen. Rüd übersandte die eigenhändige Abrechnung[27]) Löfflers, sowie das kurze Protokoll[28]) über das „Aufgehen" der Geschütze und Löfflers

[26]) „*Maister Gregori*", schreibt Rüd, „*tröst uff den weg wol; vermeints je sicherer und unweitleuftiger uff dem wasser denn uff dem land von statten zu pringen und, so der furst von Beiernn einen paßbrief geb, so het es bis gen Regenspurg gar nit not; das man aber etliche reuter uff Regenspurg und Passaw, die die schiff in geheim möchten beleiten, verordnen, will bei mir nit ratsam sein, denn aus allerlei ursachen solchs zu vermeiden: es wurd es auch der furst keinswegs leiden und mer ein verhinderung dann erfurderung sein. doch werden e. er. und f. w. sich in dem allen wol wissen zu halten und, wie maister Gregori selbst begert, uffs furderlichst wider antwurt zukomen lassen. ich hab die stuck alle gesehen, gefallen mir treflich wol; er wil mich auch beim abwegen und beschießen haben*" (K.Z.A. Stück 3, Orig.).

[27]) K.Z.A. Stück 4 A.*) Orig.-Papier, Unterschrift eigenhändig.

„*Hernach volgt, was das gschüz, so ich Gregori Löffler, puchsengießer, meinen gebietenden herrn von Nürnberg von neuem gegossen und gemacht, an wienischen gwicht gewegen hat:*

Erstlichen vier lang topplnotschlangen, die basilisseen genannt, haben gewegen nr. ain 59 centn 75 ℔, nr. zwai 58 centen, nr. drew 60 cent[en] 25 ℔ und nr. vier 59 centen, pringt alles 237 centn.

Zum andern vier ainfach cortonen, die engl genannt, haben gewegen nr. ain 50 centn 50 ℔, nr. zwai 49 centen 50 ℔, nr. drew 51 centn und nr. viere 50 centen 25 ℔, tuet zusamen 201 centn 25 ℔.

Zum dritten vier groß lang singerin, die straußen genannt, haben gewegen nr. ain 45 centn, nr. zwai 44 centen 50 ℔, nr. drew 45 centen und nr. vier 45 centen, macht alles 179 centn 50 ℔.

Zum vierten gemain singerin, die affn genannt, haben gewegen nr. ain 34 centen, nr. zwai 34 centn 25 ℔, nr. drew 33 centen 50 ℔ und nr. vier 34 centen, pringt zusamen 135 centn 75 ℔.

Und zum fünften zehen gemain notslangen, die hanen genannt, haben gewegen nr. ain 33 centn 25 ℔, nr. zwai 33 centen 75 ℔, nr. drew 34 centen, nr. vier 33 centen 50 ℔, nr. fünfe 33 centn 25 ℔, nr. sechse 33 centn 50 ℔, nr. sibne 33 centen 25 ℔, nr. achte 33 centn 50 ℔, nr. neune 34 centn 75 ℔ und nr. zehene 34 centen, tuet alles 336 centn 75 ℔.

Summarum pringen die vorgeschribnen 26 stuck puchsen an zeug zusamen gerait wienisch gwicht 1090 centner 25 ℔.

*Für jeden derselben centen pringt das kaufgelt vermug des verdings vierzehen ain halbn guldin und in ainer suma gerait funfzehen tausend achthundert acht guldin sibenunddreißig kreuzer drithalben fierer,**), *id est 15808 guldin* $37^1/_2$ *kr.*

*) In dem Akt sind noch 2 Abschriften 4 B und 4 C vorhanden.

*) Sogen. Tiroler oder Etschvierer, eine Pfennigmünze, von welcher 5 auf einen Kreuzer gehen.

Anerbieten zum Ersatz wohl noch am Tage der Beschießung – das Datum ist nicht angegeben – dem Rate; zugleich bemerkte er, daß die übrigen 21 Stücke wohlverwahrt im Innsbrucker Zeughaus lagerten; auch habe ihm Löffler 40 Taler zu Zehrung geliehen.[29])

Inzwischen war auch die Antwort des Rates auf das Gutachten Löfflers eingetroffen, datiert vom 31. März. Darnach hatte der Rat „noch allerlei sorgveltigs und solch bedenken, daß dises abfüren (i. e. der Stücke) nach gelegenheit der leuft zu diesem mal keinswegs furzunemen, sonder vil mer und nutzlicher noch ain zeit lang einzustellen und zu hinderhalten, wiewol wir euch des lasts gern entheben wolten; seien aber doch der zuversicht, ir sollt ains kleinen verzugs, darinnen wir pesser gelegenheit bedenken konnen, kein beschwerd tragen". Plato Rüd habe Auftrag, bei dem (inzwischen schon erfolgten) Abwiegen und Beschießen der Geschütze zugegen zu sein und mit Löffler abzurechnen „und das alles in ain ordenliche verzaichnus zu bringen und den abschid mit euch zu machen, das solch geschütz noch ain zeit lang bei euch ligen pleibt und das er uns solche vergleichung und berechnung furderlich zupring, do wir dann ordnung geben wollen, [daß] ir eurs anstands zu eurem benugen bezalt werdet". Wegen des Neugusses aus „altem zeug" werde Löffler nach Eintreffen einiger zur Zeit abwesenden Ratsfreunde und „Zeughausverwandten" noch endgültige Antwort zukommen.[30])

Löffler beantwortete dieses Schreiben am 11. April, also einen Tag nach der Beschießung der Geschütze. Er erwähnt zunächst seine dem Nürnberger Syndikus übergebene Abrechnung über das Gewicht und die ihm für die Arbeit noch zustehende Summe (11808 fl. 37 kr.), deren Bezahlung zu Händen Mannlichs in Augsburg oder Nürnberg er erbittet, und kommt sodann auf die Beschießung der Geschütze, welche er mit einem neuen, unbekannten Pulver, welches nicht Schlangen-, sondern vielmehr Hackenpulver gewesen sei, mit drei Probeschüssen beschossen habe. Das „reißend" Pulver habe nun wider Erwarten 5 Stück durch kleine Risse „aufgetrieben"; alle Sachverständigen hätten sich gewundert, daß nicht auch die übrigen Rohre zu Schaden gekommen seien; der Rat dürfe also das Vertrauen haben, daß er mit den anderen 21 Stücken wohl versehen sei. Wenn auch die beschädigten Stücke noch brauchbar seien, so wolle er sich doch „ain solches nit nachreden lassen", und sei schon im Begriff, 5 andere, gleichmäßige zu gießen, die, wie die vorigen, beschossen werden sollten; kein Auftraggeber solle darin „vernachtailt" werden, die Geschütze müßten „heben". Beim Beschießen dieser Stücke sehe er es wieder gerne, wenn einer der Nürnberger Herren anwesend wäre. Der Vorfall mit dem „Aufgehen" der fünf Stücke war dem Meister offenbar sehr peinlich; er kommt nochmals darauf zu sprechen und erwähnt, daß ihm das, obwohl er bisher schon „etlich hundert" großer und kleiner Geschütze gegossen habe, bisher nur dreimal ohne sein Verschulden zugestoßen sei. Schließlich erwähnt Löffler noch, daß beim Beschießen der 26 Stücke 13 Ztr. 11 ℔ wienisch Schießpulver aus dem königlichen Zeughaus daraufgegangen sei, um dessen Ersatz, sei es in natura oder Geld, er bitte. Bezüglich der einstweilen ruhenden Abführung der 21 Stücke und des Gusses aus „altem zeug" erwarte er die Befehle des Rates.[31]) In seiner Antwort vom 23. April dankt dieser zunächst dem Meister für seine Mitteilung, daß die 21 Stücke so

An vorgeschribner suma kaufgelt hab ich gemelter Löffler von meinen herrn von Nurnberg also par eingenomen viertausend guldin, i. e. 4000 guldin.

Also resten dannoch wolgemelte meine herren von Nürnberg mir Gregorien Löffler zu ganzer und völliger bezalung uber den abzug der obbestimtn 4000 guldin noch zu erlegn und zu bezaln aindliff tausend achthundert acht guldin sibenunddreißig kreuzer drithalben fierer, id est 11808 guldin 37 1/2 kr.

Actum am 23. tag monets marci anno etc. im funfzehen hundert und vierundfünfzigisten. *Gregori Löffler mein hanndtgschrifft.*

[28]) *„Nach besloßner raitung*) und, als das gschuz am zehenden tag aprilis hernach beschossen wordn, sein in solhem beschiessen aufgangen fünf stuck, als nemlichen wie hernach volgt:*

Ain basylisc oder topplnotslang nr. 4, hat gewegen 59 centn.

Ain engl oder cortonen nr. 4, hat gewegn 50 centn 25 ℔.

Und drei straußen oder gross singerin, habn gewegen, nr. ain 45 centn, nr. zwai 44 centn 50 ℔ und nr. drew 45 centn, tuen zusamen 134 centn 50 ℔.

Summar[um] 243 centn 75 ℔.

Da erbeut ich mich on allen verzug andere funf gleichmeßige stuck puchsen zu machn und [zu] giessen, auch meinen gebietenden herrn damit gnuegsame gwerschaft zu tuen; werden dann die stuck ain merers oder ain wenigers wegn, das stet ainem tail gegen dem andern bevor, und sollen meine herrn sich aller pillichait bei mir versehn, denen ich mich mit höchstem vleis bevelhn tuen *Gregori löffler puchsegiesser."*

Or.-Papier mit eigenhändiger Unterschrift. K.Z.A. Stück 5 A.

*) = Abrechnung.

[29]) K.Z.A., Stück 6. Orig.-Papier. Über den Grund für die Verzögerung der Beschießung bemerkt Rüd noch: *„und, wiewol zu befürderung der sachen ich gern gesehen, das das geschüz, mittlerweil ich uf e. er. und f. w. schreiben und antwurt gewart, were beschossen worden, so ist uf das verzogen, er hats weit uf den platz, do mans bescheusst, zu fueren und die fuer nit wol zu bekomen, und so man das geschüz uf dem wasser jetzmals hett sollen abfueren, hett ers uf die schiff zu laden gleich am wasser gehabt, und darum uf antwurt gewart."*

[30]) Briefbücher Bd. 152, Fol. 190a.

[31]) K.Z.A. Stück No. 7. Or. mit Verschlußsiegel. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

Edl, gestreng, ernvest, fürsichtig, hochweis gebietend herrn! eur streng, ernvest und weisat sein jederzeit mein ganz geflissen,

wohl geraten seien, spricht sein „getreues mitleiden“ über den Unfall mit den fünf aufgegangenen Stücken aus, dankt für sein gutwilliges und freundliches Erbieten zum Ersatz und bittet um Nachricht nach dessen Fertigstellung; Mannlich wolle er, entsprechend der durch Rüd übergebenen und für gut befundenen Abrechnung, „um den hinderstelligen rest zufriden halten, des er one clag sein soll“; bezüglich des Pulvers ziehe man, da es mit dem Abführen Gefahr habe, Entschädigung in Geld vor[32]); Löffler möge

willig dienst zuvoran berait! eur st. e. und w. jungst schreiben, vom 31. marci mir getan, hab ich von e. str. e. und w. gesandten, herrn Plato Rüdn, emphangen und vernomen, fueg daruber e. st. e. und w. ganz dienstlicher mainung zu wissen, das sich dieselben meines beschehnen berichts und anzaign nichts bedanken dörfn, dann ich bin e. st. e. und w. nit allain in solhem, sonder vil mererm mit allem vleiß zu dienen willig und genaigt.

Dann so sein die neugegossnen 26 stuck puchsen, welche ich e. st. e. und w. gemacht, in beisein e. st. e. und w. verordneten und gesandten, des herrn Rüdn, auch der rö. kn. mt. zeugmaisters, zeuggegenschreibers und zeugwartn allhie an einer neuen, gerechtn wag wienisch gwicht mit allem vleis abgewegn worden; was nu dieselben ain jede insonders wienisch gwicht gewegn und das in sumarie zusamen sich verlauft, das werden e. st. e. und w. von dem herrn Rüdn allen lautern gnuegsamen bericht emphahen und werdn e. st. e. und w. an gemeltn puchsen gerecht und guet gwicht befindn.

Verrer so hab ich auch zu volziehung e. st. e. und w. jungsten schreiben um vorgemelt gschuz ainen lautern auszug und abrechnung gestelt und denselbn dem herrn Rudn uberantwurt, der wirdet den e. st. e. und w. zuepringen, daraus werden e. st. und w. lauter befinden, das mir dieselbign uber abzug der vor darauf emphangen viertausend guld[in] noch heraus pro resto schuldig pleiben aindliftausendachthundertacht guldin sibenunddreißig kreuzer.

Dann so hab ich die vorbestimten sechsundzwainzig stuck puchsen in beisein des herrn Rüdn nach aller notturft stark und dermassen mit ainem neuen unbekanntn pulfer, welches nit schlangenpulver, sonder vil mer haggnpulver ist, damit ich vor nie ainiche puchs beschossen, mit den dreien probschussn, mer als sich geburt und gepreuchig ist, beschossen, hab mich aber ainiches misfals gar nicht besorgt, sonder den püchsen vertraut, dann ich wais, das solche püchsen von gerechtem, gueten zeug, lauter guetem, frischn kupher und zin gegossen und am zeug ganz zach sein, aber nicht weniger das stark haggn- und reissend pulver hat am beschiessen fünf stuck etwas wenigs aufgetribn, durch claine rissle, daran man dasselbig sehen mugn, und haben sich warlich all hierauf verstendig gewundert, das ain puchs ganz plibn und solche probschuß die stück nit all zerrissn und, wo der zeug nit so gar trefflich guet, so wurd das wol beschehn sein, derhalben mugn e. st. w. und w. wol sicher [sein], das si mit den ubrign ainundzwanzig stuckn stattlich werden versehen sein und mugn die zur notturft wol geprauchen.

Wiewol nu die schädn, so den gemelten fünf stücken zuegestanden, denselben gar nicht schedlichn, si möchtn darüber zu aller notturft wol gepraucht werden und wurden nicht zerspringn, aber ich will mir ain solches nicht nachreden lassen, sonder ich bin schon im werk und will e. st. e. und w. on alles verziehn widerumb fünf andere gleichmeßige stück gießen und machen, die auch gerecht und guet sein solln, die wierd ich nit ringer als die vorigen beschiessen, das sollen mir e. st. e. und w. vertrauen, dann kain herr soll in dem von mir vernachtailt werden, si muessen hebn.) wellen nu volgendts e. st. e. und w. jemandts zum abwegn und beschiessen solcher fünf stuck hieher verordnen, das sech ich vast gern und will darumbn gebeten habn.*

Dieweil ich auch vor dem beschiessen dem herrn Rüdn die abrechnung des gschuz zuegestelt, hab ich kain verenderung darinnen tuen wolln, dann ich wird die vorgeschribnen fünf stück nit ringer sonder ee umb etwas wenigs schwärer machen, doch wo die ringer geratn, darumben will ich e. st. e. und w. erbere raitung und erstattung tuen; wegen si dann etwas merers, das wierd bei e. st. e. und w. auch nit not habn.

Mir ist furwar dergleichn nit mer als ain mal mit dreien stückn doch on mein verschuldn beschehn und hab dannoch die zeit meines lebens bisher etlich hundert grosser und clainer stuck gemacht und ist mir gar nicht umb den schaden, allain das e. st. e. und w. mit den fünf stuckn möchten gesaumbt werden; ich will aber nicht feirn die gemelten stuckn on verzug zu machen; es werden auch e. st. e. und w. von irem gesandten, dem Rüdn, allen gnuegsamen bericht, wie all sach gehandlt und ergangen lauter vernemen.

Dann der bezalung halben um vorgemelte aindliftausend achthundert acht guldin sibenunddreissig kreuzer, wo e. st. e. und w. das nit zuwider sein wurd, wolt ich dieselben wol auf das höchst und underdienstlichst gebetn habn, solche suma dem herrn Mathiasen Manlich etc. von meinentwegen in Augspurg oder Nürnberg, wo ime das gelegn sein möcht, zu erlegn, dann solche summe bin ich dem herrn Mannlich und andern umb fürgesetzt kupher schuldig und sollen e. st. e. und w. nicht zweifln, ich will denselbign mit den funf stuckn guete gnuegsame gwerschaft und redliche haltung tuen.

Weiter nachdem e. st. e. und w. bei diesen leufen das gschuz von hie verruckn zu laßen etwas beschwärlichn fallen wil und derhalbn die abfuerung desselben geschuz noch ain zait in rue einstellen, dem allen will ich vleissig nachkomen, das gschuz alhie berueen laßen und, wann mich aber e. st. e. und w. damit erfordern, so will ich damit auf dem wasser den nehstn auf Regenspurg verrucken und soll an mir kain saumsal oder ainicher verzug nit erscheinen, und mugen e. st. e. und w. im fall der not die 21 stuck wol erfordern, die bin ich onbeschwärdt zu lifern und volgends die ubrigen funf stuck hinach.

Zu dem beschiessen solcher stuck sein aus dem ku[nigliche]n zeughaus alhie 13 centn und 11 ℔ pulver wienisch gwicht dargelihn und geben worden, da stell ich nu zu e. st. e. und w. bedenken, ob dieselben sovil pulver als dieses am gwicht gewesen widerumb erstattn und in das zeughaus hieher schickn oder dieselbn mit gelt bezaln wölln, sonst ist das pulver hie annemblicher weder das gelt; was nu hierinnen e. st. e. und w. gelegenlich sein will, das mugen sie verordnen.

Zum bsluß kunftign giessens und des alten zeugs halbn, in dem will ich e. st. e. und w. vernern bschaids und derselbn gelegenhait erwartn, mit dem underdienstlichn erbietn, warinnen ich e. st. e. und w. mit höchstem vleis gedienen kunt und möcht, so wollt ich dasselbig mit vleis verrichtn und tue mich damit e. st. e. und w. ganz vleissiglich bevelen. datum Ynnsprugg, am 11. tag monets aprilis anno etc. im 54.

e. st. e. und w.
dienstgeflissner

Gregori Löffler
puchsegießer.)*

[32]) Briefbücher Bd. 152, Fol. 261 a.

*) Eine Dialektform für „halten, dauern“. Vgl. Schmeller-Frommann, Bayer. Wörterbuch, 1872, Bd. II, Sp. 1016.

*) Die Unterschrift eigenhändig.

sich deswegen erkundigen. Unter dem 30. April stellte Löffler eine Quittung über den Empfang der nach Abzug der schon empfangenen 4000 fl. noch ausständigen 11 808 fl. 37 kr. für 26 Geschütze, Mauerbrecherinnen und Feldschlangen, die er den Herren von Nürnberg „von neuem aus guetem neuen zeug, kupfer und zin" in seinem Verlag und um einen bestimmten Kaufpreis gemacht habe, aus. Davon hatte Mannlichs Faktor in Nürnberg, Michael Hitzler, bis 4. April 5808 fl. 12 Schillinge 4 Haller aus der Losungsstube empfangen; weitere 3000 fl. am 8. Juni, so daß noch ein ungetilgter Rest von 3000 fl. verblieb.[33])

Am Pfingstabend konnte Löffler bereits melden, daß er die fünf aufgegangenen Stücke von neuem gegossen habe, die er nun ohne Verzug absäubern, bohren, abwiegen und beschießen wolle. Der Rat dankte am 25. Mai mit schmeichelhaften Worten. Er hege keinen Zweifel, schrieb er, die Stück „seien mit einem solchen vleis gemacht, das die gerecht, gut und in irer prob wol besteen werden". Die von Löffler erbetene Abordnung zur Beschießung halte er nicht für nötig; wir haben, schrieben die Nürnberger, „das gut und freuntlich vertrauen zu euch, ir werdet dasselbig (i. e. das Abwiegen des Geschützes) one jemands beisein von unsern wegen mit aller gepur zu verrichten wissen, wie uns dann unser syndicus Plato Rüd jungst zu seiner heimkunft alle erberkeit von euch berümt hat". Sodann traf der Rat Anordnungen wegen des Abtransportes und stellte weitere Mitteilung wegen der Bezahlung des Pulvers und des Umgusses von altem Büchsenzeug in Aussicht.[34])

Am 26. Juni 1554 trafen die ersten sechs kleinen Stücke, fünf Doppelschlangen oder Hahnen und eine halbe Kartaune in Nürnberg ein; für die Fuhr von Augsburg bis dahin erwuchs eine Ausgabe von 99 fl. oder 86½ Taler 36 Pfennigen.[35])

Der Rat meldete Löffler unter dem 27. Juni die glückliche Ankunft dieser ersten sechs Stücke und wies ihn an, die übrigen, in Innsbruck lagernden und noch nicht in Marsch gebrachten zwölf großen Stücke entweder auch auf der Achse oder, wenn ihr Gewicht oder Mangel an Fuhrgelegenheit, worüber Löffler schon beim ersten Transport geklagt hatte, dies verbiete, mit erster Gelegenheit auf dem Wasserweg nach Regensburg zu verfrachten. Von dem Abgang der Geschütze nach der Donau möge er Meldung erstatten, „damit wir daselbst hin bevelh geben und verordnen, das sie uns von dannen vollends hieher ins haus mit guter gewarsam gepracht werden mugen".[36]) Löffler, der dieses Schreiben noch nicht erhalten hatte, fragte unter dem 16. Juli an, wie es mit der Abfuhr der übrigen zwölf Stücke gehalten werden sollte; er schlug neuerdings den Wasserweg nach Regensburg vor.[37]) Am 10. und 20. Juli trafen auch die noch übrigen acht Stück Büchsen des ersten

[33]) K.Z.A. Stück No. 8. Or.-Papier mit aufgedrücktem Siegel und Unterschrift Löfflers.

[34]) Briefbücher Bd. 153, Fol. 108. Bezüglich des Abtransportes erteilte der Rat Löffler folgende Weisungen: „*Sovil aber das abfüren des geschuz belangt, wollen wir euch nit verhalten, das wir gleichwol in dem allerlei bedenkens, dasselbig auf einmal nach Regenspurg abfüren zu lassen, sonder sehen fur weniger weitleuftig an und seien entschlossen, in dem die ordnung fürzunemen, nemlich die zehen doppelschlangen, die hanen genannt, dergleichen die vier kleinen singerin, so zu 20 pfund eisens schiessen und keins uber 24 centner wienisch gewichts wigt, auf der echs nach Augspurg abfüren zu laßen, wie dann derhalben an den ernvesten herrn Mathias Mannlichen, um desselben verfertigung zu tun und, wie es zu verrichten, geschriben worden, und das die stück nacheinander abgeen sollen, was dann der costen, das solch geschüz auf der echs mer dann auf dem wasser anlaufen würdet, darum wollen wir uns mit euch freuntlich vergleichen, der zuversicht, ir solt euch solchs auch nit entgegen sein laßen und das mit allem müglichem fleis befürdern helfen, auch mit einpinden und anderer notturftiger verwarung zum besten versehen, wie wir das freundlich vertrauen zu euch haben, darmit solchs mit dem ersten hieher möcht gepracht werden.*" Bezüglich der anderen 12 Stück werde Löffler in kurzem Nachricht erhalten.

[35]) Die Rechnung („fuerzetl") Mich. Hitzlers bei den K. u. Z.A., Stück No. 9. Der Fuhrlohn für den Ztr. betrug 10 Schillinge Regensburger. Das Gesamtgewicht der 6 Büchsen zu je 33 Ztr. betrug 198 Ztr.

[36]) Briefbücher Bd. 153, Fol. 253b.

[37]) Das Schreiben Löfflers (K.Z.A. No. 10, Orig.-Papier mit eigenhändiger Unterschrift) lautet:

Edl, gestreng, ernvest, fursichtig hochweis gebietende herrn! eur streng, ernvest und weishait sein jederzeit mein geflißen ganz guetwillig dienst zuvor! ich habe e. str. e. und w. hievor zugeschriben und angezaigt, das ich die fünf großen stück widerum von neuem zum pösten gegoßen und gemacht, die auch allerdings gevertigt sein, derhalben hab ich hiemit e. st. e. und w. dienstlichs vleis wider daran vermanen sollen, mit vleissiger bitt, si wöllen zu eeister irer gelegenhait mir bevelh und ordnung geben, wohin ich die übrigen zwelf stuck vertigen und schicken soll, dem will ich höchsts vleis nachkomen, doch will ich daneben e. st. e. und w. nit verhalten, das solche zwelf stuck, weil sie etwas schwär sein, ganz hart und beschwärlich auf Augspurg zue über land und mit großem costen gevertigt wurden, sonder vil furderlicher, geringer und leuchter auf dem waßer gen Regenspurg gelifert und gebracht werden möchten, darauf eur st. e. und w. bedacht sein wöllen.

Sonst versich ich mich, e. str. e. und w. werden die vierzehen stuck püchsen, so ich dem herrn Mannlich auf Augspurg zuegeschickt, nu mer auch emphangen haben, das wolt ich eur str. e. und w. als meinen gebietenden herrn nit verhalten, tue mich denselben zum höchsten dienstlichs vleis bevelhen und zu derselben diensten in albeg erbieten. datum Innsprugg, den 16. tag Juli anno 15C und im 54ten

eur str. e. und w.

dienstgeflissner

Gregori Löffler
puchsegießer.

(Land-) Transportes glücklich in Nürnberg ein; der Fuhrlohn von Augsburg herüber betrug 132 fl.; außerdem beanspruchten die vier Fuhrleute, welche die ersten sechs Büchsen von Innsbruck nach Augsburg geführt hatten, eine Entschädigung von 14 fl. dafür, daß man ihnen Rückfracht („widerfart") in Aussicht gestellt hatte, was aber nicht der Fall war.[38]) Für den Transport von Innsbruck nach Augsburg erlief nach der Rechnungsaufstellung des Innsbrucker „Aufgebers" (d. h. Spediteurs) und Zöllners Anndre eine Frachtgebühr von 44 kr. für den Zentner wienisch, wovon dem Rate aber nur je 14 kr., d. h. der Kostenüberschuß der Landfracht gegenüber der Wasserfracht (vgl. unten), zur Last fielen. Die Kosten für das Verpacken („Einpinden") betrugen 15 fl. 6 kr. 2 fierer. Zu diesen Ausgaben für Arbeitslohn, Verpackung und Fracht kam dann noch die Entschädigung für das beim Einschießen der 26 Stücke, dann der fünf umgegossenen, aus dem Innsbrucker Zeughaus entliehene Pulver im Gesamtgewicht von 16 Ztr. 13 ℔ zu 209 fl. 41 kr. 2 fierer.[39])

Nach der glücklichen Vollendung des Neugusses der fünf Büchsen, dann deren Abwägung – ihr Gewicht betrug laut Wagzettel des königlichen Zeugmeisters zu Innsbruck 245 Ztr. 50 ℔ [40]) – und abermaliger, ohne Anstand erfolgter Beschießung, machte sich der Tiroler Meister selbst auf den Weg, um den Transport der schwersten Stücke auf Inn und Donau zu begleiten. Er teilte dem Nürnberger Rate diesen Entschluß am 5. August mit. Dieser bezeugte in seiner Antwort vom 20. August „ein sonders, guts wolgefallen" über diese Nachricht und verständigte Löffler davon, daß er durch seinen Bürger Georg Trayner die Verordnung getan habe, „das unsers versehens auf den 28. augusti schierst zu abfurung des geschüz (wo auf dasselbig mal nit gar, doch zum teil) an notturftiger fur zu Regenspurg auch nit mangel erscheinen soll". Löffler möge sich bei seiner Ankunft daselbst bei Trayner oder, wenn dieser in Geschäften abwesend sein sollte, bei Dr. Johann Hiltner deshalb erkundigen. Die Mitteilung, daß die fünf neugegossenen Stück „stark und wol beschossen worden und an der prob bestanden seien", habe der Rat gerne vernommen; nach seiner persönlichen Ankunft, „die wir in sonderheit gern sehen und such nit zu schaden raichen soll", wolle man sich mit ihm der „beschlußraitung" (d. h. der Schlußabrechnung) halber so vergleichen, daß er, wie sie hoffen, zufrieden sein werde.[41])

Löffler traf in der Tat, dem Transport vorauseilend, am 30. August gegen Abend mit seinem Sohne Wenzel (?) und einem Diener zu Pferd in der Reichsstadt ein. Als der Rat von seiner Ankunft hörte, beschloß man, ihn, wie sonstige vornehme Gäste, mit einem Weinwillkomm zu begrüßen; auch sollte der Meister um seine Abrechnung gebeten werden.[42]) Diese von Löffler in Nürnberg übergebene Abrechnung über den Neuguß der fünf Geschütze (die um 1 Ztr. 75 ℔ schwerer ausgefallen waren als die entsprechenden früheren), einen Vorschuß an den Nürnberger Abgesandten Plato Rüd, weiter für das beim zweimaligen Beschießen der 26 bezw. 5 Stück verwendete Pulver, für den Mehrbetrag der Kosten des Landweges nach Augsburg gegenüber dem von Löffler in Aussicht genommenen Wasserweg, die Entschädigung der Ammergauer Fuhrleute, die in Augsburg vergeblich auf Gegenfracht gerechnet hatten, endlich die Verpackung, datiert vom 20. August 1554, im Gesamtbetrag von 410 fl. 11 kr., besitzen wir noch.[43]) Sie wurde für

[38]) Der „Fuerzetl" Hitzlers beim Akt, Stück No. 11. Für den Zentner ergab sich wiederum Fuhrlohn von je 10 sh. Reg. Das Gewicht der am 10. Juli eingetroffenen 5 „pixen" zu je 33 Ztr. betrug 165 Ztr., der am 20. Juli angekommenen 3 Stück, auch zu je 33 Ztr., 99 Ztr.

[39]) Die Rechnungsaufstellung des „aufgebers und zollners" zu Innsbruck, Hans Anndres, über die Kosten, welche beim „Einpinden" der 14 Nürnberger pixn entstanden (112 eln rupfen, 154 klafter sail, spagat), dann die Bestätigungsurkunde desselben für Löffler, daß er Steffan Kriegl von Ammergau und andern Fuhrleuten für jeden Centner Wienisch bis Augsburg 44 kr. Fuhrlohn habe geben müssen, d. d. 24. Juli 1554, endlich die Abrechnung der Vorsteher des Innsbrucker kgl. Zeughauses, des Zeugmeisters Hans Ott von Achterdingen und des Zeuggegenschreibers Andr. Frölich, über das beim Beschießen der 26 bzw. 5 Stücke am 10. April und 16. August 1554 verbrauchte Pulver zu 15 Ztr. 11 ℔ bezw. 3 Ztr. 2 ℔ im Gesamtwerte („jeden Ztr. zu 13 fl. gerechnet") von 209 fl. 41 kr. 2 Fierer befinden sich im Orig. beim Akt (K.Z A. Stück 13, 14 und 15).

[40]) K.Z.A. Stück 12. Darnach hatten die mit No. 1–3 bezeichneten Stücke, die das Bild eines Straußes aufwiesen, ein Gewicht von 45 Ztr. bzw. 45 Ztr, 25 ℔ und 45 Ztr. 50 ℔, die No. 4 mit dem Bildnis eines „basiliscen" wog 39 Ztr. 75 ℔ No. 5 mit einem Engelsbilde 50 Ztr.

[41]) Briefbücher Bd. 154, Fol. 63 a.

[42]) Ratsverlaß vom 31. August 1554 bei Hampe, a. a. O., No. 3504.

[43]) K.Z.A., Stück 16. *Mein, Gregorien Löfflers, puchsengießers, andere raitung gegen meinen gebietenden herrn, ainen erbarn und loblichen rat der stat Nürnberg, wie hernach volgt:*

Erstlich als im beschiessen der 26 stuck puchsen aus übermessigen laden, auch dem starken pulfer und beschiessen, sich funf stück etwas wenigs aufgetan als nemlichen ain cortonen oder engl, nr. vier, hat gewegen 50 centen 25 pfund, ain basilischg oder topplnotschlangen, nr. vier, hat gewegen 59 centen, und drei gross singerin oder straussen, haben gewegen, nr. ain 45 centen, nr. zwei 44 1/2 centen und nr. drew 45 centen; tuen dise fünf stück an zeug 243 centen 75 pfund, dagegen hab ich wolgemelten

gut befunden und das Losungsamt zur Zahlung angewiesen.

Die Hauptverhandlungen mit Löffler drehten sich indessen um eine neue Geschützbestellung, wobei aber im Gegensatz zur früheren nicht „neues zeug", sondern älteres, unbrauchbar gewordenes Geschützmaterial verwendet werden sollte. Man zeigte dem Meister im Zeughaus den alten, „zerbrochnen puchsenzeug" und verhandelte mit ihm zunächst dahin, daß er selbst in Nürnberg den Neuguß vornehmen oder doch die nötigen Anweisungen dazu geben sollte; auch erbat man sich von ihm ein Gutachten über die Art der neuherzustellenden Geschütze. Löffler legte seine Vorschläge in einem uns noch erhaltenen Schriftstück nieder[41]), das er dem Rate am 4. September überreichte. Er entschuldigte sich zunächst, daß es ihm wegen des großen Umfangs des zum Umguß bestimmten Altmaterials nicht möglich sei, diese Arbeit außerhalb seiner Werkstatt vorzunehmen; auch sei er mit anderen Bestellungen überhäuft, die er „mit ern" nicht liegen lassen könne; seinen älteren Sohn habe er wohl in allem unterrichtet und angewiesen, könne denselben aber angesichts seines vorgerückten Alters nicht entbehren. Was das Kaliber der neu herzustellenden Rohre betreffe, so schlage er Stücke von einheitlichem Kaliber zu 3 bis höchstens 40 ℔ Kugelgewicht vor und glaube, daß man damit dem Feinde im Falle einer neuen Belagerung ebensoviel Schaden zufügen könne, wie mit den schweren Stücken zu 50, 60 oder mehr Gewicht. Sollte der Rat aber, weil er noch viele große Kugeln in Vorrat habe, auch einige große Mauerbrecher gießen wollen, so solle man dabei eher an der Dicke und Stärke des Rohres, als an der Länge zugeben und hinter der Kugel Raum für einen tüchtigen Pulversack lassen. Auf Grund der Besichtigung im Zeughaus sei er auch zur Überzeugung gekommen, daß die Nürnberger Büchsenmeister ein Pulver mit zu hohem Salpeterzusatz benützten, auch die Verwendung starker „Fürschläge" vorne vor der Kugel schädige das Geschütz und führe dessen frühzeitige Abnützung herbei; man sehe

meinen herrn widerumb von neuem fünf andere stück an dern stat gemacht, beschossen und gwert, die haben gewegen, als nemlichen der engl oder cortonen nr. vier 50 centen, die topplnotschlang oder basilischg nr. vier 59 centen 75 ℔ und die drei grossen singerin oder straussen nr. ain 45 centen, nr. zwai 45 centen 25 ℔ und nr. drew 45 centen 50 ℔; pringen dise fünf neuen stück zusamen 245 centen 50 ℔. so nu ain summa gegen der andern glegt und aufgehebt wirdet, dannoch pleiben mir meine herrn an zeug heraussdhuldig, so die neugegossnen stück mer als die funf schadhaften gewegen haben, nemlich 1 centen 75 ℔, so mir zu erstatten geburn, jeden centen per 14 guld. 30 kr. gerait, pringt in gelt 25 guld. 22 kr.

Herrn Plato Ruden, meiner herrn gesanden zum beschiessen und abwegen des neuen gschüz, als der etwo lang zu Innsprugg stillgelegen, hab ich auf sein begern zu zerung dargestreckt 40 taler, setz ich hiemit in ausgab, tuen 45 guld. 20 kr.

Hannsen Otten von Achterdingen, römischer ka. mt. etc. hauszeugmaister in Tyrol, für hernach geschriben puchsenpulfer, so er mir zu beschiessung meiner herren puchsen aus dem kn. zeughaus under zwaimalen dargeben, als nemlichen zu den 26 stucken 13 centen 11 phund (!) und jetzo zu den funf stucken 3 centen 2 ℔, macht zusamen 16 centen 13 ℔, für jeden derselben laut beiligender bekanntnus zalt 13 guld., tuet in gelt 209 guld. 41 kr.

Verrer als vorgemelte meine herrn mir geschriben und bevolhen, das ich von den neugemachten 26 stuck puchsen die vierzehen stuck hanen und affen uber land den negsten auf Augspurg zueschicken und vertigen solle, das hab ich getan, aber von jedem centen zu fuerlon 44 kreuzer bezalen müssen, hab ich anderst die stuck uber Land hinauspringen wollen; dieweil ich aber ermelte stück auf dem wasser jeden centen mit dreissig kreizer zum höchsten, ja noch rechter, gen Regenspurg pringen mugen, leg ich derhalben die merer belonung, als von jedem centen vierzehen kreitzer hiemit für ausgab ein, welchen überlon mir meine herren zu erstatten bewilligt haben, pringt auf vierzehen stuck, jedes mit abpruch auf die fuer per dreiunddreißig centen (tut 462 centen zu 14 creutzern) angeschlagen, in gelt 107 guld. 48 kr.

Das ich den fuerleuten von jedem centen vierundvierzig kreizer belonung geben müssen, das weist beiligende des zollners und aufgebers zu Innsprugg Hannsen Andreen urkund aus.

Weiter hab ich Steffan Kriegl, fürman von Amberga), so die ersten sechs stuck puchsen hanen und affen samt seinen mitgespanen von hie gen Augspurg gefuert, zu einer pesserung, in ansehung, das er kain gegenfuer hereingehaben mugen, auf seine zwen wägen, jeden 3½ guld. bezalen müssen, pringt 7 guld.*

Den andern vier wägen hat der herr Manndlich zu Augspurg ir pesserung bezalt, der wirds meinen herrn verraiten.

Vorgemeltem Hannsen Anndreen, zollner und aufgeber zu Innsprugg, bezalt für strick, plahen und belonung, die vierzehen stück hanen und affen, so über land gefürt worden, einzumachen, laut beiliegenden auszugs 15 guld.

Summa summarum pringen alle posten meiner weitern ausgaben und darlegens zusamen 410 guld. 11 kr.

Die werden mir also meine gebietende herren widerzuerstatten schuldig sein.

Actum am 20. tag Augusti anno 1554ten

[Von anderer Hand]

Nota von diser suma geet herab die 40 taler, so dem Plato Rüden uff zerung gelihen worden, und wir dieselb[en] in seiner zerungrechnung für ausgeben gesetzt, und pleibt noch für ausgeben zu setzen tut 364 fl. 51 cr.

[41]) Das Gutachten Löfflers (K.Z.A. Stück No. 17, Orig.-Papier mit eigenhändiger Unterschrift) hat folgenden Wortlaut:

Ernvest, fürsichtig, erbar und hochweis, insonders großgünstige, liebe herrn! als e. f. w. mich ir gschüz und zeughaus günstiglich haben sehen laßen und begert inen das schadhaft gschütz aintweders wider selbs zu gießen oder jemands andern darzu zuzuweisen, damit e. f. w. versorgt sein möchten, darauf will ich e. w., meinen gonstigen lieben herrn, nit verhalten, das ich wol von herzen geneigt were, derselben nit allain in disem sondern in vil mererm undertenige wilfarung zu laisten und derselben, auch gemeiner stat Nurmberg (als von denen bisher ich alles guets

*) Ammergau.

das an den vielen schönen, lediglich vorne am Kopf beschädigten Stücken, die im übrigen noch gut und brauchbar seien; er getraue sich ohne Fürschlag weiter und genauer zu schießen; dagegen sei gegen einen kleinen Fürschlag hinten zwischen Kugel und Pulver nichts einzuwenden.

Schon am folgenden Tage (5. September) kam man zu einem förmlichen Abschluß. Die neuen Stücke, über deren Ausmaße erst auf Grund von Zeichnungen, welche Löffler nach seiner Rückkehr entwerfen und herausschicken sollte, entschieden wurde, sollten in Innsbruck gegossen werden. Der Rat verpflichtete sich, das hiezu nötige Altmaterial bis Regensburg zu liefern, von dort sollte es auf Kosten und Gefahr Löfflers nach Innsbruck weitergehen; das Gewicht des neu zu liefernden Geschützes solle dem „alten Zeug" vollkommen gleich sein; für den Zentner wienisch des neuverarbeiteten Metalls solle Löffler 4 fl. in Abrechnung zu stellen berechtigt sein; der Ort der Ablieferung solle wiederum Regensburg sein, von wo die Stücke auf Kosten des Rates nach Nürnberg weitergehen sollten.[45])

Am folgenden Tage verließ Löffler die Reichsstadt, wo er in mannigfacher Weise ausgezeichnet worden war. Nicht nur löste ihn der Rat aus

empfangen) er, nutz und wolfart zu fürdern, wie und warmit ich immer könnt; ich finde aber den haufen des verderbten gschüz so groß und vil, das mir zum allerhöchsten beschwerlich und ungelegen sein wurde, mich desselben ausserhalb meines ordenlichen gewöndlichen haushaltens und angerichten werkstatt zu unterfahen noch so lang von derselben zu sein, als die notturft zu verneuerung und widergießung desselben ervordert, in sonderm bedacht, das ich zuvor sovil angedingter arbait hab, das ich auch diesselbig mit ern nit so lang aufschieben, vil minder wideraufsagen könnt, gleichsowenig waiss ich warlich e. e. und f. w. diser zeit niemands zu solchen werk zuzuweisen, damit si versorgt sein mochten, dann ob ich wol meinen eltern sun darzu angewisen und underricht,) so haben doch e. e. w. selbs nit schwer zu ermeßen, das ich desselben meines verlebten alters und täglicher, zufelliger schwachheit halb auch nit entraten kann.**) darum bitt ich undertenigklich, e. ernvest und f. w. wöllen mich in dem günstiglich entschuldigt haben, bin aber des undertenigen erbietens, den sachen gern weiter nachzugedenken und derselben alsdann mein wolmainung auch unverhalten zu laßen.*

Sovil dann den andern püncten belangt, was euer ernvest und f. w. fur stuck möchten gießen lassen, die derselben und gemeiner stat am nützlichsten sein könnten, darauf ist mein ainfeltig gutbedunken, e. erbare w. liesen die maisten stuck zu einer gleichen kugel richten, als auf 3 ℔, 5 ℔, 10 ℔, 20 ℔, 28 ℔ und zum höchsten auf 40 ℔ und darüber nit, es were dann, das euer e. und f. w. sovil größer kugln im vorrat heten und kein so groß geschoß darzu, das si denselben zu lieb etliche größere stück (darzu dieselben kugeln gerecht werden) gießen ließen oder das si im fall der notturft an andere ort außerhalb diser stat groß geschoß und maurenprecherin haben wolten; und dann one das, wann gleich (do got vor sei) dise stat von den veinden solt belegt (!) werden, kann man denselben mit den kugeln von bemelter sort und größen gleich so vil schadens zufügen, als wenn si von 50, 60 oder mer ℔ schwer weren. und ist darzu der vorteil dabei, das man mit denselben kugln alsdann nit so größern schaden herein tuen kann, als mit der grössern. und wann gleich e. f. w. denselben größern kugeln zu lieb etliche größere stück oder geweltige maurenprecherin wollten gießen laßen, so kann ich doch nit raten, das man dieselben zu lang, sonder fur die überig leng etwas dicker und sterker gieß und darzu inwendig hinder der kugelladung einen gueten pulfersack darein mach, damit man dannocht die kugel dester sterker und weiter hinaustreiben müg.

Und dieweil ich aus erfindung sovil schöner, schadhafter, großer und klainer stuck püchsen wol abnemen kann, daß man dieselben allain mit dem übermeßigen überladen und das das pulfer mit dem saliter zu hoch ubersetzt und vil zu stark auch on zweifel mersteils gut hagkenpulfer gewest ist, also zersprengt und zerprochen, wil ich e. f. w. getreuer, guter wolmainung geraten haben, soliche fürsehung zu tun, damit das pulver zu dem größern gschüz auf redern mit dem saliter nit so hoch gesetzt, sonder dermaßen gemiltert werde, damits die stuck erleiden können. dann one das haben e. f. w. selbs nit schwer zu ermeßen, wann man die stuck mtt so starken pulver und sonderlich, so man vil schuß auf einander tut, und die püchsen nit wider erkülen lest, sonder gar erhitzt wird, so oft aufeinander let und abscheußt, das nit wol müglich ist, daz solich gschüz (es sei gleich wie gut und stark es goßen worden, als es immer wöll) in die leng bestandt haben könn, [zu) dem das warlich an den fürschlegen, so die püchsenmaister merers tails im prauch haben, auch nichts guts ist, und zu nicht[en] anderm dienen mügen, dann das man die geschoß vornen beim kopf (weil die kugel iren freien lauf nit heraus haben kan) damit nur dester ehe zersprengt; wie man dann an vilen, zerprochnen stücken wol sieht, das si nur vornen zersprungen und sonst noch zimlich gut seien und von nichten anderm, dann den großen furschlegen kumt, dann man kann on ain fürschlag gleich so weit und gewiß, ja wie ich selbs in erfarung befunden, vil weiter und gewiser schießen, dann wenn man den fürschlag darzu praucht; und im fal, wann ims gleich ain püchsenmaister je nit wol benemen laßen, sol man doch darob sein, damit ers nit zu dick und groß mach, aber hinter der kugel ainen klainen fürschlag zwischen dem pulfer und der kugel einzustoßen, ist nit unrecht] darumb dann wol von nöten in solichen dingen allweg ain rechte maß und ordnung zů brauchen, wil man anderst lang ganze gschoß behalten, mit underteniger bitt, e. e. f. w. wollen diese mein antwort und wolmainenden bericht zu gonstigem gefallen von mir annemen und meine gonstige herrn und gebieter sein und beleiben, denen ich mich hiemit in ir gunst dienstlich will bevolhen haben*

e. ernvest und f. e. w.

underteniger und dienstwilliger

Gregori Löffler
puchsengießer.

*) Boeheim a. a. O. sagt, daß Löfflers Sohn Wenzel im Jahre 1550 von König Ferdinand I. als Kunst- und Stückgießer mit einem Jahresgehalt von 100 fl. aufgenommen worden sei. Außerdem erwähnt er zwei hinterlassene Söhne Löfflers namens Elias und Hans Christoph.

**) Löffler war nach Boeheim um 1490 geboren, stand also damals ungefähr im 64. Lebensjahr. Er starb im Jahre 1565.

[45]) Der Inhalt des Abkommens findet sich ausführlich bei Hampe, a. a. O., No. 3504; ein inhaltlich übereinstimmendes,

*) Die Worte von „zu dem" u. s. f. bis „nit unrecht" eine Einschaltung von der Hand des Nürnberger Ratsschreibers Gebhart.

der Herberge, d. h. bezahlte seine Wirtsrechnung – deren Betrag uns noch in einer Aufzeichnung des Ratsschreibers W. Gebhart erhalten ist[46]) –, sondern verehrte ihm noch ein Kleinod und einen Doppelbecher; der Betrag seiner Abrechnung wurde ihm ausbezahlt und überdies noch, trotz seines Sträubens, 12 Taler, welche er in Regensburg für das „Ausheben" der Geschütze aus den Schiffen ausgegeben hatte und die ihm eigentlich noch zur Last gefallen wären. Mit lebhaften Dankesbezeigungen schied der Meister von der Stadt.[47])

In welcher Weise nun Löffler die neue, ihm gestellte Aufgabe im Frühjahr und Sommer 1555 löste, soll in einem zweiten Abschnitt dieses Aufsatzes ausgeführt werden.

Die hier benutzten Aktenstücke gehören zum größten Teile einem Faszikel der sogen. Reichsstadt Nürnberger Kriegs- und Zeugamtsakten des Nürnberger Staatsarchives an (Archivbezeichnung Saal II Lade 33 No. 7), teils entstammen sie den Nürnberger Briefbüchern, d. h. Kopialbüchern der vom Rate ausgegangenen Schreiben. Hiezu treten noch mehrere Ratsdekrete, die Hampe in seinem Werke „Nürnberger Ratsverläße über Kunst und Künstler", Bd. I, veröffentlicht hat. Die Aktenstücke der Kriegs- und Zeugamtsakten (abgekürzt K.Z.A.) sind durchweg Originale; die von Löffler herrührenden Schriftstücke und Briefe sind nur von ihm unterzeichnet, im übrigen von zweiter Hand geschrieben. Wo Aktenstücke zum Abdruck kamen, wurde die für Herausgabe mittelalterlicher Aktenstücke übliche Vereinfachung der Schreibung angewandt. Baader hat in Zahns Jahrbüchern für Kunstwissenschaft, Jahrg. I, schon einige kurze Nachrichten über diese Geschützlieferungen gegeben, aber nur auf Grund der Nürnberger Briefbücher. Die im Akt der „K.Z.A." enthaltenen Schriftstücke hat er nicht gekannt.

NOCHMALS
DIE ÄLTEREN HINTERLADUNGSGESCHÜTZE

VON PAUL REIMER

Im Pillauer Tief sind beim Baggern vier mittelalterliche schmiedeeiserne Geschützkammern gefunden worden, von denen eine noch geladen war. Hierüber spricht Z.H.W.K. 9, 117 flg. Dr. Paul Post. In diesem Falle darf man, den Umständen entsprechend, in der Tat annehmen, daß es sich um eine Ladung aus der Zeit handelt, in der das Geschütz noch nicht veraltet war. Ich hege sonst nicht unbegründete Zweifel gegenüber solchen Funden. Essenwein bildet auf Taf. XXIII seiner „Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen" zwei kleine Kammergeschütze von etwa 1440 ab (er datiert sie wohl etwas zu früh auf 1400–1420), die aus Pößneck in Thüringen stammen. Sie entsprechen dem Typus unserer Abb. 3. Auf Seite 18 der Erläuterungen sagt Essenwein hierzu: „Sie sind aus Eisen gegossen und das eine derselben noch auf dem alten Holzblock aufgeschmiedet, während das andere noch die Steinkugel trägt, welche es entsenden sollte und somit ohne Zweifel auch die Ladung." Dieser seltene Fall interessierte mich ganz außerordentlich. Als ich 1902 Gelegenheit hatte, die Geschützsammlung des Germanischen Museums durchzuarbeiten, nahm ich mich der Büchse von Pößneck ganz besonders an. Sie war inzwischen in verschiedenen Artikeln erwähnt worden, und man hatte auf die Bedeutung dieses auf uns gekommenen geladenen Geschützes hingewiesen. An Ort und Stelle war ich etwas enttäuscht. Ich sah sofort, daß die im Rohr steckende Steinkugel für das Kaliber des Geschützes etwas zu groß war, denn sie saß zu weit vorne im Fluge. Das Zündloch war verschlossen – irgend jemand hatte es als „leider vernagelt" bezeichnet. Ich konnte aber keinen Nagel darin finden. Bei diesen meinen Bemühungen lösten sich der Schmutz und Rost, die das Zündloch oberflächlich verstopft hatten, und ich konnte mit einem Draht feststellen, daß die Kammer völlig leer war. Wahrscheinlich hatten unberufene Hände irgend wann

von Löffler eigenhändig unterfertigtes Stück des Vertrags, welchen auf Nürnberger Seite die Ratsherrn Paulus Gruntherr und Jobst Tetzel abschlossen, ist noch beim Akt (K.Z.A. No. 18) verwahrt.

[46]) Rechnungsaufstellung über die „Zehrungskosten" für den Aufenthalt Löfflers in Nürnberg 30. August bis 5. September 1554 (K.Z.A. Stück No. 19):

Maister Gregori Löfflers, püchsengiesser von Ynnßprugk, zerung.

Adi donerstags den 30. augusti diß 1554 jars ist maister Gregori Löffler, püchsengiesser, mit ainem seinem sun und diener zu roß zum nachtmal hieher kumen, und bis auf den mitwoch, 5. septembris, darnach hie verharrt; ist auf ine und die seinen mitsamt den gesten, die er gehabt und sich zum tail selbs zu ime geladen, für zerung aufgangen, wie folgt:

Item in die kuchen für allerlei notturft der speis zum tisch in suma 10 fl. 2 ℔ 7 ₰.

Item mer für 57 mass wein, die mass um 16 ₰, tut 3 fl. 5 ℔ 6 ₰

Und die drei pferd in als verzert 3 fl. 28 ₰.

Summa summarum 17 fl. minder 1 ₰.

Wilbolt Gebhart,
ratschreiber subscripsit.

(Von anderer Hand) *Dedimus 20 fl. eidem.*

[47]) Vgl. den oben angeführten Ratsverlaß bei Hampe No. 3504 am Schlusse.

einmal versucht, ob eine zufällig vorhandene Steinkugel in dieses Geschütz passe, und sie, als sie sich festgeklemmt hatte, nicht wieder herausbekommen.

Was wissen wir denn überhaupt von den Schicksalen solcher Geschütze, bis sie endlich in sachverständige Obhut gekommen sind? Auf der Burgruine Rheinfels fand ich 1910 die schmiedeeiserne Kammer eines größeren Hinterladungsgeschützes des 15. Jahrhunderts. Sie wurde dort augenscheinlich schon seit längerer Zeit von den Bauernburschen zum Böllern benutzt. Nehmen wir an, diesen Burschen wäre die natürlich bis zur Mündung vollgepfropfte Kammer von der Mauer in den Graben gefallen und dort zwischen Geröll und Gestein verschüttet und in Vergessenheit geraten. Nach zwanzig Jahren hätte man sie ausgegraben und tiefsinnige Betrachtungen an dieses ebenso seltene wie interessante Fundstück geknüpft. Man darf als sicher annehmen, daß jedes alte Rohr, das halbwüchsigen jungen Leuten in die Hände fällt, zum Böllern mißbraucht wird, ob es nun das für diesen Zweck allein noch erhältliche Sprengpulver vertragen kann oder nicht.

So fand ich auf der spärlichen Burgruine Landskron im Ahrtal 1909 in dem Unterkunftsraum des Schankwirts ein sehr gut erhaltenes gußeisernes Geschützrohr, auch etwa von 1440, das dort kurz vorher bei Ausgrabungen, also an primärer Lagerstätte, gefunden worden war. Da es augenscheinlich sehr alt war, erschien es den Leuten gänzlich wertlos, schon in allernächster Zeit sollte es bei festlicher Gelegenheit zum Böllern verwendet werden. Ich beeilte mich natürlich, das Kgl. Zeughaus in Berlin auf diesen Fund aufmerksam zu machen; die Besitzerin der Burg überwies es dann dahin. Mich aber sah man bei meinem nächsten Besuch auf der Landskron nicht mit freundlichen Augen an, wegen des von mir gestörten Böllervergnügens. Es ist also geboten, an jedes geladene Fundstück sehr kritisch heranzutreten und sich vor übereilten Schlüssen zu hüten.

Dr. Post gibt des weiteren in seinem angezogenen Aufsatz Betrachtungen über die älteren Hinterladungsgeschütze, soweit sie lose Kammern hatten, und stellt einen Gegensatz zwischen Kartusch- und Patronenkammer fest, je nachdem die Kammer nur die Pulverladung oder aber auch das Geschoß enthielt. Als Beweis dafür stützt er sich auf zwei im Berliner Zeughaus befindliche Kammern, die mit Bleikugeln geladen sind und in Abbildungen vorgeführt werden. Ich kenne diese Kammern nicht. Als ich 1898–1900 die Geschützsammlung des Kgl. Zeughauses aufnahm, waren sie dort wohl noch nicht vorhanden, denn es wären mir außerordentlich interessante Stücke gewesen, an die ich mich noch erinnern würde. Ich kann mich aber eines erheblichen Mißtrauens gegen die zeitliche Echtheit der Ladungen nicht erwehren, und empfehle eine genaue kritische Würdigung derselben. Das spielt hier indessen auch keine Rolle. Der Schwerpunkt der ganzen Frage liegt vielmehr in dem Zweck der damaligen Hinterladung selbst. Daß sie bei Verwendung mehrerer Kammern eine größere Feuergeschwindigkeit ermöglichte, ist ohne weiteres zuzugeben, auch daß die Trennung des Rohres in Kammer und Flug den Transport schwerer Geschütze erleichterte. Das aber waren lediglich günstige Nebenwirkungen, die sich aus der Notwendigkeit der Hinterladung für die Bedienung des Geschützes ergaben. Diese Notwendigkeit hängt mit der Verwendung ungekörnten Schwarzpulvers bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts eng zusammen.

In meinen Artikeln: „Die älteren Hinterladungsgeschütze" (Z.H.W.K 2,4), „Das Pulver und die ballistischen Anschauungen im 14. und 15. Jahrhundert" (Z.H.W.K. 1, 164), „Die Erscheinung des Schusses und seine bildliche Darstellung (Z.H.W.K. 2,400) und schließlich „Vom Schwarzpulver" (Z.H.W.K. 4, 371), habe ich eingehend auf die Unterschiede im ballistischen Verhalten des gekörnten und des ungekörnten Pulvers hingewiesen. In Z.H.W.K. 2,400 habe ich den Wortlaut der Ladevorschrift für ungekörntes Pulver nach Essenwein Tafel A. III. wiedergegeben, nebst einem Längsschnitt eines in dieser Weise geladenen kurzen Rohres mit konischer Seele. Da die alten Jahrgänge dieser Zeitschrift den Lesern kaum zur Hand sein werden, sei auf das Wesen dieser ursprünglichen Geschützbedienung nochmals kurz eingegangen, unter erneutem Abdruck jenes Längsschnittes (Abb. 1).

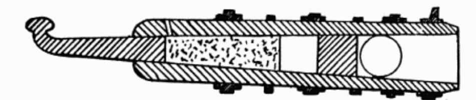


Abb. 1. Steinbüchse mit eingekeiltem Holzpflock

Die Ladevorschrift besagt etwa folgendes: Man teile den Ladungsraum seiner Tiefe nach in fünf Teile. Die untersten drei Teile stampfe man in dünnen Schichten fest voll Pulver, lasse den vierten Teil leer und keile in das oberste Fünftel einen Holzpflock recht fest ein. Dann erst setze man auf den Holzpflock die Kugel und verdämme sie mit Werg, Gras u. dergl. Wie weise das ausgedacht ist, erkennt man, wenn man sich klar macht, daß gekörntes Pulver beim Anzünden lebhaft aufblitzt, wobei die festen Verbrennungsprodukte als Rauch mit emporgerissen werden. Ungekörntes, sogen. Mehlpulver, dagegen verbrennt langsamer und hinterläßt bei nur leichter Rauchentwicklung einen schlackigen Rückstand. Der Grund für dieses verschiedenartige Verhalten ist offenbar der, daß die Zündflamme das eine Mal sich in allerkürzester Zeit durch die Zwischenräume zwischen den Pulverkörnern über den ganzen Pulverhaufen verbreiten und so die Verbrennung beschleunigen kann, während andererseits das festgepackte Mehlpulver nur schichtenweise abbrennen kann. Dazu kam noch, daß in alter Zeit die Kleinung der Pulverbestandteile noch sehr unvollkommen war und ihre Mengung nicht weit genug getrieben werden konnte. Das Pulver war also kein ganz inniges Gemisch seiner Teile und hatte außerdem das Bestreben, sich beim Transport in Säcken oder Fässern wieder zu entmischen, alles Eigenschaften, die seine Verbrennungsgeschwindigkeit noch weiter herabsetzten. Es galt also, ein Verfahren zu finden, dieses träge Pulver zu plötzlicher Gasentwicklung zu veranlassen, und so kam ein findiger Kopf, dem die Nachwelt in Berthold Schwarz ein Denkmal gesetzt hat, auf die angeführte Ladevorschrift. Hatte der alte Stückmeister sein Rohr in dieser Weise mühsam geladen, so bediente er sich zum Abfeuern eines glühenden Eisenstabes, dessen rechtwinkelig umgebogene Spitze er durch das Zündloch in die Ladung steckte. (Die Verwendung einer dicken Lunte leistete dasselbe,

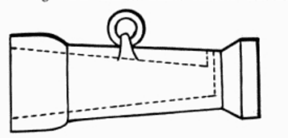


Abb. 2. Steinbüchse mit konischem Rohr

nachdem das Pulver später durch bessere Verarbeitung entzündlicher geworden war.) Hierdurch wurde die Verbrennung und Gasentwicklung in energischer Weise eingeleitet, und da das Zündloch sich ganz dicht am Seelenboden befand, mußten die sich hier entwickelnden Gase die ganze übrige festgestampfte Pulverladung nach vorne, d. h. in den leer gelassenen

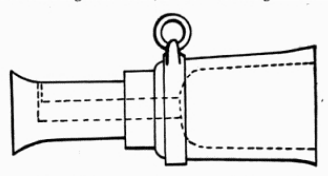


Abb. 3. Gußeiserne Steinbüchse aus Pößneck i. S. Germ. Museum, Nürnberg

Raum schleudern. Das bewirkte eine plötzliche Auflockerung der Ladung und ein rasches Umsichgreifen der Verbrennung, die wiederum durch den stark steigenden Gasdruck sehr gefördert wurde. Dieser wurde schließlich so groß, daß er den vorgekeilten Holzpflock und damit das vorgelagerte Geschoß aus dem Rohr schleuderte. Der Rest der Ladung brannte dann mit lang lodernder Flamme nach. Ohne den vorgekeilten Holzpflock hätte der schwache Anfangsgasdruck das Geschoß samt dem größten Teil des Pulvers einfach aus dem Rohr gerollt.

Die in Pillau ausgebaggerte Kammer zeigte den eingekeilten Holzpflock, dahinter aber einen Bausch Flachsfasern. Falls diese nicht etwa zum besseren Abdichten des Pflockes gedient haben sollen, darf man wohl annehmen, daß mit den losen Fasern der wichtige Hohlraum zwischen Pflock und Pulver ausgefüllt war, um dieses am Vorfallen in den Hohlraum zu hindern.

Die besprochene Ladeweise war reichlich umständlich und überhaupt nur anzuwenden, wenn man das Rohr ganz oder doch nahezu aufrecht hinstellte. Außerdem mußte es kurz genug sein, um hineinlangen zu können. Schließlich konnte man den Pflock auch nur an der für ihn bestimmten Stelle festkeilen, falls das Rohr innen konisch war und der Pflock die genau richtige Stärke hatte. Solche Rohre zeigt denn auch Essenwein auf den ersten Tafeln, etwa wie Abb. 2. Dem gegenüber war die Einführung einer zylindrischen Kammer für das Pulver und eines davor angebrachten Fluges für das Geschoß ein ganz wesentlicher Fortschritt, der um die Wende des 14. Jahrhunderts angesetzt werden darf (Abb. 3). Die Länge des Ladungsraumes war nunmehr gegeben, das Einkeilen eines leicht konischen Pflockes in die

Kammermündung sehr viel einfacher. Noch immer aber mußte das Rohr zum Laden aufgerichtet werden. Unbequemer aber war noch das Auswaschen und Austrocknen der Kammer nach jedem Schuß, um den krustigen Rückstand daraus zu entfernen. Auch mag man allmählich gemerkt haben, daß die Schußwirkung bei längeren Rohren größer wurde. Um aber bei diesen die Lademöglichkeit zu behalten, kam man auf die Trennung von Kammer und Flug und schuf so den Hinterlader, dessen sonstige, sehr willkommene Vorteile sich bald ergeben mußten: einfachere Bedienung, größere Feuergeschwindigkeit, leichtere Transportmöglichkeit und größere Wirkung infolge der Möglichkeit sorgfältigeren Ladens. Immer aber muß man sich vor Augen halten, daß bei schwereren Kalibern und längeren Rohren erst die Hinterladung die Möglichkeit oder doch wenigstens eine ganz bedeutende Erleichterung des Ladens bot. Dies gibt eine Parallele mit der modernen Hinterladung: sie war notwendig, um den ballistisch so grundlegenden Fortschritt der Pressionsführung des Langgeschosses überhaupt erst zu ermöglichen. Wie ja wohl jeder wirklich wichtige Fortschritt noch allerlei unvorhergesehene, aber sehr erwünschte Vorteile mit sich zu bringen pflegt. So brachte das ballistisch dem Schwarzpulver weit überlegene Nitrocellulosepulver die Rauchfreiheit und damit die Möglichkeit sehr großer Feuergeschwindigkeit. Ferner mußte man dem Gewehrgeschoß 88 einen festen Mantel geben, um bei der großen Anfangsgeschwindigkeit die Führung in den Zügen des Laufes zu gewährleisten. Dadurch gewann man erst die gewaltige Durchschlagskraft des Geschosses und im weiteren Verlauf die Möglichkeit, ihm die ballistisch so wertvolle schlanke Spitze zu geben. Bei allen solchen Betrachtungen muß man sich nur stets klar werden, was das aus Notwendigkeiten entsprungene Primäre gewesen ist, und was sich daraus erst an Folgerungen ergeben hat. Beim alten Hinterlader war das Primäre, wie gezeigt, die Ermöglichung der damals noch notwendigen umständlichen Ladeweise.

Daß bei diesen alten Hinterladern die Kugel von hinten in den Flug geschoben wurde, glaube ich auch dann nicht als Regel annehmen zu sollen, wenn dafür die Möglichkeit an sich gegeben war. Es kam ja darauf an, daß die Kugel fest auf dem Holzpflock der Kammer auflag, auch wurde sie in den meisten Fällen noch besonders verdämmt. Das alles ließ sich nur von der Mündung aus erreichen. Zudem hatte ja die Kugel im Rohr kein Widerlager, wie beim gezogenen Hinterlader, es wäre also schwer gewesen, ihr bei der Einführung von hinten die richtige Lage zu geben. Man wird das so gemacht haben, wie es im gegebenen Falle am einfachsten und sichersten war.

Hinterlader mit kalibergleicher Kammerweite, bei denen die Einführung der Kugel in die Kammer das Gegebene gewesen wäre, sind mir aus der Zeit des ungekörnten Pulvers nicht bekannt. Sie treten erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf, als das gekörnte Pulver sich auch bei der Artillerie allgemein Eingang zu verschaffen begann. Beim Kornpulver lag eine Notwendigkeit der Hinterladung nicht mehr vor, ihre Beibehaltung in zahlreichen Fällen ist daher auf die sonstigen damit verbundenen Vorteile zurückzuführen. Die größere Feuergeschwindigkeit bei Verwendung mehrer Kammern, die zugleich das Geschoß aufnahmen (Patronenkammern), war sehr zu schätzen. Andererseits kamen aber, besonders zur Verteidigung der Burgen, die Langrohre kleineren Kalibers auf, deren Bedienung in den engen Geschützständen der Türme ohne Hinterladung kaum möglich war. Auch bei den auf der Verschanzung der Schiffe in Pivotgabeln gelagerten Drehbassen lagen die Verhältnisse ähnlich. Wohl der größte Teil des 16. Jahrhunderts wird von den Hinterladern mit „Patronenkammer" beherrscht, erst später werden die verschiedenen anderen Verschlüsse, als Schrauben-, Keil-, Fallblock-, Kolben-Verschlüsse usw. zur Regel. Das hindert nicht, daß solche auch schon früher gelegentlich aufgetaucht sind. Wenigstens gibt Leonardo da Vinci bereits solche Konstruktionen an, bei denen eine Kammer nicht vorgesehen ist. (Vgl. Z. H. W. K. 2, 54 und Z. H. W. K. 6, 131.)

Eine feste Verbindung zwischen Kammer und Flug war erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts üblich geworden. Vordem mußte die Unterlage des Rohres, also entweder die Erde oder aber die „Wiege" oder „Lade", auf der das Rohr befestigt war, die Zugspannung aufnehmen. Im ersteren Falle lag der Flug auf Balken, und die eingesetzte Kammer wurde hinten gegen ein in die Erde gerammtes Widerlager verkeilt. Essenwein bildet ganze Systeme solcher Widerlager ab; der Rückstoß muß also ziemlich heftig gewesen sein. Umsomehr darf man bezweifeln, daß die hölzerne Wiege, abgesehen von leichten Kalibern, dem Rückstoß auf die Dauer gewachsen war. Es gab ja auch schon damals verfehlte Konstruktionen, und man tut gut, den Maßstab der praktischen Erfahrung auch bei solchen altehrwürdigen Stücken anzuwenden. Das Gegebene war die Verbindung der Kammer unmittelbar mit dem Rohr. Leonardo bildet (vgl. wie oben) zwei Schraubenverbindungen ab, von denen die eine sogar kegelförmig ist, eine zu jener Zeit wohl kaum herstellbare

Arbeit. Diese auch sonst sehr interessante Hinterladung habe ich in Z.H.W.K. 2, 54 näher besprochen. Es wurde die Regel, das Widerlager der Kammer durch zwei starre Zugstangen fest mit dem Rohr zu verbinden, woraus sich bald ein muldenförmiges Lager entwickelte, das die meiste Ähnlichkeit mit der „Hülse" des modernen Infanteriegewehres (Mauser) hatte. Die eingelegte Kammer wurde durch einen hinter ihr quer durch die „Hülse" geschlagenen Keil gegen das Rohr gepreßt. Bei manchen Stücken macht diese Konstruktion einen gut durchgebildeten und recht brauchbaren Eindruck, bis auf den gasdichten Abschluß der Kammer, die „Liderung". Indessen können wir uns heute bei dem meist stark verrosteten Zustand der auf uns gekommenen Stücke kein rechtes Bild mehr von dem Grade der Genauigkeit machen, mit der die lidernden Flächen bearbeitet und zusammengepaßt waren. Auch verstand man damals vielleicht bereits, die Dichtung durch getalgtes Werg u. dergl. zu verbessern. Oder aber man verstand es überhaupt nicht besser und betrachtete es als selbstverständlich, daß beim Schuß lange Stichflammen zurückschlugen und Geschütz und Bedienung in Qualm hüllten. Sehr unangenehm war dies in den erwähnten Geschütztürmen. Als in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Geschütz sich so weit entwickelt hatte, daß es die gegen die bisherige Angriffsfront durch die Schildmauer gesicherten Burgen von benachbarten Höhen im ungedeckten Rücken fassen konnte, waren die meisten Burgen zu einem Frontwechsel gezwungen und mußten mit einer starken Geschützaufstellung an den nunmehr bedrohten Seiten antworten. So entstand die mit Geschützen in mehreren Stockwerken gespickte Mantelmauer, oder aber der noch häufigere Bastionsturm, der in einer Anzahl Stockwerken die Geschützstände innerhalb der sehr beträchtlichen Mauerdicke enthielt. Als Beispiel ist hier ein solcher Turm der Burg Blankenberg a. d. Sieg abgebildet (Abb. 4). Er hatte, außer einem tief gelegenen Pulvermagazin mit traversiertem Eingang, vier Stockwerke, von denen zwei noch erhalten sind. Die unregelmäßig nach allen Seiten ausstrahlenden Geschützstände haben viereckige Scharten und in der Decke einen Rauchabzug. Etwa in Höhe des Bodenstücks des Geschützes sind rechts und links Sitzbänke für je zwei Mann in der Mauer ausgespart. Hinten sieht man zu beiden Seiten über dem Boden die Nuten zum Einsetzen der Balken, gegen die der Lafettenschwanz sich stemmte. Das Geschütz konnte daher nicht zurücklaufen, wird also beim Schuß wohl stark „gebuckt" haben. Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß ein Geschütz in solchem Geschützstand unmöglich von vorne geladen werden konnte. Der untere der abgebildeten Stände hat eine tiefliegende Scharte, die einen Schuß stark nach unten gestattete. Die Lafette des dort aufgestellten Geschützes muß eine große Depression ermöglicht haben. Die Geschützstände waren so eng, daß der Spielraum für die Seitenrichtung recht gering war. Die Geschütze in den vier Stockwerken haben sich daher wohl in der Beherrschung des Zielfeldes ergänzt. Einige Scharten waren für schwere Hakenbüchsen eingerichtet. Die Geschütze in den Turm zu schaffen, muß gar nicht einfach gewesen sein. Der Eingang befand sich nämlich in Höhe des zweiten Stockwerks und war nur über eine Leiter zugänglich, natürlich auf der dem Feind abgewandten Seite. Von diesem Eingang führten enge Treppen in der Mauerstärke zu dem zweiten, dritten und vierten Stockwerk und mündeten dort in Geschützständen. Zum

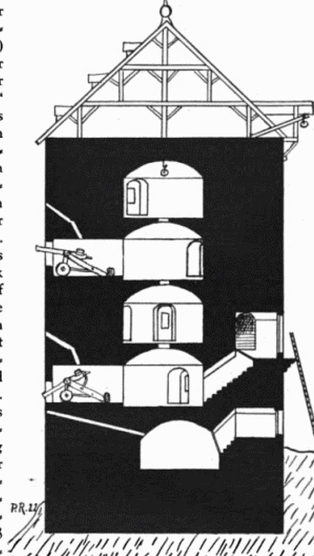


Abb. 4. Bastionsturm der Burg Blankenberg a. d. Sieg

ersten Stockwerk aber ging unmittelbar vom Eingang her eine Treppe geradeaus abwärts, die gewöhnlich durch eine Falltüre bedeckt war. Die Geschützrohre und Lafettenteile wurden nun außen am Turme hochgezogen und durch die Falltüre in das erste Stockwerk hinabgebracht. Von da wurden sie durch Öffungen in den Gewölbescheiteln an ihren Standort emporgewunden. Derartige Geschütztürme (Bastionstürme, Bollwerke) finden sich an fast allen Burgen in meist gleicher Ausführung, bloß in sehr verschiedenen Größen, in ganz besonders achtunggebietenden Abmessungen in der alten Stadtbefestigung von Goslar, wo die Geschützstände jetzt als Stuben dienen. Ich habe mir diese Abschweifung nicht versagen wollen, ist doch das Studium des Gebrauchs der Waffe auch ein Teil der Waffenkunde.

Es ist immer sehr dankenswert, wenn bildliche Darstellungen in möglichster Naturtreue wiedergegeben werden, wie Dr. Post dies in seinem angezogenen Aufsatz mit zwei Ausschnitten eines Wandteppichs von 1459 getan hat. So kann jeder Beschauer herauslesen, was er zu erkennen glaubt. In diesem Falle ist es erstaunlich, wie genau der Zeichner des Teppichs die wichtigsten Einzelheiten des Ladens und Abfeuerns eines Geschützes seiner Zeit beobachtet und richtig dargestellt hat. Man muß doch annehmen, daß dieser Teppichkünstler in Artilleriesachen Laie war, und darf daher wohl den Schluß ziehen, daß der Umgang mit Geschützen zu jener Zeit auch fernstehende Kreise interessierte, wie ja damals jedes Handwerk mehr öffentlich betrieben und daher wenigstens von Ansehen so etwas wie Allgemeingut wurde — was unserer Zeit leider sehr fehlt. Die Darstellung beider Bilder ist in der Perspektive stark verkürzt. Auf dem ersten liegt nämlich die hochklappbare Blende dicht vor der Mündung des Geschützes, hinderte also an der Einführung der Kugel von vorne, während der Raum zwischen Rohr und Widerlager zu kurz ist, um die Kammer dazwischen zu klemmen. Wenn man der Zeichnung trauen darf, so ist bei dem dargestellten Geschütz auf die Liderung besonderer Wert gelegt. Der Flug hat hinten eine Höhlung, in die ein Rohrstutzen hineinragt. In diesen scheint der dünne Hals der Kammer zu passen, deren breiter vorderer Rand dann jene Höhlung zudeckt. Auch wenn man diese nicht mit einem abdichtenden Stoff ausgefüllt denkt, wird so das Durchschlagen von Stichflammen verhindert worden sein. Die zweite Kammer, die gerade geladen wird, zeigt den dünnen Hals und den breiten Rand nicht. Es kann wohl sein, daß der Zeichner auf die hier nicht nötige Wiederholung keinen Wert gelegt hat. Das Bild zeigt aber noch etwas ganz Seltenes. Rechts auf dem Widerlager steht ein Krug, aus dem Flammen zu spielen scheinen. Ich denke mir darin die glühenden Kohlen, an denen die auf der Erde liegende Lunte entzündet werden sollte. Das zweite Bild zeigt das Geschütz beim Feuern; aus der Mündung und dem Zündloch, das der breitbeinig stehende Mann mit der dicken Lunte berührt, schlagen Flammen. Grund genug, daß der Mann sich die Hand vor das Gesicht hält. Ich kann hier Dr. Post nicht beipflichten, wenn er meint, daß der Strick, den ich als Lunte ansehe, dazu dient, die Kammer fest zu halten. Wenn die zwei Reihen eingeschlagener Pfähle dazu nicht ausreichen, dann kann der Mann die Kammer auch nicht halten, noch dazu nur mit einer Hand. Daß die Lunte nicht mit einem Stock geführt wird, ist allerdings auffällig, indessen erscheint sie mir bei ihrer Dicke steif genug, um auch ohne Stock auf das Zündloch gebracht zu werden. Daß die Raucherscheinung auf dem Bilde ganz vernachlässigt ist, erklärt sich daraus, daß die Hauptmenge der festen Verbrennungsprodukte des ungekörnten Pulvers als Schlacke in der Kammer zurückblieb und nicht als Rauch mitgerissen wurde. (Vgl. Z.H.W.K. 2, 400 über die Erscheinung des Schusses.)

EIN DEGEN AUS DER SAMMLUNG DREGER BERLIN-STEGLITZ

VON MAX DREGER

Das auf Tafel VI abgebildete Degengefäß gehört zu einem Degen, den ich aus der Sammlung Lanna erworben habe. Es befand sich in einem sehr vernachlässigten Zustande. Nicht nur waren, wie auch sonst so häufig, alle Feinheiten des Eisenschnitts durch verhärtetes Öl verdeckt, sondern es waren die Bügel und Spangen mit Gewalt von allen Seiten flach zusammen gedrückt und die Kreuzarme fast rechtwinklig nach unten gebogen. Nur annähernd ist es mir gelungen, ihm die ursprüngliche schön geschwungene Form zurückzugeben, ohne den zarten Einzelteilen zu schaden. Die Klingen und die Scheide waren im

Gegensatz zum Gefäß in untadliger Verfassung. Die Klinge ist eine schmale zweischneidige Degenklinge von sechseckigem Querschnitt mit einem Absatz von viereckigen Querschnitt; beiderseits eine schmale Blutrinne, die etwa ein Drittel des Blattes und den Absatz durchzieht. Als Herstellungsort ist wohl mit Bestimmtheit Solingen anzunehmen; eine Schmiedemarke fehlt, in der Blutrinne ist „Antono Pichinino" eingehauen. Alles deutet darauf hin, daß die Klinge noch die ursprüngliche zu dem Gefäß gehörige ist. Dieses aus dunkel gebläutem Eisen und über und über, auch auf den inneren und rückwärtigen Teilen mit reich geschnittenen Darstellungen bedeckt, gehört zu den spätesten Beispielen der Spangenkorbgefäße, die bereits eine merkliche Rückbildung zu einfacheren Formen aufweisen. Das Kreuz, mit niedrigem herzförmigem Mittelschild und flachen Armenden ist schwach auf und ab gebogen; der Griffbügel mit flachem Mittelteil berührt oben den schweren, birnförmigen Knauf und sendet unterhalb der Mitte eine Terzspange zu einem Terzbügel ab, der von den unteren Enden der Eselshufe schräg nach oben strebt und auch einen flachen Mittelteil aufweist. Auf der Quartseite löst sich eine zweite Spange vom Hiebarme des Kreuzes ab, um sich, nach unten in eine kleine dreieckige Stichplatte übergehend, ebenfalls mit den unteren Enden der Eselshufe zu verbinden. Der leicht geschwellte Griff ist mit geflochtenem dunklem Stahldraht glatt bewickelt; Türkenzöpfe sind nicht verwendet. Die Scheide, von ziemlich kräftigem, rundlichem Querschnitt ist mit schwarzem Lackleder bezogen, oben seitlich geschlitzt, um den Eselshufen Eintritt zu gewähren und hat einen Scheidenschuh von einer dem Gefäß genau entsprechenden Ausführung. Als Tragevorrichtung befindet sich oben an der Scheide nur eine wulstartige Verdickung, die verhindern sollte, daß der Degen aus der enggeschnallten Degentasche herausgleite.

Als Waffe bietet der Degen also nichts besonders Bemerkenswertes, der Korb macht sogar einen etwas mageren Eindruck. Der Eisenschnitt steht indessen in Entwurf und Ausführung auf einer derart künstlerischen, die besten Arbeiten des 16. und 17. Jahrhunderts überragenden Höhe, daß die Suche nach dem unbekannten Künstler als Pflicht erscheint. Es sind mir nun in den öffentlichen Sammlungen Europas eine Reihe von Degen bekannt geworden, die wohl alle bestimmt dem gleichen Eisenschneider zuzuschreiben sind. Wenn ich den Degen meiner Sammlung mit Nr. 1 bezeichne, sind es folgende:

Nr. 2 Degen Nr. G. 175 der Armeria Reale zu Turin, abgebildet im 3. Bande des Albums, Taf. 139 Fig. G. 175, in Gestaltung des Spangenkorbes der Nr. 1 fast gleich, nur der Terzbügel mit einem Stichblatt ausgefüllt und die Quartspange etwas anders geformt.

Nr. 3. Degen Nr. 65 aus Schloß Windsor, abgebildet im Katalog von G. F. Laking, Taf. 10, ohne Griffbügel und Spangen, der untere Terzbügel mit einem Stichblatt ausgefüllt; ein kleiner Quartbügel von viereckiger Form.

Während diese drei Degen sich noch an die Formen des 16. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts anlehnen, weichen die weiteren Degen bereits gänzlich davon ab und bieten Übergänge zu den Formen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Besonders kennzeichnend für die Gruppe ist, daß jeder Handschutz unterhalb des Kreuzes fehlt und daß das Mittelschild des Kreuzes die Form einer langen Hülse annimmt, die mehrfach am unteren Ende eine Art von Scheidendeckel besitzt. Ein besonderer Hiebarm des Kreuzes fehlt meist und wird durch den Griffbügel ersetzt. Von ihm zweigt sich in der Regel eine Terzspange zum Deckarm ab.

4. Degen Nr. 805 der Waffensammlung Wien, abgebildet im Album von Boeheim, Bd. II, Taf. 43, entspricht genau vorstehender Beschreibung.

5. Degen Nr. 69 aus Schloß Windsor, abgebildet im Katalog von G. F. Laking, Taf. 8. entspricht ebenfalls vorstehender Beschreibung.

6. Degen Nr. 1861 der Leibrüstkammer zu Stockholm, abgebildet im Album von C. A. Oßbahr, Bd. I, Taf. 24, Fig. 1, entsprach ebenfalls vorstehender Beschreibung, war aber zusammengedrückt und zerbrochen und wurde bei späterer Wiederherstellung mit dem verkümmerten Terzbügel versehen, den es jetzt aufweist.

7. Degen Nr. $\frac{233}{1877} \cdot \frac{2644}{1903}$ aus dem Zeughause zu Kopenhagen, abgebildet im Führer von 1877 Taf. 12, Nr. B. 233, weicht von der Beschreibung insofern ab, als das Kreuz einen Hiebarm besitzt, der sehr kurz, nach Art eines Eselshufs, nach unten gebogen ist. Außerdem geht von der Terzseite des Mittelschildes eine muschelförmige Stichplatte wie bei Hirschfängern ab.

8. Degen Nr. 5694 der Leibrüstkammer zu Stockholm, abgebildet im Album vom K. A. Oßbahr, Bd. I, Taf. 26, Fig. 3. Entspricht im wesentlichen der Beschreibung, hat nur einen Terzbügel statt der Terzspange.

Die Knaufe dieser acht Degen, jeder Bügel, jede Spange und bei Nr. 3 auch der Griff selber sind genau wie Nr. 1 auf allen Seiten mit Darstellungen in flachem

aber sehr ausdrucksvollem Relief bedeckt. Das Eisen ist gebläut, auch grau oder schwarz, der Hintergrund bei Nr. 5 und 8 vergoldet, bei Nr. 3 sind Einzelheiten der Figuren mit Gold verziert. Die weniger ins Auge fallenden dünnen Teile sind von Ranken mit Blättern und Früchten, meist Granatäpfeln, umgeben; die breiteren Flächen prangen mit einzelnen oder mit Gruppen von Menschen, die meisterhaft in den Raum gesetzt, gut entworfen und ebenso feinfühlig in den harten Werkstoff geschnitten sind. Meist sind diese Darstellungen von Kartuschen umgeben, die besonders kennzeichnend für den Meister sind und eine gewisse zeitliche Entwicklung, ähnlich der von mir gewählten Reihenfolge vermuten lassen. Am ruhigsten wirken die Kartuschen von Nr. 1 und 2, die den Eindruck machen, als ob kostbarer schwerer Samt oder feuchtes Leder in weiche Falten gelegt sei; einzelne dieser Kartuschen gehen unten in Fratzen über.

Die Darstellungen sind der griechischen Götter- und Heldensage oder dem alten Testament entnommen; nur Nr. 8, die auch in Bezug auf die Ausführung des Schnitts etwas abseits der anderen steht, zeigt einen Jäger in der Tracht von 1660 mit Flinte, einen Hirsch und ein Eichhörnchen.

Die auf der Tafel sichtbare Terzseite von Nr. 1 zeigt das Parisurteil, Pluton, Poseidon, die Elemente Erde und Luft, Zeus in einem von zwei Putten gehaltenen Rahmen und links, dicht neben der linken Putte in starker Verkürzung Herakles mit Kerberos. Auf der Rückseite sind der Kampf um die Waffen Achills, Apollon, Kronos, die beiden anderen Elemente Feuer und Wasser und Ares dargestellt, während auf dem Scheidenschuh noch Hermes auftritt.

Nr. 2 trägt neben Zeus, Kronos und den vier Elementen Taten Simsons,

Nr. 3 die Geschichte Davids nebst Verkörperungen von Zeit und Ruhm,

Nr. 4 Heraklestaten, die drei Horen und einen weiblichen Kopf,

Nr. 5 ebenfalls zwei Heraklestaten, Aphrodite, Athene und Parisurteil,

Nr. 6 Herakles mit Kentauren, Parisurteil, die drei Horen und einen weiblichen Kopf,

Nr. 7 Zeus, Poseidon, Ares, Aphrodite mit Eros, Apollon und zwei Heraklestaten,

Nr. 8 neben dem oben erwähnten Jäger noch Arion unter den Tieren und mehrere Putten.

Einzelne Vorwürfe wiederholen sich also, sind aber stets in anderer Auffassung gegeben, so daß es den Eindruck macht, als ob der Künstler von Vorlagen anderer ziemlich unabhängig und sein eigener Zeichner gewesen sei. Auch ist es mir, was freilich nicht allzuviel sagen will, nicht gelungen, in den hiesigen Sammlungen Vorbilder für eine der Gruppen aufzustöbern. Auf keinem der Degengefäße findet sich eine Andeutung über die Persönlichkeit des Künstlers, auch in keiner der fürstlichen Sammlungen eine bestimmte Nachricht über den ursprünglichen Erwerb. Was als Überlieferung gilt, ist unwahrscheinlich. Auch die Klingen lassen selbst da, wo sie Inschriften tragen, keine Rückschlüsse zu, da es sehr wahrscheinlich ist, daß die meisten erst später eingestoßen sind; diejenigen die möglicherweise ursprünglich zugehören, deuten auf Solingen (Nr. 3 mit der Marke von Clemens Horn). Dabei werden die Degen in diesen Sammlungen zu den größten Kostbarkeiten gerechnet, waren früher selbstverständlich Cellini zugeschrieben, und Männer wie Angelucci, Boeheim, Laking singen in den betreffenden Katalogen die größten Loblieder auf sie. Der einzige geschichtliche aber leider noch unbenutzbare Hinweis findet sich auf dem Stichblatt von Nr. 2 in Turin. Hier ist nämlich unter einer Krone, umgeben von zwei Palmzweigen ein sehr verzwicktes, bis jetzt unentziffertes Monogramm ausgeschnitten, dessen Buchstaben ich abweichend von Angelucci, alphabetisch geordnet wie folgt lese: CEHOPSTV I. Aber mache mal Einer etwas aus diesen neun ganz wild ineinander verschränkten Zeichen! Auch die Krone ist schwierig zu deuten; das Einzige, was man von ihr mit einiger Bestimmtheit sagen kann, ist, daß sie deutsch, vielleicht die eines Hoch- und Deutschmeisters ist. Sie besteht aus dem Reif mit sieben Zinken, die je eine Perle auf der Spitze tragen, und aus zwei mit Perlen besetzten Bügeln, überragt von einem Reichsapfel mit Tatzenkreuz. In ihr eine volle Mütze mit gezacktem Hermelinstulp, dessen sechs Zacken in den Zwischenräumen der sieben Zinken erscheinen.

Es bleiben also nur innere Gründe für eine Schlußfolgerung: Zunächst kann, wie anfangs ausgeführt, die Zeitspanne, in der die Degengefäße entstanden sind, aus ihrer Form selber ziemlich genau auf 1640 bis 1675 begrenzt werden. Ferner kann man ebenfalls aus der Form schließen, daß wenigstens die Degen Nr. 4 bis 8 wahrscheinlich in Norddeutschland, keinesfalls im Auslande gefertigt sind. Von tüchtigen Eisenschneidern, die hier um die angegebene Zeit wirkten, könnte vielleicht Gottfried Leygebe in Frage kommen, der von 1656 bis 1667 in Nürnberg und von da bis 1682 in Berlin tätig war. Von seinen, in großer Zahl gefertigten, eisengeschnittenen Degengefäßen konnte die Mitwelt nicht Rühmens genug machen, und es ist kaum anzunehmen, daß sie alle, die mehrfach als Fürstengeschenke gedient haben, verschollen sein

sollten. Tatsächlich sind indes bis jetzt nur wenige Stücke bekannt geworden, die als nachweislich von ihm stammend, die Zeitläufe bis heute überdauert haben, und diese haben Knäufe und Stichblätter mit vollrunden Figuren, lassen sich daher mit den besprochenen acht Degen nur schwer vergleichen. Auch erscheinen die menschlichen, namentlich weiblichen Körper auf Leygebes Münzen und Denkmünzen kurzbeiniger und im ganzen untersetzter und weniger feingliederig, als auf obigen Degengefäßen. Nur bei den mehrfach vorkommenden geflügelten Putten und bei einzelnen Kartuschen bestehen größere Ähnlichkeiten zwischen nachgewiesenen Arbeiten Leygebes und den acht Degen. Sie sind aber natürlich in keiner Weise beweiskräftig und so muß ich denn wohl oder übel einem berufenen Fachgelehrten überlassen, an die Lösung der Frage heranzugehen. Dr. H. Stöcklein hat ja in seinem grundlegenden Werke „Meister des Eisenschnitts" gezeigt, welche Summe von Wissen und wieviele Monde Archivarbeit dazu gehören.

Zunächst aber ist erwünscht, daß alle Sammler und Sammlungen, die im Besitz von Waffen sind, die Ähnlichkeit mit der auf der Tafel dargestellten haben, dies bekannt geben. Als ersten Anhalt zur Erkennung will ich außer dem schon Gesagten noch folgendes besonders anführen: Alle acht Knäufe stehen auf einem besonders liebevoll behandelten Sockel, der sich aus einem glatten Reif oder einer scharf eingeschnittenen Hohlkehle und einer darunter liegenden Platte — meist von Trochilus-Form — zusammensetzt, die strahlenförmig in glatte oder gewellte oder gebuchtete Blätter geteilt ist. Auch die auf dem Knauf aufsitzenden ziemlich großen Knöpfchen zeigen eine der Grundplatte entsprechende ein- oder zweireihige Blattverzierung in Kelchform.

Außerdem ist auf dem Knauf die Darstellung der Vorderseite von der Rückseite durch auffallend schön gezeichnete Hermen oder Karyatiden und Atlanten getrennt.

Anmerkung: Die Angaben über die Degen der Sammlungen in Stockholm und Kopenhagen, sowie vorzügliche Fotos deren Gefäße verdanke ich dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Freiherrn R. Cederström und des Herrn Kapitän J. Stöckel. Es besteht die Absicht, auch diese Fotos in einem weiteren Heft der Zeitschrift zur allgemeinen Kenntnis zu bringen.

HISTORISCHE WAFFENKUNDE UND GESCHICHTE DER KRIEGSKUNST

VON MARTIN HOBOHM

Im Reichsarchiv zu Potsdam baut sich die Nation ein Denkmal aus ihren eigenen Erinnerungen, politischen wie kriegerischen. Die Archivleitung wendet sich jetzt an alle Kreise des Volkes mit der Aufforderung, dazu beizusteuern, alle irgendwie für die Allgemeinheit wertvollen Dokumente unseres großen Erlebens hier zusammenzutragen. Der Aufruf wird in diesem Heft bekanntgegeben. Sollten die Freunde der Historischen Waffenkunde nicht neben dem allen gemeinsamen noch einen besonderen Gesichtspunkt haben, unter dem sie mitwirken können? Sollten nicht im Kriege alle mancherlei beobachtet und dieser oder jener etwas aufgezeichnet haben, das sich aus dem Studieninteresse für die Entwicklung der Waffen ergab?

Gerade wie die napoleonischen Kriege, und noch ungleich mehr als sie, hat der Weltkrieg in der Menschheit ein Bedürfnis nach Waffen entstehen lassen, das mit dem Vorrat an auf der Höhe der Zeit stehenden Kampfmitteln nicht ausreichend zu decken war; man griff vielfach auf längst veraltete Waffen zurück. Ähnlich und mehr als damals zogen die Völker mit hochentwickelter Technik auch jene Völkerschaften zur Hilfe heran, die militärisch gleichsam noch in vergangenen Jahrhunderten leben. Von Pfeil und Bogen an haben primitive Entwicklungsstufen der Waffentechnik in diesem späten, so modernen Kriege noch mitgewirkt. Nun ist das freilich für die Weltkriegsforschung kein maßgebender Gesichtspunkt, aber doch für sie von Interesse, und manches dürfte aus einer Sammlung solcher Beobachtungen auch für das Studium jener früheren Entwicklungsstufen zu gewinnen sein. In Ostpreußen erkannte der alte Zeughausdirektor von Ubisch, als Artilleriekommandeur Dienst tuend, in einem Dienstsattel ein waffenkundlich sehr beachtliches Stück aus der Zeit des Großen Kurfürsten. So trug ein Danziger Freikorps von 1807 alte Birnenhelme aus der Landsknechtszeit, schlecht und recht modernisiert. An Handfeuerwaffen sind im Weltkrieg auf dem Balkan und im Orient so ziemlich alle Systeme des 19. Jahrhunderts noch in Gebrauch gewesen. Manches

alte wertvolle Gut, zum Beispiel an bronzenen Geschützrohren, ist jetzt erst untergegangen, und wo etwa darüber Verlässiges, Greifbares aufgezeichnet ist, verdient es zugänglich gemacht zu werden.

Für das Reichsarchiv sind freilich naturgemäß nicht diejenigen Materialien die wichtigsten, welche der Weltkriegsforschung mehr oder weniger nur Kuriositäten bedeuten, sondern die ihre Durchschnittsprobleme angehen. Es scheint aber wohl möglich, daß das Studium der Waffengeschichte manchen Kriegsteilnehmer befähigt hat, den sich überstürzenden Fortschritten der Kampftechnik im Weltkriege mit besonderer wissenschaftlicher Beobachtungsfähigkeit zu folgen. Dafür gab es der sinnfälligen Anregungen mancherlei, etwa in dem ungeahnten Auferstehen der Streitwagen, in dem Wiederauftauchen der Wurfgranaten, der Wurfminen und Flammenwerfer. Über merkwürdige Einzelerscheinungen erhob sich der Blick zum Gesamtbilde des Kampfes. Die Beziehungen zwischen historischer Waffenkunde und Entwicklung der Taktik reichen so weit, wie überhaupt im Kriege Waffen verwendet worden sind. Die Geschichte der Waffe läßt sich von der Geschichte ihrer Verwendung nicht wohl abgeschieden erhalten, sie hat sich mit ihr gegenseitig zu befruchten und zu dienen; sie hat einen wichtigen Beruf — nicht ihren einzigen — als Hilfswissenschaft der Geschichte der Kriegskunst zu erfüllen.

Bezüglich weiter zurückliegender Zeitalter hat der Verfasser von jeher zu denen gehört, die den Standpunkt vertraten, diese hier hervorgehobene Beziehung verdiene mehr als bisher ausgebaut zu werden. Die Durchschnittswaffe ist kriegsgeschichtlich wichtiger als die Ausnahmewaffe. Keineswegs sollen deshalb die in der Waffenkunde so eifrig gepflegten Interessen für die Geschichte der Kunst und der Technik herabgesetzt werden. Niemand darf den schelten, dem etwa ein einziger schöner Einsteckdolch mit interessanten Inschriften oder Intarsien wichtiger ist als die Untersuchung, wie diese Waffe, zum Bajonett geworden, sich als Armeewaffe durchgesetzt hat. Für die Geschichte der Kriegskunst aber ist in diesem Zusammenhang allein die letztere Frage bedeutend. Manchem mag eine Gewehrgabel mit Schießvorrichtung, technisch merkwürdig, aber militärisch eine Nichtigkeit, interessanter sein als die gewöhnliche Gewehrgabel und ihre Rolle im Kriege. Auch denjenigen muß man durchaus gelten lassen, denen ein künstlerisch verzierter Trabharnisch, die Prunkrüstung eines vornehmen reichen Kriegers, viel wichtiger ist als die Durchschnittsform, in welcher der Trabharnisch zum Kommißharnisch geworden ist.

Die Geschichte der Kriegskunst urteilt umgekehrt; die Kriege werden mit Kommißwaffen entschieden. Der Trabharnisch der deutschen Reisigen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, durch ökonomische Rücksichten bescheiden gestaltet, wurde im Verein mit dem „Deutschen Trab", das bedeutet: dem Pferdematerial, und gewissen wirtschaftlich-sozialen Eigentümlichkeiten dieser Mannschaftsart zur Voraussetzung für den Übergang vom Rittertum zur Kavallerie, für die Entstehung der „Deutschen Reiter" (Reitres) mit ihren tiefen, langsamen, stabilen Eskadrons. Man nannte sie auch „Schwarze Reiter", weil ihre Harnische schwarz waren; und die Historiker dachten sich bei diesem Faktum, die schwarze Farbe sei offenbar um gewisser Gefühlsmomente willen gewählt worden, ähnlich etwa dem Emblem unserer „Totenkopfhusaren". Vielleicht haben die „Schwarzen Reiter" solche Wirkungen, wo sie eintraten, recht gern gesehen; aber der Hauptzusammenhang dürfte viel realerer Natur sein: der schwarze Harnisch ist billiger als der blanke. Hammerfertig geworden, erhält er durch den Farbenüberzug ohne viel weitere Umstände des Glättens und Schleifens das verwendungsfähige Aussehen; im Gebrauch bedarf er weniger des Putzens, seine Schmucklosigkeit vereinfacht die Pflege. Man muß waffenkundig sein, um sich das klar zu machen; der Verfasser hat es seinerzeit, wie so manches, von dem vielerfahrenen Waffenmeister Rohde im Zeughaus gelernt. Man darf die Schwärze des Harnisches also als einen weiteren Zug in dem Bilde werdenden Kommisses, eines entstehenden Armeestils der Bewaffnung ansehen.

Die Anfänge dieser ersten neuzeitlichen Kavallerie sind bisher nur erst in unbestimmten Umrissen erkennbar. Hier bedarf es dringend weiterer Forschung, und es dürfte lohnend sein, den Zusammenhängen von der Waffenkunde her näherzurücken. Vielleicht noch besser als von der Geschichte des Harnisches und seiner Fabrikationsbedingungen aus kann das von der Geschichte der Pistole her geschehen. Diese wurde ja in jener ersten Kavallerie, mindestens in einem bedeutenden Teil von ihr, zur Haupttrutzwaffe; wo und wann und wie, liegt wiederum im Dunkeln. Die Geschichte von Harnisch und Pistole hängt hier zusammen. Die leichtere Rüstung und das schwächere Pferd brachten die deutschen Durchschnittsreisigen in Nachteil gegenüber namentlich den französischen, wenn es galt, sich nach alter Ritterweise aus dem Sattel zu rennen. Gegen das Fußvolk war für Reiter im Gefecht überhaupt nichtmehr auszurichten, seitdem es die festen Schlachthaufen hatte. In dieser Lage gewöhnten sich die

deutschen Reisigen, es den Fußknechten nachzutun und ebenfalls in tiefen Gevierthaufen zu verharren. Damit konnten sie die übrigen Waffen nicht wohl niederkämpfen, aber sie blieben als ein schwer zerstörbarer Machtfaktor auf dem Schlachtfelde und konnten dadurch schließlich doch den Ausschlag geben.

So wurde für die Reiterei der taktische Körper erfunden, die Fähigkeit zur in festen Verbänden geordneten Kavallerie angebahnt. Und wie die Fußknechte, so haben auch die Reiter das Prinzip der geschlossenen Ordnung zuerst unbehilflich überspannt. So kam es, daß die „Deutschen Reiter", allem altritterlichen und kavalleristischen Wesen zuwider, die Pistole zur Hauptwaffe machten. Die Überlieferung sagt, im Kampfe habe das vorderste Glied seine Pistole auf nahe Entfernung gegen den Feind gelöst und sei dann um die Eskadron herumgeritten, um hinten wieder aufzuschließen, und so Glied für Glied: Auf diese Weise konnte die Hauptmasse der Eskadron immer geschlossen bleiben. Parademäßig exakt wird dies Manöver der „Karakole" im Kampfe wohl nicht oft vor sich gegangen sein. Es wäre eine waffenkundliche Aufgabe, dieser fremdartigen Erscheinung einmal fest auf den Leib zu rücken und dabei zugleich den Gebrauch der Pistole näher zu untersuchen.

Natürlich war es die Radschloßpistole, um die es sich hier handelt, und sicherlich in einfacher Ausführung, ohne Beineinlagen und Kunstschmiedewerk. Ihr großer Vorzug für den Reiter war, daß sie mit nur einer Hand gebraucht werden konnte. Dies ließ über alle ihre Schattenseiten hinwegsehen. Dieser Zusammenhang ist es, welcher der Radschloßwaffe eine militärische Rolle von Gewicht zu spielen erlaubt hat. Als Massenwaffe der Infanterie hat sie, als zu teuer und zu schwer zu pflegen, keine Verwendung finden können, obwohl sie dem Luntenschloßgewehr durch die Selbsterzeugung des Feuers ideell so weit voran war. Auch als Karabiner hat sie immerhin etwas bedeutet, weil dem Reiter die Führung der Lunte so unbequem war. Es regt sich freilich gegen den Karabinerkampf zu Pferde als eine vielgeübte Fechtweise leicht ein gewisser Zweifel, denn jedes Gewehr macht doch auf dem Pferde recht große Schwierigkeiten. Nach den Zeugnissen darüber aus späterer Zeit ist es schwer zu begreifen, daß im 16. und 17. Jahrhundert der „Arkebusier zu Pferde" dem Anschein nach eine so breite Rolle gespielt hat. Diesen Widerspruch zu lösen, wäre recht nützlich.

Bedeutsamer noch wäre eine eindringendere praktische Würdigung des Infanteriegewehres im 15. bis 17. Jahrhundert. Im späten 15. und vollends im frühen 16. Jahrhundert leistet in dem damals taktisch so wichtigen „Scharmützel" der Schütze mit diesem Luntenschloßgewehr bereits so Gutes, daß er sich mit dem antiken „Peltasten" mindestens messen kann. Es ist erstaunlich genug, daß das umständliche, unzuverlässige Luntenschloßgewehr jemals, auch in seiner reifsten Form, eine solche Virtuosität hat zustandekommen lassen; nun aber gar die technischen Vorstufen, die man um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts noch im Gebrauche voraussetzt! Das starke Bedürfnis der europäischen Kriege hat damals naturgemäß dem Gewehr an Lauf, Schloß und Schäftung eine rapide Fortentwicklung gebracht. Wir wissen von der Erfindung dieser Verbesserungen wenig, von ihrer — weltgeschichtlich wichtigeren — Verbreitung noch viel weniger.

Als Schloß und Schäftung ihre endgültige Form erreicht hatten, scheint sie in den Grundzügen vom Durchschnitt der europäischen Infanterie rasch allgemein angenommen worden zu sein. Anders steht es mit dem Lauf; er bietet der Geschichte des Vorderladers wohl das wichtigste noch übrige Problem. Es handelt sich um die Frage, wie die Kunst der Ausbohrung des Laufes für die Zwecke der Massenfabrikation brauchbar gemacht und verbreitet worden ist.

Hiervon hing die militärische Leistung des Gewehrs in entscheidendem Grade ab. Bei dem Vorderlader muß ja immer die Kugel etwas geringeren Durchmesser haben als die Laufseele, zumal wenn auf schnelles Laden Wert gelegt wird. Ist vollends der Laufmantel innen uneben, „grubicht", so kann die Kugel erst recht nicht genau in den Lauf passen; und das beeinträchtigt entscheidend Präzision und Durchschlagskraft des Schusses. Ein Hauptfaktor für die Erhöhung der Leistungen des Vorderladers war also die bessere Ausbohrung des Laufes. Die Geschichte der Kriegskunst begegnet nun der überraschenden Erscheinung, daß vom Luntenschloßgewehr zwei Arten nebeneinander in Gebrauch geblieben sind, die sich im System glichen und nur in der Qualität der Ausführung verschieden waren. Die unterscheidenden Merkmale der besseren, als „Muskete" bekannten Art sieht die Tradition in größerem Kaliber und größerem Gewicht, welch letzteres denn den Gebrauch der Gewehrgabel nötig gemacht habe. Gegen diese Rolle des Gewichts habe ich schon im Zeughausführer von 1914 Skepsis angemeldet (S. 83), als eine Nachwiegung der Zeughausexemplare ergab, daß sie durchschnittlich bei dem starken Kaliber von 18—19 mm nicht mehr wiegen als ein heutiges deutsches Infanteriegewehr. Für die

Gewehrgabel bedarf es durchaus noch einer eigenen Untersuchung, um ihre Bedeutung und kriegsmäßige Verwendung zu umgrenzen; mehr noch einer solchen über die beiden Arten des Luntenschloßgewehrlaufes selbst. Bezüglich der Muskete ist schon dies problematisch, daß sie zweimal als neue reifere Waffe auftritt, bei der Schlacht von Pavia 1525 und bei Albas Zug nach den Niederlanden 1567. Vielleicht hat ihr Vorzug in erster Linie in fortschreitend verbesserter Bohrung gelegen. Die höheren Kosten solcher Bohrung, bei der handwerksmäßigen Herstellung des Gewehrs gewiß recht erheblich, mögen die Ursache gewesen sein, daß man daneben, und zwar zahlenmäßig stärker, auch den unvollkommeneren Lauf lange Zeit weiter verwendet hat, möglicherweise noch über die Epoche des Luntenschlosses hinaus. Im Meininger Museum glaube ich solche geringere Läufe erkannt zu haben.

Die hier berührten Gegenstände bringen zum Bewußtsein, wie sehr die historische Waffenkunde, wenn sie die Wünsche der Geschichte der Kriegskunst erfüllen will, zugleich ihre Beziehungen zur Wirtschaftsgeschichte entwickeln muß. Das große Thema „Kapitalismus, Industrie und Waffentechnik" taucht auf. So Treffliches auf diesem Gebiet und auf allen, die hier gestreift wurden, im einzelnen schon gesagt worden ist, an vielen Stellen steht doch die notwendige Untersuchung mit dem vollen Blick auf die methodischen Erfordernisse der Geschichte der Kriegskunst noch aus. Um darauf hinzuweisen, dürften die hier gegebenen wenigen Beispiele schon genügen. Sie lassen sich leicht vermehren; bietet doch sogar eine so simple Waffe wie der Spieß noch ein wichtiges Problem dieser Art: Das Problem, wann, wie und wo die Renaissance-Infanterie ihn zum Langspieß verlängert hat. Der Langspieß setzt die völlige Abkehr vom Einzelfechten voraus, für das er zu lang ist; er fordert den Entschluß, nur im geschlossenen Schlachthaufen den Sieg zu suchen, im taktischen Körper. Diese paar Ellen Schaftholz sind ein Symbol des werdenden Kommißgedankens, des neuzeitlichen Stiles in der Heeres- und Staatenentwicklung. Gegen meine Auffassung, der Übergang sei in der Hauptsache erst kurz nach 1494 zu suchen, sind namentlich Nell und Delbrück aufgetreten. Zur weiteren Klärung wäre Forschersukkurs von waffenkundlicher Seite sehr erwünscht.

In den modernen Zeiten exakter Armeeverwaltung liegen die waffentechnischen Entwicklungen meist aktenmäßig zutage, und es haben sich zahlreiche berufsmäßige Bearbeiter dafür gefunden. Aber in Deutschland sind diese Kräfte nun stark eingeschränkt, und es liegt durchaus ein großes wissenschaftliches Bedürfnis vor, daß die privaten Studien zur jüngsten Waffengeschichte ausgebaut werden. Auch in diesem Sinne also mögen die Freunde der historischen Waffenkunde es sich angelegen sein lassen, die Weltkriegsforschung fördern zu helfen.

DER WERDEGANG DES DEUTSCHEN STAHLHELMS

VON KARL KLINGEBERG

Nach mehrfachen Versuchen und Herstellung von Probehelmen wurde im Frühjahr 1916 mit der eigentlichen Fabrikation des Stahlhelms begonnen. Der Erfinder des deutschen Stahlhelms ist Professor Friedrich Schwerd von der Technischen Hochschule in Hannover.

Die ersten Helme wurden im Eisenhüttenwerk Thale am Harz hergestellt, wo auch die einzelnen Erprobungen stattfanden. Später wurden dann noch etwa zehn weitere deutsche Firmen mit der Fabrikation beauftragt.

Der Stahlhelm besteht aus einem in seiner Materialzusammensetzung gut durchprobierten Chromnickelstahl, den die Heeresverwaltung von den Stahlwerken direkt kaufte und an die mit der Ausführung beauftragten Firmen weiter lieferte.

Damit nun keine ungeeigneten Schmelzungen ausgewalzt wurden, fand eine Voruntersuchung einer jeden Schmelzung statt. Erst dann wurde die einzelne Schmelzung von der Abnahmekommission zum Auswalzen beim Stahlwerk freigegeben. Die einzelnen Blöcke wurden nun zu Platinen in bestimmten Abmessungen, mit Schmelzungsnummer versehen, ausgewalzt und an die ausführenden Firmen zum weiteren Auswalzen zu Blechen versandt.

Jede Platine ergab drei Helme. Die einzelnen Bleche werden wieder mit der Blocknummer gestempelt, und zwar so, daß der Stempel jedesmal in die Mitte der Innenseite des fertigen Helmes kommt. Aus den Blechen werden dann auf Ziehpressen durch verschiedene Drucke die Helme kalt gepreßt, und zwar muß der Helm zwischendurch wieder geglüht werden.

Nachdem die Helme durch die Ziehpressen ihre richtige Form erhalten haben, erfolgt die Einzelbehandlung.

Durch besonders dafür eingerichtete Maschinen werden die Löcher für die Bolzen und Befestigung der Innenausstattung gestanzt. Dann werden die Helme in Öl gehärtet und später das Öl in einer Zentrifuge abgeschleudert, alsdann in heißem Sodawasser wieder abgespült. Jetzt haben sämtliche Helme einen Anlaßofen zu passieren. Die an den Helmen befindlichen Bolzen für die Stirnkappe werden angenietet.

Ein gewisser Prozentsatz jeder Schmelzung wird nach dem Verlassen des Anlaßofens der Beschuß- und Fallwerkprobe unterworfen.

Nachdem die Resultate der Erprobung den vom Kriegsministerium aufgestellten Bedingungen entsprochen haben, erfolgt das Abblasen mit Sandstrahlgebläse, dann werden die Helme lackiert, was durch Spritzapparate erfolgt. Das Einbrennen des Lackes geschieht in sogen. Wärmöfen bei 120 Grad Celsius und ca 1½ Stunden Dauer. Jetzt erfolgt das Einsetzen der inneren Ausstattung. Diese wird durch drei Splinte in dem Helm befestigt.

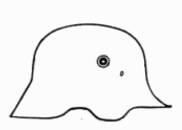

Abb. 1. Helm mit Ohrenausschnitt


Abb. 2. Helm mit Stirnkappe


Abb. 3. Türkenhelm

In der ersten Zeit bestand die Innenausstattung aus einem Lederreifen mit drei daran befindlichen Taschen, die je ein Kissen mit Roßhaarpolsterung enthalten. Durch Schnüre konnten die einzelnen Taschen entsprechend der Kopfform verstellt werden. Später wurde wegen der Lederknappheit der Lederreifen durch einen Blechreifen ersetzt und an diesem die drei Taschen durch Umdrücken des oberen Randes befestigt.

Der Helm wurde in fünf verschiedenen Größen hergestellt und bezeichnet mit Gr. 60, 62, 64, 66 und 68. Diese Bezeichnung ist auf der linken inneren Seite des Nackenschirmes eingeschlagen.

Für die Lüftung dienen in den Seiten befindliche Löcher und die zwischen den Innenpolstern liegenden Zwischenräume; diese können bei schlechtem Wetter durch Papier oder dergleichen verstopft werden. Gegen Kälte schützt auch das Einlegen eines Tuches in den Helm.

Die Form des Helmes ist recht kleidsam für jeden Träger; später wurde sie etwas geändert, und zwar durch einen kleinen Ausschnitt zu beiden Seiten, wodurch die Ohren frei wurden und sich ein besseres Gehör ergab. Auch wurde der Kinnriemen direkt an den inneren Blechstreifen der Innenausstattung fest angenietet, während er bei der alten Form an den Helmrand innen angehakt wurde. Durch die neuere Art hat der Helm einen festeren Sitz.

Der Anstrich des Helmes war feldgrau; er wurde aber später an der Front mit verschiedenen bunten Farben versehen, um ihn unsichtbar zu machen, wie es bei Fahrzeugen, Geschützen u. dergl. auch geschehen ist.

Das Gewicht des Helmes betrug ca. 1350 g.

Bis zur Demobilmachung wurden insgesamt rund 8½ Millionen Stahlhelme fertiggestellt; die durchschnittliche Tagesleistung eines Werkes betrug 3500 bis 4000 Stück.

Auf Beobachtungsposten wurde vor dem Helm noch eine ca. 5 mm starke Stirnkappe getragen. Diese Kappe wurde an die beiden seitlichen Bolzen des Helmes gehangen und mit den daran befindlichen Riemen um den Helm geschnallt.

Während der Stahlhelm nur zum Schutz gegen Granatsplitter und Schrapnellkugeln diente, schützte der Stirnschild auf etwa 50 m Entfernung auch gegen die gewöhnlichen feindlichen Infanteriegeschosse, jedoch nicht gegen Panzergeschosse.

Mit dem deutschen Stahlhelm wurden auch verschiedene österreichische Formationen ausgerüstet, jedoch hatte später (1918) Österreich seine eigene Fabrikation. Die Form war etwas abweichend von der deutschen; der Helm hatte oben einen Knauf, auch war er etwas plumper gehalten.

Auch für die türkische Armee wurden Stahlhelme in Deutschland hergestellt. Die Ausführung

und Form war dieselbe, nur fehlte der Vorderschirm ganz. Es ist hiervon nur eine geringe Anzahl fertiggestellt worden, die weiter bestellten kamen nicht mehr zur Ausführung. – Der deutsche Stahlhelm hat sich während des Krieges sehr gut bewährt, er verlieh den Sturmtruppen und Kämpfern in vorderen Gräben das Gefühl der Sicherheit. Er war so konstruiert, daß der Träger in jeder Lage schießen konnte.

DAS VON QUETZISCHE HOCHZEITSBÜCHLEIN

VON HEINRICH DOEGE †

Das im Besitze der Lipperheideschen Kostümbibliothek befindliche kostbare Büchlein wurde 1913 im Auftrage der Maximilian-Gesellschaft von Dr. Heinrich Doege in wenigen Exemplaren für die Mitglieder der Gesellschaft herausgegeben. H. Doeges Absicht, den Text wegen seines hohen kostümgeschichtlichen Interesses in der Zeitschrift nochmals zu veröffentlichen und zu erläutern, ward durch sein Hinscheiden verzögert, nicht vereitelt. Im Folgenden drucken wir den Text unter Streichung der kostümgeschichtlich belanglosen Teile ab. Die der Ausgabe der Maximilian-Gesellschaft als Nachwort folgenden Erläuterungen Doeges sind hier mit geringen Streichungen dem Text als Einführung vorangestellt. Die beigegebenen zeitgenössischen Darstellungen, bei deren schwieriger Auswahl uns Frau Helene Diehle und Herr Dr. W. Bruhn in dankenswerter Weise halfen, wollen meist nur eine allgemeine Vorstellung von den aufgeführten Kleidungsstücken, ihrer Tragweise und ihren Schnitt vermitteln. Einige wenige zum Verständnis der Kostümbezeichuungen und Abbildungen notwendig erscheinende Erläuterungen der Schriftleitung sind als Fußnote hinzugefügt und als solche gekennzeichnet.
(Die Schriftleitung.)

Das Büchlein, in dem Ambrosius und Zacharias von Quetz, Sprossen eines abgestorbenen, früher in der Gegend von Halle an der Saale begüterten adeligen Geschlechts, von ihrer Hochzeit in den Jahren 1526 und 1641 berichten, verdient in mehrfacher Hinsicht Beachtung. Als am 20. Januar 1526 Ambrosius von Quetz in Nürnberg Barbara Haller von Hallerstein heimgeführt und drei Tage lang mit ihr Hochzeit gehalten hatte, schrieb er den an erster Stelle abgedruckten Bericht nieder. Was er darin an interessanten Einzelheiten mitteilt, seine Aufzählung insbesondere der reichen Ausstattung der Braut an kostbaren Kleidern und seiner eigenen Kleidung, die er mit in die Ehe brachte, Tanz und Schlittenfahrt und manches andere gibt ein anziehendes Bild aus vergangenen, glanzvollen Tagen der fränkischen Reichsstadt. Diese Niederschrift seines Vorfahren war mehr als ein Jahrhundert später für Zacharias von Quetz Veranlassung, von seiner Hochzeit mit Felicita Stettner von Grabenhoff am 21. Februar 1641 in ähnlicher Weise zu berichten. Seine Schilderung führt in einen andern Kreis, den der Gesandten am Reichstag zu Regensburg zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Auch sie bietet eine Fülle des Interessanten: die prunkvolle Auffahrt der Braut, die Beschreibung des Hochzeitsstaats des Bräutigams und der „vff osstereichisch", d. h. nach der damals noch am Wiener Hof herrschenden spanischen Mode gekleideten Braut u. a.

Besonders amüsant durch manches köstliche Detail ist die Zusammenstellung der Kosten, die die wertvollen Geschenke und die Hochzeitsfeier dem Bräutigam verursacht haben. Wer bedenkt, daß Deutschland seit dreiundzwanzig Jahren unter den schwersten Kriegsnöten litt, wird über den entfalteten Luxus nicht wenig erstaunt sein.

Von einer schönen gleichmäßigen Hand mit den charakteristischen Zügen der deutschen Kanzleischrift um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sind beide Berichte, der des Ambrosius von Quetz, der im Original später verloren gegangen sein dürfte, und der des jüngeren Zacharias, in ein Quartbändchen geschrieben. Der Einband ist ein gleichzeitiger brauner Lederband mit außen aufgedruckter Widmung und reicher Goldpressung; die Innenseite des Vorderdeckels schmückt das ausgemalte Allianz-Wappen des Zacharias von Quetz und seiner jungen Gattin. Aus dem Besitz einer alten Nürnberger Familie, der Freiherren von Löffelholz, die 1526 zur Hochzeit des Ambrosius von Quetz fünf Gäste gestellt hatte, gelangte das Manuskript in die Freiherrlich von Lipperheidesche Sammlung und mit dieser durch Schenkung ihres Begründers, des verstorbenen Freiherrn Franz von Lipperheide, in die Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin.

Dem Verständnis bietet das Quetzische Hochzeitsbüchlein keine Schwierigkeiten, abgesehen von einer Reihe heute ungebräuchlicher Bezeichnungen für Stoffe und Kleidungsstücke oder an Stellen, wo auf den ersten Blick infolge ungewöhnlicher Schreibung das minder geübte Auge stutzt. Überall ist in solchen Fällen, um das Lesen zu erleichtern, die heutige Schreibung oder eine Erklärung in Klammern beigefügt. Wenn hier und da manchem eine Erläuterung wohl entbehrlich erscheint, wird sie andererseits an mehreren Stellen vermißt werden. Eine Reihe

unverständlicher Worte entzog sich einer einwandfreien Deutung. Es sind fast ausschließlich im ersten Bericht vom Jahre 1526 einige Bezeichnungen für Stoffe bzw. daraus verfertigte Kleidungsstücke, wie Hirsinckh, Caninckh, Cammakho, Porßat, Porbarganisch (Perpignanisch, Stoff aus Perpignan?) und einige wenige andere Worte. Bieten besonders Stoffnamen an sich schon der Erklärung häufig große Schwierigkeiten, so liegt hier noch die Vermutung nahe, daß der Abschreiber die Vorlage falsch gelesen hat, was bei der oft ungemein schwer lesbaren Schrift aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wohl möglich war.

*

H. AMBROSII QUETZEN HOCHZEIT

So gehaltten worden in Nürrenberg Anno 1526
Mitt der Wohl Edlen Jungfrauen
BARBARA HALLERIN VON HALLERSTEIN
Herrn Barttel Hallers von Hallerstein Ritters vnd deß Reichß Schultheß zu Franckhfurt an Meyen Tochter.

*

AMBROSZIJ QUETZEN HOCHZEITT ZUE NÜRMBERG

Allß man Zehlt nach Vnnsers Lieben Herren Jesu Christi Geburth 1526, Habe Ich zue Nürmberg in der Menlerin Hauß bey dem Rathhauß Beygelegen vnnd Würthschafft (d. i. Hochzeitsfest) gehabt mit meiner Lieben Haußfrawen Barbara Herrn Barttel Hallers von Hallerstein Rittern vnnd Römischen Khays. May. Rath, auch deß heyl. Röm: Reichs Schuldhaiß zu Franckhfortt am Mayn ehelichen Tochter, vnnd Ihr Muetter ist ein Gebohrnne Memmingerin geweßen.

Gott der Herr geb vnnß darzue Glückh, Hail vnnd schückhs (schicke es) zue vnnser Seelen Seeligkheit. Amen.

*

Die Hochzeitt ist geschehen am Tag St: Agneß am 20 Tag des Monnaths January im Jahr wie oben gemeldt.

*

Zue der Morgengab schenckhte Ich Ambroßius Quetz meiner Brautt wie volgt:
Ein Silbern vergulte Scheuer (Becher), darin 2 verguldene Ring mit Edlgestein.
Ein Guldene Ketten.
Ein Guldens Halßbanndt.
Ein Silber vergulte Gierttel.
Dasselbige war alles auff 200 fl. geschazet.

*

So schanckht Sye mir:
Ein guldenen Ring mit einem Saphier.
Ein Badt Kittel mit Golt außgenehet, vnd mitt Guldenen Bündten vmb die Ermel.
Drey Haubt Tüecher auf das aller hübste außgenehet.
Schwarze Kardekhen (d. i. schwarzseidene) Hoßenbännder mit Goltflintterln vnnd Berrlein (Perlen) gemachet.
Ein Hemmet auf das Hibste mit Goldt außgenehet, vnnd 4 schnupfftüecher, 2 mit Goldt, vnd 2 mit weisser Seiden außgenehet,
Ein Kranz mit einer Guldenen schnuer vnnd mit Berl (Perlen).
Daß alles wardt auff 100 fl. geschäzet.

---

* * *

Volgt der Brauth Klaidung:

1. *Ein Schwarzen Damast mit guldenen Stuckh (Goldbrokat) verbrembt.*[1])
2. *Ein Aschenfarbn Dobin (d. i. gewässerter Seidenstoff, Moiré) mit guldenen stuckhen verbrembt.*
3. *Ein Leibfarb vnd rottschillichte (rotschillernd) Kardeckh Schauben (d. i. ein seidenes mantelartiges Oberkleid) (Abb. 1)*[2]) *mit weiß vnd graw gefüettert, vnndt ein weiß Rauch (Pelz) gebrem mit schmaln grawen strichlen vmb den Leib, vnnd vmb die Ermel verbrembt mit Braunn Sammet, vnndt vorn herab auch mit Braun Sammet verbrembt.*
4. *Einen gelben vnnd Leibfarben schillichten Kardekh oben vnd vmb die Ermel mit schwarzen Samet verbrembt, vnndt vnndenherumb ein Braiten vnnd schmalen schwarzen Sammetstrich.*
5. *Ein gelben Caninckh oben vnnd vmb die Ermel mit roßinfarben Sammath verbrembt, vnnd vnndten mit welschen Roßinfarben Tuech verbrembt.*
6. *Ein Leibfarben Schammeloth (Komelott)-rokh vmb den Halß vnd vmb die Ermel 3 schwarze Sammathstrich mit aschenfarben Cardeckh vnnderlegt.*
7. *Ein Leibfarben Sattheim (Satin) vmb den Halß vnnd vmb die Ermel mit schwarzen Sammet verbrembt, vnndt vnnden ein Braiten vnnd schmalen strich mit schwarzen welschen Tuech verbrembt.*

[1]) Bei Nr. 1, 2, 4—7 handelt es sich offenbar um Oberkleider wie auf Abb. 2. (Die Schriftltg.)

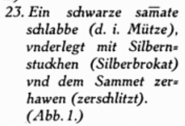
[2]) Abb. 1 und 2 gehören einer großen Holzschnittfolge von Hans Bernhard Schäufelein an, die vermutlich 1535 anläßlich der Hochzeit eines Nürnberger Patriziers veröffentlicht wurde. (Vergl. C. Dodgsen. Catalogue of early germain and flamish woodcuts. 1911. Vol. II. S. 35). Es handelt sich also um einen mit unserer Beschreibung gegenständlich und örtlich ganz übereinstimmenden Vorgang, der ihm auch zeitlich nahe steht.

8. Ein Grünne Sattheimer Schauben mit weiß vnnd grawwerckh (Grauwerk, Veh) gefüttert, Oben vnd vmb die Ermel vnd vorn herab mit roten Samath verbrembt, vnd vnnden herumb mit weissen Hermelein verbrembt.
9. Ein Aschenfarben atlassen Vnndterrockh mit einem gebliembten schwartz vnndt Goldtfarben Samat Müdter (Mieder) vnndt vnnden verbrembt mit einem Braitn schwarzen tuechen gebrem, vndt daß gebrem durch hawen (zerschlitzt), vnndt oben vnd vnnden am gebrem mit Goldtfarben Atlaß vnderlegt.
10. Ein Leibfarben Rockh von Tuech oben vnnd vmb die Ermel mit schwarzem Samath verbrembt, vnd vndten ein Braiten vnd schmallen strich vonn schwarzem Tuech.
11. Ein Braun vnd Grünn Seiden schillichten Cammakho vnnderrockh.
12. Einen Straiffigten Atlaß vnndterrockh, vnd vnndten von solchem Atlaß einen schwaiff (d. i. Schleppe).
13. Ein Gelben Cannninckh Vnderrockh mit einem Leibfarben Atlaßmütter (Atlasmieder) mit Grünn Sammathstrichlein, vndt vnnden ein Leibfarben schwaiff mit grünnen wölstlein vonn Tuech.



Abb. 1.
Hans Bernhard Schäufelein. Nürnberger Hochzeitsreigen. 1535. Holzschnitt. Berlin. Kupferstichkabinett

14. Einen Braunn Vnnderrockh vonn Niderlendischen Tuech, mit einem schwarzen Atlaßmüedter.
15. Ein Negeleinfarben (Nelkenfarben) Vnderrockh mit einem gelben Adlaßmüeder vnd mit einem gelben atlaß schwaiff.
16. Ein Lederfarbe Schamalott (Kamelott) Schauben mit Martter Kheln (Marderkehlen) gefüettert.
17. Ein vmbnehmende Schaube vonn schwarzen Harres (d. i. Rasch, ein Wollstoff) vnnd mit weissen schmaßen (d. i. Lammfell) gefüttert, vnd mit Martter Khelenen vffschlegen.
18. Ein ganz schwarz Samathstuckh mit Silbern schnüern.
19. Ein Braunn Türckhischen Porßat mit einen schwarzen Adlaßmüeder mit Samaten Wölstlein verbrembt, vndt vnnden mit 4 schwarzen Atlaßstrichen verbrembt.
20. Ein gefüetterte damasten Jakhen mit Martterkhelenen vffschlägen vnnd mit Samat vmb den Halß vnd vmb die Ermel verbrembt.
21. Ein schwarze damasten Jakhen mit schwarzen Samath verbrembt.
22. Zway grosse schwarze Sammath Bareth mit Martter gefüettert. (Abb. 2.)



23. Ein schwarze sam̄ate schlabbe (d. i. Mütze), vnderlegt mit Silbernstuckhen (Silberbrokat) vnd dem Sammet zerhawen (zerschlitzt). (Abb. 1.)
24. Ein schwarz Sammatschlabbe.
Vnnd sonst alle Tags Klaider (Alltagskleider) vnd anders geschmeidt. Auch 2 Guldene Hauben mit etlichen Berlein (Perlen=) Bortten. (Abb. 2 unter dem Barett.)

* * *

Waß Ich vor Klaidung hatte, wie volgt:

Einen Rockh vonn schwarzen Welschen Tuech mit Martter gefüettert. (Abb. 1.)

Ein rockh von Leberfarben Tuech mit Martterkheln gefüttert, vnd mit 2 schwarzen sammaten strichlen verbrembt.

Einen Grauen Porbarganischen Rockh mit drey schwarzen Samat Strichlen verbrembt.

Einen Him̄elblawen Rockh von Niderländischen Tuech mit zweyen schwarzen Samatstrichen verbrembt.

Ein schwarzen Lendischen (englischen) Rockh mit schwarzen schmoßen (d. i. Lammfell) gefüettert, vnd mit dreyen schwarzen Adlaß strichen verbrembt, vnd denn Adlaß mit Goldtfarben Cardeckh (d. i. ein Seidenstoff) vnderlegt.

Einen Leberfarben Barbarischen Mandtel mit einem schwarzen Samaten strichlein. (Abb. 1.)

Ein schwarz Samat Wam̄es vnd schwarze Hoßen mit schwarzen Cardekh gefüettert.

Ein Braun Damastes Wam̄aß vnd Braunne Hoßen

mit Praunen Cardeckh vnndterlegt. (Abb. 2 dritter Mann von links.)

Ein Blau Cardeckh Wam̄aß vnd Blaue Hoßen mit Blauen Cardeckh gefüettert.

Ein rott Seiden Atlaß Wam̄aß vnd rotte Hoßen mit rottem Cardeckh vnderfüettert.

Ein weiß Cardeckh wamß mit weissen Hoßen vnd mit weissem Cardeckh gefüettert.

Alß Nemlich in Graw Kemlet Baltrökhe (d. i. Paletots aus grauem Kamelott)[1]) vnd in dem rechten Ermel einer Handtbraith von Grünen vnd Leibfarben Tuech Schueben, vnd einem yeglichen ein Adlaß Wamaß vnd ein Bor (Paar) Lendische (englische) Hoßen, die rechte Seiten war eytel Leibfarb.

Auch schanckhte die Brauth einem yeglichen ein Hem̄et mit Goldt außgenehet, vnd einem yeglichen



Abb. 2.

Hans Bernhard Schäufelein. Nürnberger Hochzeitsreigen. 1535. Kolorierter Holzschnitt. Berlin. Kupferstichkabinett

Ein Leibfarb Cardekh wamaß mit Leibfarben Hoßen vnd schwarzem Cardeckh gefüettert.

Vndt sonnst Wammaß vnd etliche Lederne Hoßen.

Ein schwarz Sam̄ate Schlabben (d. i. Mütze) mit Martter gefüettert.

Ein schwarz Sam̄at Baretlein mit Sam̄at verbrembt, vnd mit Guldenen Roßen (Rosen) vnd Stern gestükhet. (Abb. 2 in der Hand des Knaben.)

Ein Blaw Baret mit schwarzem Sam̄at verbrembt.

Ein rott Baret mit schwarzem Sam̄at vnderlegt und zerhauen (zerschlitzt).

*

Auch Klaidete Ich die 2 Brauthdienner vnd 4 Knaben vnd 2 Dienner vnd den Klebelhenßel in einer farb, ein Kranz mit einer Guldenen Schnuer. (Abb. 2 dritter Mann von rechts.) Es schanckhte auch die Brauth den Brauthdienern einem yeglichen ein Guldenen Ring von einem Vngarischen Gulden.

*

– – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Allso führtn die Herrn vnd Junge gesellen die Frauen vnd Jungkhfrauen herab in das Hauß zum Danz, also offt man einen Vorreyen (d. i. Vortanz) gab, danzte der Klebbelhenßelein vorher, darnach

[1]) Es handelt sich indessen nicht um einen Paletot im modernen Sinne d. h. einen „Überzieher", sondern um ein weites Obergewand mit Schößen. (Die Schriftltg.)

2 Knaben mit Fakheln in einer farb gekhlaidet, darnach ein Gesell vnd Jungfrau (Abb. 2 gibt hierzu eine genaue Illustration), Alsdann 2 Brauthdienner mit Fakheln, darnach die Jenigen, die den Vorreyen haben, Vnndt darnach 7 Baar (Paare) vndt nit mehr, die auf einen rayen auffziehen dörffen.

Allß Sie nun Bey 1½ Stundten gedanzt, da sazte man die Herrn, Frauen, Gesellen vndt Jungfrawen auch Brauth vndt Breittigam alle an die rey (Reihe) auf ein Banckh ye einen Mann vnd Fraw auch einen Gesellen vnd Jungfraw, vnd Leget ihnen vor ein grosse weisse Hanndquel (d. i. Handtuch) auff die schösse, vnnd man trug ihnen vor in Silbern Schaln vnd in Englischen Schüßßeln eingemachte Specereyen Confect vnd Kuchen, auch in Verguldten Schälen vnd in Gläßern Süessen Wein, Franckhenwein vnd Schwabacher Bier, daß wehrete Bey einer Stundt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

*

In Summa es gstundt Barthel Haller vnd mich die Hochzeit mit Klaidung vnd alles außzurichten, Biß in zwey Tausent gulden.

Auch Bracht mir mein Weib an Ketten, Ring vnd Halßbandt, Gehenge, Silber vnd verguldte Güertteln, vnd anderm Geschmeidte zue Biß in die drey Tausent gulden.

* * *

MEIN
ZACHARIAE QUETZEN HOCHZEIT

So gehalten worden in Regenspurg Anno 1641 den 21. Februar Mit der Woll Edlen vnd Tugentreichen

FREULIN FELICITA

Herren Hannß Stettners von Grabenhoff Eheleiblichen Hindterlassenen Tochter

Anno Christi 1641 denn 21. Februarij Hab Ich Zacharias Quetz der Zeit Fürstl. Mechelburg. Abgesandter an Khayßl. Hoff, vnndt vff den Reichßtag zu Regenspurg wie der daselbst gehaltene Abschidt zeiget im Würthßhauß zum Gulden Creuz Hochzeitt gehalten, vnd in der alten Frauen Tummerin Hauße am Bach ehelichen beygelegen mit den Wohl Edlen viel Tugentreichen Freulin Felicita deß Wohl Edlen vnd Gestrenngen Herrn Hannß Stettners von Grabenhoff, vnndt der Wohl Edlen Frauen Felicita gebohrnen Vrkhauffin alß beeden Exulanten auß Ober Össterreich hindterlassenen Eheleiblichen Tochter, die Göttliche Mayestät Segne vnndt gebenedeye vnnsere in seinen Nahm̄en angefangene Gesellschafft Amen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meine Brauth wurde vff deß Königs von Dennenmarkh Abgesandten Herren Christoph von der Lip Carozza mit 6 Weissen Pferdten Bespannet in daß Hochzeit Hauß geführet. Die Gutschen hatten Roth vnnd Gelbe Röckh auch solche Binden vmb den Hutt, so wahren auch meine 2 Jungen die bey der Brautt hergiennngen in Roth vnd Gelber liberey (d. i. Livree) mit Grüen außgemacht Bekleidet, nebenst der Carozza Ritten die 2 Breutführer. — — — — — — — — —

Allß nun die eingeladene Gäste verhanden vnd beysammen wahren, bin Ich von den anwesenden Chur vnd Fürstl. gesandten vnd andern Herren, Inngleichen die Braut mit ihren Comitat bey abents vmb 8 Vhr in den Sahl wo die Trawung angestelt gewesen mit Fackeln geführet worden, drauff die Instrumental Musica gespillet vnnd volgents ein stuckh gesungen worden, Worauff Herr Sigmund Christoph Donauer Prediger zu Regenspurg eine schönne doch khurze Predigt gethann, nach welcher endung Ich vff den Plaz getretten wo ein grosser Türckhischer Teppicht vff die Erden außgebreittet vnd Herr Donauer der Prediger, der die Copulation verrichtet, vnd die Dienner mit Fackeln vffwarttent, gestandten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Allß nun die Trauung vorgangen vnnd wir die Ringe einander geben, seindt wir zum gebeth niderkniet, da dann die Dienner beedes mir vnnd der Brauth Violenbraune Atlaß Küssen vnndergelegt, Nachdem wir vffgestanden vnnd den Segen gesprochen, auch die Brauth mir den Kranz vonn Perlen vnnd gulden Roßen mit Rubinen auch einen Ring daran hengendt so die Krenzel Freülin die Freulin Vrsula Regina Haindlin der Brauth zugetragen mir vffgesezet, Hatt die Musica anfangen zu spilen, vnd bin Ich an meinen vorigen Orth getretten, die Brauth aber ist von 2 andern Brautführern alß den Fürstl: Sax: Weinmarischen Abgeornden Herren Hannß Casparn von Miltiz, vnd den Jungen Herren Hannß Matthiasen Haindel an ihren Orth geführet worden, Da dann die glückhwünschungen beschehen, Darauff man in Ordnung wider auß dem Sal in die Taffelstuben gangen, da mann dann sich an eine lange hierzu gerichtete Taffel gesezet.

Vff der Rechten Handt an der Brauth seitten da Saß das Frauenzimmer vnd vff der Linckhen seitten Chur: vnnd Fürstl. gesandten auch andere eingeladene Herren.

Vnnd mitten an der Taffel haben 2 Vorschneider gestanndten.

Vnndter noch wehrenden Taffel seind vndterschiedene Adeliche Cavallieri von Hoff Kommen, vnd haben das Frauenzimmer mit vffwarttung bedienntt,

vnnd einen Tanz außgebethen, wiewohl solche der Zeit wegen der Schweeden Nahen Anwesenheit von Khayß. M. verbotten wahren, vnd der Reichs Vice Canzler Graff Curz vff seiner Hochzeit ettliche Tag zuuor auch kheinen Tanz gehalten, worein Ich doch entlich vff Rath der anwesenden Herrn gesandten Bewilliget vnd der Tanz biß vmb 3 Vhr gegen Tag gewehret.

*

Kleidung

Die Brauth wahr vff osterreichisch[1]) bekhleidet, wie volgt:

Rothseiden Strimpff mit Golt eingetragn.

Weisse Schuch mit Rothsambt vnd Golt gestückhten Cappeln (d. i. Spitzen).

Ein Leibfarb Dobin (d. i. Seiden-Moiré) schnür Müder (Schnürmieder).

Ein Meergrün Damaschken (Damast) Vnndter Rockh mit Golt eingefast.

Leibfarb mit Golt gewürkte Vnnter Ermel. (Abb. 1.)

Einen Rockh vnd Wambß von Näcken vnd Pfirschblüeh farb Dobin mit abgelegten Spanischen Ermeln vnd hohen Wambßkragen (Abb. 1), Die schliff Ermel vnd brüstel (das ist Leibchen) am Wambß wahren von weißgülden Dobin mit güldenen Blumen, vnd das ganze Kleidt mit guldenen Spizen, die Ermel auch darzue mit Kleinen guldenen Knöpffen außgemacht.

Ein Spänisch Kröß (d. i. Halskragen) (Abb. 1) von weiß Seiden Tuch vnd weisse Spiz drauff, vmb den Halß aber schwarze Spiz.

Vmb den Khopff hatte sie eine Wulst von ihren aigenen Haren überzogen vnnd Krausete Zotel (d. i. Locken) neben herab. (Abb. 1). Vff der Wulst hatte sie ein Kleinod vonn Rubinen, hinden am Kopff hette sie ein Kleines bindel mit guldenen vnnd Silbernen bendern wie die andern Bender so an dem Klaidt gebraucht vnnd die Ketten damit gebunden vnnd mit den schliff Ermeln vnd brüstel accordiret, Hindten auf dem Bündel hette sie ein grün Rosmarin Cränzel vnd in der Mitten darin ein Kleinot mit Rubinen henckende.

Vmb daß bindel hette sie ein schöneß Börtel mit grossen Rubinsteinen Rosen, vmb den Halß ein Halßbandt von Rubinen, vf dem Kreß auch ein geschmelzte Rosen mit Rubinen besezt. Auff dem Kleide herab Eine Steinene von Rubin vnnd Diamantene guldene Ketten (Abb. 4), vnd vmb die Hände dergleichen Armbänder.

Die Handt Täzel (das ist Handkrausen) (Abb. 1) wahren wie das Kröß, Handtschuch mit Golt gestückht, vnd an den Händen einen Braunnen Marderen Schliffer (Muff).



Abb. 3.
Kupferstich. Einzelblatt. Zeit des dreißigjähr. Kriegs. Berlin. Kostümbibliothek Lipperheide

*

Meine alß Breutigamß Kleidung (Abb. 3)[2])

Ein Weiß Glat Atlaß Wambß mit Silbern Spizen und Knöpffen.

Weisse Seidene Strümpffe.

Schwarze Taffend Hoßenbänder mit grossen Silbern Spizen.

Schwarze Schuch Rosen mit Silbern Spizen.

Ein Weiß Atlaßgehenck mit Silbern Spizen.

Ein verSilberter Degen.

Schwarz Seiden Plischhoßen vorn vnd vff den Seiten mit Silbernen Bendern.

Ein Schwarzen Hutt mit ein Silbern Hutschnur.

Der Mantel von Seiden schwarz Plisch mit guetten schwarz sammet gefüettert.

In übrigen hette ich nichts von Ketten oder Kleinodien bei mir, sondern wahr alles noch zu Hamburg.

*

Dennen 4 Brautführern wurde von der Braut geschenckht einem Jeden ein Kranz mit einen Silbern Reiff vnnd einen Guldenen Ring daranhangende mit einen Rubinstein.

Mehr verschenckhte die Braut an Hembden, Krägen, HandtTatzlin (d. i. Handkrausen), Hauptüechern vnnd

[1]) Spanisch (Die Schriftltg.) [2]) Das amüsante Blatt erschien trotz seiner geringen Qualität besonders geeignet wegen seiner Anschaulichkeit und der beigegebenen Kostümbezeichnungen.

Facoletten (d. i. Taschentücher) mehr allß in 250 fl.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meine Kleydung vnd Zuegehör hat gestandten biß in . . . . 300 fl.

Meines Vffwartters vnd Dienner Klaydung 80 fl.

Der Braut Mägdel oder Vffwartterin hab Ich geschenckht an gelt, Kleider vnd Silbern Gürtel 45 fl.

An Extraordinari geschenkhen vnd Kuppelpelzen wie mann es deren Orthen nen̄et, hab Ich außgeben gewißlich in . . . . 300 fl.

Meiner Lieben Braut hab Ich vor, in, vnd nach der Hochzeit geschenchht alß erstlich bey dem versprech Einhundert Tucaten in ein schwartz Sammet Beutel 300 fl.

Vor ein gulden Halßbandt mit Rubinen . 105 fl.

Vor ein Silbern Flaschen . . . . . . 43 fl.

Vor ein durchbrochene Schalen von Silber 15 fl.

Vor ein Weiß geschmelzte Rosen mit Rubin 17 fl.

Vor ein Weiß geschmelzte Rosen mit 1 Schmaradt . . . . 10 fl.

Vor ein Weiß Rösel mit ein Rubin . . . 8 fl.

Vor gallanteri auß Vened: (Galanteriewaren aus Venedig) . . . . 10 fl.

Zwo Guldene Ketten so Kossten in . . 300 fl.

Vor ain Kleinodt mit Diamanten vber . 200 fl.

Ein Klinodt wie ein Jagerhorn mit Rubin vnd Diamanten in . . . . 40 fl.

Ein Ring mit einer Taffel Rubin wenigst 40 fl.

Ein Ring in Form einer Lilien mit Diamanten 25 fl.

Einen Ring mit einer Rosen von Diamanten bey . . . . 15 fl.

Einen Ring von Diamanten wie ein Herz in 16 fl.

Einen Ring mit einer Taffel von Weiß Saphir 20 fl.

HERKUNFT UND ENTSTEHUNG DES FLÜGELKLEIDES

VON HELENE DIHLE

Mit dem Worte „Flügelkleid" pflegt meist die recht unklare Vorstellung eines Kinderkleides oder noch allgemeiner die eines leichten, luftigen Gewandes verbunden zu werden.

Diese Erklärung muß uns aber von vornherein anfechtbar erscheinen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Bezeichnung „Flügelkleid" ungefähr vom Jahre 1700 an das ganze 18. Jahrhundert hindurch gebräuchlich war, zu einer Zeit also, wo es eine eigentliche Kinderkleidung, d. h. eine dem kindlichen Körper mit Vorbedacht angemessene und von der der Erwachsenen verschiedene Kleidung noch gar nicht gab. Ebensowenig kann damals, ehe mit der französischen Revolution die griechische Tracht aufkam, von einer leichten und luftigen Kinderkleidung gesprochen werden.

Gehen wir zunächst der sprachlichen Bedeutung nach, so ergibt sich, daß man früher mit „Flügel" u. a. die herabhängenden, nicht fest anliegenden Teile an verschiedenen Kleidungsstücken bezeichnete, daher die Redensart „jemanden beim Flügel erwischen". Ein Flügelkleid muß also ein Kleidungsstück gewesen sein, an dem etwas lose herabhing.

Die Lexika jener Zeit vermögen uns über Aussehen und Bedeutung des Kleides, wenn sie es überhaupt erwähnen, nur recht ungenügende, über seine Herkunft aber gar keine Auskunft zu geben. Nur in der Enzyklopädie von Krünitz — dieser ausgezeichneten Quelle für kostümgeschichtliche Einzelheiten des 18. Jahrh. — wird das Flügelkleid kurz beschrieben als „ein Kleid kleiner Kinder, an welchem vom Rücken zwei breite Streifen wie Flügel herabhängen".

Diese Beschreibung trifft äußerlich das Richtige. Eine Reihe von Abbildungen aus jener Zeit lassen uns keinen Zweifel über den Zweck dieser aus den Armlöchern oder den Achselnähten hervortretenden Streifen: man gebrauchte sie, um das Kind beim Gehenlernen daran zu halten, also als Gängelbänder.

Je weiter wir nun aber im 18. Jahrhundert zurückforschen und je mehr wir uns darüber hinaus unter den Porträts und Bildern des 17. Jahrhunderts umsehen, desto häufiger werden wir bemerken, daß sich diese Streifen nicht nur an dem Anzuge kleiner Kinder finden, sondern daß auch größere Kinder, ja sogar Erwachsene sie tragen. Das zeigt uns ganz deutlich, daß ihre Erfindung nicht aus der Kinderstube von fürsorglichen Müttern und Kinderwärterinnen stammen kann, sondern daß es sich um eine modische Gewandzutat handelt, deren Ursprung Jahrhunderte zurückliegt.

Wenn die Brüder Grimm ein Flügelkleid als „leichtes, jugendliches Gewand mit hängenden Ärmeln" kennzeichnen, so trifft das zwar für das 18. Jahrhundert, das keine hängenden Ärmel kannte, nicht zu, sie weisen unserem Forschen damit aber ungewollt den rechten Weg: denn diese herabhängenden Streifen, diese Flügel, sind nichts anderes als Rudimente von Ärmeln.

Ein kurzer Überblick über die Entwicklung des Ärmels möge diese Herkunft veranschaulichen.

Bis etwa zum Anfang des 11. Jahrhunderts kannte man an der westeuropäischen Tracht sowohl bei Männern als auch bei Frauen nur den engen, bis zum Handgelenk reichenden Ärmel ohne nennenswerte Verzierung. Im 11. Jahrhundert, vereinzelt schon früher, begann man, die Ärmel des Oberkleides vom Ellenbogen an stark zu erweitern, so daß sie bis zum Knie oder länger herabhingen. Es sei dabei an das bekannte Bild der Superbia im Hortus deliciarum erinnert, oder auch, hundert Jahre später, an den Hohn Seifried Helblings im kleinen Lucidarius:

„Die Ärmel gar, — der Torheit Gipfel, —
Ihm hingen wie Kapuzenzipfel
Vom Ellenbogen tief hernieder —"

In den folgenden Jahrhunderten wuchsen sich diese Ärmel zu immer mannigfaltigeren und groteskeren Formen aus: mit Lappen und Zaddeln versehen schleppten sie am Boden, als enge Schläuche mit Schlupflöchern in Ellenbogenhöhe hingen sie herab, pelzverbrämt oder mit Borte geziert. Die spanische Mode am Ende des 16. Jahrhunderts raubte ihnen das schlaffe Gezaddel, die weiche, nachschleppende Fülle und ließ sie in pompöser, prunkvoller Versteifung, mit Edelsteinen und Stickereien überladen, unbenutzt aus dem der spanischen Tracht eigentümlichen Schulterwulst hervorwachsen. Porträts von Velasquez, Franz Hals und van Dyck bieten uns eine Fülle verschiedener Formen solcher spanischen Schmuckärmel (Abb. 1).



Abb. 1. D. Valesquez, Isabella v. Bourbon. Sammlung C. H. Erhardt



Abb. 2. A. Dürer. Handzeichnung. Nürnbergerin. 1500. Albertina

Daneben hatte sich etwa im 15. Jahrhundert eine Zierform herausgebildet, welche in ihrer Entwicklung und ihrem Wandel für die charakteristischen Merkmale des späteren Flügelkleides bedeutsam ist. Man begann nämlich, die langen, schlauchartigen Ärmel von unten an bis zur Achsel aufzuschneiden, so daß ihr ärmelartiger Charakter vollkommen verloren ging und nur hängende Stoffstreifen übrig blieben. Wir finden diese Form wiederholt auf Stichen Israels von Meckenem, z. B. auf seiner Darstellung von der Enthauptung Johannes des Täufers bei den beiden Posaunenbläsern. Während der eine von ihnen die Streifen nach vorn über die Arme gelegt hat, trägt sie der andere auf dem Rücken verknotet. Auch von Dürer gibt es aus dem Jahre 1500 die Zeichnung einer vornehmen, zum Tanz gehenden Nürnbergerin, welche ihre langen, mit Pelz gefütterten Streifenärmel über den Arm geschlagen hat. (Abb. 2.)

Und so lassen sich in der folgenden Zeit die Beispiele ständig vermehren.

Diese Streifen wurden nach und nach schmaler, infolgedessen umgibt ihr oberer Ansatz bald nicht mehr die ganze Rundung des Armloches, sondern sie treten — in ihrer rudimentären Form am Ende des 16. Jahrhunderts kaum noch ihren Ursprung als Ärmel verratend — an der hinteren Schulterseite unter dem Achselwulst als Streifen hervor. Wie alle Teile des Anzugs nehmen auch sie an der spanischen Versteifung teil; faltenlos und glatt, Ober- und Unterseite gleichmäßig aus schwerem, unbiegsamem, mit dem des Kleides übereinstimmendem Stoffe verfertigt.

Während fast alle andern Arten der Schmuckärmel, wenn sie auch von vornherein nicht zum Gebrauch, sondern nur zur Zierde bestimmt waren, als einzige Ärmel dem Gewandstück eigen waren, erscheinen diese Streifen als schmückende Zutat neben den Gebrauchsärmeln an demselben Kleidungsstück.

Wenn wir nach solchen Streifen oder Flügeln suchen, so bieten uns die Porträts spanischer Fürstlichkeiten des Coello und später des Velasquez die reichste Ausbeute.

Und nun tritt der in der Kostümgeschichte seltene, man kann wohl dreist sagen einzige Fall ein, daß ein Kleidungsstück, das sich von einer Zweckkleidung zur Schmuckkleidung umgewandelt hat, in seiner neuen Form wieder zu einer — ganz andern Bedürfnissen dienenden — Zweckkleidung wird: man benutzte diese hinten herabhängenden Streifen bei kleinen Kindern als Gängelbänder. Nach meiner Beobachtung tritt diese Art der Benutzung etwa am Ende des 16. Jahrhunderts zuerst auf und dürfte im 17. Jahrhundert allgemein üblich gewesen sein.



Abb. 3. Kinderkleid. 17. Jahrhundert. 2. Hälfte. Stockholm. Nordisches Museum



Abb. 4. Diego Velasquez, Unbekannt. Madrid, Prado

Besonders hübsch und charakteristisch fallen uns solche aus dem bunten, schweren Stoff des Kleides verfertigten Flügel oder Leitbänder auf an den beiden bekannten, im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin befindlichen Bildern „Die Töchter des Malers" von Cornelis de Vos und „Die Amme mit dem Kinde" von Franz Hals.

Ein noch erhaltenes, im Nordischen Museum zu Stockholm befindliches Flügelkleid aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zeigt uns Abb. 3. Man sieht darauf, wie die herabhängenden Streifen sehr reich und geschmackvoll in Übereinstimmung mit dem übrigen Ausputz des Kleides bestickt sind.

Daß uns die in solchen Flügelkleidern dargestellten Kinder teilweise bereits zu alt für die Anwendung

eines Gängelbandes erscheinen, darf uns nicht stören. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese Streifen als modische Kleiderzutat sowohl bei Kindern jeden Alters als auch bei Erwachsenen vorkommen.

Dafür, daß diese Streifen tatsächlich als Gängelbänder benutzt wurden, haben wir unzweideutige Beweise auf alten Bildern. Auf einem Bilde von Velasquez z. B., eine vornehme Dame mit ihrem Kinde darstellend, hält die Mutter das noch ziemlich kleine Kind an dem einen Flügel fest, während das Kind den andern spielend durch die Finger gleiten läßt (Abb. 4).

Als modische Gewandzutat verschwinden diese Streifen ebenso wie alle anderen Arten von unbenutzten Schmuckärmeln im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts mit dem Erlöschen der spanischen Mode, um bis heute in der Kostümgeschichte nicht wieder aufzutauchen. Nur an den Kleidern ganz kleiner Kinder hielten sie sich zum praktischen Gebrauch als Gängelbänder noch das 18. Jahrhundert hindurch. Ihre ursprüngliche charakteristische Beschaffenheit jedoch, welche bis dahin noch leise ihre Entstehung aus dem Ärmel verriet, die stoffliche Übereinstimmung mit dem Kleide und das Hervorwachsen unter dem spanischen Schulterbausch hervor aus der Ärmelnaht, diese Merkmale verschwinden im 18. Jahrhundert ganz.

Schon bei dem Kleide aus dem Stockholmer Museum ist der Ansatz der Flügel nicht mehr in der Ärmelnaht, sondern oben in der Achselnaht, wodurch bereits der eigentliche Sinn dieser Streifen dunkel wird.

Wir können ferner bemerken, daß zuweilen an Stelle der Streifen Schnüre treten oder daß in der Rokokozeit Leitbänder aus zartfarbenem Seidenband mit graziösen Schleifen an das Kleid geheftet werden.

Diese veränderte Form, welche nichts mehr von dem Ursprung ahnen ließ, mag dazu beigetragen haben, daß sich im 18. Jahrhundert, das ja in Bezug auf historische Forschung überhaupt nicht kritisch war, die Vorstellung von einem Flügelkleide verflüchtigte, oder daß sich zum mindesten daneben eine unklare, poetische Übertragung herausbildete, in der die Bezeichnung „Flügelkleid" ganz allgemein für ein kindliches, jugendliches Gewand gebraucht wurde.

Das geht deutlich aus der Art hervor, in welcher Schriftsteller jener Zeit das Wort angewendet haben.

„Der Fürwitz und der Geist der Liebe
Fährt oftmals schon ins Flügelkleid"

heißt es bei Hagedorn im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts. Oder bei Zacharias: „Kaum aus dem Flügelkleid, spielt sie schon stolz die Dame."

In dem bekannten Liede: „Als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging", das um 1790 entstanden ist, haben wir das Wort unzweifelhaft als allgemeine poetische Bezeichnung aufzufassen, denn ein Knabe, der schon in die Schule ging, pflegte damals kein richtiges Flügelkleid mehr zu tragen.

Das Verschwinden des dem praktischen Gebrauch dienenden Flügelkleides in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts hängt mit der kostümgeschichtlichen Entwicklung zusammen und hat ganz einfach technische Gründe.

Bis zur französischen Revolution steckte man Knaben und Mädchen, sobald sie den Windeln entwachsen waren, in eine enge Schnürbrust mit steifen Fischbeinstäben. Nur bei einer Kinderkleidung, die, gestützt durch ein solches Gerüst, am Oberkörper eng und fest anliegt, ist die Anwendung von Gängelbändern, welche am Rücken des Kleides befestigt sind, überhaupt möglich.

Sobald das Kind ein loses, kittelartiges Kleidchen, womöglich ohne Gürtel, trägt, würde man mit den auf die eben beschriebene Weise befestigten Leitbändern beim Gebrauch das ganze Kleid hochziehen und das Kind gar nicht zu halten vermögen. Eine solche lose Kleidung wurde den Kindern aber durch die um 1794—95 einsetzende Mode der griechischen Tracht beschert, und damit war der praktische Gebrauch des Flügelkleides unmöglich geworden.

ZU DEN TAFELN

I. MEISTERWERKE DER WAFFENSCHMIEDEKUNST. Tafel VI.

Degen aus der Sammlung Dreger. (Siehe den Aufsatz auf S. 199).

II. ALTE TRACHTEN. TAFEL VI.

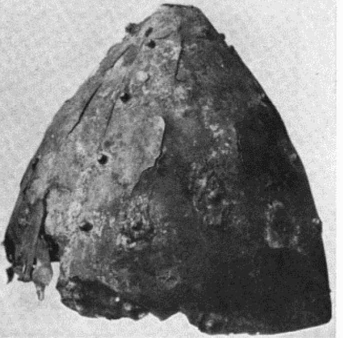
Chormantel und Dalmatika des 18. Jahrhunderts. Chormantel (rechts). Großes Muster, Kelche und Blätter in Goldbrokat, auf rotem Seidenatlas. Darin Auge Gottes, Schwert und Wappen. Die eingestickten Buchstaben A. und T. deuten den Wahrspruch an: amore et timore. Der Mantel gehört zu einer Schenkung, die Kaiser Joseph I. gelegentlich seiner Krönung dem Aachener Dom machte, bestehend aus: 4 Chormänteln, 4 Caseln, 4 Dalmatiken nebst Zubehör in gleicher Ausführung. Zu diesen gehört die links abgebildete Dalmatika.

(Aachener Dom)

FACHNOTIZEN

Ein Helm des 11. Jahrhunderts vom Schlachtfeld zu Walric. Nur selten gelingt den Provinzmuseen Englands eine Erwerbung, die für die Waffenkunde mehr als vorübergehendes Interesse hat. Eine Ausnahme macht das Museum zu Liverpool, dank der Freigebigkeit des verstorbenen Herrn Joseph Meyer, F.S.A.; seine Sammlungen enthalten zahlreiche sehr beachtliche Stücke, wie eine schöne Gruppe angelsächsischer Schwerter, einige sehr gute Schwerter des 14.–18. Jahrhunderts, mehrere Handfeuerwaffen, Pulverflaschen und Bandeliere, drei Roßharnische und zahlreiche Teile von Rüstungen.

Ein einzelner Gegenstand soll hier besonderer Beachtung empfohlen sein: ein Helm des 11. Jahrhunderts. Guy Laking (European Armour and arms, I, 44) spricht von 16 Helmen aus der Normannenzeit, die ihm bekannt geworden sind; indes gesteht er, er zweifle, ob tatsächlich die Mehrzahl davon dieser Periode angehöre. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß neun davon Spangenhelme des 6. und 7. Jahrhunderts sind, und einen von den anderen, den er auch in die Gruppe der Spangenhelme einreihte, hat Boeheim mit größerer Wahrscheinlichkeit ins 12. Jahrh. versetzt. Ich meine den schönen Helm im Museum zu Posen (Z. H. W. K. 1, 20. Abb. 4). Da diese Reihe also derartig zusammengeschmolzen ist, verdient jedes weitere Exemplar, es mag noch so sehr beschädigt sein, unser höchstes Interesse.



Helm, 11. Jahrhundert. Museum Liverpool

Der Helm von Liverpool besteht aus vier dreieckigen Eisenplatten, die mit schwer vergoldeten Kupferspangen belegt sind. Jede Platte ist unten 1,8, oben 2,5 cm breit. Die vordere und die hintere Platte ragen über die seitlichen über, und alle werden entlang den Rändern von vier Nieten mit Halbrundköpfen zusammengehalten. Rings um die Öffnung an dem Scheitel des Helmes befinden sich vier kleine Nieten mit Kreuzköpfen, die ursprünglich eine konische Eisenhaube hielten. Um den unteren Rand läuft eine andere Reihe Nieten, zwei auf jeder Platte, um den Kronreif zu halten, der früher den Rand umschloß. Auf der Abbildung sieht man noch Reste dieser Krone in der Form von zwei der drei lanzettartigen Blüten, die den vorderen Teil schmückten. Auf den seitlichen Platten bildeten runde Scheiben den einzigen Schmuck; das erkennt man freilich nur an den Nieten, die sie hielten, und an der kreisförmigen Verfärbung der Patina auf der Vergoldung.

Die Form des vorliegenden Helms erinnert unmittelbar an den in Posen. Bei verwandtem konstruktivem Bau besteht dieser aus zwei Platten, doch ihre Gesamterscheinung ist durchaus verwandt, beide weisen starke Spuren von Vergoldung auf und sind mit charakteristisch gebildeten Kronen geschmückt. Der Hauptunterschied besteht in dem Fehlen der Federhülse am Scheitel des Liverpooler Helms. Sie haben indessen zweifellos beide das gleiche Alter und die gleiche Herkunft. Der Posener Helm ist in Giez ausgegraben worden, das 1039 von den Böhmen zerstört wurde. Und da die Konstruktion beider Helme dem nicht widerspricht, muß man den Anfang des 11. Jahrhunderts auch als die Zeit ihrer Herstellung ansehen. Auf die Herstellungszeit des Liverpooler Helms wirft eine Bemerkung in dem Originalkatalog der Sammlung Meyer weiterhin Licht: darnach sei das Stück auf dem Schlachtfeld von Walric gefunden worden, „anscheinend“ auf ostpreußischem oder polnischem Boden. Bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, diesen Ort ausfindig zu machen; hoffentlich hilft diese Notiz hierzu. *C. R. B.*

Moderne Schlachtschwertierer. Unter diesem Titel hat Dr. Potier in Z. H. W. K. 8, 298 in dankenswerter Weise eine Ansichtskarte veröffentlicht, welche „das Rott der Hornschen Schlachtschwertierer“ und somit einen alten Brauch der dortigen Volksbelustigung darstellt. Die 16 Mann dieser festlich gekleideten Rotte tragen große Schiffhüte mit Blumensträußen, ihre Bewaffnung besteht aus mehr oder minder ansehnlichen Resten von Kettenhemden und gewaltigen Zweihändern. Was den Ursprung des alten Brauches betrifft, so sollen nach einem Reimgedicht auf der Ansichtskarte die Bürger von Horn einmal ihren in der Kahlenburg verstrickten Grafen befreit haben, welcher Beweis von Mannentreue noch jetzt, und zwar von drei zu drei Jahren, durch ein Fest in Horn gefeiert wird.

Der am Schluß dieser Mitteilungen von Dr. Potier gegebenen Anregung eines näheren Interesses für die Geschichte jener lippischen Schlachtschwertierer entsprechend, habe ich bei den maßgebenden Stellen in Horn (Lippe),[1]) einem in der Nähe der Externsteine im Teutoburger Walde gelegenen Städtchen, die erforderlichen Ermittlungen angestellt, welche nachfolgendes, auch in waffen- und kostümgeschichtlicher Hinsicht interessantes Resultat ergeben haben[2]):

Hiernach handelt es sich um das bis zu Beginn des Krieges alle drei Jahre in Horn abgehaltene Schützenfest, bei dem die

[1]) Horn (Lippe) bei Detmold, zum Unterschiede gegen das bei Soest gelegene Horn i. Westfalen.

[2]) Nach der liebenswürdigen und hiermit dankend anerkannten Auskunft des Herrn Bürgermeisters in Horn (Lippe), sowie insbesondere des Herrn Lehrers H. Reineke, Vorstand des Hornschen Turnvereins.

von der Grafenbefreiung stammenden Zweihänder von dem Schlachtschwertiererrott getragen werden. Von diesen Schlachtschwertern, sowie von den Panzerhemden sind je 16 Stück vorhanden, die auf dem Rathause aufbewahrt werden und Eigentum der Schützengesellschaft sind. Die handgeschmiedeten Zweihänder sind fast 2 m lang, besitzen einen hölzernen, mit Leder bezogenen Griff und eine weitgeschwungene, geschmackvoll ornamentierte Parierstange nebst Parierhaken am Ansatze. Alle Schwerter sind verschieden, ebenso auch die aus engen Drahtmaschen geflochtenen Kettenpanzer. Mehrere der letzteren sind Mantelkragen, die über die Schultern gehängt werden und bis auf die Hände reichen, ein größeres Panzerhemd geht bis an die Knie. Zu dieser Ausrüstung gehört auch ein ledergelber Leinenkittel, der unter dem Panzerhemd getragen wird



und das frühere Lederkoller ersetzen soll, ferner ein Dreimaster aus grobem schwarzem Filz mit einem gelbroten Bande, den lippischen Landesfarben.

Außer an den alle drei Jahre abgehaltenen Schützenfesten hat das Rott der Hornschen Schlachtschwertierer auch sonst noch an besonderen nationalen Festen teilgenommen, so bei der Schließung des Grundsteingewölbes des Hermannsdenkmals im Jahre 1841, und bei der Einweihung dieses Denkmals im Jahre 1875, wo sie die vielbewunderte Ehrenwache des Kaisers Wilhelm I. bildeten.

Über die Herkunft dieser Schlachtschwerter erzählt man sich folgende Sage: In einer Fehde des Herzogs Wilhelm von Braunschweig mit Graf Bernhard zur Lippe nahm ersterer den Grafen bei Schwalenberg gefangen, ließ ihn auf seine feste Burg Kahlenberg bringen und forderte ein Lösegeld von 200 000 Goldgulden, das der Graf aber nicht aufbringen konnte. Als die Bürger von Horn hiervon Kunde erhielten, beschlossen sie durch einen nächtlichen Überfall den Grafen zu befreien. Dies gelang, und im Triumphe führten sie den Befreiten nach Horn zurück. Von der Kahlenburg nahmen sie die Glocken, Schwerter, Harnische und Panzerhemden mit. Der Graf wohnte seither in der Stadt und gab ihr viele Freiheiten und Privilegien, unter anderem auch das Recht, daß die Bürger Horns aus seinen Waldungen alles vom Sturm gefällte Holz als ihr Eigentum in die Stadt fahren durften, ein Fallholzprivilegium, das noch bis auf den heutigen Tag besteht.

Diese Sage, die vor etwa 100 Jahren von einem Dr. Ziegler zu einem Schauspiele („Hornsche Bürgertreue") verarbeitet worden ist, das lange Zeit alljährlich im Hoftheater in Detmold und im November 1921 nach längerer Pause auch von dem Hornschen Turnverein wieder aufgeführt wurde, verschweigt aber leider, welcher von den acht lippischen Grafen namens Bernhard, die von 1129 bis 1563 gelebt haben, gemeint ist. Auch weiß die Geschichte nichts von der Gefangenschaft eines lippischen Grafen auf der Kahlenburg. Da aber fast jede Sage einen geschichtlichen Hintergrund hat, der nur von dem Volke poetisch ausgeschmückt wird, so könnten die folgenden geschichtlichen Tatsachen wohl in Betracht kommen:

Als im Jahre 1481 ein Streit zwischen der Stadt Hildesheim und ihrem Bischof entstand, fand dieser Hilfe bei dem Herzoge Wilhelm II. von Braunschweig, während der Bruder des letzteren, Friedrich von Braunschweig, auf seiten der Stadt kämpfte. Herzog Friedrich wurde jedoch gefangen genommen, und ebenso geriet sein zur Befreiung herbeieilender Schwager, Graf Johann von Rietberg, in Gefangenschaft, der auf der Kahlenburg bei Sarstedt, einem Städtchen in der Nähe von Hildesheim, in Haft gehalten wurde. Jetzt kam ihnen neben einigen Hansastädten nun auch Graf Bernhard VII. zur Lippe, der Schwiegervater des Grafen von Rietberg, zu Hilfe; er zog vor die bischöfliche Stadt Sarstedt, eroberte und plünderte sie (21.–24. September 1485). Die Fehde wurde bald darauf beigelegt, und Graf Johann von Rietberg konnte nunmehr gegen ein Lösegeld von 1400 Goldgulden seine Freiheit wieder erhalten. Daß aber bei dem Sturme auf Sarstedt auch Bürger von Horn beteiligt waren, geht aus alten Akten hervor.

Es handelt sich somit nicht um die Befreiung des Grafen Bernhard III. zur Lippe von der Kahlenburg, sondern um die seines Schwiegersohnes, des Grafen Johann von Rietberg. Glocken, Panzer und Schwerter stammen auch nicht aus der Kahlenburg, sondern nur aus dem benachbarten Sarstedt. Über das genannte Fallholzprivilegium sind Urkunden aus dem Jahre 1542 vorhanden.

Die hier in Originalgröße beigefügte Abbildung der von der Stadt Horn (Lippe) im November 1921 ausgegebenen Notgeldscheine zu 1 Mk. zeigt auf der farbig ausgeführten Vorderseite einen Schlachtschwertierer in voller Ausrüstung, das Band auf dem Dreimaster und die Schärpe um den Leib in den gelbroten Landesfarben, den Schild mit dem redenden Wappen der Stadt, das Jagdhorn, und darüber die lippische fünfblättrige rote Rose mit goldenem Samen.

Einzelne dieser Notgeldscheine enthalten auf der Rückseite zur Erklärung einen kurzen Vermerk der erwähnten Sage. Das dabei angegebene Jahr 1385 ist jedoch, wie aus der obigen Richtigstellung dieser Sage hervorgeht, ein Irrtum, da vielmehr nur das Jahr 1485, d. h. zu Zeiten des Grafen Bernhard VII. (1430–1511), in Betracht kommen kann.

Hiefür sprechen überdies auch die erbeuteten Schwerter und Kettenpanzer. Denn das Auftreten des Zweihänders läßt sich erst im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, jedenfalls nicht vor der zweiten Hälfte desselben feststellen, da erst der

damalige Stand der Eisenindustrie und die Kunst des Klingenschmiedes es ermöglichte, taugliche Klingen von solcher Länge und Güte herzustellen. Und um dieselbe Zeit erscheinen auch die in Form von Mantelkrägen über die Schultern getragenen Panzergeflechte (Venetianische Maschenpelerinen oder Bischofskragen), die später namentlich als Verstärkungsstücke über dem Harnisch eine beliebte Bewaffnung der Landsknechte bildeten.

Der Herstellungsort dieser Waffen, insbesondere aber der Zweihänder, dürfte entsprechend der Überlieferung im Braunschweigischen zu suchen sein, zumal die großen geschweiften Parierstangen mit den grotesken Auszackungen und breit auslaufenden Enden, sowie auch die kleinen nach oben geschwungenen Parierhaken den charakteristischen Stil der Braunschweiger Zweihänder erkennen lassen, wie ihn Bohlmann in Abb. 40—45 seines vortrefflichen Aufsatzes über „die Braunschweigischen Waffen auf Schloß Blankenburg am Harz" (Z.H.W.K. 6, 335) näher gekennzeichnet hat. *Walther Rose*

Das Schriftband auf Gustav Adolfs Zauberschwert. Graf Rambaldi hatte sich in seiner Studie über die astrologischen und kabbalistischen Schriftbänder auf Klingen auch auf eine von mir ihm zur Verfügung gestellte Pause einer solchen Klingeninschrift bezogen. Aus dem Wortlaute der betreffenden Stelle (9, 135) im Rambaldischen Aufsatz könnte man glauben, meiner Pause hätte das Schriftband auf der Pelescher Säbelklinge zur Unterlage gedient. Das war nicht der Fall. Ich pauste vielmehr diese Inschrift vor etwa zwanzig Jahren aus dem in der Kgl. Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Werke Triga dissertationum de gladio magico Gustavi Adolfi, suecorum regis, praeside Georgio Wallin, fil. S. theol. d. et reg. acad. Upsal. bibliothecario, Lipsiae cIɔIɔ CCxxxxvi (hist. suec. 271) ab, wo zwischen den Seiten 24 und 25 der Säbel in natürlicher Größe abgebildet ist. Ich gab einmal diese Pause aus der Hand und dieser Unvorsichtigkeit dürfte das etwas verkleinert wiedergegebene Schriftband auf der Pelescher Klinge sein Dasein verdanken, welche ich übrigens nie zu Gesicht bekommen hatte.

Schon Wallin war mit allem Nachdruck gegen die Legendenbildung — er sagt ausdrücklich ensem istum magicum omnino esse spurium, subornatum atque contra omne jus et fas Suecorum regi Gustavo Magno adscriptum — der König habe ein Zauberschwert besessen, aufgetreten, dem ja schon der Artikel 5 des schwedischen Kriegsrechtes vom 15. Juli 1621 entgegenstand, welcher alle Zauberei verbot, wenn auch noch immer gerade die finnischen Regimenter im Rufe standen, zahlreiche Hexenmeister zu besitzen.

Über die Zauberschwerter dieses hervorragenden Heerführers gibt es eine ganze Literatur. Johannes Bapt. Morinus beschreibt in seiner Astrologia gallica, Haag 1661, einen solchen Degen: „. . . Audaces fortuna juvat, timidosque repellit; prope mucronem ex una parte erant imago solis et character Martis, ex quibus plures stillabant lacrimae. Ex altera vero magici characteres cum planetarum et signorum notis disseminabantus" (L. XX, C. IV, Pag. 494). Johann Gottfried Mittags Wunderwürdiges Leben und Taten Gustav Adolfs, Halle 1740, gedenkt ebenfalls zweifelnd (S. 239) der Zauberschwerter dieses Königs. Diesem Werk entnahm ich auch den Ausdruck „Zauberschwert", weil mir dieses Wort so bezeichnend für die Sache zu sein scheint. Alle diese Schriftsteller bezweifelten die Echtheit dieser Zauberschwerter. Erst der Geheime Archivrat Glafey verfocht deren Echtheit (1749), was aus einer Notiz des „Leipziger Tageblattes" vom 21. November 1837, Nr. 325 hervorgeht. Endlich gedenkt noch Fr. v. Leber (Wiens Kaiserliches Zeughaus, 1846, S. 318) neben Kalenderklingen kurz des in der Leipziger Ratsbibliothek aufbewahrten, inzwischen jedoch verschwundenen Zauberschwertes Gustav Adolfs. *Otmar Baron Potier*

Ein „nachempfundener" Maximiliansharnisch? Charles W. Beard weist in seinem Bericht über die im Dezember 1921 in London versteigerten Waffen (9, 145) auf die nahe Verwandtschaft eines Maximilianharnisches mit ebenso modernen Harnischen in Wiener Privatsammlungen hin. Herr Beard dürfte sich nicht täuschen. Ich wenigstens finde, daß der Byronische Harnisch eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem aus der Sammlung des Grafen Alfred Szirmay besitzt, den E. Hirschler & Komp. in Wien 1901 versteigerte. Der Katalog (No. 9) sagte damals jedoch ausdrücklich: „Schöne Arbeit im Stile des 16. Jahrhunderts." Die geätzte Tartsche für das Realgestech, welche in London für 105 Pfund wegging, dürfte identisch sein mit derjenigen aus der Sammlung des Fürsten Ernst zu Windischgrätz. Diese Tartsche, eine meisterhafte Arbeit Leopold Winkelmeyers und eines noch in Wien lebenden, aber längst nicht mehr arbeitenden kunstgewerblichen Ätzmalers, erzielte im November 1919 einen Preis von 2400 Kronen. Auch die im Beardschen Bericht erwähnten Dilgen dürften aus der Sammlung Windischgrätz stammen; sie hatten damals 1000 Kronen eingebracht. *Otmar Baron Potier*

Stichvorlagen zum figürlichen Schmuck des „Greif". In dem ertragreichen und anregenden Aufsatz über „Frankfurter Prunkgeschütze und ihre Meister" (Z. H. W. K. 9, 83) bespricht Bernhard Rathgen auch den berühmten z. Z. in Paris befindlichen „Greifen", den Meister Simon laut Inschrift 1524 für



Abb. 1. „Der Greif". Abguß

den Erzbischof von Trier goß. So sehr ich den Ausführungen des geschätzten Verfassers sonst beipflichte, vermag ich sein Urteil über den Meister nicht zu teilen, wenn er diesem bezüglich des figürlichen Schmucks an Wappen und Spruchtafel (Abb. 1, 2) „wenig künstlerisches Empfinden" zugesteht. Die sichere Formenhebung, die frische, klare Darstellung, wie sie selbst der Abguß im Berliner Zeughaus vermittelt, zeugt von künstlerischer Kraft und hohem technischen Können. Die Motive vollends setzen eine Erfindungskraft voraus, wie sie von einem Geschützgießer kaum zu erwarten ist, und lassen ein Vorbild vermuten. Auf einen gütigen Hinweis von Geheimrat von Ubisch, dem früheren Direktor des Zeughauses, suchte

ich die Vorbilder unter den deutschen Stechern des 15. Jahrhunderts. Geheimrat Friedländer hatte die Liebenswürdigkeit, mir sofort den Greif auf einem Baseler Stich Schongauers



Abb. 2. „Der Greif." Abguß

(B. 93) nachzuweisen (Abb. 3). Der Greif des Meisters Simon ist ihm mit geringen durch die Gußtechnik geforderten Abweichungen und Abkürzungen getreulich nachgebildet. Den kleinen Bogenschützen, der mit gewissen Abweichungen am Wappen und Greif wiederkehrt, glaube ich beim Meister der Spielkarten auf dem Blatt „Wilden Fünf" (Lehrs 53) oben

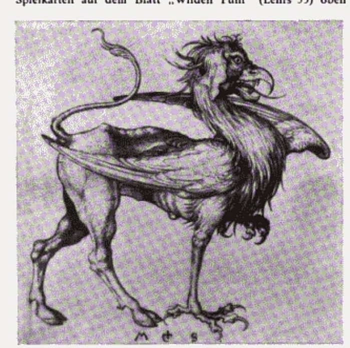


Abb. 3. Martin Schongauer (B. 93)

rechts gefunden zu haben (Abb. 4). Motiv, Stellung und Haltung ist, von kleinen Abweichungen in der Kopfhaltung und der Stellung des linken Beines abgesehen, die gleiche, nur hat der kleine Nackedei des Stichs sich eine halb antikische, halb im Stil des beginnenden 16. Jahrhunderts gehaltene leichte Kostümierung gefallen lassen müssen. Gewiß gehen auch die übrigen Darstellungen auf ähnliche Vorbilder zurück, ohne daß ich sie z. Z. nachzuweisen vermöchte. Bei dem kleinen Gegner des Bogenschützen unter dem Wappen, dem Speerkämpfer mit Faustschild, liegt die Vermutung nahe, daß er aus der gleichen Quelle stammt. Auffassung und Stil scheint bei beiden dieselbe; die ganze Gruppe deutet auf ursprüngliche Zusammengehörigkeit, während ihre Zusammenstellung mit dem Greifen als Kompilation des Gießers anzusehn sein dürfte. Der kleine Lanzenkämpfer geht also möglicherweise auf ein bisher im Stich nicht vorliegendes Blatt des „Kartenspielmeisters" zurück und zwar vermutlich auf eine Spielkarte der „Wilden" Folge.

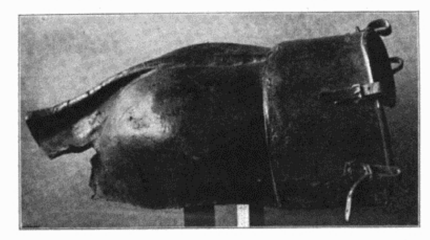


Abb. 4. Meister der Spielkarten (Lehrs 53)

Wie *Hans Christoph Löffler* in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts für die „schöne Taube" im Zeughaus seine Vorbilder aus Stichen H. S. Behams bezog, sehen wir hier also bereits im Beginn des Jahrhunderts die Geschützbildnerei in Abhängigkeit vom Stich. Die Frage bleibt offen, ob Meister Simon die Stiche selbst zur Hand hatte oder bereits auf eine ältere Geschütztransposition der Stiche zurückgriff. Die Treue und Frische der Kopie spricht für den ersten Fall. Auch dürfte die Benennung des Geschützes und damit die Wahl der Greifdarstellung Original sein, da beide augenscheinlich in Bezug stehn zum Auftraggeber „dem Herren von Greifenklau". Die Beziehungen des Frankfurter Meisters zu oberdeutschen Stechern der Rheingegend — man sucht ja den Kartenspielmeister heute in der Basler Gegend — ist auch geographisch einleuchtend.

Paul Post

Historische Ausstellung des geistlichen Fürstentums Salzburg in Hellbrunn. Das erzbischöfliche Lustschloß am Fuße des Gaisberges, durch seinen Park und die barocken Wasserkünste seiner Grotten berühmt, war in diesem Sommer Schauplatz einer geschichtlichen Ausstellung, in der auch der Waffenforscher vielerlei Sehenswertes fand. Julius Leisching, der seit kurzem das Museum Carolino-Augusteum in Salzburg als Direktor leitet, hat hier eine ausgezeichnete Probe seiner organisatorischen Fähigkeiten gegeben: in Bildern, Stichen und Miniaturen, Möbeln und Gobelins, Kostümen und Gläsern, Metallarbeiten und Münzen wandeln drei Jahrhunderte einer an Glanz und Kraftbewußtsein überreichen Tradition hier vorbei. Eine Reihe Turnierbilder, in denen König Maximilian mit den Herren von Lamberg, Pollham, Klingenberg u. a. erscheint, leiten vom Mittelalter in die neue Zeit über. Unter den frühen Waffen sind eine gotische Armbrust, eine gegossene Steinbüchse, ein schwerer Küraßsattel, Zweihänder, eine Luntenmuskete mit Wappen von St. Peter, eine hölzerne Kanone aus dem Bauernkrieg von 1526, wo der Stolz des Erzbischofs Matthäus Lang unter den Fäusten der Bauern zerbrach, Morgensterne u. a. zu verzeichnen. In diese Zeit gehört als bemerkenswertestes Stück eine Roßarmatur von Leder (s. Abbildung); man sieht hier, wie die ritterliche Schutzwaffe, in deren Umrissen noch der gotische Stilgedanke lebt, in dem vergänglicheren und schmiegsameren Werkstoff sich zu neuem, persönlichem Formenspiel umbildet. Das eigenartige Stück gehört, nach dem Inventar von 1776, zu den Gegenständen, die der berühmte Pinzgauer Bauernführer Matthias Stöckl führte, und wird, als „der Rebellischen paurn Roßarmatur" in der Zeugambtraittung des Jahres 1664 und weiter durch die Inventare des 17. Jahrhunderts angeführt. Natürlich fehlen in einer waffengeschichtlichen Ausstellung von Salzburg auch die Prunkhelmbarten und -partisanen des erzbischöflichen Hofes nicht (S. O. Potier, Die Paradewaffen der erzbischöflichen Trabanten am Hofe von Salzburg. Z.H.W.K. 3, 280). Durch den Reichtum an sorgfältig ausgeführten Wappen können diese kostbaren Stücke als heraldische Dokumente von hohem Rang, durch die Vielgestaltigkeit ihrer Ornamentik in sorgfältiger Ätzung, als wertvolle Quellen zur Stilgeschichte angesprochen werden. Die Erzbischöfe Khuen Belasi 1562, Wolf Dietrich von Reitenau 1589, Marcus Sitticus von Hohenems 1611, Paris Lodron 1620, Guidobald Thun 1654, Leopold Firmian 1724 und Sigismund Schrattenbach 1753 haben sich in diesen, von allen Sammlern hochgeschätzten Prunkwaffen verewigt. Eine Anzahl Jagdwaffen des 17. und 18. Jahrhunderts ergänzen das bunte Bild höfischer und kriegerischer Kultur. Bei der Umgestaltung des Städtischen Museums, an der Direktor Leisching gegenwärtig arbeitet, wird auch die Waffensammlung, die für Hellbrunn jetzt ihre Schätze zur Verfügung stellte, zeitgemäße Auferstehung feiern. *E. H.*





Roßarmatur des Bauernführers Matthias Stöckl. Anfang 16. Jahrhundert. Salzburg, Museum

Mensch und Mode im 18. Jahrhundert. Kunsthalle Mannheim. Vom 7. Mai bis 10. Juni war in der Kunsthalle unter diesem Titel eine Ausstellung zu sehen, zu der eine große Anzahl von Originalkostümen, Seiden und Brokatstoffen aus öffentlichen und Privatsammlungen hergeliehen waren. Wir hoffen an dieser Stelle noch ausführlicher darüber berichten zu können.

I parati di Sante Maria della Vallicella in Roma. Constanza Gradara. (Dedalo II. Jahrg., 1922, S. 711 ff., 10 Abbildungen.) C. Gradara, die mit der Aufnahme der Kunstdenkmäler in dieser Kirche amtlich betraut ist, veröffentlicht und beschreibt eine Reihe kostbarer Priesterornate des 17. und 18. Jahrh. in Brokat und gestickter Seide.

Auffindung der Gewänder des Scaliers Cangrande I. in Verona. Le stoffe di Cangrande della Scala par Antonio Vena (Dedalo Jahrg. II, S. 499 ff.). Le stoffe e le vesti tombali di Cangrande I. della Scala par Giorgio Sangiorgi. (Bollet. d'arte Jahrg. I, S. 443 ff.) Anläßlich des Dante-Jubiläums wurde vor einem Jahr in der Kirche Santa Maria Antica in Verona das Grab des Scaliers Cangrande I. (1291—1329) geöffnet, an dessen Hofe der verbannte Dichter vorübergehend Aufnahme gefunden hatte. Ein Augenzeuge bei der Graböffnung berichtet von der erstaunlich guten Erhaltung der mumifizierten Leiche. Die Arme waren über der Brust gekreuzt und hielten noch die aromatischen Kräuter. Das Gesicht in natürlicher Fülle mit weitgeöffneten Augen war umwallt von dunkelbraunem Haar. Das gewaltige Schwert lag an der Seite in goldener Scheide mit eingelegten Kleeblättern vom gleichen Material. Das überraschendste Ergebnis war die Auffindung einer großen Zahl kostbarster Stoffreste von der Aufbahrung und Kleidung des Fürsten, die jetzt im

Museo civico untergebracht sind. Die eingangs angeführten Untersuchungen setzen sich mit dem kostbaren Fund auseinander, der namentlich wegen der sicheren Datierung für die mittelalterliche Gewebegeschichte von unübersehbarer Bedeutung ist. Beiden Aufsätzen beigefügtes reiches, zum Teil farbiges Abbildungsmaterial vermittelt eine gute Vorstellung von dem Reichtum der Stoffe. Nach den besonders eingehenden Untersuchungen Sangiorgis stammen nicht nur die Gewebetechnik und -motive aus dem nahen und fernen Osten, auch der Fabrikort wird außerhalb Italiens in Kleinasien, Syrien oder Ägypten vermutet. G. versucht auch, was uns hier besonders interessiert, auf Grund der Stoffreste die Kleidungsstücke des Fürsten zu rekonstruieren. Die Zertrennung der Gewänder und das Fehlen von Knöpfen oder anderen Befestigungsmitteln erschweren die Aufgabe. Die durch beigefügte anschauliche Zeichnungen belegte Rekonstruktion ergibt ein bis zum Knie reichendes Untergewand mit Halbärmeln von blauseidenem grundierten Goldbrokat, ein ärmelloses Obergewand von gleicher Länge, gleichfalls von Goldbrokatstoff, großgemustert auf blauem Grunde. Endlich glaubt G. aus gold- und silberbrokatenen Stoffragmenten eine Kapuze ergänzen zu können, während A. Vena als drittes Kleidungsstück einen Mantel annimmt. Eine Nachprüfung dieser kostümgeschichtlich äußerst interessanten Frage wäre nur an Ort und Stelle möglich. *P.*

Chinesische Trachtenbilder. Die Bibliothek des Berliner Kunstgewerbemuseums stellte im Juli und August eine kleine Auswahl chinesischer Trachtenbilder aus der umfassenden chinesischen Bildersammlung des Herrn Prof. Dr. Claude Du Bois-Reymond, Potsdam, früher in Schanghai, aus. Die Auswahl geschah lediglich vom kostümgeschichtlichen Standpunkt aus; die kunstgeschichtliche Wertung, die auf diesem Gebiete übrigens außerordentlichen Schwankungen unterliegt, sollte nur insofern mitsprechen, daß von gleichartigen Bildern jeweilen das künstlerisch wertvollste zur Ausstellung kam.

Kostümgeschichtlich von höchstem Interesse sind die Bilder, die als wirkliche oder vorgebliche Bildnisse der Vorfahren gemalt wurden, während das Kompositionsschema von lähmender Eintönigkeit ist: der Dargestellte auf einem Sessel in Vorderansicht, kaum daß der Körper leicht zur Seite gewendet ist. Die Kleidung wird stets bis ins Einzelne ausgepinselt, die Stickereien, das Stoffmuster, mit erstaunlicher Genauigkeit wiedergegeben; freilich auch hier ganz schematisch durchgeführt ohne individuelle Note. Als Typen unbedingt zuverlässig, mehr nicht. Neben dieser hieratisch starren Fassung des Ahnenbildes kam im 19. Jahrhundert noch eine andere, naturalistische, auf, die den Dargestellten in eine reiche, landschaftliche Staffage hineinsetzt.

So bieten diese Ahnenbildnisse für das Kostüm der Tsching-Dynastie (1644—1902) und für die späteren Jahre der Ming-Zeit (1368—1643) das denkbar beste Material. Für die früheren Perioden der Kostümgeschichte fehlen sie. Hier treten die Idealbildnisse sagenhafter und göttlicher Persönlichkeiten in die Lücke: alte Kaiserornate etwa, Frauenkleidungen frühester Zeiten, von Feen und mythischen Prinzessinnen getragen; nur daß hier eben da und dort die künstlerische Phantasie oder Mißverständnisse beim Kopieren der zum Teil längst verschollenen Originale Abweichungen von der historischen Treue mit sich gebracht haben.

So wird vom Standpunkt der Kostümgeschichte manche sonst kaum beachtenswerte oder als Kopie überhaupt abgelehnte Malerei zu einem Dokument ersten Ranges. In diesem Sinne will die Ausstellung, die ja auch zur Zeit in unmittelbarem Zusammenhang mit der Lipperheideschen Kostümbibliothek untergebracht ist, gewertet werden.

Nach Schluß der Ausstellung sind die Bilder bei dem Besitzer, Prof. Dr. Claude Du Bois-Reymond, Potsdam, Kapellenbergstraße 15, einzusehen; zum Teil sind es verkäufliche Stücke.

Zwei besonders typische Bildnisse, ein Mandarin in seiner Amtstracht und eine reich gekleidete Frau, konnte die Lipperheidesche Kostümbibliothek durch die Hilfe des Freundeskreises der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums erwerben; von drei andern wenigstens verkleinerte farbige Kopien.

Rudolf Bernoully

Aufruf an sämtliche Mitglieder! Auf der letzten Hauptversammlung ist erneut der Wunsch geäußert worden, in der Zeitschrift in weitergehendem Maße, als es bisher geschehen, regelmäßige Berichte über Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Waffe und des Kostüms zu erhalten. Diese berechtigte Forderung findet das volle Verständnis der Schriftleitung. Ihre Erfüllung bedarf aber angesichts des ständigen Wachsens des in- und ausländischen Schrifttums auf diesen Gebieten der tätigen Mitarbeit aller Vereinsmitglieder, um einigermaßen Vollständigkeit zu erzielen.

Alle Mitglieder des Vereins, die auf den genannten Gebieten größere oder kleinere Abhandlungen in Buchform, Broschüren, Jahresberichten oder Zeitschriften haben erscheinen lassen, werden gebeten, hiervon einen der Schriftleiter zu benachrichten, und zwar möglichst in der druckfertigen Form eines kurzen Referats. Außerdem wird an sämtliche Mitglieder, auch solche, die sonst nicht aktiv an der Zeitschrift mitarbeiten, die Bitte gerichtet, die Schriftleitung durch kurze Mitteilung von waffen- oder kostümgeschichtlichen Neuerscheinungen, Aufsätzen, Fachnotizen, Versteigerungen im In- und Ausland, die ihnen bekannt werden und in der Zeitschrift unberücksichtigt geblieben sind, zu unterstützen. *Die Schriftleitung.*

AUKTIONSBERICHTE

Wien. Im April 1906 hatten die Kunsthändler E. Hirschler & Co. im Verein mit S. Kende die nachgelassene Gemälde- und Kunstsammlung des Prinzen Henri von Bourbon, Grafen von Bardi versteigert. Waffen waren damals nur wenige darunter. Das beste Stück, ein mit Silber tauschierter koreanischer Helm, erwarb das Mitglied unseres Vereines, Herr Konczakowski in Teschen. Ende Mai 1922 brachte das Versteigerungsamt den inzwischen durch verschiedene Hände gegangenen Rest der einst von dem Globetrotter Grafen Bardi in Ostasien zusammengekauften Gegenstände des Kunstgewerbes unter den Hammer.

Der Katalog stützte sich auf die Vorarbeiten Brinckmanns und Shinkishi Haras und wurde von Direktor E. W. Braun bearbeitet, dem das für einen Österreicher unverständliche Versehen unterlief, eine für Albanien, Montenegro geradezu typische Flintenform (Nr. 191) für tunesisch anzusprechen, was uns Waffenhistorikern wieder zeigt, wie fremd der Kunstgewerbler der Waffe, dem stilvollsten kunstgewerblichen Erzeugnis, gegenüber steht. Auch mehrere nachträglich zur Versteigerung eingebrachte und darum im Katalog nicht angeführte blanke Waffen in prunkvollster Silbermontierung aus dem Nachlaß des Erzherzogs Otto waren weder indopersischer noch turkestanischer, sondern zweifellos südarabischer Herkunft. Wer O. Kümmels „Kunstgewerbe in Japan" nicht zur Hand hatte, der fand sich gewiß auch kaum in dem mit japanischen Fachausdrücken gespickten Text des Kataloges zurecht. Was soll auch der Durchschnittssammler mit Ausdrücken wie Tanto, Schakudo, Fuchi-Kaschira, Takaramono, Schibuischi u. dergl. anfangen? Sie werden ihm vermutlich wie gelehrt tuendes, auf seine Verblüffung berechnetes Rotwälsch erscheinen.

Alle die Säbel und Dolche, die Harnische, die hübschen Stichblätter, die Griffe zu Beimessern waren ziemlich junge Nachempfindungen älterer Vorbilder, wenn nicht ganz neue Schöpfungen. Die ältesten waren aus dem 18. Jahrhundert datiert und vom Gesichtspunkte des Kunstgewerblers aus gewiß recht gute, zum Teil den Durchschnitt überragende Arbeiten. Was ein Kritiker wie O. Kümmel von den Meisternamen, den Marken auf Erzeugnissen des japanischen Kunstgewerbes hält, kann man in Kümmels oben angeführtem Werk nachlesen (VI, 167—172).

Trotz dieses neuzeitlichen Charakters bewegten sich die Preise für Stichblätter im Rahmen von 10000—450000 Kronen; für die Griffe der Säbelmesser wurden bis zu 20000 Kronen, für Knaufkappen und Griffzwingen bis zu 28000 Kronen bezahlt. Bei den Dolchmessern und Säbeln kletterten die Preise bis zu 120000, 160000, ja 360000 Kronen empor. Ein zwar modernes, aber wegen seiner schön durchbrochenen Klinge, was ja nach G. Jacoby (Z. H. W. K. 4, 173) besonders häufig auch an Pfeilspitzen zu beobachten ist, interessantes Stück war die Partisane mit ihrem mit Silberblech belegten und des leichteren Verpackens bei Reisen wegen zusammenschraubbaren Schaft, die um 85000 Kronen wegging. Für die Harnische, denen zum Teil besondere Reisekasten beigegeben waren, wurden 95000, 125000, 130000, 180000, ja sogar 350000 Kronen geboten. An den drei in Holz geschnitzten Statuetten von Samurais kann ich nicht schweigend vorübergehen: Für den Bogner wurden 170000 Kronen bezahlt, während für das beste Stück der ganzen Sammlung, der Figur eines von Pfeilschüssen schwer verwundeten Ritters, welcher das Haupt seines Gegners anstarrt, ein Schnitzwerk von tragischester Realistik im Ausdruck, unter dem angehaltenen Atem der Kauflustigen 1090000 Kronen geboten wurden. Um eine richtige Beurteilung der angeführten Preise zu ermöglichen, zu denen ein Zuschlag von 20 v. H. hinzuzurechnen ist, erwähne ich, daß am 29. Mai in Wien für eine deutsche Mark fast 40 österreichische Kronen bezahlt werden mußten, die Krone in Zürich mit 0,05 Franken „bewertet" worden war, in Wien das Kilo Brotmehl 1100 Kronen kostete. *Otmar Baron Potier*

London. Die Waffensammlung der Gräfin Cornelia Craven, die am 26. und 27. April bei Christie versteigert wurde, bot in der Mehrzahl nur Stücke von geringer Qualität und schlechter Erhaltung. Bedeutung erhielt sie für Sammler und Händler erst dadurch, daß einige wirklich ausgezeichnete Stücke darunter waren und daß den Kern der Sammlung die Waffen bildeten, die im 17. Jahrhundert zur Ausstattung des Hofes Wilhelms, des ersten Grafen Craven, des Freundes der Königin Elisabeth von Böhmen, gedient hatten, und die bis in die Gegenwart im Schloß des Grafen, Combe Abbey, bei Coventry, aufbewahrt waren. Während die Pembroke-Auktion kürzlich die Bewaffnung der schweren royalistischen Reiterei und der „Pikemen" (Pikeniere) im Bürgerkrieg gut beleuchtet hatte, zeichnete sich diese Auktion durch die Zahl der Tranchéharnische aus derselben Zeit aus und durch Teile der Bewaffnung der leichten Reiterei aus einer späteren Periode. Der einzige vollständige Harnisch, der zuverlässig zu dieser originalen Ausstattung gehörte, war Nr. 8, ein schwarzer Dreiviertelharnisch, englische oder holländische Arbeit, um 1640 (unrichtig beschrieben als Zeit Karls II.) in sehr schlechtem Zustand. Er wurde für 24 Guineas verkauft. Die Tranchéharnische (sapping armours) bestanden aus schweren Brust- und Rückenstücken im Stil der bekannten englischen Typen, Mitte 17. Jahrhundert, dazu englische Eisenhauben mit dreiteiligem Gittervisier und Schulterstützen („pots") von außerordentlicher Schwere. Diese brachten je etwa 5,5 Guineas. Dazu kam eine schwere Offiziers-Tranchéhaube, die deutlich an die Eisenhüte des 15. Jahrhunderts erinnerte (Nr. 108), englisch, um 1640, Preis 18 Guineas.

Die Ausstattung der leichten Reiterei bestand aus den obengenannten Eisenhauben, schwarzen Kürassen und Schwertern mit gegossenen Messinggriffen und leichten zweischneidigen gebogenen Klingen, meist Erzeugnissen der Solinger Klingenschmiede von Shotley Bridge in Durham, 20 Meilen südöstlich von Newcastle, um 1690, mit der Wolfsmarke. Diese Garnituren müssen um 1680—1690 angefertigt worden sein.

Klingenschmiede aus Solingen und sonst aus Deutschland waren bekanntlich in der ganzen ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts rund um London ansässig und tätig. In den Dramen aus der Zeit der Königin Elisabeth und des Königs Jakob I. wird stets der Ausdruck „Fuchs" für ein Raufschwert gebraucht, ein Beweis dafür, wie viel Klingen mit der Wolfsmarke von Solingen aus Deutschland eingeführt wurden. So bezeichnete Klingen wurden tatsächlich bei uns hergestellt, um dem dauernden Wunsch nach den guten, breiten, schneidigen Klingen von anerkannter Vorzüglichkeit zu entsprechen, die bei den Engländern so beliebt waren, denen, wie George Silver, die neuartigen Toledoklingen „nur gut für den Hieb" verhaßt waren. Das wissen wir aus Websters „Weißem Teufel"

(1612), wo der Dichter einen seiner Helden fragen läßt: Was für eine Klinge ist das? Toledo oder Fuchs? – und dafür zeugen auch die vielen zweifellos englischen Klingen aus dieser Zeit, die mit dem „Wolf" gemarkt sind.

Verschiedene Waffensammlungen in England besitzen Klingen mit der Marke und manchmal auch mit dem Namen des Klemens Horn, Solingen. Die englischen Inschriften auf ihnen lassen keine Zweifel darüber, daß sie für den persönlichen Gebrauch Jakobs I. und der Herren seiner Umgebung angefertigt sind. Es läßt sich indessen nicht beweisen, daß Horn jemals in England war. Das gilt aber nicht von vielen seiner Fachgenossen, und die Namen dreier bekannter Solinger Klingenschmiede oder gleichnamiger Familienmitglieder kommen auf englischen Klingen des frühen 17. Jahrhunderts vor:

IOHAN KINNDT HOVNSLOE oder I. K. HOVNSLOE ist die Bezeichnung für Johann Kinndt von Hounslow, zwischen 1630 und 1640. Um 1643 wurde der Name englisiert als John Kennet, wie wir aus einem Briefe des General Waller erfahren. Ob dies der Johann Kindt oder Keindt ist, der 1620 in Solingen tätig war? Andere Hounslow-Klingen tragen nur den Wolf und die Zahl 1636. Die Inschrift:

JOHANNES · HOPPIE · FECIT · GRENEWICH.

auf einer Rappierklinge in der Faulder-Wareing-Sammlung gehört zweifellos einem Mitglied der Familie des Johann Hoppe, Happe oder Heappe, der um 1580 in Solingen arbeitete. Zahlreiche Klingen endlich tragen die Inschrift PETER MVNSTEN ME FECIT LONDON. Der Name eines deutschen Klingenschmiedes, der indessen nicht aus Solingen stammt, Caspar Fleisch aus London — CASPAR FLEISCH ME FECIT LONDINI – begegnete uns auf einem Schwert, das früher in der Sammlung Seymour Lucas war. Gelegentlich wurde der Name auch latinisiert als GASPAR CARNIS ME FECIT LONDON, eine Form, die ein anderes Schwert derselben Sammlung aufweist.

Als man gegen Ende des 17. Jahrhunderts beschloß, um nach den Kriegen mit Frankreich der wachsenden Nachfrage nach Klingen zu genügen, eine Gesellschaft zur Errichtung von Schmieden und Schleifmühlen zu gründen, waren natürlich die Schmiede von Solingen die ersten dazu. Aus Deutschland kamen die Arbeiter und die technischen Einrichtungen nach Newcastle, und um 1685 wurden endlich die Mühlen, wie wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen können, in Shotley Bridge erbaut. Durch einen merkwürdigen Übersetzungsfehler in dem Pfarrbuch ist das Datum des Beginnes dieser Industrie gewöhnlich in die Anfangsjahre des Jahrhunderts verlegt worden, und dieser Irrtum ist in die meisten Fachschriften übergegangen. Schon wenige Jahre später arbeiteten die Mühlen mit Hochdruck. In der London Gazette 25.–28. August 1690 findet sich die Anzeige eines eben eröffneten Kaufhauses des Isaac Hadley in New Street bei der Shoe Lane, London City, wonach Klingen verkauft werden „von der Hand tüchtiger Meister, die aus Deutschland kommen und in Newcastle ansässig sind".

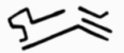
Verschiedene alte Häuser in Shotley Bridge tragen oder trugen bis in unsere Zeit Hinweise auf die nahen Beziehungen der Stadt zu Deutschland. An einem Hause in der Nähe der alten Fabrik liest man:

Der Herren segen machet Reich ohn alle Sorg wan du zughleich in deinem stand Treuw und Flisig Bist und duest was Dir Befohlen ist 1691.

Eine andere, jetzt zerstörte Inschrift lautet:

Deutschland (ist unser) watterland (s) olingen (i) se die Stadt Ge (nant [?] Der) Herr Beh (ü) t (deinen Ausgang und .... eingan.

Alle Klingen aus dieser Periode haben die gleiche Form und alle tragen die Worte „SHOTLEY" auf der einen und BRIDG auf der andern Seite mit der Wolfsmarke:



einige auch die Jahrzahl 1697.

Nach dem Frieden von Ryswyck 1697 begann die Industrie zu verfallen und die Fabrik schloß im Jahre 1702, um freilich im Jahre darauf, nach dem Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich, unter der gleichen Leitung die Arbeit wieder aufzunehmen. Die Schmiede leitete Herman Mohll, † 1716, die Schleifmühle Robert Oley oder Ouley, wohl ein Mitglied der Familie Ollig oder Olig aus Solingen, während ein gewisser Vooz den Handel mit Deutschland beaufsichtigte. Andere bekannte Namen aus diesem Kreise waren Henry Hooper, die Bertrams, Mohlls Nachkommen, die unter dem Namen Mole tätig waren, William und Nicholas Oley, die im 18. Jahrhundert das Geschäft leiteten, und Christopher Oley, der letzte Chef im Jahre 1828. 1832 war die Industrie gänzlich erloschen.

Von den geschichtlichen Exkursen kehren wir zu besonders beachtlichen Stücken der Sammlung zurück.

Die ganzen und halben Harnische waren meist ziemlich minderwertig, zurechtgemacht und in schlechtem Zustand. Einzig und allein der geätzte und vergoldete Harnisch (195) nahm eine besondere Rolle ein. Nach einer Familienüberlieferung, der wir mit Vorsicht folgen, war er ein Geschenk Philipps II. von Spanien an einen Vorfahren des Earl of Craven. Der 2. Earl of Craven trug ihn bei dem Turnier von Eglinton 1839, der verstorbene Earl bei dem Triumphzug der Königin Elisabeth zu Earls Court vor wenigen Jahren, bei welcher Gelegenheit er neu beledert, ausgebessert, vergoldet und mit dem Bart und den Handschuhen versehen wurde. Das Stück, wie es sich heute darstellt, mit Ausnahme des Helms, ist ein ganzer italienischer Harnisch von ca. 1580 mit halben Beinschienen, aber ohne Panzerschuhe; der Helm deutsch, aus derselben Zeit (1800 Guineas).

Nr. 46 war eine bemerkenswert schöne Hentze mit Fingerschluß, deutsch um 1560 (irrtümlich italienisch genannt), blank, mit vergoldeten Ätzrändern, in der Art des Peter von Speier, zwischen verschlungenen Blattranken Störche und Tierköpfe (220 Guineas). Der schöne deutsche Rücken (Nr. 51), ca. 1550, mit drei senkrechten Ätzstreifen, worin Karyatiden, Eulen und monströse Figuren, in der Mitte Judith mit dem Haupte des Holofernes, brachte 200 Guineas. Nr. 90, 92 und 93 waren Fälschungen mit unglaublichen Beschreibungen. 90 eine geätzte „Tartsche für das Realgestech", 92 eine „Achselverstärkung" und Panzergeflecht, 93 ein Rundschild mit einem Pistolenlauf in der Mitte, angeblich einer der achtzig „Gonne shields", die 1580 für Heinrich VIII. angefertigt wurden. Mit Ausnahme von Teilen des Luntenschlosses und von dem Lauf selbst, der von einer Pistole etwa um 1800 stammte, war der ganze Schild moderne Arbeit, weiches Walzeisen, mit gewöhnlichen Schrauben auf einer Holzplatte befestigt, die mit billigem roten Tuch bezogen war. Trotzdem erzielte er 480 Guineas. Nr. 108, ein gutes Paar Schulterdecken, von einem in England unbekannten Typ; das französische Wort scheint „moignons" zu sein, auf deutsch „Spangröls". Deutsch, um 1550, getrieben und mit einem Blattornament geätzt, in der Art Konrad

Lochners (265 Guineas). Weiter Nr. 129, ein typischer deutscher „Bart" von einem Landsknechtsharnisch, ca. 1540–1550, an den Rändern geätzte Streifen mit Arabesken, in der Mitte eine weibliche Figur auf einem Wagen, stark verputzt und später einmal, wahrscheinlich für das Turnier zu Eglinton, neu vergoldet (60 Guineas). Die Blankwaffen: Nr. 100, ein leichtes Schwert, einfacher Griff von Messing, als Ornament ein Muster von Weinblättern auf blauem Emailgrund, ausgesprochen englische Arbeit (70 Guineas); die anderen Schwerter brachten 31,5 bis 5,5 Guineas. Stangenwaffen: zwei Gläven (190 und 194) Mitte 16. Jahrhundert, geätzt mit dem kaiserlichen Wappen auf goldnem Grund (je 44 Guineas). Das interessanteste Stück unter den Handfeuerwaffen war eine holländische Radschloßpistole, Anfang 17. Jahrhundert, mit drei Schlössern an einem achtkantigen Lauf (Nr. 175, 64 Guineas). Nr. 148, eine deutsche Radschloßarkebuse, mit gravierten Perlmuttereinlagen und einem leicht geschnittenen Schloß, erzielte 19 Guineas. Nr. 52, ein ähnliches Stück, mit graviertem Elfenbein und Perlmutter eingelegt, auf dem Schaft ein Wappen und die Zahl 1676, 21 Guineas. Nr. 208, eine schottische Steinschloßpistole, von blankem, graviertem Stahl, mit Hirschhornknauf, von John Campbell, ca. 1740–1750, 30 Guineas, ein Paar Pistolen, Anfang 19. Jahrhunderts, 26 Guineas. Eine sogen. schottische Schnapphahnpistole (Nr. 207) war in Wirklichkeit eine Perkussionswaffe von ca. 1840 (4 Guineas). Das einzige sonst bemerkenswerte Stück war eine Armbrust, Mitte 16. Jahrhundert, mit deutscher Winde (cranequin); der Schaft mit Hirschhorn eingelegt, die Winde geätzt mit den Zeichen des Tierkreises (27 Guineas). *C. R. B.*

London. Am 7. Juli kam bei Sotheby, Wilkinson und Hodge die Waffensammlung des verstorbenen Mr. Boldo de Bertodano von Malmesbury zur Versteigerung. An Schutzwaffen gab es einige Helme, zwei Harnischbrüste und einen Rundschild, sämtlich ohne besonderes Interesse. Dagegen waren die Schwerter und Feuerwaffen in Qualität und Erhaltung recht gut, mit Ausnahme von zwei Rappieren (45, 47). Das erste davon, ca. 1580–90, mit tauschiertem, ursprünglich vergoldetem Griff, Rankendekoration, an den Rändern der Gefäßteile und den Kaneluren des Knaufes schmale silberne Ketten in der Art des Claude Savigny von Tours (36 £). Nr. 47, italienisch: um 1580: einfacher Griff mit langen Kreuzstangen, Eselshuf und Parierringen, reich mit silbernen Arabesken, Fruchtschnüren und Masken auf vergoldetem Grund geschmückt (36 £). Der Dolch, der wahrscheinlich hiezu gehörte, brachte, zusammen mit einem anderen, interessanten Dolch von ca. 1500, (48) 13 £. Nr. 32 ein interessanter, früher Stoßdegen, ca. 1660/70, einfacher Kreuzgriff, Eselshuf und doppelte Pariermuscheln, reich geschnitten, ging für 17 £ weg. Zwei Brescianer Glockendegen, um 1640 (31 und 33), für 16 £ 10 sh. und 17 £, also sehr billig, in Ansehung der zweifellosen Echtheit, obwohl stark verputzt. — Von den Feuerwaffen brachte ein schönes Radschloßgewehr, um 1600, deutsch, vielleicht sächsisch, 42 £. Nr. 59, ein Paar Radschloßpistolen, reich mit weißem und grünem Hirschhorn und Perlmutter eingelegt, eine moderne Arbeit (München?), 12 £ 10 sh., Nr. 74, ein prächtiger Pferdemaulkorb, Messing und Stahl, Ende 16. Jahrhundert, ursprünglich in der Sammlung des Barons de Marbot, erzielte 28 £. *C. R. B.*

LITERATUR

Max von Boehn: Das Bühnenkostüm in Altertum, Mittelalter und Neuzeit mit 325 Abbildungen. Bruno Cassirer, 1921.

Der bekannte Chronist der Kostümgeschichte wendet sich hier aus der Welt der Wirklichkeit dem Reich der Phantasie zu und stellt fest, wie hier die Wesen, die Leben und Odem vom Dichter erhielten, auftraten und sich dem Zuschauer eindrucksvoll machten.

Dies muß auch dem Kostümhistoriker willkommen sein, denn für die Sichtung seiner Bilderquellen ist von größter Wichtigkeit, zu wissen, was Abbild des Lebens und alltägliche Tatsache war, und was als Erfindung und Spiel in den Werken der alten Künstler verstanden sein will.

Hat man beides klar erfaßt, so wird mit Hilfe dieser beiden „Hilfswissenschaften", der Kostüm- und der Theatergeschichte dem Kunsthistoriker ein Einblick in die Phantasietätigkeit der alten Epochen sich öffnen, den zu gewinnen eines seiner vornehmsten Zwecke sein sollte.

Der Autor läßt uns mit gewohnter Freizügigkeit die Latifundien seiner Materialsammlungen durchwandern.

Ihm wird in der mählig quantitativ schwellenden Literatur zur Theatergeschichte kaum ein Buch, ein Artikel, ein Vortrag entgangen sein — und der Rechenschaftsbericht über alles, was er an Benutztem namhaft machen konnte, wird von nun an seinen bibliographischen Wert haben. Sein Überblick über das weite Gebiet der bildenden Kunst ermöglicht ihm zudem, seine Ausführungen reichlichst zu illustrieren. Gerade den Literaturbeflissenen, die sonst keine Bilder sehen, wird dieses Bildermaterial Anregungen geben dürfen.

Daß die bildende Kunst vom Theater die stärksten Eindrücke erfahren und darum als Quelle der Theatergeschichte zu gelten hat, ist längst im Altertum bekannt und begründet, für das Mittelalter festgestellt, für die neuere Zeit noch nicht recht ausgenutzt. Der Autor fängt nun, wie in einem großen Schleppnetz, alles ein, was sich in der bildenden Kunst verdächtig macht, für die Geschichte des Bühnenkostüms ausdeutbar zu sein, und schüttet es in verschwenderisch glitzernder Fülle vor uns aus. Trotzdem haben sich auch ihm Fälle absoluter Identität von Bühne und bildender Kunst nicht allzuhäufig offenbaren wollen: einstweilen beruht vieles von diesen Dingen mehr auf Ahnungen als auf Gewißheiten. Denn für die Epochen seit dem Altertum fehlt uns schmerzlich die Vereinigung von erhabenem Ziel und exakter Methode, die uns in der nicht bloß philologisch arbeitenden Archäologie mit ihrem unverwirrbar aufs Ausdeuten der großen bildenden Kunst gerichteten Streben so vorbildlich erscheinen will.

So wird also hier unternommen, das Phantasiekostüm und die Art der Darstellungen in alter Kunst mit den literarischen Überlieferungen von Aufführungen in Parallele zu setzen. Wie zwei Ströme laufen Bilder und Texte nebeneinander her, und der Leser in der Mitte blickt auf beide hin, nicht unverwirrt und von keinem Register beraten; und doch liegt in der Fülle der Eindrücke gerade die Leistung von Autor wie Verleger. Denn trotz der Ungunst der Zeit ist das Buch in der

verschwenderischen Fülle ausgestattet, mit der uns Max v. Boehn schon bei seinen Kostümpublikationen verwöhnt hat; nur wünschte man ihm, mitunter fast überwältigt, er möchte zu der Gewähltheit und Soigniertheit in der Illustration seiner ersten Modebändchen zurückfinden.

Wenn wir nun noch in gleicher Vollständigkeit eine Geschichte der Theaterdekoration, eine der Regie, eine der Deklamation und eine der Gestikulation bekommen, so hat man der jungen Theaterwissenschaft alles in die Wiege gelegt, was sie zum Leben braucht. Und dann hat sie keinen Grund und keine Entschuldigung mehr, von etwas anderem als von ihrem Thema, dem Theater, zu reden. *Oskar Fischel*

Les Tissus reproduits sur les tableaux italiens du XIV au XVIIe siècle. Isabella Errera. Gazette des Beaux Arts 1921 S. 142 f.

Verfasserin bringt erhaltene, meist aus dem Brüßler Kunstgewerbe-Museum (musée des arts décoratifs et industrielles) stammende Stoffe in Vergleich mit dargestellten Kostümstoffen auf italienischen Gemälden des 14–17. Jahrhunderts und versucht auf diese Weise zu einer genaueren Datierung der Stoffe zu gelangen. Dem Aufsatz sind zahlreiche Abbildungen beigegeben.

La Tunique de linge des femmes grecques ou tunique Ionienne étudiée sur le modèle vivant. Léon Heuzeg. Revue de l'art ancien et moderne. Tome XLI Nr. 232 S. 13 Nr. 233 S. 165 ff.

Der Chiton (χιτών), das jonische Gewand der griechischen Frau, bildet den Gegenstand der Studie. Der Name leitet sich von dem semitischen kittāna = Leinengewand her, doch wird die Bezeichnung früh vom Stoff auf ein Kleidungsstück von besonderem Schnitt und Tragweise, dem Ärmelkleid übertragen. Im Gegensatz zum schlichten, ärmellosen dorischen Nationalgewand, dem Peplos, ist es ein mondänes Kleid östlichen Ursprungs. Anordnung und Tragweise des Chiton werden an der Hand von Bildwerken und Vasenmalereien erläutert und zur Veranschaulichung Versuche am lebenden Modell gegenübergestellt. So wird der Chiton in einfachster Tragweise mit Gürtung und Bausch, dem Kolpos, eine „großer Chiton", genannte Tragweise mit Bausch und Überschlag, endlich das gleiche Kleidungsstück in Verbindung mit verschiedenen Mänteln vorgeführt. *P.*

RUNDSCHREIBEN DES REICHSARCHIVS

Potsdam, Brauhausberg

Als wertvolle Ergänzung des vorhandenen amtlichen Aktenmaterials aus dem Großen Kriege sammelt das Reichsarchiv Feldbriefe, private Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und sonstige Kriegsteilnehmer-Berichte.

Diese Sammlung würde ein falsches Bild von dem geistigen Zuschnitt und Zustand der Kämpfenden des deutschen Volkes geben, wenn nur Berichte eines Standes, einer Klasse oder einer politischen Richtung vorhanden wären. Je verschiedenartiger die Sammlung in ihrer Zusammensetzung ist, desto besser; denn das Reichsarchiv als rein wissenschaftliche Anstalt arbeitet ohne Tendenz und Richtung. Es sammelt das Material, um dem nach geschichtlicher Wahrheit suchenden Forscher seine allseitige Arbeit zu erleichtern.

Das Reichsarchiv nimmt an, daß durch den Schriftverkehr des dortigen Verbandes mit seinen Mitgliedern eine wertvolle Sammlung von Feldbriefen und sonstigen Kriegsteilnehmer-Berichten entstanden ist, und bittet, dieselbe dem Reichsarchiv entweder als Eigentum oder unter Wahrung des dortigen Besitzrechtes als Depositum anzuvertrauen, so daß sie jederzeit zurückverlangt werden könnte. Das Material ist nirgends besser aufgehoben und nirgends mehr Besitz des ganzen deutschen Volkes als gerade hier.

Das Reichsarchiv wäre dankbar für eine freundliche Auskunft, ob derartige Sammlungen dort bestehen und dem Reichsarchiv in irgendeiner Form überlassen werden könnten, und ob das Vorhandensein derartiger Sammlungen bei anderen Stellen, mit denen das Reichsarchiv alsdann in Verbindung treten würde, bekannt ist.

Sollte eine mündliche Rücksprache erwünscht sein, so wird das Reichsarchiv gern einen seiner Beamten zu diesem Zwecke dorthin senden. Auch würde das Reichsarchiv entstehende Porto-Kosten tragen.

VEREINSNACHRICHTEN

PROTOKOLL

über die zwölfte ordentliche Versammlung des Vereins für historische Waffenkunde am 26. und 27. Juni 1922 in München

Vorstandssitzung

am 26. Juni 1922 im Bayerischen Armeemuseum.

Anwesend sind vom Vorstande die Herren Dreger, Engel, Funck, Haenel, von Loßnitzer, Michelly, Rose, Graf Trapp; von den Pflegern die Herren Bohlmann und Weinitz.

Da der I. Vorsitzende, Herr v. Cranach, schriftlich mitgeteilt hat, daß er verhindert sei, an den Sitzungen teilzunehmen, übernimmt der II. Vorsitzende, Herr Dreger, die Leitung. An Stelle des abwesenden II. Schriftführers wird Herr Funck zum Protokollführer gewählt.

Es werden folgende Gegenstände besprochen und zur Vorlage für die Mitgliederversammlung vorbereitet:

1. Die schwierigen Kassenverhältnisse.
2. Die Neuwahl des Vorstandes. Wie im Geschäftsbericht

des I. Schriftführers näher ausgeführt, scheiden diesmal sämtliche Herren des augenblicklichen Vorstandes aus dem Amte.

3. Wahl des Ortes für die nächste ordentliche Versammlung.

4. Ein Antrag, die Anmerkung zu § 3 der Satzungen, wonach „Personen, welche aus dem Handel mit Altertümern ein Gewerbe machen", nicht Mitglieder werden können, wieder zu streichen.

5. Ein Antrag, in den Satzungen die Möglichkeit vorzusehen, Mitglieder auch auszuschließen.

6. Ein Antrag, gegen den Ausverkauf von Waffen aus dem Besitz von deutschen Städten und öffentlichen Sammlungen an das Ausland Schritte zu unternehmen. Der Vorstand verkennt nicht die Gefahr, die solche Verkäufe in sich schließen können, weiß aber andererseits, wie nur die Besorgnis um das Weiterbestehen der ganzen Sammlungen zu solchen Schritten gezwungen hat, und hat das Vertrauen zu den Leitern der Sammlungen, daß nur Doppelstücke und minderwertige, nie aber einzigartige und historisch wertvolle Stücke abgestoßen werden.

7. Verschiedene Briefe des Herrn Generalleutnants a. D. Rathgen, mit einer Reihe von Anträgen, die hauptsächlich die Vereinszeitschrift und ihre Leitung betreffen.

München, den 26. Juni 1922.

Dreger, Vorsitzender. Funck, Protokollführer.

Mitgliederversammlung

am 26. und 27. Juni 1922 im Bayer. Armeemuseum.

Anwesend sind 26 Mitglieder, 30 weitere sind durch Vollmachten vertreten.

Nach der Eröffnung der Versammlung durch Herrn Dreger begrüßt Herr Generaldirektor Professor Dr. Halm die Anwesenden in München und schließt die Wünsche des Hausherrn und des Herrn Hauptkonservators Dr. Stöcklein, an. Der Vorsitzende gibt dem Dank der Mitglieder für die freundlichen Worte und für die Einladung nach München Ausdruck.

1. Der I. Schriftführer, Herr Geheimer Regierungsrat a. D. Dr. Rose, verliest sodann folgenden Geschäftsbericht:

Nachdem die letzte ordentliche Versammlung des Vereins in Berlin am 12./13. Oktober 1918 stattgefunden, hat der Geschäftsführende Ausschuß im April 1920, wie schon Z. H. W. K. 8, 300 zum Ausdruck gebracht, es für geboten erachtet, im Hinblick auf die damaligen Reise- und Unterkunftsschwierigkeiten den Herren Mitgliedern des Vereins den Vorschlag zu unterbreiten, von der Abhaltung der nächsten, nach § 21 der Satzungen im Jahre 1920 fälligen, ordentlichen Versammlung abzusehen. Demgemäß sind die Herren Mitglieder durch besondere Rundschreiben mit dem gleichzeitigen Bemerken benachrichtigt worden, daß, sofern kein Widerspruch erfolge, die amtliche Tätigkeit des Vorstandes als auf weitere zwei Jahre, d. h. bis 1922 verlängert angesehen werden würde. Da ein derartiger Widerspruch von keiner Seite erfolgt ist, so ist der bisherige Vorstand bis jetzt im Amte verblieben.

Es hat jedoch, dem Antrage einer größeren Anzahl von Vereinsmitgliedern auf Grund des § 22 der Satzungen entsprechend, am 5. Dezember 1920 eine außerordentliche Versammlung in Berlin stattgefunden, da sich infolge der zum 31. Dezember 1920 erfolgten Kündigung des Zeitschriftenvertrages seitens des damaligen Verlegers, Hrn. K.W. Hiersemann in Leipzig, wegen der unerhörten Verteuerung der Herstellungskosten der Zeitschrift eine Erhöhung des Jahresbeitrages auf 30 M. und des Gründerbeitrages auf 750 M. als durchaus notwendig erwiesen hatte.

Der diesbezügliche Geschäftsbericht des I. Schriftführers und der Kassenbericht des Schatzmeisters sind Z. H. W. K. 8, 397 ff., der Sitzungsbericht selbst Z. H.W. K. 9, 37 ff. zum Abdruck gelangt; auch ist den einzelnen Herren Vereinsmitgliedern durch besondere Anschreiben vom Dezember 1920 von dieser Abänderung des § 4 der Satzungen Kenntnis gegeben worden.

Da jedoch auch der mit dem Verlage für praktische Kunstwissenschaft, Hrn. Dr. C. W. Schmidt in München abgeschlossene neue Verlagsvertrag vom 16. April 1921 schon zu Ende 1921 wegen der fortgesetzten Kostensteigerung sowohl für Papierlieferung, Buchdrucker, Buchbinder und Klischeeanstalten, wie auch für das Postporto, ohne eine weitere erhebliche Erhöhung der Jahresbeiträge nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte, so hat abermals auf Antrag gemäß § 22 der Satzungen am 21. Dezember 1921 eine außerordentliche Versammlung stattfinden müssen, in welcher, wie gleichfalls durch besondere Anschreiben vom Januar 1922 mitgeteilt worden, der Jahresbeitrag einstimmig auf 100 M. und der Gründerbeitrag auf 2500 M. festgesetzt worden ist.

Wie ferner aus Z. H.W. K. 9, 146 ff. veröffentlichten Sitzungsbericht dieser Tagung ersichtlich, ist der Verein durch das am 7. Dezember 1921 plötzlich erfolgte Ableben des tatkräftigen Verlegers, Herrn Dr. C. W. Schmidt in München, hart getroffen worden, doch ist es den dankenswerten Bemühungen der Schriftleitung gelungen, für den Zeitschriftenverlag eine neue bewährte Kraft in dem jetzigen Besitzer des Münchener Verlages, Herrn Dr. F. X. Weizinger zu gewinnen.

Aber auch sonst hat der Verein in den zwei Jahren seit der erstgenannten außerordentlichen Versammlung im Dezember 1920 ganz besonders schmerzliche Verluste mehrerer, um die historische Waffenkunde hochverdienter Mitglieder erlitten, da er außer dem unersetzlichen Heimgange eines seiner hervorragendsten Gründer und seines vornehmsten Ehrenmitgliedes, Sr. Exzellenz des Herrn Grafen Hans Wilczek in Wien am 27. Jauuar 1922, auch noch das Hinscheiden nachfolgender Herren zu beklagen hat:

Ingenieur Karl Claes, Mühlhausen i. Thür.
Historienmaler Dr. jur. Constantin Kling, Weimar.
Se. Exzellenz ehem. Kaiserl, Russ. Wirklicher Staatsrat Eduard von Lenz, Petersburg.
Se. Exzellenz Oberhofmarschall a. D. von Priem, Rudolstadt.
Kgl. bayer. Major a. D. Graf Karl von Rambaldi, München.
Architekt Louis Reutter, Neuchâtel (Schweiz).
Kgl. niederländ. Kolonel A. R. Timmers, Haag.
Architekt César Winterhalter, Straßburg i/E.
Freiherr von Zedlitz und Neukirch, Kynau (Schlesien).

Dauernde Ehre ihrem Angedenken!

Wenn sich, trotz dieser Verluste und trotz des Austritts einer größeren Anzahl von Mitgliedern, unter dem Druck der Zeitverhältnisse, die nach dem oben erwähnten Geschäftsbericht des I. Schriftführers zur Berliner außerordentlichen Versammlung im Dezember 1920 angegebene Zahl von 220 Mitgliedern noch auf der genau gleichen Höhe von 220 hat halten können, so dürfte dies erneut als ein überaus erfreuliches Zeichen für das den Zwecken und Zielen des Vereins andauernd gewidmete Interesse gelten, insbesondere, nachdem sich der Stoffkreis auch auf die Geschichte des Kostüms verbreitert hat, um damit in der allgemeinen Kulturgeschichte immer fester einzuwurzeln.

Die Weitererhaltung zum mindesten dieses Bestandes und dessen weiterer Ausbau im Interesse des Vereins ist aber hauptsächlich die wichtige Aufgabe der Herren Pfleger, und deshalb kann gerade ihnen die Notwendigkeit der Anwerbung neuer Mitglieder nicht dringend genug ans Herz gelegt werden.

Die Anwesenden ehren das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Plätzen.

2. Verlesung des Rechenschaftsberichts durch den Schatzmeister, Herrn Direktor Michelly:

Indem ich die Ehre habe, Ihnen die Bilanz des Vereins für die beiden letzten Jahre, satzungsgemäß abgeschlossen am 31. Mai 1922, zu überreichen, gestatte ich mir ergebenst darauf hinzuweisen, daß es mir infolge der gänzlich veränderten Verhältnisse nicht möglich ist, analog meiner früheren Gepflogenheit einen Vergleich zu ziehen zwischen dem abgelaufenen Doppeljahr und dem vorhergehenden.

Einnahmen:

31. Mai 1920:	Bestand	M. 6 663.87
	Beiträge	„ 35 514.93
	Zinsen	„ 227.60
		M. 42 406.40

Ausgaben:

	Kosten d. Zeitschrift einschl. Versand	M. 17 017.55
	Porti	„ 1 273.40
	Material, Druckkosten, Schreibhilfe und sonstige Ausgaben	„ 2 538 15
31. Mai 1922:	Bestand	„ 21 577.30
		M. 42 406.40

Bezüglich des Zuschusses, den der Verein an den Verlag für die Zeitschrift zu leisten hat, stehen wir mit letzterem noch in Verhandlung, und wenn wir bis zum 31. Dezember 1921 mit einem Zuschuß von M. 12 000.— jährlich davongekommen sind, so werden wir für den laufenden Jahrgang und für die folgenden eine wesentlich höhere Summe zu zahlen haben. Die finanziellen Verhältnisse des Vereins liegen nun so, daß wir, wie ich bereits in der außerordentlichen Versammlung im Dezember 1921 darlegen mußte, nur von der Hand in den Mund leben und ein geordneter Voranschlag völlig ausgeschlossen ist. Zu dieser Unsicherheit trägt wesentlich auch die Saumseligkeit bei, mit der der größere Teil der Mitglieder seine Beiträge entrichtet. Ich möchte hier einschalten, daß ich die diesjährigen Mahnungen der Portoersparnis halber erst vor kurzem gleichzeitig mit der Einladung zur gegenwärtigen Versammlung habe herausgehen lassen. Da nun erfahrungsgemäß viele Mitglieder erst nach Empfang dieser Mahnung zahlen, so ist mit dem Eingange einer namhaften Summe noch zu rechnen. Immerhin ist es traurig, daß eine solche Mahnung überhaupt notwendig ist, noch trauriger aber, daß trotz der Mahnung viele Mitglieder mit der Zahlung ihrer Beiträge zögern, und völlig unverständlich ist es, daß selbst Mitglieder des (erweiterten) Vorstandes mit der Zahlung ihrer Beiträge trotz wiederholter Mahnungen seit Jahren im Rückstande geblieben sind. Diese schleppende Zahlungsweise erschwert natürlich die Führung des Schatzmeisteramtes ganz außerordentlich; es kommt noch hinzu, daß viele Herren ein so geringes Interesse an den Tag legen, daß sie, trotz der Veröffentlichung in der Zeitschrift, trotz direkt übersandter Rundschreiben an den Erhöhungen des Beitrages achtlos vorübergehen und nach wie vor 15, bezw. 30 M. einsenden, was wiederum Briefwechsel zur Folge hat.

Meine Herren! Der Verein ist arm und kann sich den Luxus nicht gestatten, fortgesetzt die Zeitschrift an Herren zu senden, die sich zur Gegenleistung erst durch wiederholte Mahnungen bewegen lassen. Ich richte an die hier anwesenden Herren die dringende, inständige Bitte, jeder zu seinem Teile im Bekanntenkreise dahin zu wirken, daß diesen unhaltbaren Zuständen ein Ende bereitet werde. Der Dank des Vereins ist jedem von Ihnen sicher.

Wenn ich auf die einzelnen Posten der Bilanz kurz eingehe, so möchte ich zunächst bemerken, daß sich das geringe Zinserträgnis daraus erklärt, daß wir — wie ich schon oben erwähnte — von der Hand in den Mund leben und ich daher nicht wie früher gewisse Gelder auf längere Termine zu erhöhtem Zinssatze festlegen konnte. So verringert sich auch der Bestand vom 31. Mai von M. 21 577.30 um M. 10 000.—, die ich anfangs Juni dem Verlage gezahlt habe.

Versand-, Porto-, Druckkosten usw. sind, den Verhältnissen entsprechend, teurer und teurer geworden und bilden einen großen Faktor in unserem Budget. Es wäre zu begrüßen, wenn sich immer mehr Mitglieder fänden, die bereit wären, ihre Beiträge freiwillig zu erhöhen, um dem Verein eine gewisse Ellenbogenfreiheit zu gestatten.

Der Vorsitzende spricht beiden Herren den Dank der Mitglieder aus und fügt noch Worte des Dankes für die Gattin des Schatzmeisters hinzu, die in aufopfernder mühevoller Tätigkeit ihren Gatten seit vielen Jahren in seinen Vereinsobliegenheiten unterstützt.

3. Die Entlastung des Schatzmeisters wird gemäß des Antrages der beiden Rechnungsprüfer, des Herrn Direktors Dr. Binder und des Herrn Ad. Cloß, beschlossen.

4. Wahl des Vorstandes: Es werden wiedergewählt die Herren Buttin, Baron Cederström, v. Cranach, Diener-Schönberg, Dreger, Engel, Funck, Haenel, v. Loßnitzer, Michelly, Rose, Graf Trapp, Wegeli. Herr Sterzel hatte gebeten, von seiner Wiederwahl abzusehen. Neu hinzugewählt werden die Herren Erben, Geßler, Neuhaus, Post, Baron Potier, Stöcklein.

Wahl der Pfleger: Die bisherigen Herren Pfleger werden wiedergewählt; von einer Zuwahl weiterer Herren wird Abstand genommen.

Die anwesenden Herren nehmen die Wahl an, bei den nicht anwesenden wird schriftliche Einwilligung eingeholt werden.

5. Beschluß über den Ort der ordentlichen Versammlung 1924. Hierzu liegen zwei verlockende Einladungen vor. Zunächst wiederholt Graf Trapp seine bereits vor dem Kriege ergangene Einladung nach Schloß Churburg in Italienisch-Tirol und nach Innsbruck. Sodann ist durch Herrn Major a. D. Müller-Hickler eine Einladung des Grafen zu Erbach-Erbach nach Erbach ergangen, dessen Besuch mit einer Tagung in Darmstadt leicht zu verbinden wäre. Da es heute ungewiß ist, ob die Grenz- und Geldverhältnisse es in zwei Jahren möglich machen werden, die Versammlung in Österreichisch- und Italienisch-Tirol abzuhalten, wird die Entscheidung vertagt und dem Vorstande überlassen, zeitgerecht die Wahl zwischen beiden Orten zu treffen. Die Versammlung dankt dem Grafen Trapp vorläufig herzlich für sein Anerbieten, und beauftragt den Vorstand, dem Grafen zu Erbach-Erbach gegenüber schriftlich das gleiche zu tun.

6. Änderungen der Satzungen:

a) Zu § 3. Die Anmerkung wird gestrichen. Es dürfen also Händler mit Altertümern hinfort wieder Mitglieder werden.

b) Zu § 5 wird auf Antrag des Vorstandes folgender Zusatz angenommen:

„Mitglieder, deren Tätigkeit mit den Zwecken des Vereins in Widerspruch gerät, oder die gegen die guten





Dalmatika (links) und Chormantel (rechts). 18. Jahrhundert
Aachen, Dom

Sitten verstoßen, können mit dreiviertel Stimmenmehrheit des geschäftsführenden Ausschussss aus dem Vereine ausgeschlossen werden."

c) In § 7 ist durch einen Druckfehler der Schriftleiter nicht erwähnt; es muß also in der vierten Zeile hinter „Schriftführers" das „und" gestrichen und hinter „Schatzmeisters" hinzugefügt werden: „und des Schriftleiters".

7. Besprechung der Briefe und Anträge von Exz. Rathgen. Der wichtigste Brief wird verlesen. Mehrere der Anträge stehen in Widerspruch mit den Satzungen, andere sind, wenn auch in anderer Fassung, bereits in ihnen enthalten oder eignen sich nicht zur Aufnahme. Einige dankenswerte Anregungen werden dem Schriftleiter zur Kenntnis überwiesen. Die Hauptfrage, ob die Schriftleitung jeden ihr zugehenden Beitrag eines Vereinsmitglieds in die Zeitschrift aufnehmen muß, wurde verneint. Die Beantwortung der Briefe im Sinne der Besprechung wird dem Vorstande überlassen, dieser wird zugleich damit betraut, dem um die Geschichte der Artillerie so verdienten Vereinsmitgliede den Dank der Versammlung für seine zahlreichen Anregungen auszudrücken.

8. Im Anschluß hieran regt Herr Geßler an, in der Zeitschrift auch eine Zeitschriftenschau mit Hinweisen auf vereinzelte Aufsätze über Waffen zu bringen, Graf Trapp ebenso, auch Berichte über Versammlungen von Vereinen ähnlicher Richtung aufzunehmen. Der Schriftleiter ist hierzu gerne bereit und bittet um Unterstützung in diesem Sinne.

9. Von anderer Seite wird gewünscht, auch über unsere Sitzungen Berichte in die Tagespresse zu bringen, um den Verein bekannt zu machen.

10. Die Versammlung drückt dem Schriftleiter ihre Anerkennung und ihren Dank für seine hingebende und erfolgreiche Arbeit an der Zeitschrift aus.

11. Herr Oberst a. D. Schurig berichtet über eine Denkschrift des Herrn Oberstleutnants a. D. Reimer, die ein Archiv für die Akten der ehemaligen Heereswerkstätten errichtet wissen und unter anderm auch den Verein für historische Waffenkunde mit dieser Angelegenheit befassen will. Diese Anregung wird abgelehnt, weil die beabsichtigte Schöpfung den Aufgaben des Vereins widerspricht.

12. Ein schriftliches Ansuchen des H. Archivrats Dr. Hobohm um Überlassung von persönlichen Kriegserinnerungen, Tagebüchern und Feldbriefen wird zur Kenntnis gebracht.

13. Im Anschluß an seinen Bericht und erneut am 27. hält Herr Michelly einen eingehenden Vortrag über die schwierige Vermögenslage des Vereins, berichtet über Verhandlungen mit dem Verlage der Zeitschrift und betont, daß eine weitere Erhöhung der Mitgliederbeiträge nicht zu umgehen ist, wenn die Zeitschrift auch nur annähernd auf der jetzigen Höhe der Ausstattung und dem jetzigen Umfange erhalten werden soll. Am besten würde eine solche Erhöhung in der Form eines Teuerungszuschlags zum Beitrage zu erfolgen haben. Um zu vermeiden, daß zur Entscheidung hierüber eine oder gar mehrere außerordentliche Mitgliederversammlungen einberufen werden müßten, bittet er, dem Vorstande das Recht einzuräumen, solche Teuerungszuschläge von sich aus einzufordern, wenn die Not dazu zwingt. Nach lebhafter zustimmender Besprechung wird dem Vorstande diese Befugnis zugestanden.

14. Weiter klagt Herr Michelly darüber, daß die Mitgliedsbeiträge so spät, und häufig trotz mehrfacher Mahnungen gar nicht oder in ungenügender Höhe eingehen. Diese Saumseligkeit erschwert dem Schatzmeister seine Geschäftsführung, verursacht Mehrarbeit und Mehrkosten und verhindert einen klaren Überblick über die Geschäftslage. Die Herren Mitglieder werden dringend ersucht, ein jeder in seinem Kreise auf pünktliche Zahlung der geringen Summe hinzuwirken.

15. Seit langem schon ist es erforderlich, das veraltete Mitgliederverzeichnis durch einen Neudruck zu ersetzen. Wegen der bedeutenden Kosten ist dies indessen bisher unterblieben. Herr Michelly beantragt deshalb, das neue Verzeichnis den Mitgliedern zum Herstellungspreise besonders in Rechnung stellen zu dürfen. Der Antrag wird von der Versammlung angenommen mit dem Wunsche, daß der Neudruck möglichst noch im Herbst d. Js. zur Ausgabe gelangen solle.

München, den 27. Juni 1922.

Dreger,	Weinitz,	Funck,
Vorsitzender.	Mitglied.	Protokollführer.

Vorstandssitzung

am 27. Juni 1922 im Bayerischen Nationalmuseum.

Anwesend sind vom Vorstande die Herren: Dreger, Engel, Funck, Geßler, Haenel, v. Loßnitzer, Michelly, Neuhaus, Post, Rose, Stöcklein, Trapp.

Es wird folgende Ämterverteilung beschlossen:

1. Vorsitzender: Dr. ing. E. h. Dreger.
2. Vorsitzender: Geh. Regierungsrat a. D. Dr. Rose.
1. Schriftführer: Dr. Post.
2. Schriftführer: Dr. Diener-Schönberg.
Schatzmeister: Direktor Michelly.
Schriftleiter: Prof. Dr. Haenel.
Schriftleiter für Kostümkunde: Dr. Post.

Die anwesenden Herren nehmen die Wahl an; die Einwilligung des Herrn Diener-Schönberg wird eingeholt werden.

Herr Dreger spricht bei der Bekanntgabe dieser Verteilung an die anschließende kurze Mitgliederversammlung Herrn v. Cranach, der ausdrücklich ersucht hatte, ihm das Amt des 1. Vorsitzenden nicht wieder zu übertragen, den Dank der Versammlung für seine Amtswaltung und zugleich das Bedauern aus, daß er dieselbe aufgebe.

München, 27. Juni 1922.

Dreger,	Funck,
1. Vorsitzender.	Protokollführer.

Äußerer Verlauf der Tagung.

Dem Programm entsprechend, fanden sich bereits am Sonntag, den 25. Juni um 8 Uhr abends zahlreiche Teilnehmer der Versammlung zu einem zwanglosen Bierabend im Hotel Union ein, wo sie von den anwesenden Münchener Herren auf das herzlichste begrüßt wurden. Allgemeine Freude erregte auch das Erscheinen ausländischer Mitglieder: Sr. Exzellenz des Herrn Grafen Trapp, Innsbruck mit zwei Söhnen, des Herrn Direktorial-Assistenten Dr. Geßler, Zürich mit Frau Gemahlin und des Herrn Vertreters des Zeughauses in Solothurn, die die jetzigen Schwierigkeiten der Reise nicht gescheut hatten, um der Tagung beizuwohnen. Andere Herren hatten schriftlich und telegraphisch ihre Grüße gesandt; besondere Freude erregte ein Telegramm von Herrn Baron Cederström aus Stockholm. Das gesellige Beisammensein, das durch die Anwesenheit einer größeren Anzahl von Damen der Herren Mitglieder verschönt wurde, verlief unter anregenden Gesprächen in überaus harmonischer Weise.

Am Montag, den 26. Juni hielt nach Erledigung der Tagesordnung der Versammlung im Bayerischen Armeemuseum

zunächst Herr Hauptkonservator Dr. Stöcklein den angekün digten Vortrag über „Die Entwicklung des einschneidigen Schwertes". Die hochinteressanten Ausführungen des Herrn Vortragenden, in welchen er den Werdegang dieser Waffe unter Vorlegung von charakteristischen Fundstücken aus der Sammlung des Museums als Beweismaterial näher erläuterte, wurden mit allgemeinem lebhaftem Beifall aufgenommen.

Der im Anschluß hieran vorgesehene Vortrag des Herrn Kustos Dr. Post mußte wegen der vorgeschrittenen Zeit auf den nächsten Tag verschoben werden. Es fand daher nunmehr die Besichtigung der Waffensammlung des Armeemuseums unter Führung des Herrn Dr. Stöcklein und des Herrn Oberst Muxel statt, die die reichen Bestände der zur Zeit neugeordneten und durch einen Teil der früher im Bayerischen Nationalmuseum befindlichen Waffen vermehrten alten Abteilung, sowie der ebenso interessanten neueren Abteilung in liebenswürdiger und lehrreicher Weise näher erläuterten.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen im Gasthause „Zum Bauerngirgl" begaben sich die Teilnehmer zur Besichtigung des nahegelegenen Residenzmuseums. Hier wurden sie von Herrn Konservator Dr. Hausladen empfangen, der die Güte hatte, die zahlreichen, mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Säle dieses alten Wittelsbacher Schlosses in ihrer architektonischen Schönheit und mit ihren kostbaren Kunstschätzen an Möbeln, Bildern und Gobelins in ebenso anschaulicher wie kunstbegeisterter Rede zu erklären.

Den Abschluß dieses genußreichen Tages bildete um 8 Uhr abends ein gemeinsames Festessen im Hotel Union, wobei Herr Direktor Dr. Dreger als Vorsitzender in seiner Begrüßungsrede den herzlichsten Dank des Vereins an die Münchener Herren zum Ausdruck brachte, während Herr Direktor Michelly in schwungvoll poetischer Form der Damen, und Herr Oberst v. Loßnitzer des Vereins und des Herrn Vorsitzenden Direktor Dr. Dreger gedachten.

In der am folgenden Dienstag, den 27. Juni im kleinen Bibliotheksaal des Bayerischen Nationalmuseums stattfindenden Tagung ergriff gleich nach der zweiten Vorstandssitzung Herr Kustos Dr. Post das Wort zu seinen Ausführungen über: „Die Aufstellung der Berliner Zeughaussammlung in alter und neuer Zeit", in welcher er, wirkungsvoll unterstützt durch zahlreiche wertvolle alte Pläne und Zeichnungen seit Bestehen dieser Sammlung, einen interessanten historischen Überblick über Anschaffung und Unterbringung ihrer mannigfaltigen Waffenschätze gewährte.

Es folgte hierauf Herr Direktor Dr. Dreger, der durch seinen infolge Zeitmangels leider verkürzten Vortrag über „Die Systematik der Waffen" an der Hand eines von ihm selbst entworfenen detaillierten Schemas höchst geistvolle neue Richtlinien für die Gruppierung der einzelnen Waffengattungen gab.

Auch dieser Redner erntete den lauten Beifall der Versammlung, und es wurde dem allgemeinen Wunsche und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der für die historische Waffenkunde so wichtige Vortrag demnächst in der Zeitschrift des Vereins abgedruckt werden möchte.

Im Anschluß an diese Vorträge besuchten dann die Anwesenden die interessante Werkstätte des Generalkonservatoriums, woselbst Herr Hauptkonservator Professor Dr. Schmid in höchst dankenswerter Weise an mehreren Fundstücken die für Museen und einen jeden Sammler so wertvollen verschiedenen Konservierungsmethoden näher verständlichte und ausführlich begründete.

Die hierauf folgende Besichtigung der Waffensammlung des Nationalmuseums unter Führung des Herrn Dr. Stöcklein und einzelner Herren des Museums gewährte von neuem einen Überblick über die noch vorhandenen Schätze der aus bayerischen Schlössern und Zeughäusern stammenden prachtvollen Waffenstücke aus dem 15. und 16. Jahrhundert, von denen namentlich die Prunkharnische des 16. Jahrhunderts allgemeine Bewunderung erregten.

Der Nachmittag wurde zu einem gemeinsamen Ausfluge nach Schloß Nymphenburg benutzt. Auch hier war Herr Konservator Dr. Hausladen so liebenswürdig, die Führung zu übernehmen.

Herr Generaldirektor Professor Dr. Halm und alle die Münchener Herren, die in so liebenswürdiger Weise zum Zustandekommen dieser Tagung mit ihren vielfachen Kunstgenüssen beigetragen haben, dürfen des allseitigen herzlichsten Dankes versichert sein! *Rose*

Mitgliederversammlung in Berlin. An Stelle der zwanglosen Bierabende werden, um die Zwecke des Vereins durch ernste gegenseitige Belehrung zu fördern, fortan rein wissenschaftliche Abende eingeführt, an denen frei gewählte Vorträge über beliebige Zweige der Waffen- und Kostümkunde gehalten, Neuerscheinungen des Bücher- und Zeitschriftenmarktes vorgelegt und Sammlungsstücke gezeigt und beurteilt werden sollen. Während des sachlichen Teils der Sitzungen, den ein Vorstandsmitglied leitet, soll nur nach erteiltem Wort gesprochen werden. Kurze Berichte über die Sitzungen werden in der Vereinszeitschrift erscheinen. Ihnen werden Inhaltsangaben zugrunde gelegt, die die Herren Vortragenden selber hierfür zur Verfügung stellen. Als Zeitpunkt für die Versammlungen ist, wie bisher, der dritte Mittwoch jedes Monats, abends 6 Uhr, in Aussicht genommen. Die Dauer der Sitzungen soll höchstens 2 Stunden, die der einzelnen Vorträge höchstens 1/2 Stunde betragen.

Als Versammlungsort wird, Dank dem verständnisvollen Entgegenkommen des Herrn Direktors Dr. Binder, die hierfür würdigste Stätte, das Zeughaus (Eingang in der Straße „Hinter dem Zeughause") dienen. *Dreger*

DRUCKFEHLER

Heft 5: S. 169, Spalte 2, Zeile 17 von unten lies statt „Everitz": „Evertz". — S. 170, Spalte 2, Zeile 1 von oben lies statt „Japerts": „Japert". — S. 177, Spalte 2, Zeile 21 von oben lies statt „Hutz": „Hütz". — S. 177, Spalte 2, Zeile 27 von oben lies statt „Rotten": „Kotten". — S. 177, Anmerkung 2) lies statt „Solingen 1, 112": „Solingen" No. 112".

Schriftleitung: Prof. Dr. Erich Haenel, Direktor des Historischen Museums und der Gewehrgalerie, Dresden A. 1, Johanneum. Für Kostümkunde: Kustos Dr. Paul Post, Berlin C. 2, Zeughaus. — Verlag für praktische Kunstwissenschaft Dr. F. X. Weizinger & Co., München, Sophienstraße 6. — Druck: Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn, München, Jungfernturmstraße 2